











Heinrich Hilgard-Villard

Lebenserinnerungen







Henry Villard

Lebenserinnerungen

von

Heinrich Hilgard-Villard

*

Ein Bürger zweier Welten

1835—1900



Berlin
Druck und Verlag von Georg Reimer
1906

Vorwort.

Die Herausgeber der im Jahre 1904 in zwei Bänden erschienenen englischen Memoiren des Herrn Henry Villard glauben aus der überaus freundlichen Aufnahme, welche das Werk in den Vereinigten Staaten von Amerika gefunden, auf ein gleich wohlwollendes Entgegenkommen in Deutschland schließen zu dürfen, wenn sie jetzt eine deutsche Ausgabe der Memoiren veranstalten.

Henry Villard, ein Bürger zweier Welten, der sich aus eigener Kraft zu Bedeutung und Ansehen emporgeschwungen, war ein Mann, der mit gleichem Patriotismus das Vaterland seiner Geburt wie das Land seiner Wahl liebte und nach Kräften das Wohl beider zu fördern suchte. In allem was er tat spiegelten sich die Grundsätze und die Bildung wieder, welche er dem Lande seiner Geburt verdankte; sie vereinigten sich in ihm mit seinem in Amerika erworbenen weiten Blick und seiner hier entwickelten rastlosen Tatkraft. Die Umstände, die ihn zur Niederschrift seiner Memoiren veranlaßten, hat er in dem Werke selbst geschildert.

Die deutsche Ausgabe ist im wesentlichen der englischen konform. Gleichwohl ergab sich die Notwendigkeit einiger Abweichungen. Seine in Deutschland verlebten Jugendjahre hat Herr Villard in einem im Jahre 1887 geschriebenen Werke in deutscher Sprache geschildert. Es führt den Titel „Heinrich

Hilgard-Villard. — Jugend-Erinnerungen 1835—1853" und ist im Jahre 1902 in New York erschienen. In der englischen Ausgabe der Memoiren ist dieses Werk nur in einem kurzen Auszuge enthalten; es bildet dagegen vollständig und unverändert einen integrierenden Teil der vorliegenden deutschen Ausgabe. In der Vorrede zu dem deutschen Werke sagt Herr Villard:

„Mancherlei Gründe hielten mich soweit ab, der Aufgabe näher zu treten. Jetzt bin ich aber entschlossen, ans Werk zu gehen. Ich will es wirklich versuchen, die mehr oder minder verblichenen Bilder der Vergangenheit von meiner ersten Kindheit ab bis zur Gegenwart vermittelst des Spiegels des Gedächtnisses so getreu wie möglich wiederaufzufrischen. Ich hoffe, daß es mir vergönnt sein möge, die hiermit begonnene Arbeit zu vollenden. Wie weit sie zu nützen und frommen geeignet ist, muß ich dem Urteile der Leser überlassen."

Der Wiedergabe jenes deutschen Buches folgt hier eine wörtliche Übersetzung des die ersten Erlebnisse Herrn Villard in Amerika behandelnden Teiles der Memoiren, der die Ereignisse bis zum Beginn seiner Tätigkeit als Kriegskorrespondent umfaßt. Die ausführlichen Darstellungen von Perioden und Schlachten des Bürgerkrieges, die dann im englischen Text erscheinen und für den Amerikaner von großem Interesse sind, wurden der deutschen Ausgabe nicht einverleibt, da sie den deutschen Leser ungleich weniger fesseln würden. Nur einzelne Episoden, deren Augenzeuge Herr Villard war, und Schilderungen, welche uns seine Art der Anschauung vergegenwärtigen, sind wörtlich beibehalten worden. Sie sind durch kurze Zusammenfassung der wichtigsten Ereignisse, die er miterlebte, und durch den Hinweis auf die hervorragendsten Persönlichkeiten jener Zeit, die er kennen lernte, lose miteinander verbunden worden. In diesem Teile der Memoiren spricht Herr Villard

selbst. In demjenigen Teil dagegen, der seine Laufbahn als Finanzier behandelt und die Zeit von 1863 an umfaßt, ist von ihm durchaus in der dritten Person die Rede. Die vorliegende deutsche Ausgabe bringt diesen letzteren Teil wieder in wörtlicher Übersetzung, da er bei dem internationalen Charakter der Finanztransaktionen des Herrn Villard und besonders bei seinen intimen Beziehungen zur deutschen Finanzwelt für deutsche Leser von ganz speziellem Interesse sein dürfte. Herr Villard war durch das schnelle Schwinden seiner Gesundheit außerstande gesetzt worden, die Memoiren in der Ausdehnung zu vollenden, in welcher er die dem Kriege vorhergegangene Periode behandelt hatte, und so beschreibt er die Zeit von 1863 bis 1900, der er seinen letzten Sommer widmete, in gedrängter Form.

Mit einer Ausnahme ist auch die im englischen Text festgehaltene chronologische Reihenfolge der Ereignisse hier beibehalten worden. Diese Ausnahme bezieht sich auf die Erzählung des ersten Zusammentreffens und der Verlobung des Herrn Villard mit seiner späteren Gattin. Das betreffende Kapitel ist dem die spätere Laufbahn darstellenden Abschnitt eingefügt worden und unterscheidet sich von dem übrigen Teile dadurch, daß die Darstellung in der ersten Person erfolgt.

Herr Villard hatte ursprünglich mit den Memoiren eine Urkunde für seine Familie schaffen wollen, dabei aber auch eine eventuelle Veröffentlichung in Aussicht genommen, damit auch andere von den Lehren seines Lebens profitieren könnten. Als er weiterschritt und bei seinen Erlebnissen im Bürgerkrieg anlangte, überkam ihn, wie er selbst erklärte, der Eifer des Geschichtsschreibers, und so beschrieb er unter Benutzung des offiziellen Urkundenmaterials beider Parteien des größten amerikanischen Konflikts die Feldzüge, an denen er teilgenommen oder besonders interessiert war, mit großer Ausführlichkeit.

Ein Werk, das so viele Jahre der Ausarbeitung zwischen zahlreichen und langanhaltenden Unterbrechungen umfaßt und mit einem Wechsel in der Person der Darstellung geschrieben wurde, muß notwendigerweise manche Mängel in bezug auf Gleichmäßigkeit seiner Teile aufweisen, doch hoffen die Herausgeber, daß das Interesse deutscher Leser an der Entwicklung, den Schicksalen und den Werken des Heinrich Hilgard oder Henry Villard, wie er sich kurz nach seiner Ankunft in Amerika nannte, beim Durchlesen seiner Memoiren gleichwohl nicht erlahmen werde.

Inhaltsverzeichnis.

Erster Band.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Zweiter Band.

Drittes Buch.

Verzeichnis der Illustrationen.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Familien-Geschichte.

Meine Kenntnis der Geschichte meiner Familie ist eine beschränkte. Auf väterlicher wie mütterlicher Seite geht sie zwar bis zum Anfange des siebzehnten Jahrhunderts zurück, aber die mir bekannten Nachrichten sind für die erste Hälfte dieses Zeitraumes sehr kärglicher Natur. Meines Vaters Urgroßvater und Großvater waren beide der protestantisch-reformierten Kirche angehörige Landgeistliche in der nördlichen Rheinpfalz, die auch ihr Geburtsland war. Der erstere war Seelsorger in Bosenheim, wo er den größten Teil seines Lebens verbrachte und im Alter von 93 Jahren starb. Er erlebte noch die erste französische Revolution. Als orthodoxem Protestanten war ihm die gottlose Umwälzung sehr verhaßt. Er machte seinem verdammenden Urteile über dieselbe in einem Werke, betitelt „Eine Verteidigung der christlichen Religion", Luft, das er dem Könige Friedrich Wilhelm I. widmete und gelegentlich eines Besuches desselben am Rhein persönlich überreichte. Seine Pfarre scheint eine ärmliche und sein Einkommen ein entsprechend dürftiges gewesen zu sein. Sein einziger Sohn Jakob, der Großvater meines Vaters, wurde nach Vollendung des theologischen Studiums zuerst Erzieher des Erben des Fürsten von Nassau-Weilburg, des damaligen Landesherrn, und dann zweiter Pfarrer oder Vikar in Bacharach am Rhein. Als solcher lebte er im Hause des ersten Pfarrers

Theodor Erasmus Engelmann, der sich acht stattlicher Söhne und vier hübscher Töchter erfreute.

Pfarrer Engelmann war ein Mann von sehr stattlichem Äußeren, gründlicher Bildung und wirklicher, großer Gelehrsamkeit, scheint aber auch ein Sonderling gewesen zu sein. Er lebte abgeschlossen für sich mitten in seiner zahlreichen Familie. So soll er lange Jahre hindurch sein Studierzimmer nur zu den regelmäßigen Mahlzeiten und zum Kirchengange verlassen haben. Es wird sogar von ihm erzählt, daß er während einer Beschießung von Bacharach trotz allen Flehens seiner Frau und Kinder, die im Keller Schutz suchten, ruhig in seiner Bibliothek geblieben sei, bis die Zertümmerung des Raumes durch einschlagende Kugeln ihn zum Rückzuge zwang.

Wie es bis auf den heutigen Tag in ähnlichen Fällen in Deutschland ein häufiges Vorkommnis ist, bewarb sich der Vikar um eine der Töchter des Pfarrherrn und führte sie als Gattin heim, nachdem der Fürst von Nassau-Weilburg, wohl in besonderer Anerkennung seiner Verdienste als Erzieher, ihm die einträgliche Pfarrei von Marnheim, nicht weit vom Donnersberg gelegen, verliehen hatte. Hier verblieb er ungeachtet vieler Wechselfälle bis zu seinem Tode. Auf beiden Seiten habe ich also meinen Urgroßeltern „geistliches" Blut zu verdanken. Ob ich meiner Abstammung Ehre in dieser Richtung gemacht habe?

Übrigens scheint es meinem Urgroßvater bei seiner Wahl mehr um eine tüchtige Leiterin seines Haushaltes, als um Befriedigung einer Herzensneigung zu tun gewesen zu sein. Wenigstens war es eine feste Überlieferung unter seinen Kindern, daß den Eltern die innere Übereinstimmung abging. Daß dies der Fall war, ist um so auffallender, als die beiden Gatten die nötigen Eigenschaften besaßen, die Ehe, trotz des niedrigen Beweggrundes zu derselben, zu einer glücklichen zu machen. Beide waren mit mehr als gewöhnlichen körperlichen, geistigen und sittlichen Gaben ausgestattet. Beide besaßen einen lebhaften Geist und eine für jene Zeit und ihre Verhältnisse bedeutende Bildung. Beide waren feurige Bekenner des neuen Evangeliums der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, das, von Frankreich ausgehend, ganz Europa

so gewaltig erschütterte. Da der Gatte die neue politische Lehre in allen ihren Folgerungen annahm, so kann er kaum ein orthodoxer Christgläubiger geblieben sein. Auch scheint er in der Tat eine Natur gewesen zu sein, die mehr in der Wirklichkeit der umgebenden Verhältnisse als in der herkömmlichen abstrakten Sphäre des Geistlichen gelebt hat. Die Aufregung der politischen Zeitereignisse und die Vergnügen der Jagd fesselten ihn mehr als seine Berufspflichten. Vielleicht lag hierin der Grund des Mangels des seelischen Verständnisses zwischen den Gatten, dessen ungeachtet jedoch ihre Ehe eine „gute" genannt werden kann.

Vielleicht lag der Grund dieses Mangels aber auch in den besonderen Eigenschaften der Gattin. Sie war eine sehr feinfühlende und liebebedürftige Frau. Ihr Herz bedurfte des innigsten Mitfühlens eines anderen. Ihre Seele dürstete nach vollkommener innerer Verschmelzung mit einem verwandten Wesen. Sie besaß höchst idealen Sinn — vielleicht in einem zu hohem Maße. Für alles, was diesem entsprach, schwärmte sie. Aber es wurde auch jegliches, was diesem entgegenlief, kalt, schroff und rücksichtslos abgewiesen. Menschen, die ihr nicht behagten, zeigte sie ihre Gleichgültigkeit oder ihren Widerwillen ohne jeden Rückhalt. Ihr Kultus alles Höheren war von einer zu weitgehenden Mißachtung des Passenden begleitet. Sie legte unter anderem zu wenig Wert auf ihre äußere Erscheinung. Wiewohl eine gewissenhafte Hausfrau und eine zärtliche Mutter von unerschöpflicher Aufopferung und Geduld, nahm sie doch den regsten Anteil an dem geistigen Leben ihrer Zeit, besonders an der neuentstehenden deutschen Literatur. Sie führte eine ausgezeichnete Feder, die sie aber nur in ausgedehntem brieflichem Verkehr übte. Ihre Briefe zeichneten sich durch richtigen Stil, warmes Gefühl, klares Urteil und einen maßvollen Schwung aus.

Die Ehe wurde durch sieben Kinder, vier Söhne und drei Töchter, beglückt. Friedrich, der am 9. Dezember 1784 zweitgeborene Sohn, ward mein Großvater. Da die Pfarrei, wie bereits angedeutet, ein gutes Einkommen abwarf, so machte der Kindersegen den Eltern zuerst keine Sorgen. Es kam aber nur zu bald anders. Bei weitem der größte Teil des Einkommens

rührte von Zehnten und anderen Abgaben her. Als nun aber das linke Rheinufer der französischen Republik einverleibt wurde, fielen die meisten derselben weg. Aber neben der bedeutenden Schmälerung ihrer Einkünfte standen der Pfarrerfamilie noch ganz andere Heimsuchungen bis zur dauernden Befestigung der französischen Herrschaft bevor. Marnheim lag nämlich auf der Hauptheerstraße von Frankreich nach der Festung Mainz, die damals wie jetzt den Schlüssel zum mittleren Rheintale bildete. Für das Dorf ergab sich aus dieser Lage eine langdauernde Mitleidenschaft an den Kriegsschäden jener blutigen Zeit. Nicht nur von der Last häufiger Einquartierungen, sondern auch von eigentlichen Kriegsschrecken wurden die Bewohner öfters befallen. Hin und her bewegten sich die Kampfeswogen über dieselben, je nachdem die republikanischen Heere oder die Alliierten siegreich waren. Kämpfe fanden in dem Dorfe selbst statt, und die jedesmaligen Sieger, ob Deutsche oder Franzosen, plünderten die unglücklichen Dörfler regelmäßig aus.

Das Pfarrhaus wurde ebensowenig wie irgend eine andere Behausung verschont. Mehrmals wurde es ganz und gar ausgeraubt. Nicht nur alle Nahrungsmittel und Kleider, sondern auch Betten und Küchengeräte wurden fortgeschleppt und die ganze übrige Einrichtung mutwillig oder aus Bosheit geradezu vernichtet. Selbst vom Leibe rissen die Plünderer Schuhe und Kleidungsstücke den Eltern und Kindern. Tagelang mußten sie hungern und, unbedeckt wie sie waren, auf bloßem Boden sitzen und liegen. Doch selbst dieses waren nicht die schlimmsten der über sie verhängten Prüfungen. Die Gemeinde teilte nicht die französischen Sympathien ihres Seelsorgers, sondern übertrug ihren bitteren Haß gegen die Franzosen auf ihn. Es kam vielfach zum förmlichen Ausbruch der Erbitterung gegen ihn. Er war sogar Angriffen auf seine Person während der zeitweiligen Unterbrechung der französischen Herrschaft ausgesetzt, und bei einem solchen Angriff wurde er so mißhandelt, daß er in Lebensgefahr kam. Schließlich steigerte sich die Feindseligkeit so, daß der Pfarrer zu flüchten und jahrelang seiner Familie und Gemeinde fern zu bleiben gezwungen war.

Vier volle Jahre soll er im ganzen flüchtig gewesen sein, während welcher Abwesenheit sein herbeigeeilter Schwager Engelmann den Verlassenen lange Zeit als Stütze und Schutz diente. Dazu kam noch, daß er durch die Entwertung der französischen Assignaten um seine ansehnlichen Ersparnisse gekommen war. Dadurch wurde die schwere Not, welcher seine Familie lange Zeit ausgesetzt war, nicht wenig erhöht. Einmal wurde dieselbe während der Abwesenheit des Vaters förmlich aus dem Pfarrhause, das von einem Gegenpfarrer beansprucht wurde, vertrieben und mußte monatelang in einem elenden Quartiere hausen, bis die Wiederkehr der französischen Herrschaft ihr das alte Heim wieder erschloß. So schwer lag die Not zeitweise auf ihr, daß sie verschiedene Male Zuflucht im großelterlichen Hause zu Bacharach, das verhältnismäßig von Kriegsplagen verschont blieb, suchen mußte. Die allerschmerzlichste Heimsuchung brachte den Eltern aber der Ausbruch einer eingeschleppten Kriegsseuche, welcher der älteste Sohn Martin zum Opfer fiel.

Selbstverständlich mußte die Erziehung der überlebenden Kinder nicht wenig unter diesen außerordentlichen Umständen leiden, besonders was Regelmäßigkeit des Unterrichts betraf. Die Dorfschule wurde von einem ganz tüchtigen Lehrer geleitet, wurde aber oft unterbrochen. Die Eltern taten ihr möglichstes im Aushelfen, worin sie durch den genannten Onkel Julius eifrig unterstützt wurden. Meinem Großvater Friedrich waren diese Verhältnisse am meisten hinderlich. Die eingetretene Mittellosigkeit der Familie sowie die Zerrüttung des Schulwesens in jener Zeit im Heimatlande verhinderten seine regelmäßige Ausbildung. Er fing dagegen aber schon im frühesten Jünglingsalter an, auf eigenen Füßen zu stehen und sein Brot zu verdienen. Jedoch verschaffte ihm die Freigebigkeit eines anderen Bruders seiner Mutter, Peter Engelmann, der überhaupt eine Art guter Engel für die ganze Familie gewesen zu sein scheint, die Gelegenheit zum mehrjährigen Besuche des Gymnasiums von Idstein in Nassau. Seine Ausbildung blieb jedoch hinter derjenigen der jüngeren Brüder Theodor und Jakob weit zurück, welchen derselbe Onkel den Weg zu einer vollen wissenschaftlichen Erziehung auf Gymnasien und Universitäten

[illegible] ihres Vaters zurückschreckte und befürchtete, diese angesichts [illegible] Verhältnisse Fritzens nicht zu erhalten. Ihr Vater war ein [illegible] Mann und Gründer und Inhaber der Bankfirma Grohé-Henrich in Neustadt an der Haardt, die sich heute noch in den Händen von direkten Nachkommen befindet und prosperiert. Er war ein nüchterner, berechnender Geschäftsmann, dem voraussichtlich ein blutjunger, vermögensloser, wenn auch sonst befriedigender Schwiegersohn nicht erwünscht war. Nach Fritzens Ernennung verständigten sich die Liebenden, daß er eine förmliche Bewerbung bei dem Vater wagen sollte, aber sie sahen der Wirkung dieses Schrittes mit bangem Herzen entgegen. Fast wider ihre Erwartung gab der Vater seine Zustimmung.

Charlotte war der Familie Fritzens wohlbekannt, und seine Wahl hatte im voraus ihre volle Zustimmung. Seine Mutter, von vornherein im Geheimnis der Liebenden, machte sich aber ein Gewissen daraus, keinen Einfluß auf die endliche Entscheidung auszuüben, gerade weil sie wußte, daß Lotte eine reiche Erbin war. Ihr wärmster Herzenswunsch war aber, sie zur Tochter zu haben. Sie befürchtete, daß der Sohn zurücktreten würde, falls er wüßte, welche Vermögensaussichten seine Erwählte hatte. In Briefen von ihr nach Bacharach sagt sie: „Lotte ist, das wissen wir alle, ein herrliches Mädchen — zeige mir einmal eine, die ihr gleiche! Fritze schätzt sie unendlich hoch, ich möchte sagen, er verehrt sie mit Andacht, wie eine Heilige. So sprach er mit mir von ihr, als ich in Neustadt war. Seine hohe Achtung für sie müsse sich notwendig immer vermehren, wenn er sie mit anderen, mit *allen* Frauenzimmern aus dem Kreise seiner Bekanntschaft vergleiche. Daß seine Briefe an sie wenig Feuer verrieten, erklärte ich mir immer aus dieser Ehrfurcht. Überhaupt war sein Gefühl nie heftig, aber desto tiefer und inniger und unzerstörbarer.“ ...... „Lottchen sollte unser sein. Ich bin eifersüchtig auf ihr liebes, vortreffliches Herz.“ ...... „Ich befürchte, der Gedanke, von dem Gelde seines Weibes zu leben, könne Fritzens Gefühl ändern. Ich habe mich gehütet, ihm zu sagen, wie sie so reich ist. Er glaubt ihren Vater bloß als einen wohlhabenden Mann.“ ......
Lottchen wird keine heftige Leidenschaft einflößen, die Sinnlich-

keit nicht in Aufregung bringen, aber die Liebe, die sie einflößt, wird desto dauernder sein, weil sie sich auf wahre und dauernde Vorzüge gründet.“ . . . . . . „Lotte als Mutter lieben zu dürfen, wäre das nicht Roman? Und doch, könnte ich mit einem Worte ihren Entschluß bestimmen, würde ich es nicht tun.“

Um auch einen unparteiischen Beobachter zu zitieren, so sagt Theodor Hilgard in seinen „Denkwürdigkeiten“: „Charlotte war einige Jahre älter als ihr Gatte und nicht hübsch, aber von sehr sanftem, liebenswürdigen Charakter und zugleich so verständig und häuslich, daß sie rasch der Liebling der ganzen Familie wurde, und daß mein Bruder allgemein beneidet wurde.“

Charlotte bekam eine so reiche Mitgift, daß das junge Paar aller Nahrungssorgen enthoben war. Soweit waren alle Bedingungen zu einem ungetrübten ehelichen Glücke gegeben. Auch wurde die Ehe allgemein als eine mustergültige betrachtet. Aber infolge von Charakteränderungen, wie sie die Ehe ja oft entwickelt, scheinen doch nach und nach Mißtöne in derselben entstanden zu sein. Theodor Hilgard gibt dieselben sehr deutlich an. Es ist aber immerhin möglich, daß er nicht ganz genau ist und sich in seinem Urteile durch die ihm eigenen versteiften Meinungen über die geziemende Unterwürfigkeit der Frau dem Manne gegenüber beeinflussen ließ. Er äußerte sich wie folgt: „Zwei Vorzüge meiner guten Schwägerin — praktischer Sinn und Ordnungsliebe — gingen etwas zu weit und wurden dadurch zu Fehlern. Die erste der genannten Eigenschaften, verbunden mit dem Umstande, daß sie einige Jahre älter war als ihr Mann, hatte zur Folge, daß sie etwas zu entschieden leitete. Es war kein Pantoffelregiment, aber die liebevolle Unterordnung der Frau unter den Mann fehlte. Sie schmiegte sich nicht an ihn an, sie stand ihm gegenüber. Auch das Gefühl der Dankbarkeit von seiten der Frau — dieses köstliche Element im ehelichen Verhältnisse — mangelte, denn sie war von Haus aus reich. Sie liebte und ehrte ihren Mann herzlich, aber sie dachte nicht daran, ihm jene kleinen Aufmerksamkeiten zu erweisen, die dem Manne — besonders wenn er von morgens bis abends mit dürren Amtsgeschäften überladen ist — so wohltuend und so nötig sind und die das eheliche Glück nähren und auf-

frischen. Ihre übertriebene Ordnungsliebe aber, die Frucht alter Gewohnheiten von ihrem Vaterhause her, machte sie förmlich unglücklich. In einem Hause, wo wilde Kinder sich herumtummeln, läßt sich diese Neigung nicht durchführen. So brachte jeder Tag ihr hundert kleine Verstimmungen, und man hörte aus ihrem Munde fast nichts als Zurechtweisungen und Klagen über diese oder jene Anordnung. Es fehlte ihr durchaus nicht an einem lebhaften Sinn für das Schöne in der Natur, sowie in der Kunst und Literatur; allein die Kleinlichkeit, womit sie ihr Hauswesen führte, hinderte sie völlig, diesem Sinne Genüge zu leisten. So wurde ihr an sich so sanftes und verständiges Wesen nach und nach äußerst reizbar, und dies trug nicht wenig zur Abkürzung ihres Lebens bei. Mein Bruder seinerseits, von Natur etwas trocken und wenig mitteilsam, auch stets durch ernste Geschäfte in Anspruch genommen, fühlte dies alles gar wohl, aber er war nicht imstande es zu ändern, hatte auch nicht die Zeit zu einem solchen Versuche, selbst wenn es ihm nicht an der Gabe gefehlt hätte, ihn glücklich durchzuführen."

Der Ausdruck, „er hatte nicht die Zeit zu einem solchen Versuche", mit den anderen vorstehenden Andeutungen über meinen Großvater sowie meine eigenen Erinnerungen an seine Eigentümlichkeiten machen es klar, daß an der Verstimmung der Ehe auch der Gatte einen Teil der Schuld trug. Er war überhaupt eine kalte, trockene, förmliche Natur, die über einen gewissen Grad von Gefühlswärme nicht hinaus konnte, und geradezu unfähig jener echten, dauernden, heißen Liebe, die in der Ehe durch freudige Selbstopfer vermittelt und ausgleicht. Auch konnte die übertriebene Ordnungssucht der Gattin kaum eine Quelle von Dissonanzen dem Gatten gegenüber sein. Denn er selbst war sein ganzes Leben hindurch ein wahrer Ordnungsfanatiker und konnte nicht die geringste Störung seiner peinlichen Methodik in dieser Richtung vertragen.

Das Ehepaar fing seinen Hausstand in Wadern an und wurde schon nach einem Jahre, am 19. Oktober 1807, durch die Geburt eines Sohnes erfreut, der Gustav Leonhard genannt und mein Vater wurde. In den folgenden neun Jahren kamen noch vier

andere Söhne dazu mit den Namen Theodor, Friedrich, Eduard und Otto. Sie waren alle gesunde, frische, lebhafte Jungen. Die Familie blieb mehrere Jahre in Wadern und siedelte dann zuerst nach Osthofen und später, im Jahre 1814, nach Worms über, wo mein Großvater, im Alter von noch nicht dreißig Jahren, die angesehene, verantwortliche und einträgliche Stelle eines Domänendirektors erhielt. Ein Beweis seiner Tüchtigkeit als Beamter liegt in dem Umstande, daß er nach dem Zusammenbruche der französischen Herrschaft unter der nachfolgenden österreichisch-bayerischen Verwaltung im Amt verblieb. Nach der unglücklichen, endlichen Verteilung des linksrheinischen Landes unter sechs verschiedene Potentaten durch den Wiener Kongreß trat er definitiv in bayerischen Dienst und wurde Regierungsrat in Speyer, wohin er natürlich mit seiner Familie verzog. Die alte Reichsstadt sollte lange Jahre sein Wohnort bleiben.

Inzwischen waren meine beiden Urgroßväter aus dem Leben geschieden. Der Bacharacher starb, 73 Jahre alt, im Jahre 1802. Eine bösartige Seuche, die von den Trümmern des bei Leipzig geschlagenen Heeres Napoleons bei ihrem Rückzuge in die Rheingegenden eingeschleppt wurde, raffte Jakob im Dezember 1813 in Marnheim hin. Die letzten zehn Jahre seines Lebens flossen ganz anders für ihn dahin als die vorausgegangene Schreckenszeit. Er wurde nicht wieder in dem Besitze seines Amtes gestört und verbrachte seine Tage in ungestörtem Frieden und im Genusse eines bescheidenen, aber ausreichenden Einkommens, das ihm sogar die Ausübung der gewohnten Tugend der Gastfreundschaft gestattete. Kinder, Verwandte und Freunde besuchten regelmäßig das gastliche Pfarrhaus, in dem alle Besucher herzlichste Aufnahme, stete Heiterkeit und einfachen Sinn neben bedeutender Bildung fanden. Meine Urgroßmutter überlebte ihn 32 Jahre. Nachdem ihr Sohn Friedrich sich in Speyer niedergelassen und ein geräumiges Haus erworben hatte, zog sie mit ihren Töchtern Julie und Marie auf seine dringende Einladung zu ihm und erfreute sich bis zu ihrem Lebensende seiner treuen Obhut.

Die großväterliche Familie befand sich nun in einem sicheren Lebenshafen und hatte allen Grund, der Zukunft heiter und ver-

trauensvoll entgegenzusehen. Zu den fünf Söhnen war noch eine Tochter, Julie, gekommen. Aber in kurzer Frist sollte die Familie die herbste Prüfung erleiden, die über einen Familienkreis hereinbrechen kann. Ein Brustleiden hatte sich allmählich bei meiner Großmutter gebildet. Es entwickelte sich rasch zu einer Zehrkrankheit, der sie schon im Jahre 1818 erlag. So fand sich der Gatte im 34. Lebensjahre verlassen mit sechs Kindern, wovon das älteste noch nicht zehn war. Sein Schmerz wurde durch den bald nachher erfolgten Tod des einzigen Töchterchens verdoppelt. Ein großer Trost war es unter den Umständen, daß ihm in dieser schweren Zeit der liebende Beistand der Mutter und Schwestern gesichert war.

In Speyer boten die Volksschule und ein neuorganisiertes Gymnasium nicht gerade die beste, aber immerhin genügende Gelegenheit für die Erziehung der fünf Söhne. Die Brüder waren verschieden begabt. Wie seine Laufbahn bewies und wie mir selbst noch von einigen seiner Lehrer und Schulgenossen bestätigt wurde, besaß mein Vater das meiste Talent. Leider ist mir nicht das geringste über seine Schulerlebnisse bekannt. Ich weiß nur, daß er ein hübscher, kräftig gebauter Knabe und Jüngling war, von Gesundheit strotzend und dabei von etwas heißblütigem Temperamente, das ihn öfters in Händel mit Kameraden verwickelte. Sein größter körperlicher Vorzug war sein herrliches, tiefblaues Auge, dessen Schönheit sein ganzes Leben hindurch ungetrübt blieb und das zu seinem krausen, dunkelbraunen Haare einen auffallenden, aber anziehenden Gegensatz bildete. Seine Brüder räumten ihm willig, nicht nur als älterem, sondern auch mit Rücksicht auf seine anderen körperlichen und geistigen Eigenschaften den Vorrang ein. Er war nicht nur ihr Leiter, sondern auch ihr Schirmer bei Reibereien mit anderen Jungen, wie sie ja auf der Schule nicht ausbleiben. Überhaupt hingen die Brüder nicht nur in der Jugendzeit, sondern ihr ganzes Leben in großer Liebe und Treue aneinander.

Die fünf Brüder kamen von der Volksschule in das Gymnasium und machten den regelmäßigen, achtjährigen Kursus durch. Mein Vater und sein nächstältester Bruder Theodor waren in derselben

Klasse. Er war regelmäßig unter den Ersten in allen Klassen und absolvierte das Gymnasium mit der ersten Note im Alter von nur 18 Jahren. Im Herbste 1825 bezogen die beiden Brüder die Universität, entschlossen, sich der Jurisprudenz zu widmen. Sie gingen zuerst nach München, wo sie die gewöhnlichen, sogenannten philosophischen Kollegien hörten, und verbrachten die nächsten drei Jahre teils in Heidelberg, teils in Würzburg.

Als verhältnismäßig junger Mann — infolge des Todes seiner Mutter war ihm bei seiner Volljährigkeit der Antritt seines Teils des von ihr in die Ehe gebrachten Vermögens gesichert — konnte mein Vater das Leben während der Universitätszeit genießen, und er tat es auch. Er war ein flotter Student, gehörte einem Korps an und machte mit, was dies eben mit sich brachte, einschließlich nicht weniger Duelle, aus denen er aber ohne die gewöhnlichen, sichtbaren Gedenkzeichen hervorging. Er hielt sich ein Reitpferd, immerhin auf Universitäten etwas Ungewöhnliches, und, wie gesagt, ließ sich überhaupt nichts abgehen. Auch scheint er anderen gegenüber freigebig gewesen zu sein. Es sind mir wenigstens Beispiele von armen Studiengenossen, die er regelmäßig unterstützte, bekannt. Auch war er unter seinen Kameraden recht beliebt, und er hielt an nicht wenigen der damals geschlossenen Freundschaften bis an sein Lebensende fest. Aber trotz allen Zerstreuungen, die ihm das akademische Leben brachte, scheint er doch noch die nötige Zeit auf ernsthaftes Studium verwendet zu haben. Wenigstens bestand er ein glänzendes Abgangsexamen, das er am 28. April 1828 machte. Da es seine Absicht war, seine juristische Laufbahn in seiner Heimat zu beginnen, wo das französische Recht noch herrschte, so entschloß er sich, dem besonderen Studium desselben noch ein Jahr in Frankreich zu widmen. Er ging zu diesem Zwecke nach Paris, wohin sein Bruder Theodor ihn begleitete. Er besuchte regelmäßig die Vorlesungen an der Rechtsschule des Collège de France und erwarb sich eine große Geläufigkeit im Französischen, die er stets behielt. Leider ist mir nichts Weiteres über seine Erlebnisse in Paris bekannt.

Nach Ablauf des Jahres kehrte er nach seiner Heimatprovinz zurück und begann bald darauf an den Gerichtshöfen in Zwei-

drücken den gewöhnlichen, vorbereitenden Dienst, den Aspiranten auf Staatsanstellung zu machen hatten. Er scheint sich dabei nicht überarbeitet zu haben, sondern fand hinreichende Zeit zum Genusse des Lebens, das in der kleinen Stadt anregend genug war, da in derselben noch etwas von der Gesellschaft des früheren herzoglichen Hofes übrig geblieben war und die beiden dortigen Gerichtshöfe eine Anzahl ganz bedeutender Männer in sich schlossen.

Seit dem Jahre 1817 lebte in Speyer eine Familie Pfeiffer, bestehend aus den Eltern und zwei Töchtern, Anne Marie und Katherine Antonia Elisabeth genannt, von denen die jüngere meine Mutter zu werden bestimmt war. Der Vater, Franz Moritz Joseph Pfeiffer, war von pfälzischer Abstammung. Sein Vater, Johann Michael Pfeiffer, war sein Leben lang in kurpfälzischen Diensten gewesen, zuerst in Heidelberg und dann viele Jahre als Inspektor oder Verwalter der noch heute betriebenen Saline Philippshall zu Dürkheim an der Haardt. Seine Mutter war eine geborene Marie Madeleine König. Mein Großvater, Franz, war als der zweitälteste von vier Brüdern am 9. Oktober 1772 in Heidelberg geboren und erhielt eine gewöhnliche Schulbildung. Durch die Versetzung seines Vaters nach Dürkheim ging dem Sohne die Wohltat einer höheren Erziehung verloren. Nach Ausbruch der französischen Revolution wurden, wie bekannt, in Deutschland mit Zustimmung der Landesherren aus französischen Flüchtlingen und angeworbenen Deutschen eine Anzahl Regimenter für den „König von Frankreich“ organisiert und unter das Kommando des Prinzen Condé gestellt, um bei den Einfällen in Frankreich durch die Verbündeten mitzuwirken. In der Pfalz wurde ein Regiment rekrutiert, als dessen Obrist der Fürst de Rohan bestimmt war, nach dem es auch benannt wurde. Wie viele andere Söhne pfälzischer Beamten trat mein Großvater mit seinem jüngeren Bruder Heinrich als Kadett am 16. September 1790 in seinem 18. Jahre in das Regiment ein. Bereits anderthalb Jahre darauf wurden die Brüder als Unterleutnants in das ebenfalls in französischen Diensten stehende Regiment des Fürsten Hohenlohe-Waldenberg-Bartenstein versetzt. Am 11. September 1793 in der Schlacht von Bodenthal erhielt Franz, mein Großvater, eine

Kugel ins rechte Bein und hatte außerdem den großen Schmerz, seinen kaum 17jährigen Bruder an seiner Seite fallen zu sehen. Kaum geheilt, erhielt er am 2. Dezember desselben Jahres im Treffen von Vorstheim eine Schußwunde in der linken Schulter. Am 2. September 1794 wurde er Oberleutnant. Am 30. September 1796 wurde er in dem Treffen von Schaffenried so schwer am linken Knie verletzt, daß er beinahe ein Krüppel geworden wäre. Am 2. Dezember 1799 wurde er Kapitän in demselben Regimente. Er diente weiter bis zum März 1801, wo die Condésche Armee aufgelöst und die Regimenter derselben verabschiedet wurden, da die englische Regierung sich weigerte, die bisher gezahlten Subsidien für den Sold derselben weiter zu stellen.

Während der ersten acht Jahre seiner Dienstzeit focht die Condésche Armee gegen die republikanischen Armeen in den verschiedenen Feldzügen der Alliierten. Im Winter 1798 wurde sie aber nach der galizisch-russischen Grenze kommandiert. Unter den Papieren meines Großvaters fand sich eine an seinen Vater geschriebene, sehr interessante Schilderung des Eilmarsches von Waldsee in Baden durch Bayern und Österreich nach Wolhynien. Daß er ein tapferer, in jeder Beziehung tüchtiger Soldat war, beweisen die von dem Prinzen Condé und seinen Regimentskameraden unterzeichneten, sehr rühmlichen Zeugnisse. Nach der Restauration der Bourbonen erhielt er durch königliche Ordonnanz vom 25. Dezember 1815 für seine Tapferkeit den St. Louis Orden, mit dem der Adel und eine Pension verbunden war. Er wurde im Juli 1816 in Heidelberg durch den französischen Feldmarschall Vicomte de Ganville vermittelst Gelübde und Ritterschlag feierlich in den Orden aufgenommen.

Nach seiner Verabschiedung kehrte mein Großvater in seine Heimat zurück und hatte noch das Glück, seinen kurz darauf sterbenden Vater, an dem er mit außerordentlicher Liebe hing, wiederzusehen. Die Pfalz war inzwischen französisches Gebiet geworden. Sein Vater und ältester Bruder waren anfangs der neunziger Jahre als Geiseln nach Frankreich geschleppt und dort vier Jahre festgehalten worden, aber schließlich hatte man dem ersteren doch seine Stelle an der Spitze der Verwaltung der

alzwerke zurückgegeben. Um diese Stelle bewarb sich nun mein
roßvater und erhielt sie auch im April 1803. Er kam dadurch
den Dienst Napoleons, was ihm, dem ehemaligen Offizier der
ourbonen, gerade nicht angenehm war. Nach drei Jahren
urde er in derselben Eigenschaft an die Saline von Montiers
Savoyen und von da nach sechs Monaten nach Basel in der
Schweiz versetzt. Dann bekleidete er verschiedene Posten im Zoll-
ienste in den Departements der Saar und des Niederrheins, bis
as linke Rheinufer infolge der Ereignisse von 1814 und 1815
wieder deutsch wurde. Nach zweijähriger, unfreiwilliger Ruhe trat
r in bayerische Dienste und wurde 1817 mit der Hauptverwaltung
des Salzmonopols der Regierung in Speyer betraut, in welcher
Stellung er bis zu seinem Tode verblieb.

Am 24. Februar 1809, in seinem 36. Lebensjahre, hatte er
sich in Dürkheim mit der 20jährigen Marie Anna, Tochter des
Landwirtes Heinrich Berchtold und Katherine, geborene Koch, ver-
heiratet und seine junge Frau nach Saar-Union geführt, einem
kleinen Städtchen zwischen Saargemünd und Pfalzburg, wo er
damals stationiert war. Dort wurden dem Ehepaare die beiden
Töchter geboren, die ältere am 11. Dezember 1809, die jüngere
am 30. April 1811.

Dem Großvater sah man es noch als Greis an, daß er als
Jüngling und Mann ein Bild männlicher Schönheit und Kraft
gewesen sein mußte. Er maß volle sechs Fuß und hatte eine
äußerst stattliche Haltung, der es trotz ihres unverkennbaren
soldatischen Charakters nicht an einer gewissen Grazie fehlte.
Seine Gesichtszüge waren edel und fein geformt. Er hatte eine
hohe Stirn, eine leicht gebogene, römische Nase, einen ausdrucks-
vollen Mund und glänzende, blaue Augen. Er war sehr geistes-
frisch und trotz seiner beschränkten Erziehung sehr gut unterrichtet
und besaß ein aufgeklärtes, umfassendes Urteil über Menschen und
Dinge. Eine unerschöpfliche Gutmütigkeit war seine Haupteigenschaft.
Er konnte ein wahrer „Ritter ohne Furcht und Tadel" genannt werden
und wurde sein ganzes Leben hindurch als Ehrenmann geachtet.

Seine Lebensgefährtin besaß ebenfalls körperliche Vorzüge,
die selbst in ihrem hohen Alter noch deutlich zu erkennen waren.

Sie war mittelgroß, mit prächtigem, glänzend schwarzem Haare und feurigen schwarzen Augen, die ihrem feinen, ovalen, blühenden Gesichte einen äußerst lebhaften Ausdruck verliehen. Ihr Mund war etwas groß, aber mit wohlgebildeten, glänzenden Zähnen besetzt und deutete ihren energischen Charakter an. Sie war eine offene, gerade Natur, die stets ohne Zögern ihrer Überzeugung Ausdruck gab, und war wegen ihres Freimutes stadtbekannt. Sie beschäftigte sich eifrig mit den Vorgängen in der Welt und erging sich gern mit verständigen Männern in Erörterungen derselben. Wie ihr Mann, besaß sie aufgeklärte Ansichten. Wiewohl gute Katholikin, war doch z. B. der Schwindel, der in den vierziger Jahren mit dem „heiligen Rocke“ in Trier getrieben wurde, ihr in der Seele zuwider, und sie nahm keinen Anstand, dies in unverblümter Weise dem katholischen Bischof von Speyer und anderen Geistlichen gegenüber, die in ihrem Hause regelmäßig verkehrten (unter diesen befand sich der spätere Erzbischof von Köln, Kardinal von Geißel, der Sohn eines armen pfälzischen Ackerbauers), auszusprechen. Sie besaß übrigens ein nervöses, leicht reizbares Temperament, das sich mit zunehmendem Alter leider steigerte. Besonders kleine Ärgernisse konnte sie nicht ertragen, und Haushaltungssorgen brachten sie nur zu oft aus dem Gleichgewichte.

Die beiden Töchter hatten von den Eltern körperliche Vorzüge geerbt. Die ältere, „Nannchen“ oder Anna, wie ihr Taufname war, hatte die Größe der Mutter und die edle Gestalt sowie die Züge ihres Vaters, bei dunkelbraunem Haar und eben solchen Augen. Sie war gescheit und dabei die Gutmütigkeit und Selbstlosigkeit selbst. Die jüngere, „Lisette“ genannt, hatte bei einer kleineren, niedlichen Figur die lieblichsten Züge, einen zierlichen Kopf mit herrlichem, blondem Haarwuchs, lachende blaue Augen, einen feinen kleinen Mund, wohlgeformte Nase, kleine Hände und Füße. Beide Schwestern sollen nach vollerblühter Jugend so frisch wie Rosen ausgesehen haben. Lisette war aufgeweckt wie ihre Mutter, und ihr ganzes Wesen atmete Anmut. Sie soll von geradezu hinreißender, naiver Liebenswürdigkeit und voll von übersprudelnder Lebenslust gewesen sein. Die Erziehung





der Schwestern war weder gründlich noch umfassend, sondern gab ihnen nur das geringe Maß von Kenntnissen, das in jener Zeit eben die sogenannten höheren Töchterschulen in kleinen deutschen Städten boten. Beide hatten musikalisches Talent und sehr schöne Stimmen, die ältere Alt, die jüngere Sopran.

Mein Vater und seine spätere Lebensgefährtin kannten sich schon von Kindheit an, da sich die beiden Familien in denselben gesellschaftlichen Kreisen bewegten. Beim Tanzunterricht lernten sie sich näher kennen. Bereits als Gymnasiast widmete er ihr besondere Aufmerksamkeit, und als Universitätsstudent wurde er ihr erklärter Anbeter. Er ward viel von Eifersucht geplagt und schlug sich ihrethalben in einem Duelle mit einem Nebenbuhler, den ich 35 Jahre später in München als bayerischen General kennen lernte.

Bei seinen Aussichten auf unabhängige Vermögensverhältnisse nach Eintritt seiner Volljährigkeit scheint ihm bei seinem Liebeswerben nicht die Zurückhaltung auferlegt gewesen zu sein, welche die Sitte in so jungen Jahren besonders in Deutschland gewöhnlich gebietet. Der „Bund der Herzen" scheint schon vor seinem Abgang von der Universität, aber jedenfalls vor seinem Aufenthalt in Paris geschlossen worden zu sein. Die Eltern beider kannten die Neigung ihrer Kinder, obgleich sie wohl nicht um förmliche Billigung derselben durch Verlobung angegangen wurden oder sein wollten. Am 22. Januar 1830, also in seinem 22. Lebensjahre, tat der Liebende indessen von Zweibrücken aus den entscheidenden Schritt, indem er sich bei den Eltern schriftlich um die Hand der Tochter bewarb. Der auf einem großen Bogen geschriebene Werbebrief ist ein merkwürdiges Dokument. Auf der Hälfte der ersten Seite drückt der Bewerber seinen Herzenswunsch aus. Auf drei weiteren Seiten führt er dann seine Ansichten über eine Bedingung aus, ohne deren Erfüllung nach seiner festen Überzeugung eine glückliche Ehe in ihrem Falle nicht erwartet werden könnte.

Die Bedingung bezieht sich auf die verschiedene Religion der Liebenden. Er versucht einen förmlichen Beweis dafür zu führen, daß der innere Frieden nicht in einer religiös-gemischten Ehe herrschen kann, wenn die Kinder nicht die Religion des Vaters, also in seinem Falle den Protestantismus, bekannten. Als Ab-

kömmling protestantischer Pfarrer scheint er eine Art Gewissenspflicht zu erfüllen. Er führt dies von verschiedenen Gesichtspunkten aus, erklärt, daß auch der Wille seines Vaters in dieser Hinsicht unerschütterlich sei, und schließt dann mit dem Satze: „Fest überzeugt von der Wichtigkeit und Wahrheit der angeführten Gründe und Ihre Güte und Nachsicht gegen mich kennend, zweifle ich nicht — und wie schrecklich wäre jeder Zweifel! —, daß Sie mich mit der Hand Ihrer geliebten Tochter selbst unter jener Bedingung beglücken werden.“ Aus dem ganzen Ton des Briefes erhellt deutlich, daß der Liebende aus innerster Überzeugung unter der Eingebung seines Gewissens wie auch wohl unter dem väterlichen Einflusse schrieb. Es war bei dem Enkel protestantischer Geistlicher, dem Sohne einer fest am Glauben der Väter haltenden Familie wohl kaum anders zu erwarten. Die Wärme und die Tiefe seines Gefühles für die Geliebte sind offenbar, und doch scheint die Stimme des Gewissens über den Trieb der Liebe zu siegen. Denn der Sinn des Briefes ist (trotzdem er sogar schon an die „verehrten Schwiegereltern“ gerichtet ist), wenn es auch nicht ausdrücklich gesagt ist, der, daß es ohne das geforderte Zugeständnis nicht zu einer ehelichen Verbindung kommen kann.

Der Schwiegervater in spe beantwortete den Werbebrief am 2. Februar. Sein Schreiben begann: „Sie geben mir durch das Begehren der Hand meiner Tochter den schönsten Beweis von Zutrauen, und ich sage ihnen vor allem dafür meinen recht innigsten Dank.“ Dann wird es eine förmliche Denkschrift, in der er in ruhiger und milder Form und mit viel Gewandtheit und Verständnis zunächst die in dem Werbebrief aufgestellten Behauptungen über die Lehren der katholischen Kirche zu widerlegen versucht. Die hauptsächlichste derselben war, daß bei einem protestantischen Vater und katholischen Kindern kein wahres elterliches Verhältnis bestehen könne, da ja die katholische Kirche Andersgläubige als Ketzer und Verdammte erkläre. Dann tritt er in wirklich ingeniöser und eindringlicher Weise für Gleichberechtigung der Ehegatten in der Art ein, daß die männlichen Kinder der Religion des Vaters, die weiblichen derjenigen der Mutter folgen sollten. Eine längere Korrespondenz entwickelte sich hieraus, in der beide Teile auf ihrem

Standpunkte beharrten. Schließlich siegte aber doch die Liebe, und es kam zu einer Einigung durch die Annahme des vom Schwiegervater vorgeschlagenen Kompromisses, worauf die förmliche Verlobung im Sommer 1830 erfolgte.

Man hatte sich verständigt, daß die Verheiratung stattfinden sollte, sobald der Bräutigam eine erste Anstellung im Staatsdienste erhalten hätte. Diese erfolgte nun auch am 31. März 1833 als „funktionierender Staatsprokurator-Substitut" bei dem Bezirksgerichte in dem Städtchen Frankenthal. Als man aber darauf die vorgeschriebenen Schritte bezüglich der Vermählung bei den bürgerlichen und kirchlichen Obrigkeiten tat, stellte es sich heraus, daß die katholische Kirche sich absolut weigerte, die Einsegnung vorzunehmen, ohne daß die Eltern sich schriftlich verpflichteten, ihre Kinder beiderlei Geschlechts katholisch werden zu lassen. Gemischte Ehen waren früher von derselben Kirche auf das Zugeständnis der religiösen Erziehung der Kinder entsprechend dem Glaubensbekenntnisse der Eltern regelmäßig eingesegnet worden.

Die unerwartete Weigerung war die Folge einer in Rom eingetretenen reaktionären Strömung. Sie war eine peinliche Überraschung für das Brautpaar. Man gab sich vergeblich lange Mühe bei dem Bischofe, eine Änderung der kirchlichen Entschließung herbeizuführen. Selbst die persönliche Intervention bei dem Kirchenchef seitens des damaligen Regierungspräsidenten der Pfalz, Fürsten Wrede (eines Bruders des bekannten bayerischen Feldmarschalls), der die interessierten Familien wohl kannte, nutzte nichts. Der Fall erregte großes Aufsehen in der ganzen Pfalz und wurde sogar in der Presse lebhaft erörtert. Der Regierungspräsident referierte ihn schließlich an das Staatsministerium in München zur Entscheidung. Er hing lange dort, und es war ungewiß, wie sie ausfallen würde. Inzwischen standen die Brautleute wahre Qualen aus, die auch auf die Gesundheit der Braut einen ungünstigen Einfluß ausübten. Der Bräutigam machte den Schwiegereltern den Vorschlag, sich mit der obrigkeitlichen Verehelichung und protestantischen Einsegnung zu begnügen. Doch waren dieselben zu gläubige Katholiken, um darauf einzugehen. Da riß dem impulsiven Bräutigam endlich die Geduld, und am 26. Mai 1833

schrieb er einen Brief an seine Schwiegereltern in Speyer, in dem er ihnen vorschlug, die Heirat nach seinem Wunsche zu vollziehen, anderenfalls er überhaupt zurücktreten wolle.

Es traf sich, daß kurz nach dem Abgange dieses Ultimatums die katholisch-kirchlichen Behörden infolge einer Entscheidung gegen sie in München nachgaben und sich zur Einsegnung der Ehe bereit erklärten. Die Antwort des Schwiegervaters war daher natürlich eine zustimmende. Da alle Vorbereitungen für dieses Ereignis, einschließlich der Ausstattung der Braut und der Bestellung der häuslichen Einrichtung, schon längst gemacht waren, so wurde der 11. Juni als Hochzeitstag festgesetzt. Am Tage zuvor wurde von dem Brautpaare ein notarieller Ehevertrag unterzeichnet. Derselbe bestimmte, daß zwischen den Ehegatten bloß eine auf reine Errungenschaft beschränkte Gütergemeinschaft bestehen solle. Das Einbringen des Bräutigams wurde auf 29000 Gulden, das der Braut auf den Wert ihrer Aussteuer mit 2600 Gulden fixiert, worauf jeder Teil das ausschließliche Eigentumsrecht behielt. Dagegen vermachten sich die Ehegatten für den Fall ihres Ablebens bei lebender Nachkommenschaft, der Ehegatte der Ehegattin ein Viertel seines Nachlasses zum vollen Eigentum und ein Viertel zur lebenslänglichen Nutznießung, die Ehegattin dem Ehegatten die Hälfte ihres Nachlasses zur lebenslänglichen Nutznießung. Für den Fall kinderlosen Ablebens vermachten sich die Ehegatten wechselseitig ihren ganzen Nachlaß zur lebenslänglichen Nutznießung, und die Bestimmung bezüglich der Schenkung eines Viertels des Nachlasses des Ehegatten blieb bestehen. Die Vermählung des [illegible]jährigen Bräutigams mit der [illegible]jährigen Braut fand an dem genannten Tage statt. Dem üblichen Festmahle, das in dem „Wittelsbacher Hofe“ gegeben wurde, wohnten zahlreiche Verwandte und Freunde bei. Da der Bräutigam keinen Urlaub für eine Hochzeitsreise hatte erhalten können, so begaben sich die Neuvermählten direkt in ihr neues Heim in Frankenthal, das aus einer bescheidenen, erst halb eingerichteten Mietswohnung zu ebener Erde in einem zweistöckigen Hause bestand.

Zweites Kapitel.

Erste Lebensjahre.

Meine Eltern blieben in Frankenthal bis zum Februar 1834. Auf die erfolgte Ernennung meines Vaters zum Friedensrichter in Neustadt an der Haardt siedelten sie sofort dahin über. Am 5. Mai desselben Jahres wurde die Ehe durch die Geburt eines Töchterchens gesegnet, das die Namen Anna Dorothea Friedrike erhielt. Bereits 11 Monate später, nämlich am 10. April 1835, erblickte ich das Licht der Welt, und zwar in dem großväterlichen Hause (dasselbe steht heute noch dort am Königsplatz nächst dem obengenannten noch bestehenden Gasthofe zum „Wittelsbacher Hofe") in Speyer, wo die Mutter dem Ereignisse entgegensah, um der Pflege durch die Großmutter sicherer zu sein. Mein Erscheinen unter den Sterblichen ging leicht von statten und kostete ihr wenig Schmerzen. Oft mußte ich von ihr und den andern Zeugen hören, daß ich mich sofort als gewaltiger Schreihals erwies und rasch keinen geringen Appetit entwickelte. Leider konnte mich die Mutter nicht selbst nähren. Nicht ganz zwei Jahre nach meiner Geburt wurde mein Vater als wirklicher Staatsanwalts-Substitut nach Frankenthal zurückversetzt, wo am 27. Januar 1837 meine jüngere Schwester Emma Ottilie Friedrike geboren wurde. Der Kindersegen der Eltern blieb auf uns drei beschränkt. Der gesundheitliche Zustand der Mutter machte dies erwünscht, denn die drei Geburten in weniger als vier Jahren hatten einen nachteiligen Einfluß auf denselben ausgeübt, von welchem sie sich nie wieder ganz erholte.

Am 7. April 1839 wurde mein Vater als zweiter Staatsanwalt an das Appellationsgericht in Zweibrücken versetzt, wo er beinahe zwanzig Jahre zu bleiben und ich demgemäß meine Kinder-

jahre zu verbringen bestimmt war. Wiewohl ich bei der Übersiedlung nur etwas über vier Jahre alt war, sind mir doch alle Eindrücke aus jener Zeit vom Augenblicke des Einzuges in unsere Wohnung an frisch im Gedächtnisse geblieben. Ich entsinne mich sogar noch des Behagens, mit dem ich dem Ausladen des Möbelwagens vor dem Hause zusah. Wir bezogen den Mansardenstock eines an einem freien Platz gelegenen großen Gebäudes, das früher unter der Herrschaft der Herzöge von Pfalzzweibrücken eine Amtswohnung bildete, inzwischen aber zum Kasino oder Klubhaus für die „besseren" Stände geworden war. Außer den Lese-, Spiel- und Restaurationszimmern enthielt es einen großen Saal, der für Konzerte und Bälle benutzt wurde. Die Zimmereinteilung der Wohnung steht mir heute noch klar vor den Augen, obgleich ich sie über 45 Jahre nicht gesehen habe. Besonders genau erinnerlich sind mir verschiedene Unfälle, die meiner älteren Schwester und mir selbst passierten. Wir purzelten öfter die Stufen der steilen Treppe von einem Stock in den andern hinab, aber jedesmal ohne größeren Schaden. Bei einer Gelegenheit kam meine Schwester nur wie durch ein Wunder mit dem Leben davon. In dem Hofe befand sich ein nicht benutzter, unbedeckter Ziehbrunnen, der nahezu 30 Fuß tief war und mehrere Fuß stehendes Wasser enthielt. Beim Spielen kamen wir an den Rand der oberen Einfassung und bestiegen dieselbe, wobei meine Schwester das Gleichgewicht verlor und hineinstürzte. Es dauerte eine Weile, bis mein Schreien gehört wurde, und sie wäre unfehlbar inzwischen ertrunken, wenn sie sich nicht mit ihrem Kleidchen beim Herabfallen in einem gerade über dem Wasser hervorstehenden Haken gefangen hätte. Der herbeieilende Klubdiener brachte sie unversehrt herauf.

Die Wohnung war eng und unbehaglich, und so bezogen wir bereits im nächsten Jahre eine andere im ersten Stocke eines noch ansehnlicheren Gebäudes, das auch aus der herzoglichen Zeit herrührte und an demselben freien Platze stand. Die neue Wohnung bildete eine lange Flucht sehr großer Zimmer mit mehr Raum als die Familie benötigte. Die Hauptanziehung für uns Kinder war der große Hof mit zwei unbenutzten Baulichkeiten, die früher als Stallung, Wagenschuppen und Dienerschaftswohnung dienten,

zur Zeit aber nicht bewohnt und mit einer Menge von allerlei Gerümpel angefüllt waren. Sie waren wie geschaffen als Schauplatz für das Spiel der Kinderphantasie, und nichts gewährte uns größere Lust, als ihren aufgeschichteten, gemischten Inhalt immer wieder aufs neue durchzustöbern. Aber nicht nur zum Anreize meines romantischen, sondern auch meines praktischen Erwerbssinnes diente das Gerümpel. Meine Spielkameraden und ich entfernten mit großer Mühe von einigen dazu gehörigen halbfaulen Fässern die eisernen Reife und schleppten sie im Triumphe zu einem stadtbekannten jüdischen Trödler, Samson genannt, der sie uns für eine Kleinigkeit per Pfund abhandelte.

Außerdem fesselte noch ein anderes Bindemittel meine Altersgenossen an mich. Ich besaß ein viersitziges Wägelchen mit Geschirr zum Anspannen unserer beiden Jagdhunde. Die Unterweisung der Tiere in diesen ungewohnten Pflichten mit den darauf folgenden täglichen Spazierfahrten bildete lange eine Quelle der aufregendsten Unterhaltung.

Nur wenige Schritte von der Wohnung ergoß sich ein die Stadt durchströmender Bach. Im Winter übte er durch seine Eiskruste, im Sommer durch die Gelegenheit zum Waten bei niedrigem Wasserstande auf die gesamte Jugend der Nachbarschaft einen unwiderstehlichen Reiz aus. Es war mir zwar verboten, mich ohne Überwachung in denselben zu wagen, aber wenn ich andere Jungen im Sommer mit aufgerollten Beinkleidern vertrauensvoll in dem seichten Wasser plätschern und wandeln sah, konnte ich der Versuchung, desgleichen zu tun, nicht widerstehen. Bei diesen heimlichen Genüssen war ich stets von meinem unzertrennlichen Gesellschafter — Feldmann — einem klugen, treuen Tiere, der schon als Hündchen neben mir in der Wiege gelegen hatte, begleitet, dessen aquatische Kunststücke nicht wenig zu dem Vergnügen beitrugen.

Einige Male traf es sich, daß ich beim Spielen mit ihm der Länge nach in in den Bach stürzte, und mich darauf, heulend vor Schrecken und Angst, im Vorgefühl der drohenden Strafe, ans Ufer rettete. Bei sonnigem Wetter blieb ich nach solchen Unfällen stundenlang in der Hoffnung am Bache sitzen, daß das Trocknen

meiner Kleider den Beweis meines Ungehorsams verschwinden lassen würde. Aber stets wurde diese Erwartung getäuscht, und die Buße mir nicht erspart. Auch eines weiteren Durchnässens, aber in ganz anderer Weise, will ich hier gedenken. Ich spielte eines Nachmittags auf der Treppe vor der Haustür, als sich plötzlich ein Sturzbad von oben über mich ergoß. Der Inhalt einer Kinderbadewanne war aus dem dritten Stocke entleert worden. Ableitungen aus Häusern für schmutziges Wasser waren damals noch unbekannte Dinge, und die Dienstboten ersparten sich allgemein das Treppensteigen durch einfache Entleerungen aus den Fenstern auf die Straße. Noch eines andern periodischen Wassersports, der stets einen Glanzpunkt für die Jugend der Nachbarschaft bildet, muß ich erwähnen. Alle Frühjahre erschien Wochen hindurch eine Schafherde nach der andern zur allgemeinen Waschung in dem Bache und darauffolgender Schur. Bei diesen beiden Prozessen mithelfen zu dürfen, war ein Vorrecht, um das wir Jungen uns stets eifrig bewarben.

In meinem sechsten Jahre hatte ich die erstere längere Krankheit zu bestehen. Ich bekam die Masern so heftig, daß ich wochenlang liegen mußte. Um mir durch Beschäftigung die Zeit zu vertreiben, lehrte mich meine Mutter das Sticken auf Stramin. Ich bemeisterte diese weibliche Kunst sehr bald und übte sie mit Vorliebe noch lange nach meiner Wiederherstellung. Ich brachte es so weit darin, daß ich für mich selbst und für andere Pantoffel stickte. Ich setzte mich dadurch vielen Neckereien aus, ließ mich aber in dieser vorübergehenden Liebhaberei nicht irremachen.

Meine mütterlichen Großeltern fühlten die zärtlichste Liebe für ihre drei Enkelkinder. Sie bestanden hartnäckig darauf, immer eines derselben bei sich zu haben, und wir wanderten daher regelmäßig auf kürzere oder längere Zeit nach Speyer. Die dort stets empfangene liebevolle Aufnahme — sie war wohl zu zärtlich, um eine nur gute Wirkung auf uns auszuüben — machte uns das großelterliche Haus ebenso lieb wie das elterliche, und wir betrachteten einen Besuch dorthin immer als eine außerordentliche Vergünstigung. Die Schwester meiner Mutter, die Tante „Nannchen" (Anna), wie wir sie nannten, die von Liebe geradezu überfloß und

uns besonders in ihre Obhut nahm, trug nicht wenig zu diesem Gefühle bei. Nach meiner oben erwähnten Krankheit wurde ich zur Luftveränderung und Erholung in das großelterliche Haus gebracht und blieb beinahe ein ganzes Jahr dort. Während desselben empfing ich auch meinen ersten Unterricht in der untersten Klasse der Gemeindeschule. Nach der Überlieferung in der Familie zeigte ich wenig Verständnis für die Vorteile der Erziehung und sträubte mich so gegen den Schulbesuch, daß der gute Großvater es für nötig hielt, meinen Widerwillen durch allerlei Bestechungen zu bekämpfen, was er auch mit Erfolg tat. Aber trotzdem behielt ich, wie es mir noch sehr deutlich vorschwebt, eine besondere Abneigung gegen jene Schule, und zwar aus Vorurteil gegen die ärmlich gekleideten und auch sehr unreinlichen Kinder aus den unteren Volksklassen, die um mich herum saßen. Über diese aristokratische Empfindung kam ich nicht hinaus.

Mein Großvater hatte auch einen gewissen Ehrgeiz hinsichtlich seines Enkels. Als daher mit dem Ende des Schuljahres die üblichen Prüfungen und öffentlichen Preisverteilungen heranrückten, steckte er sich hinter den Lehrer meiner Klasse, um mir einen Preis zu sichern. Er erbot sich sogar, selbst ein Buch als Preis für mich zu kaufen, falls dies anginge. Der Vorschlag wurde natürlich abgelehnt. Um so größer war seine Freude, als er erfuhr, daß ich auf wahres Verdienst hin eine Auszeichnung bekommen würde. Ich sehe es noch heute, wie der liebe, alte Mann seinen in blauem Rock mit weißen Beinkleidern und Strohhut gekleideten Enkel zur Preisverteilung führte — er stolz, ich im voraus wegen der bevorstehenden öffentlichen Schaustellung äußerst verlegen. Ich geriet sogar aus reiner Verlegenheit ins Weinen, und er konnte mich nur mit größter Mühe beschwichtigen. Aber schließlich gelang es mir doch, die für die Gelegenheit erlernten Verse herzusagen, vor die Lehrer hinzutreten und mit einer Verbeugung das Preisbuch entgegenzunehmen.

Noch bei einer anderen Feierlichkeit spielte ich in jener Zeit in Speyer eine Rolle. Es war damals und es ist, soviel ich weiß, heute noch der Gebrauch bei Konfirmationen in der katholischen Kirche, daß die männlichen und weiblichen Konfirmanden bei der

Einsegnung von jüngeren Knaben und Mädchen, die brennende Kerzen tragen, geleitet werden. Ich wurde nun der Kerzenträger des einzigen Sohnes des Hausdieners meines Großvaters. Die Konfirmation fand in dem mächtigen, ehrwürdigen Kaiserdome meiner Vaterstadt statt. Ich fühle noch heute das Bangen und den Schauer, mit dem ich neben meinem Konfirmanden in der langsam schreitenden Prozession das Hauptschiff entlang und die Treppen hinauf bis zum Hauptaltar wandelte. Die anwesende Menge, der Weihrauch, der Chorgesang, die brausenden Orgeltöne, die Zahl und Gewänderpracht der Geistlichkeit und das überschwellende, mächtige Glockengeläute machten den tiefsten Eindruck auf mich. Wie eine Offenbarung der Macht und des Glanzes der himmlischen Herrschaft kam es über mich, und, wenn je eine Kinderseele zu unbewußter Gläubigkeit gestimmt war, so war es in jenem Augenblicke die meinige. Die Wirkung war auf mich eine so nachhaltige, daß ich in meinem jugendlichen Gemüte noch lange nachher den Wunsch empfand, katholisch statt protestantisch zu sein. Hierin wurde ich noch dadurch bestärkt, daß mein Großvater mich regelmäßig jeden Sonntag in die hohe Messe mitnahm, und schließlich war es mir selbst nicht mehr klar, ob ich eigentlich der einen oder der anderen Kirche angehörte.

Ich war allen Fremden gegenüber in jener Zeit ein ungemein scheues Kind. Das Haus meines Großvaters lag an einem mit Baumreihen bepflanzten und mit Sitzen versehenen öffentlichen Platze, auf dem sich täglich eine zahlreiche Kinderschar stundenlang tummelte. Ich konnte aber nicht bewogen werden, mich ihren Spielen anzuschließen. Ich hätte es so gerne getan, fühlte aber eine unüberwindliche Scheu vor den mir fremden Altersgenossen. Diese Neigung zur Abgeschlossenheit ist ein ererbter Zug, der sich beim Bacharacher Urgroßvater, bei meinem Großvater und Vater, sowie bei anderen Verwandten findet. So sah ich nur verstohlen und wehmütigen Herzens auf die Glücklichen von der Gartenlaube herab und fühlte mich oft schwer gedrückt in meiner Alleinheit und Verlassenheit. Fast nur an der Hand meines Großvaters wagte ich mich auf die Straße und war glücklich, daß ich ihn auf seinen täglichen Spaziergängen begleiten durfte. Er war durchaus nicht

rächig auf denselben und beschränkte sich meistens auf das
mmen von Liedern. Aber doch war ich stolz, von dem ehr-
rdigen Großvater mit den edlen Gesichtszügen, der stramm wie
n echter Soldat dahinschritt und immer Aufmerksamkeit erregte,
eführt zu werden. Meine Schüchternheit verblieb mir durch das
ganze Knabenalter. Doch, wie gesagt, ich fühlte sie nur Fremden
gegenüber. Unter Bekannten fehlte es mir durchaus nicht an Zu-
traulichkeit und Lebhaftigkeit.

Im Herbste 1841 wurde ich von meiner Schwester Anna
abgelöst und kehrte nach Zweibrücken zurück. Ihr Aufenthalt
sollte nur einige Monate dauern. Aber nach Ablauf derselben
baten die Großeltern so dringend, sie noch länger behalten zu
dürfen, daß die Eltern willfahrten. Dies wiederholte sich mehr-
mals, und schließlich verbrachte Anna ihre Jugend bis zum 14. Jahre
n großelterlichen Hause und besuchte das elterliche nur während
er Schulferien um Ostern und Weihnachten. Die ältere Schwester
and mir demzufolge nie so nahe wie die jüngere.

Ich trat in die Zweibrücker Volksschule ein und besuchte die-
lbe zwei Jahre lang. Der Persönlichkeiten meiner Lehrer er-
nere ich mich zwar noch sehr deutlich, aber von meinen Schul-
lebnissen sind mir nur sehr allgemeine Eindrücke geblieben. Im
sen und Auswendiglernen sowie besonders im Rechnen zeichnete
mich aus, aber im Schreiben leistete ich nur Schlechtes —
ne Schwäche, die mir leider stets geblieben ist und sich das
nze Leben hindurch für mich als Hindernis erwiesen hat. Meine
ufführung muß auch befriedigend gewesen sein. Ich entsinne
ich wenigstens nicht einer einzigen Strafe in den zwei Jahren.
h empfing während derselben in der Schule den ersten so-
nannten Religionsunterricht, und zwar natürlich von einem
otestantischen Geistlichen. In jener Zeit waren überhaupt die
olksschulen noch in protestantische und katholische, wie auch den
schlechtern nach, streng getrennt. Die Mehrzahl der Schüler
hörte den unteren Ständen, d. h. den Schichten der kleinen
schäftsleute, Handwerker und gewöhnlichen Arbeiter an. Die
öhne von Beamten und der wenigen reicheren und gebildeten
ürgerfamilien bildeten eine schwache Minderzahl. Die Mehrzahl

zeigte den letzteren stets eine Art geschlossener Fronte und instinktiver Feindschaft, von der wir nicht wenig zu leiden hatten. Sehr oft kam es zu Einzelkämpfen oder Massenbalgereien zwischen den beiden Parteien, und meine Eltern waren gewohnt, mich mit blutigem Kopfe und zerrissenen Kleidern nach Hause kommen zu sehen. Ich muß bei diesen Streitigkeiten gelegentlich als Anführer aufgetreten sein, so wurde mir wenigstens in späterer Zeit von damaligen Schulgenossen erzählt.

Ich war mit der gleichaltrigen Jugend in der „Neuen Vorstadt" wohlbekannt und stand mit ihr auf dem besten Fuße. Die meisten der damals geschlossenen Freundschaften erhielten sich auch auf Lebenszeit. Ich war Spielen aller Art sehr ergeben, und besonders die in freier Luft fesselten mich, so daß ich bei günstigem Wetter gewöhnlich später als erlaubt auf der Straße blieb und geholt werden mußte. Im Sommer machten wir Kameraden an den freien Nachmittagen und Sonntagen öfters Ausflüge in die liebliche Umgebung der Stadt mit ihren Haupt- und Nebentälern und zerstreuten Waldanlagen. In der kalten Jahreszeit boten der Regel nach tiefer und langliegender Schnee und schönes Eis auf den Bächen der Stadt und in der Nähe liegenden Teichen reichliche Gelegenheit zu Wintervergnügen. Ich war unermüdlich im Schneemännermachen und Schneeballenwerfen und Schlittschuhlaufen, das ich sehr früh erlernte. Auch häuslichen Spielen widmete ich viel Eifer. Nach den Mitteilungen der Eltern zeigte ich schon sehr frühe die lebhafteste Einbildungskraft, indem ich meinen Spielzeugen alle möglichen erdichteten Eigenschaften beilegte und die verschiedensten Tätigkeiten Erwachsener nachzuahmen suchte.

Ritter- und Theaterspiele waren längere Zeit meine stärkste Liebhaberei. Das Lesen einiger Ritterromane, die zufällig in meine Hände geraten waren, hatte sie veranlaßt. Wochenlang widmete ich jeden freien Augenblick unermüdlichen Versuchen, eine Ritterrüstung aus Pappendeckel anzufertigen, und als es mir nicht gelang, ließ ich den Eltern bei Tag und Nacht keine Ruhe, bis ich Erlaubnis bekam, einen Buchbinder damit zu beauftragen. Meine Entrüstung, als sich bei der Ablieferung der Helm als viel zu klein erwies, war unaussprechlich. Ich überredete eine Anzahl meiner

ächstbefreundeten Kameraden sich ähnlich auszurüsten. Dann verschafften wir uns hölzerne Lanzen, Schwerter und Dolche, meistens eigenhändig mit Messern verfertigt, und nun hielten wir in den Freistunden Turniere ab und unternahmen Kampf- und Raubzüge. Ich war frühe im Besitz von Puppentheatern, mit denen ich schon in meinem sechsten Jahre allein und ohne jegliche Unterstützung von mir ausgedachte Stücke vor jugendlichen Zuhörern, mit oder ohne Eintrittsgeld, vorstellte. Bald erhob sich die hier erworbene Praxis auf eine höhere Stufe der mimischen Kunst. Ich tat mich mit einigen Vertrauten zusammen, und wir schufen ein Ritter- und Räuberstück, das die Autoren selbst nach mühevollster Herrichtung der Kostüme und einer förmlichen Bühne vor einem zahlreichen und begeisterten Auditorium aufführten. Dieser theatralische Versuch hatte indessen der Erfüllung unserer Schulpflichten so viel Eintrag getan, daß die Eltern der weiteren Entwicklung unserer dramatischen Gaben Einhalt taten und Jahre verflossen, ehe ich der Histrionik weiter frönen konnte.

Noch eine weitere Tat aus jener Periode jugendlicher Schwärmerei dürfte erwähnenswert sein. Es war mir zufällig zu Ohren gekommen, daß in früherer Zeit ein unterirdischer Gang aus dem befestigten Teile der Stadt in das Freie führte und seinen Ausgang in einem Wäldchen hatte, das unmittelbar hinter der amtlichen Behausung der Oberförsterei in der „Neuen Vorstadt" lag. Ich entdeckte den Ausgang, fand ihn aber verschüttet. Meine Phantasie gab mir nun den Gedanken ein, daß in jenem Gange Schätze verborgen seien. Diese Idee ergriff mich so lebhaft, daß sie bald zur festen Überzeugung von der Existenz leicht erreichbarer, großer Reichtümer wurde. Meine Vertrauten wurden in das Geheimnis eingeweiht und wie ich von den in Aussicht stehenden Ergebnissen begeistert. Wir machten uns in heimlichster Weise an die Wegräumung des Schuttes. Es wurde uns aber bald klar, daß diese Aufgabe unsere Kräfte durchaus überstieg. Die Enttäuschung war bitter, aber nicht von langer Dauer.

Im Frühjahre 1843 hatten wir einen neuen Wohnungswechsel. Unser neues Quartier, das ebensoviel Raum als das verlassene bot, aber nicht so frei lag, bestand aus dem ersten Stock

des ebenfalls in der „Neuen Vorstadt“ gerade gegenüber dem „Gasthofe zum Zweibrücker Hofe“ gelegenen Dienlinschen Hauses. Auf einer anderen Seite hatten wir das Haus der Familie Petri mit großem Hofe und Garten. Die beiden ältesten der vier Söhne des Hauses wurden meine Spielgenossen, und meine Beziehungen zu denselben sind bis zu dieser Stunde enge geblieben. Unmittelbar vor unserer neuen Behausung trafen drei breite Straßen zusammen. Dieser Umstand machte den Punkt zum ständigen Versammlungsorte der vorstädtischen Jugend für Spiele aller Art, die oft so zahlreiche Beteiligung fanden und unter so vielem Lärmen stattfanden, daß die Eltern und selbst die Polizei einschreiten mußten, um den tollen Übermut zu zügeln.

Die Lage des Hauses hatte für mich noch einen anderen Vorteil. Der Eigentümer des „Zweibrücker Hofes“ war auch Posthalter und hatte als solcher die Ställe voller Pferde. Ich war bald mit einem gleichaltrigen Sohne desselben bekannt und kam schon durch denselben in den Genuß verschiedener Privilegien. Ich durfte helfen beim Anschirren der Pferde, beim Reiten derselben in die Schwemme, beim Holen von Heu auf naheliegenden Wiesen und anderen Verrichtungen. Sogar viele Fahrten in den [illegible] des Posthalters genoß ich. Ein besonderes bene[illegible] [illegible] allein mit dem alten Fritz, einem [illegible] emeritierten Postgaul, einspännig [illegible]

[illegible] verbrachten wir Geschwister [illegible] in Speyer und wurden gewöhnlich [illegible] gebracht. Die Reise mußte mit [illegible] da damals überhaupt kein anderes [illegible]. Die Fahrt dauerte zwölf [illegible] an diese Reisen ist für [illegible] aus meiner Jugendzeit geblieben. [illegible] daß wir aus dem [illegible] wurden. Der Wagen [illegible] Eingepfercht, [illegible] ausgesetzt, war [illegible] denselben Übel ver-

das sich für die meisten Sterblichen bei der ersten Seefahrt
t. Fielen Ostern frühe, so passierte es, daß wir durch
Schnee aufgehalten wurden. Einmal blieben wir stecken
urden so rasch eingeweht, daß Arbeiter aus einem benach-
Dorfe geholt werden mußten, um uns herauszuschaufeln.
Wunder daher, daß wir uns vor der Postkutscherei wie vor
Seereise fürchteten und der Station, wo wir frische Luft
n und die Beine strecken konnten und durch Kaffee neubelebt
n, wie einem ersehnten Hafen entgegensahen. Der Weg
über Pirmasens und Annweiler, durch eines der schönsten
der pfälzischen Vogesen, nach Landau, das damals noch
arke Festung war. Von Annweiler oder halbwegs ab ließ
Unwohlsein gewöhnlich nach, und die Kinderneugierde stellte
ieder ein. Der Trifels und andere Ruinen an der Post-
mit den daran sich knüpfenden Sagen, hatten immer neuen
ür uns, ebenso wie die durchfahrenen Städtchen und Dörfer.
llem war in Landau die Einfahrt über Festungsgräben und
nde Brücken und durch dunkle, schallende Tore in die von
ten wimmelnden Straßen sehr eindrucksvoll. Die Ankunft
eyer war immer ein wahres Jubelfest für uns.
Infolge meiner vorerwähnten Scheu hätte der Ferienaufent-
ei den Großeltern schon durch seinen Gegensatz zu meinem
en Treiben und Verkehr in Zweibrücken eigentlich ein ein-
er und langweiliger für mich sein sollen. Dies war aber
us nicht der Fall. In der einen oder anderen Weise fand
ets Zeitvertreib für mich. Natürlich bildete meine Unter-
g unter diesen Umständen gewissermaßen eine Last für die
en des großväterlichen Hauses. Man suchte sich dieselbe
u erleichtern, indem man mich regelmäßig zum Besuche des
n Verwandtenhauses ermunterte, das mir in Speyer offen
nämlich des meines Großvaters von väterlicher Seite, der,
ner Familie aus zweiter Ehe noch dort lebte. Aber wiewohl
diesem Hause immer eines herzlichen Willkommens durch die
ltern und die jungen Onkel und Tanten, die um einige
älter oder jünger als wir Kinder waren, sicher sein konnte,
n ich nicht viel häufiger dort als in anderen Häusern. Die

Entfernung zwischen den beiden Wohnungen war sehr kurz. Bei dem Großpapa Hilgard gab es einen großen Hof, und, wie gesagt, jüngere Verwandte, die zum Spiele bereit waren. Aber ich wagte mich höchstens einmal in der Woche dahin.

Vielleicht trug der Umstand hierzu bei, daß der väterliche Großvater mir nicht mit der zärtlichen Vertraulichkeit entgegenkam, die dem Großvater Pfeiffer eigen war. Dann empfand ich eine gewisse, unerklärliche Scheu vor der ehrwürdigen Urgroßmutter, die als Achtzigerin in einem Flügel des Hauses mit einer Gesellschafterin ziemlich abgeschlossen wohnte. Ich ging pflichtgetreu bei jedem Besuche im Hause in ihre Zimmer. Aber ich durfte nur wenige Minuten bleiben, was eben den Eindruck des Geheimnisvollen und Unnahbaren hervorbrachte und mich scheu statt zutraulich machte. Immerhin schwebt mir ihr Bild noch frisch vor, wie sie mit der Haube und in weißem Haare kerzengerade in ihrem Lehnstuhle saß, mich mit ihren lebhaften Augen betrachtete und Frage auf Frage und Mahnung an Mahnung an mich richtete. Aus meinem beschränkten Verkehr ergab es sich auch, daß ich selbst zu meinen Stiefonkeln Julius und Robert, die sechs beziehungsweise zwei Jahre älter waren, damals auf entferntem Fuße blieb.

Übrigens wurde die Einförmigkeit des Ferienaufenthaltes in Speyer, die aus meiner Sonderlichkeit entsprang, durch die Abwechslung von kürzeren oder längeren Besuchen bei anderen Verwandten und Bekannten in der Vorderpfalz unterbrochen. Diese wohnten auf dem Schloßgute St. Johann bei Landau, auf der sogenannten Haardt bei Neustadt und in den nahe beieinander liegenden Orten Wachenheim, Dürkheim und Ungstein. St. Johann war von meinem Großvater Hilgard an seinen jüngsten Sohn Otto für seinen Anteil am mütterlichen Vermögen übertragen worden, und er bewohnte es mit seiner Familie. Das Schloß war malerisch am östlichen Abhange der Vogesen und unmittelbar am Eingange des Annweiler Tales gelegen und mit ruinengekrönten Bergen umgeben. Der Onkel war gehörleidend und dadurch oft mißlaunisch, aber die Tante und ihre drei netten Mädchen hatten eine große Anziehung für uns. Auch der Obstreichtum

verfehlte nicht seine Wirkung. Auf der Haardt hatte der Vater meiner Großmutter Hilgard, Herr Henrich, ein hochgelegenes Landhaus mit Garten und Park erworben, das seitdem stets in den Händen von Verwandten geblieben ist. Es bietet einen prachtvollen Rundblick auf die Rheinebene bis hinüber an den Odenwald und die nördlichen Ausläufer des Schwarzwaldes. Worms, Mannheim, Heidelberg mit dem Schlosse und Speyer mit dem Dome waren mit bloßem Auge sichtbar. In späteren Jahren brachte unsere ganze Familie oft Wochen dort zu. Der damalige Besitzer war mein Großonkel Grohé, ein absonderlicher Herr, der sich während seines ganzen Lebens durch Exzentrizitäten auszeichnete. Eine seiner Gewohnheiten war, bei dem jährlichen Kirchweihfeste Hände voll Silberkreuzer unter die Haardter Dorfjugend zu werfen und sich am Balgen derselben um die Beute zu ergötzen. Ich war einige Male zugegen, wobei er sein möglichstes tat, um mich zur Beteiligung an dem Wettkampfe zu reizen, aber ich zog das Zuschauen vor.

In Wachenheim wohnte einer der aus Bacharach stammenden acht Brüder meiner Urgroßmutter Dorothea, der Buchhändler in Heidelberg gewesen war und sich vom Geschäfte dorthin zurückgezogen hatte. Er bewohnte eine geräumige Villa, und sein gastfreundliches Haus hatte stets Besuche von Verwandten. Ferner wohnte da eine der beiden Töchter des Großonkels Grohé, Luise, die an einen sehr reichen Weingutsbesitzer, Heinrich Wolf, verheiratet war. Das Paar lebte auf großem Fuße und war sehr gastfrei, und wir genossen gewöhnlich ihre Gastfreundschaft.

In Dürkheim stand mir das Haus der nahe befreundeten Familie Fitz offen, mit deren einzigem Sohne, Hermann, ich sehr vertraut war. Derselbe hatte einen Pony und Wagen, in dem ich täglich genußreiche Spazierfahrten unternahm. Auf einer derselben begegnete uns ein unvergeßliches Abenteuer. Hermann hatte einen großen Spitzhund, der uns stets begleitete. Er hatte die üble Angewohnheit, im Freien zu jagen. Eines Tages nun hörten wir plötzlich einen Schuß und dann ein jämmerliches Heulen des Hundes nicht weit von der Landstraße. Wir forschten nach und fanden das arme Tier mit vielen Wunden von einer Schrot-

ladung und scheinbar in den letzten Zügen. Ein Jäger, dem es einen Hasen aufgescheucht hatte, hatte sich in dieser Weise an ihm gerächt. Wir blieben bei dem Opfer, bis es verendet schien. Zwei Tage darauf machten wir dieselbe Fahrt, die uns nach einem der Familie Fitz gehörigen Hofe brachte. Als wir an den Stall heranfuhren, entdeckten wir zu unserem größten Erstaunen den vermeintlichen, beklagten Toten wedelnd und winselnd vor der Türe. Das Tier hatte sich selbst am Tage vorher eine halbe Stunde Weges nach dem Hofe geschleppt. Wir nahmen den Hund zurück, und er wurde wieder ganz hergestellt.

In Dürkheim wohnten zur Zeit auch noch mehrere Verwandte von mütterlicher Seite, darunter eine Base meiner Mutter, die wir Kinder im großväterlich Pfeifferschen Hause in Speyer kennen gelernt und sehr lieb gewonnen hatten. Sie führte einem Bruder die Haushaltung, der ein Fleischwarengeschäft und damit verbunden eine Wurstmacherei betrieb. Die letztere erregte mein lebhaftestes Interesse, und zwar nicht nur durch das Schauen der dabei entwickelten technischen Fertigkeit in der Fleischhackerei, sondern auch mit Rücksicht auf den Mitgenuß der Kunstprodukte, für die ich in meiner Jugend stets eine ausgeprägte Neigung — welcher geborene Süddeutsche hat sie nicht? — zeigte. So erbettelte ich mir einmal von den Eltern die Erlaubnis, einer Einladung der Base für einige Tage zu folgen. Die Entstehung meines Leibgerichts in nächster Nähe beobachten und dasselbe ad libitum genießen zu können, schien mir ein unschätzbares Vorrecht.

Eigentümliche Erlebnisse hatte ich in dem Dorfe Ungstein. Dort lebte ein kinderloses, altes Ehepaar, ein älterer Bruder Ferdinand meines Großvaters Pfeiffer, verheiratet mit einer Schwester meiner Großmutter. Er war lange Jahre Inspektor der Saline Dürkheim gewesen, hatte aber sein Amt schon längst aufgegeben und lebte von den Zinsen seines ansehnlichen ersparten Vermögens. Das Paar bewohnte ein geräumiges Haus mit einem Bruder Johannes der Großtante, der Gast für Lebenszeit war Der Großonkel hatte nicht die geringste Beschäftigung. Er und seine Ehehälfte waren geistig und körperlich so träge und durch abgeschiedenes Leben so menschenscheu geworden, daß sie sich nur

durch die dringendsten Umstände bewegen ließen, sich außerhalb ihres Hauses zu begeben. Das eine halbe Stunde entfernte Dürkheim zu besuchen, schien ihnen eine schwere Aufgabe, und selbst die kleinste Reise hatte etwas Entsetzliches für sie. Er hatte meinen Großvater nur einmal in fünfundzwanzig Jahren in Speyer, das in drei Stunden mit dem Wagen zu erreichen war, besucht, und zwar bloß auf einen einzigen Tag. Die Großtante indessen ließ sich einige Male in jener Periode dort sehen. Der Großonkel las absolut nichts als den Kalender und eine halbwöchentlich erscheinende kleine Landzeitung. Einen Teil seiner Zeit verwendete er auf Hühner- und Taubenzucht, aber während der meisten Stunden des Tages saß er am Fenster, von dem aus er das Treiben auf der Hauptstraße des Dorfes beobachten und seine Neugierde weiter durch Unterhaltungen mit den Vorübergehenden befriedigen konnte.

Er trug im Hause regelmäßig eine weiße Zipfelmütze und eine enganschließende weißwollene Jacke, welche Tracht natürlich nicht sehr imponierend wirkte. Ebenso ungern, wie das Paar unter Menschen ging, sah es sich auch von Menschen aufgesucht. Besucher waren demselben ein Schrecken. Dieses Gefühl war bei den beiden Alten übrigens zu entschuldigen. Denn sie wurden regelmäßig durch nichtsnutzige Verwandte in ärmlichen Verhältnissen angezapft. Sie litten sogar in einer geradezu unerhörten Weise von der Unverschämtheit dieser Blutsauger. Dieselben schickten ihnen Wucherjuden auf den Hals, von denen sie Geld borgen wollten, um die Alten durch alle möglichen Künste dazu zu bringen, die erwarteten Anteile an ihrem Nachlasse fest zuzusagen, so daß sie den Vorschußgebern als Deckung dienen konnten. Diese Versuche, noch während der Lebenszeit der Alten in faktischen Genuß der Erbschaft zu kommen, wurden so frech und andauernd, daß meine Tante mehrmals Vaters Hülfe suchend nach Speyer kam und mein Vater gegen die Juden und ihre Auftraggeber energisch einschreiten mußte.

Ich verbrachte jahrelang regelmäßig jeden September oder Oktober eine bis zwei Wochen bei den alten Leuten. Ich hatte bei der Taufe drei Namen erhalten: Ferdinand Heinrich Gustav.

Wiewohl nun mein Rufname immer „Heinrich“ war, so verwandelte sich derselbe doch stets dem Großonkel zu Ehren in „Ferdinand“ während meines Verweilens in Ungstein. Die Alten hatten mich augenscheinlich lieb und taten ihr Bestes zu meiner Leibespflege und Unterhaltung, soweit sie es bei ihrer Kinderlosigkeit verstanden. Der Großonkel scherzte gerne mit mir, doch war er darin etwas unbeholfen, so daß ich es vorzog, mich dem „Onkel“ Johannes anzuschließen, der mich mit auf Spaziergänge nahm und mich verschiedene Hantierungen im Garten lehrte. Natürlich war ich viel mir selbst überlassen, und ich beschäftigte mich dann hauptsächlich mit der Beobachtung der zahlreichen Hühner- und Taubenschar.

Was mich indessen am meisten mit dem Aufenthalte in Ungstein aussöhnte und denselben sogar anziehend für mich machte, war die Herbstmesse in Dürkheim, der sogenannte „Wurstmarkt“, der gewöhnlich in dieselbe Zeit fiel. Die Messe dauerte eine ganze Woche und war eine Art Volksfest, bei dem sich die nörd- und östliche Pfalz sehr lebhaft beteiligte. Wie alle Messen ist auch die Dürkheimer sehr zurückgegangen, aber damals bestand sie noch aus Hunderten von Schau- und Kaufläden jeder Art, in denen viel geschaut, gekauft, gegessen und besonders getrunken und getanzt wurde. Schon die Tage, während welcher die Buden errichtet wurden, brachten mir die freudigste Aufregung. Täglich ging ich nach der eine Viertelstunde entfernten Wiese, wo die für mich neue Welt von Karussels, Panoramas, Tierausstellungen, Zaubertheatern, Kunstreiterei und sonstigen Verlockungen wie magisch unter meinen Augen entstand. Und dann erst die Wonne nach Eröffnung des Festes, im dichtesten Menschengewühl mich an all den Herrlichkeiten ergötzen zu dürfen, wofür der Großonkel meine Taschen stets reichlich spickte. Gewöhnlich trafen sich Verwandte und Freunde aus allen Teilen der Pfalz bei dieser Gelegenheit, was auch nicht wenig zu meiner Kurzweil beitrug. Kurz — ich war gar nicht ungern in Ungstein und verließ es immer mit Bedauern. Bei jedem Abschiede drückte mir der Großonkel einen Friedrichsdor in die Hand und nahm mir das Versprechen ab, im nächsten Jahre wiederzukommen.

Ich war mir natürlich nicht bewußt, daß sich an die Vorliebe des Großonkels noch ganz besondere Hoffnungen für mich knüpften. Durch die strengste Sparsamkeit hatte er sich, wie bereits erwähnt, ein ansehnliches Vermögen erworben, und man glaubte, daß er mich testamentarisch besonders bedenken würde. Diese Erwartung wurde indessen nicht erfüllt, wiewohl mir indirekt die Wohltat seiner Ersparnisse zukam, indem er ein Drittel seines Nachlasses seinem Bruder, meinem Großvater, vermachte, wovon die Hälfte auf meine Mutter fiel. Überhaupt spielten Erbschaften eine große Rolle in meiner Familie, wie es ja allgemein im sozialen Leben in Deutschland und in allen alten Ländern, wo die Übervölkerung den selbständigen Neuerwerb schwierig macht, der Fall ist.

Eine andere Erbschaftsgeschichte ist wohl auch hier am Platze. In Neustadt lebte zur gleichen Zeit ein Onkel Klein, ein reicher, alter Junggeselle, ein Bruder der Mutter meiner Großmutter Charlotte. Auch er schloß mich in sein Herz, und ich mußte ihn, der mir Jungen übrigens gar nicht sympathisch war, regelmäßig, wiewohl nur auf kurze Zeit, besuchen, so oft ich in der Vorderpfalz war. Er äußerte bei einigen Gelegenheiten meinem Vater gegenüber, daß er vorhabe, mir einen größeren Teil seines Vermögens zu hinterlassen. Als daher eines Tages mein Vater in Zweibrücken durch besonderen Boten die Nachricht von der plötzlichen und gefährlichen Erkrankung des Onkels empfing, wurde ich sofort in eine Postkutsche gesteckt, um mit ihm so rasch wie möglich Neustadt zu erreichen. Von der Fahrt sind mir noch zwei Einzelheiten frisch im Gedächtnisse: daß wir mit Extrapost fuhren und mein Vater die Schnelligkeit der Fahrt durch Trinkgelder an die Postillone möglichst zu befördern suchte, und daß ich durch einen plötzlichen, gewaltigen Stoß des Wagens beim Überfahren einer Quergosse in einer Dorfstraße so heftig gegen das Vorderfenster geworfen wurde, daß es brach und ich eine Beule und einen stark blutenden Schnitt im Gesichte davontrug. Die Eile war umsonst. Als wir in Neustadt ankamen, war der „Erbonkel“ bereits gestorben, und zwar überhaupt ohne Testament. Ein Drittel seines Nachlasses fiel immerhin meinem Vater und seinen Brüdern als rechtmäßigen Erben zu.

Drittes Kapitel.

Die Auswanderung eines großen Teiles meiner Familie nach Amerika.

Was von erwachsenen Hilgards und Engelmanns gegen das Ende der zwanziger Jahre in der Pfalz lebte, hatte mit einer einzigen Ausnahme in politischer Richtung demokratische Neigungen und Sympathien. Sie hatten in ihrer Jugend, während welcher ihre Heimat, wie schon mehrfach erwähnt, der französischen Republik einverleibt worden war, republikanische Ideen in sich aufgenommen, die ihnen auch, genährt durch die allgemeine Gleichberechtigung vor dem Gesetze und andere Errungenschaften, während der napoleonischen Kaiserzeit geblieben waren. Die Ausnahme bildete mein Vater, der ein geborener Aristokrat war. Er glaubte nicht an die Fähigkeit von Volksmassen, sich selbst zu regieren, sondern war von der Überzeugung durchdrungen, daß der Natur der Menschen und Dinge nach den Begabteren und Mächtigeren die Herrschaft über die Menge gebührte. Der allgemeine politische Rückschritt, der nach dem Sturze Napoleons und der Wiederbelebung des absolut-monarchischen Systems auf dem europäischen Kontinent eintrat, wurde zwar durchaus nicht von ihm gebilligt. Auch verurteilte er die Nichthaltung der Versprechen von konstitutionellen Institutionen, welche die deutschen Fürsten in den Tagen der Bedrängnis ihren Völkern gemacht hatten. Aber die reaktionären Ausschreitungen in den zwanziger Jahren erregten und erbitterten ihn doch lange nicht in dem Maß wie seine Geschlechtsgenossen. Sein Vater, seine Brüder, Onkel und Vettern fühlten sich immer unbehaglicher unter dem herrschenden schweren Drucke.

Diese Stimmung war allgemein unter der Bevölkerung der Pfalz, der die staatliche Verbindung mit Bayern noch sehr zuwider war. Die gebildete Klasse unter derselben war in der Tat fast ohne Ausnahme entschieden freisinnig. Bei dem leichtzündlichen pfälzischen Charakter war es natürlich, daß man dem Drucke durch einen Gegendruck zu begegnen suchte. Leitende Männer begannen eine kräftige Agitation durch die Presse und von der Rednerbühne. Der bekannte Wirth veröffentlichte ein Blatt, das mit viel Feuer das obwaltende System angriff. Die Rechtsanwälte Siebenpfeiffer, Schüler, Savoyn und Geib erhoben ihre beredten Stimmen dagegen. Der Ausbruch der Julirevolution in Paris steigerte die Aufregung im Lande, die endlich in dem historischen großen Volksfeste auf dem Hambacher Schlosse zu Neustadt a. d. H. zum Durchbruche kam, wo es sehr wild herging und sogar zum förmlichen Zusammenstoße mit der Staatsgewalt kam. Als aber der erwartete Widerhall der Pariser Umwälzung in Deutschland ausblieb, freiheitliche Bewegungen mit leichter Mühe unterdrückt wurden und die Reaktion zu immer schärferer Verfolgung der liberalen Elemente schritt, bemächtigte sich der Geister eine große Entmutigung.

Meines Vaters Onkel Theodor, der, wie an anderer Stelle erwähnt, den Anwaltsstand mit einer Richterstelle in Zweibrücken vertauscht hatte, empfand die unbefriedigenden politischen Zustände mehr als irgend ein anderes Familienglied. Sein scharfer Verstand und erfahrener Blick ließen ihn klarer und weiter sehen, und gerade in seiner amtlichen Stellung konnte er den stetigen Fortschritt der Reaktion in den sich mehrenden politischen Prozessen genau verfolgen. Mit der wachsenden Überzeugung, daß keine Besserung des Zustandes für lange Zeit zu erwarten war, kam ihm allmählich der Gedanke einer Familienauswanderung nach der nordamerikanischen Republik. Er sagt hierüber in seinen bereits öfter zitierten „Erinnerungen“:

„Indessen hatten diese Bewegungen, die notwendig scheitern mußten, einen sehr nachteiligen Einfluß auf die Stimmung der bayerischen Staatsregierung gegen den Rheinkreis. Insbesondere traf das Mißtrauen und die stiefmütterliche Gesinnung, die daraus entsprang, auch unser Appellationsgericht. Die wichtige und ein-

flußreiche Stelle des Generalprokurators wurde einem Altbayern übertragen; ebenso besetzte die Regierung alle vakant werdenden Ratsstellen mit Altbayern, um sich in politischen Prozessen die Stimmenmehrheit zu sichern, eine Maßregel, die für die einheimischen Mitglieder um so unangenehmer war, da jenen Leuten die Kenntnis der in Rheinbayern geltenden Gesetze gänzlich gebrach, so daß sie im Geschäftsgang nur hinderten und alle Arbeit auf die wenigen Einheimischen fiel, die noch übrig blieben. Einer unserer besten und wertesten Kollegen wurde zur Strafe nach Altbayern versetzt, weil er zufällig Berichterstatter in einem Prozesse war, dessen Entscheidung der Regierung mißfiel. Ähnliches konnte mich selbst jeden Augenblick treffen, da meine Gesinnung der Regierung nicht unbekannt war — denn ich bemühte mich nie, sie im Geringsten zu verhehlen.*) Einmal übermannte mich der Unwille über diese und andere Ungebührlichkeiten so sehr, daß ich in einer Anrede, die ich bei Eröffnung einer Assise an die Geschworenen richtete, ziemlich kräftig darauf anspielte. Dies zog mir von seiten des Justizministers einen Verweis zu, den ich aber sehr ruhig las und mit einem Achselzucken beiseite legte. Als der Generalprokurator mir dieses Papier zustellte, war er in Gemütsbewegung und drückte sehr lebhaft sein Bedauern aus, daß er mir so Schreckliches mitteilen müsse; als ich ihn aber ruhig versicherte, daß die Sache mich nicht im Mindesten affiziere, schien er ganz verblüfft, wie einer, dem etwas völlig Unbegreifliches begegnet. Man gab jedoch der Sache keine weitere Folge, und die Gunst oder wenigstens die Achtung der Staatsregierung wurde mir nicht auf bemerkbare Weise entzogen; ja, ich konnte aus deutlichen Äußerungen des neuen Regierungspräsidenten v. Stengel bei einem Besuche, den er mir machte, mit Sicherheit schließen, daß sie im Sinne habe, mir die Generalprokuratur zu übertragen, wenn ich mich nur ihren Tendenzen anschließen wolle — freilich

*) Ein Mitglied der Generalprokuratur teilte mir eines Tages im Vertrauen mit, daß das schwarze Buch in München die ganze Hilgardsche Familie mit Einschluß der Frauen als republikanisch gesinnt bezeichne, jedoch mit dem Zusatze, daß sie Gesetz und Ordnung achte. Man muß gestehen, daß das schwarze Buch nicht schlecht unterrichtet war.

eine Bedingung, die meiner innersten Natur widersprach und von deren Erfüllung keine Rede sein konnte.

Nach dem Obigen wird man schon eher begreifen, wie der Gedanke an Auswanderung allmählich in mir Wurzel fassen konnte. Aber die amtlichen Verdrießlichkeiten und Mißverhältnisse waren es bei weitem nicht allein, die diesem Gedanken Nahrung gaben. Ich konnte mich für diese Unannehmlichkeiten durch den Platz, den ich in der öffentlichen Meinung des Landes behauptete, reichlich entschädigt fühlen; aber dennoch riefen sie die Stimmung hervor, die mich für höhere und dringendere Bestimmungsgründe empfänglich machte. Der wichtigste dieser Gründe bezog sich weit mehr auf die Zukunft meiner Kinder und ferneren Nachkommen, als auf meine eigene. Ich gelangte zu der klaren Überzeugung, daß eine zahlreiche Familie, wie die meinige, in einem kleinen, engen und noch dazu durch unnatürliche Verhältnisse geplagten Ländchen, wie die bayerische Rheinpfalz, keinen geeigneten Wirkungskreis, kein fröhliches Gedeihen finden würde; daß hingegen die große amerikanische Union mit ihrem unermeßlichen Gebiete, ihren freien Institutionen und ihrer unberechenbaren Zukunft, jeder menschlichen Kraft den freiesten und großartigsten Spielraum biete. Dazu kam die Betrachtung, daß die politische Gesinnung, die mich beseelte und die ich durch Lehre und Beispiel auf meine Kinder zu übertragen wünschte, der heimischen Staatsregierung mißliebig sei, daß ich also entweder die Erziehung meiner Kinder fälschen und mir selbst untreu werden, oder sie für immer der Ungunst der Regierung preisgeben müßte.

Auch hielt ich es für einen unschätzbaren Gewinn, meine Nachkommen zu freien Menschen zu machen; das Bewußtsein höherer Menschenwürde, das stets in dem Republikaner lebt, ihnen zu sichern; die Heuchelei und Kriecherei, die — besonders in Deutschland — das fast unvermeidliche Erbteil des Unterthanen zu seyn scheint, von ihnen fernzuhalten; sie des peinigenden, ewig nagenden Gefühls der Unzufriedenheit mit den politischen Institutionen des Landes, mit der Ungleichheit der Stände, mit dem maßlosen, das Mark des Volkes verschlingenden Militärwesen, mit den tausend Hemmungen der Industrie und des Handels, mit dem Adels-, Offiziers- und Beamtendünkel, mit der allgemeinen

Bevormundung und dem Eingreifen der Polizeigewalt in alle Verhältnisse, mit der Unfreiheit der Presse usw. zu überheben; sie einer Verfassung teilhaftig zu machen, die kein Interesse einer Dynastie oder Kaste im Gegensatz zu dem des Volkes zuläßt und sonach den ewigen und unvermeidlichen Kampf, der in monarchischen Staaten durch diesen Gegensatz hervorgerufen wird, ausschließt; die jeden Streit zwischen Staat und Kirche unmöglich macht, weil sie die Kirche ganz sich selbst überläßt, und die der Regierung nicht gestattet, sich in die heiligste Angelegenheit der Familie, die Erziehung der Kinder, maßgebend einzumischen, um dem heranwachsenden Geschlechte nur soviel Licht zufließen zu lassen, als das herrschende Regierungssystem für unschädlich hält. Auch war es mein heißer Wunsch, meinen Nachkommen — besonders den späteren, die Amerika ihr Geburtsland nennen würden — das schöne Glück eines starken und stolzen Nationalgefühls zu verschaffen, ein Gefühl, das dem Deutschen stets versagt sein wird, solange die klägliche Zerrissenheit seines Vaterlandes fortdauert, und ohne welches doch ein echtes und würdiges Bürgerglück nicht denkbar ist, so wenig als eine lebendige, alles durchdringende und alles überwiegende Vaterlandsliebe."

Der Gedanke an Auswanderung nach den Vereinigten Staaten wurde in dem Onkel durch ein Buch stark genährt, das Professor Duden aus Frankfurt am Main in den zwanziger Jahren veröffentlichte. Der Verfasser hatte längere Zeit in Nordamerika verbracht und schrieb daher auf Grund persönlicher Beobachtungen. Seine Darstellungen waren im ganzen richtig und nicht zu günstig gefärbt, aber dennoch erging er sich mit etwas zu viel Enthusiasmus über diejenigen westlichen Staaten, die nach seinem Urteile am besten für die deutsche Einwanderung geeignet waren, besonders über Missouri und Illinois. Das Buch übte einen großen Einfluß auf die Entschlüsse der Auswanderungslustigen in ganz Süddeutschland und besonders der aus politischen Gründen das Vaterland verlassenden Frankfurter Familien aus. Der Onkel hatte ein echt poetisches, deutsch-schwärmerisches Gemüt, in dem sich Dudens anziehende Bilder der örtlichen Verhältnisse im amerikanischen Westen vergrößert und verschönert wiederspiegelten.

Aber dabei war er ein zu besonnener, gewissenhafter Mann, um sich nicht auch mit den schweren Bedenken gegen das Vorhaben zu befassen. Er war sich sehr wohl des großen Risikos bewußt, das für ihn, seine kränkliche Frau und seine vier Söhne und fünf Töchter in dem Aufgeben seiner gesicherten und geachteten Stellung bei seinem beschränkten, selbsterworbenen Vermögen lag, und wußte, daß die Übersiedlung an sich durch eine lange, mühsame Reise mitten aus der Ordnung und Sicherheit der alten in die Halbkultur der neuen Welt kein kleines Unternehmen war. Auch täuschte er sich nicht, daß die Gründung einer neuen Existenz für sich und die Seinigen auf einem ganz anderen Gebiete der Tätigkeit und unter ganz anderen Bedingungen bei seinen Jahren — er war anfangs der vierziger — und festgeformten Anschauungen und Lebensgewohnheiten eine recht harte Aufgabe sein würde. Jahrelang trug er sich mit dem Projekt herum und rang mit inneren Zweifeln. Aber schließlich traten doch alle Bedenken in den Hintergrund und die Auswanderung wurde beschlossene Sache.

In seinen „Erinnerungen" erzählt er weiter:

„In betreff der Art und Weise, wie die Übersiedlung meiner Familie am besten einzuleiten und durchzuführen sei, schwebte ich lang — ja von dem Zeitpunkt an, wo der erste Gedanke an Auswanderung in mir auftauchte — in großen Zweifeln. Ich trug mich anfangs mit der Idee, eine gemeinsame Auswanderung mehrerer Zweige der Hilgardischen und Engelmannischen Familie zu veranlassen, denn ich wußte, daß viele Mitglieder beider Familien große Neigung und mitunter noch dringendere Gründe zur Übersiedlung hatten, als ich selbst. Der Gedanke, daß in irgend einer schönen und gesunden Gegend des amerikanischen Westens eine Familien-Kolonie mit patriarchalischen Einrichtungen gegründet werden könne, schien mir reizend. Ich veranlaßte eine zahlreiche Zusammenkunft von Verwandten bei meinem Onkel Joseph in Wachenheim, um diese Idee zu besprechen. Allein ich bemerkte hier bald, daß eine sehr große Meinungsverschiedenheit — selbst in den Grundansichten — herrschte; daß meine Gründe für eine Übersiedlung mit denen der übrigen wenig harmonirten; daß mehrere der

letzteren die ganze Sache nur als ein pekuniäres Unternehmen angesehen und behandelt wissen wollten, ja daß von einer gewissen Seite sogar — wenn auch nur indirekt — die Reinheit meiner Motive angezweifelt wurde. Diese Wahrnehmungen, verbunden mit dem Bewußtseyn, daß ich mehr opfern und wagen würde als alle Übrigen, wenn ich mich auf einen solchen Plan weiter einließe, entmuthigten mich und machten, daß ich ihn, als zu gefährlich, ganz fallen ließ, und von diesem Augenblick an die feste Überzeugung hegte, daß der Einzelne oder Familienvater, der auswandern will, sich möglichst unabhängig halten und seinen selbstgewählten Weg nach eigenem Urteil und Gefühl gehen müsse — eine Ansicht, die auch hundertfach durch die Erfahrung anderer bewährt ist, indem alle gemeinsamen Übersiedlungspläne, die mir bekannt geworden sind, an Meinungsverschiedenheit, Mißtrauen und Zänkereien aller Art bald nach der Ankunft im Land der Verheißung scheiterten, wenn sie nicht schon unterwegs an diesen Übeln erkrankten und sich auflösten."

Der Onkel hatte, wie gesagt, die Idee einer allgemeinen Auswanderung der Familie angeregt. Wenn auch dieselbe nicht seinen Vorschlägen entsprechend zur Ausführung kam, so gab er, der bei weitem das intelligenteste und einflußreichste Mitglied der Familie war, doch den Anstoß zu der Verpflanzung der Mehrzahl des Hilgardschen und eines großen Teiles des Engelmannschen Zweiges nach Nordamerika. Kurz nach der erwähnten Zusammenkunft in Wachenheim fing die Bewegung an. Die Vorläufer waren der zweite, jüngste Bruder meines Vaters, Eduard, der sich für die kaufmännische und landwirtschaftliche Laufbahn vorbereitet hatte und mit der Tochter Emma des Onkels verlobt war, und Theodor Krafft, der älteste Sohn der ältesten Schwester Margarete meines väterlichen Großvaters, der früh die Mutter verloren und mit seinem Bruder Philipp in dem Hause des Onkels in Zweibrücken aufgewachsen war. Theodor Krafft hatte als Burschenschafter eine Rolle auf der Universität gespielt, die zu seiner Einkerkerung geführt hatte, und war somit gewissermaßen ein politisch Verbannter. Die beiden hatten die Mission, verschiedene Teile der Vereinigten Staaten im Osten und Westen zu bereisen, sich so gut wie möglich

über die vorgefundenen Verhältnisse zu unterrichten und das Gesehene und Erlebte zu berichten.

Sie bereisten zuerst Pennsylvanien und arbeiteten dort auf Farmen. Dann gingen sie nach Missouri und Illinois. Sie besuchten von St. Louis aus das gerade gegenüberliegende St. Clair County, wo bereits mehrere gebildete Familien aus der Rhein- und Mainzgegend angesiedelt waren, und, da es ihnen dort am besten gefiel, so blieben sie in Belleville, der Hauptstadt des County. Fast gleichzeitig mit denselben war auch Dr. Georg Engelmann, der älteste Sohn von Julius Engelmann, über das Meer gegangen. Auch er wanderte eine Zeitlang, ließ sich aber schließlich dauernd in St. Louis nieder, wo er sich eine sehr geachtete Stellung erwarb. Dem Bruder Eduard folgte bald der zweitälteste Bruder Theodor meines Vaters. Die beiden Brüder kauften sich fünf englische Meilen von Belleville eine große Farm, die sie später teilten. Der dritte Bruder Friedrich kam ihnen bald nach, und auch der jüngste, Otto, der ebenfalls zum Landwirt erzogen worden war, zog hinüber. Somit war mein Vater der einzige von den fünf Brüdern, der zurückblieb. Er war von Anfang an ein entschiedener Gegner der Auswanderung der Familie und tat sein möglichstes, um die Brüder davon abzuhalten. Aber der Einfluß des Onkels Theodor trug den Sieg über seine Bemühungen und selbst die des Vaters davon. Mein Vater, der dafür hielt, daß die Brüder ihrer Veranlagung und ihren Neigungen nach sich den amerikanischen Verhältnissen nicht leicht anpassen würden, hatte recht. Mit Ausnahme von Theodor kehrten sie im Laufe von mehr oder weniger Jahren nach Deutschland zurück, nachdem Eduard und Friedrich den größten Teil ihres Vermögens eingebüßt hatten. Theodor kam nur noch einmal zurück, um seine Braut Emma Heimberger aus Speyer abzuholen, und ließ sich dann fest auf der gekauften Farm nieder, wo er bei reichem Kindersegen bis zum Ende seines Lebens blieb.

Im Frühjahre 1833 wanderte mein Urgroßonkel Friedrich Engelmann, bis dahin Forstmeister in Imsbach, mit zahlreicher Familie aus, welche aus Frau, vier Söhnen und fünf Töchtern und den Verlobten von zweien der letzteren, Dr. jur. Gustav Körner

und Johann Scheel, bestand. Einer der Söhne, Theodor, und Körner hatten sich bei dem Frankfurter Attentate vom 3. August 1833 beteiligt und waren Flüchtlinge. Dann waren Eltern wie Söhne und Töchter des politischen Druckes überdrüssig. Dazu kam, daß dem Familienhaupte seine Stellung infolge des Erschießens eines Jagdgehilfen durch einen unglücklichen Zufall verleidet war. Die ganze Engelmannsche Familie ließ sich auch in St. Clair County nieder.

Bei dem Urheber der ganzen Familienbewegung kam es erst im Herbste 1835 zur Ausführung des langgehegten Entschlusses. Dieser Verzug hatte für den Onkel den Vorteil, daß inzwischen erstens die transatlantische Verpflanzung so vieler Verwandten und zweitens ihre günstigen Berichte über die jeweiligen Verhältnisse eine Rechtfertigung des gewichtigen Schrittes bildeten und ihm leichter über die inneren und äußeren Bedenken gegen denselben hinweghalfen. Im August 1835 erlangte er seine Entlassung aus dem bayerischen Staatsdienste, die ihm mit Bedauern und Anerkennung seiner ausgezeichneten Leistungen als Richter erteilt wurde. Hiermit hörte selbstverständlich auch seine unermüdliche Tätigkeit als juristischer Publizist auf, als welcher er sich in Fachkreisen in ganz Deutschland einen geachteten Namen durch die Veröffentlichung der Zeitschrift „Annalen der Rechtspflege" in Rheinbayern erworben hatte. Welche hohe Achtung er in seinem engeren Wirkungskreise genoß, kann daraus entnommen werden, daß die Stadt Zweibrücken ihm ein feierliches Abschiedsmahl gab, dem hervorragende Männer aus allen Teilen der Pfalz beiwohnten, und daß der Landrat der Provinz, dessen Mitglied er lange Jahre war, folgenden Beschluß faßte: „Durch den Austritt des Appellationsgerichtsrates Herrn Hilgard empfindet der Kreis einen fast unersetzlichen Verlust, und der Landrat zählt es zu seiner angenehmsten Pflicht, diesem musterhaften Charakter und talentvollen Justizbeamten dankbare Anerkennung für seine, dem ganzen Kreise so vielseitig geleisteten Dienste auszusprechen."

Aber gerade diese und viele andere Beweise, wie er sagt „der wärmsten Teilnahme, der herzlichsten Achtung und der Trauer über unser Weggehen, untermischt mit Vorwürfen und Warnungen auch zum Teile in Verse gekleidet" erschwerten ihm den letzte

Abschied sehr. All die scheinbar besiegten Zweifel über die Auswanderung erhoben sich plötzlich wieder in seiner Seele und peinigten ihn bis zur Marter. Zu seiner inneren Beruhigung griff er zu einem eigenen Mittel. Er schrieb die wichtigsten Gründe, die seinen Entschluß herbeigeführt hatten, nieder und trug sie als eine Art Talisman stets bei sich.

Gegen Ende September 1835 fand endlich die Abreise nach schmerzlichstem Abschiede statt. Er hatte zwei der großen Güterwagen mit hohen Seitenwänden und mit hoch über Bogen gespanntem Dache von Segeltuch gemietet, die damals vor der Ära der Eisenbahnen den Warenverkehr vermittelten. Der eine war so gut wie möglich als ambulante Behausung der Familie eingerichtet worden. Der andere diente zur Bergung der mitgehenden Habseligkeiten der Familie. Es war dies übrigens in jener Zeit die gewöhnliche Transportweise für deutsche Auswanderer nach den Seehäfen. (Außer dem Onkel, seiner Frau und acht Kindern und einem Diener, machten die Brüder Friedrich und Eduard meines Vaters sowie Johann Scheel die Fahrt mit.) Das Ziel der Landreise war Havre-de-Grace, wo die Familie nach zehn Tagen ankam. Infolge stürmischen Wetters und des Mangels an passenden Schiffen blieben die Reisenden dort drei Wochen liegen. Die Seereise war eine äußerst ungünstige und dauerte 63 Tage, so daß sie New Orleans erst am Tage vor Weihnachten erreichten. Nach achttägigem Aufenthalte dort wurde die Fahrt den Mississippi aufwärts auf einem kleinen Dampfer begonnen. Erst nach 12 Tagen erreichte derselbe St. Louis, so daß die ganze Reise von Zweibrücken bis zum Bestimmungsorte nicht weniger als 3 Monate und 18 Tage gedauert hatte. Nach wenigen Tagen siedelte die Familie, dem Rate der vorausgegangenen Verwandten folgend, nach Belleville in St. Clair County über, wo der Onkel binnen kurzem eine Farm in unmittelbarer Nähe des Städtchens kaufte, welche das amerikanische Heim der Seinigen wurde.

Ich habe die Geschichte der Auswanderung meiner Verwandten etwas ausführlich behandelt, weil dieselben meine eigenen Lebensschicksale entscheidend beeinflußte. Ich werde in einem späteren Kapitel über die amerikanischen Erfahrungen der Verwandten berichten.

Viertes Kapitel.

Die ersten Gymnasialjahre.

Im Herbste 1843, während meines Ferienaufenthaltes in Speyer, wurde es auf mein dringendes Bitten entschieden, daß ich mit dem Ende Oktober beginnenden Schuljahre in die unterste Klasse des Gymnasiums in Zweibrücken eintreten sollte. Erst achteinhalb Jahre alt und ohne den vollen Kurs der „Volksschule", der damals als nötige Vorbereitung für den Gymnasialunterricht betrachtet wurde, war ich eigentlich weder dem Alter noch meinen Kenntnissen nach für den Übertritt qualifiziert. Aber meine liebsten Kameraden, die indessen um ein bis drei Jahre älter waren, sollten zu derselben Zeit eintreten, und daher mein heißer Wunsch, mit ihnen zu gehen. Es erwies sich als ein falscher Schritt, da mir wirklich die Altersreife und die nötigen Vorkenntnisse fehlten, und die Folgen desselben machten sich mir während meiner ganzen Gymnasiallaufbahn fühlbar. Ich war einer der jüngsten in jeder Klasse und empfand den Mangel einer soliden Grundlage von Wissen besonders in den ersten vier Jahren. In den alten Sprachen vor allem kam ich nur mit großer Mühe vorwärts.

Meinen ersten Unterricht im Lateinischen hatte ich einem regelmäßigen Besucher des großväterlichen Hauses, dem Regierungsdirektor Schnell von Schnellenbühel in Speyer, der mir stets besonders gewogen war, zu verdanken. Auf seinem Knie sitzend, erlernte ich das Lesen und Deklinieren. Es blieb bei der elterlichen Entscheidung, und ich wurde in der Tat wohlbestallter Gymnasialschüler, worauf ich mir nicht wenig einbildete. Zu dem Entschlusse der Eltern hatte der Umstand nicht wenig beigetragen, daß der Lehrer der untersten Klasse der bereits erwähnte Vetter Philipp

Krafft war. Er versprach, mich in seine besondere Obhut zu nehmen, und tat dies auch, aber in einer eigenen Weise, die mir nicht besonders zusagte. Er war eigentlich Pfarramtskandidat und hatte keine besondere pädagogische Vorbildung genossen. Es fehlte ihm vor allem jede Selbstbeherrschung den Schülern gegenüber. Wiewohl von Natur aus sehr gutmütig, besaß er doch ein sehr jähzorniges Temperament. Bei der geringsten Veranlassung prügelte und zauste er seine Schüler bei den Haaren und Ohren ohne Erbarmen. Die vier untersten Klassen hatten jeden Tag vor dem Beginne des Unterrichts eine Morgenandacht, die aus Gebet und Bibellesen bestand. Dabei passierte es öfters, daß er bei Ruhestörungen in plötzlicher Aufbrausung seine wuchtige Bibel vom Katheder aus nach den Köpfen der Übeltäter warf. Mir widmete er Aufmerksamkeiten dieser Art mit besonderem Eifer. Den liebenden Ausdruck: „Du Schlingel, nun bekommst du eine doppelte Tracht Prügel aus rein verwandtschaftlicher Zuneigung“, bekam ich regelmäßig zu hören. Ohne die Nachhülfe meines Vaters wäre ich überhaupt kaum unter ihm vorwärts gekommen. Die einzigen Gelegenheiten, bei denen er sich liebenswürdig zeigte, waren die sogenannten Klassenspaziergänge im Sommer, die er durch Gesang und Musik und Spiele sehr anziehend zu machen verstand.

Auch die anderen Klassen der Lateinschule hatten sehr schwache Lehrkräfte. Der Lehrer der zweiten Klasse hatte nur beschränkte Kenntnisse und so gut wie keine Lehrgabe und erfüllte seine Pflichten in rein mechanischer Weise und bei vollständiger Gleichgültigkeit für die Wirkung auf die Schüler. Er wurde den letzteren gegenüber dadurch geradezu lächerlich, daß ihm, der körperlich äußerlich schwächlich und kränklich und für jede Leibesübung unfähig war, der Turnunterricht oblag. Der Lehrer der dritten Klasse war ein tüchtiger Klassiker, aber ein knurriger Kauz und Musterpedant von höchst abstoßender Lehrmethode. Der Lehrer der vierten Klasse litt an der Auszehrung, so daß sein Unterricht fortwährende, sehr nachteilige Unterbrechungen erfuhr. Meine Leistungen in den ersten vier Gymnasialjahren waren daher sehr unbefriedigend. Das Fehlen der richtigen Anregung machte mich träge, und ich war regelmäßig unter den Letzten in der Klasse.

Nicht in einem einzigen Lehrfache zeichnete ich mich in jener Zeit aus und spielte daher weder bei dem sogenannten Maifeste, das mit Deklamationen und Musik der Schüler und Ausflügen gefeiert wurde, noch bei den Preisverteilungen am Jahresschlusse je eine Rolle. Weder die Lehrer noch meine Eltern hatten eine hohe Meinung von meiner geistigen Befähigung. Für meinen Vater war dies natürlich eine große Enttäuschung, die er mich auch fühlen ließ.

Meine unbefriedigenden Schulerfolge erschienen in noch ungünstigerem Lichte neben der musterhaften Aufführung des zweitjüngsten Sohnes, Robert, aus der zweiten Ehe meines väterlichen Großvaters, also des Stiefbruders meines Vaters, der nur zwei und ein halb Jahre älter als ich war, zur Zeit meines Eintrittes in das Gymnasium in unser Haus kam und vier Jahre in demselben verbrachte, um den Gymnasialunterricht von der zweiten Klasse ab zu genießen. Er war ein dicker, guter Junge, von außerordentlicher Gutmütigkeit und größter Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung aller Obliegenheiten. Bei mir ging das Spiel immer den pensis vor, bei ihm war es stets umgekehrt. Mehr durch Fleiß und Geduld als durch Begabung erwarb er sich stets hohen Rang in seiner Klasse. Besonders zeichnete er sich durch Ordnungsliebe aus. Sein Bücher- und Kleiderschrank war immer schön aufgeräumt. Es war ihm ein wahres Vergnügen, jeden Samstag Nachmittag stundenlang seinen Ordnungstrieb durch neue Einrichtung seiner Habe zu befriedigen. Ich war auch in dieser Richtung das gerade Gegenteil von ihm. Er wurde mir stets als ein Muster vorgehalten, was auch vollkommen berechtigt war, aber mich doch nicht zu seiner Nachahmung brachte. Nach Ablauf der vier Jahre widmete er sich dem Kaufmannsstande in Frankfurt am Main und wanderte später nach den Vereinigten Staaten aus. Ich werde später zu erwähnen haben, wie es ihm dort erging, und wie wenig sich die Erwartung einer erfolgreichen Laufbahn erfüllte, die man ihm kraft seiner geschilderten Eigenschaften voraussagte, während man für mich die Zukunft eines Taugenichts erwartete.

Ich verzeichne hiermit noch verschiedene Episoden aus jener Jugendperiode, die mir wenigstens erwähnenswert erscheinen.

Mitte der vierziger Jahre hatte mein Vater Hoffnung auf eine Beförderung an den obersten bayerischen Gerichtshof in München, in der er jedoch getäuscht wurde. Er betrachtete das als eine Zurücksetzung, und glaubte, auf eine höhere Laufbahn im Justizdienst verzichten und sich mit dem Gedanken vertraut machen zu müssen, sein amtliches Leben in der Pfalz zu verbringen und zu beschließen. Dies brachte ihn zu dem Entschlusse, sich in Zweibrücken ein eigenes Haus zu bauen. Zusammen mit den Anwälten Gulden und Golsen und dem Freiherrn von Esebeck kaufte er sich im Jahre 1843 ein Grundstück in unmittelbarer Nähe unserer damaligen Wohnung, auf dem nach einheitlichem Plane vier Häuser aus rotem Sandstein errichtet wurden, die zusammen einen recht stattlichen, dreistöckigen Bau mit einer Front von ungefähr 130 Fuß bilden und noch heute eine Zierde der Stadt sind. Unser Haus stand an einer der beiden Ecken und war von einem amphitheatralisch sich erhebenden Blumengarten begrenzt, so daß es eine ganz freie Lage und einen reizenden Blick auf die grünen Höhen und Täler hatte, welche die Stadt umgeben. Es enthielt achtzehn Wohnräume in drei Stockwerken und war daher sehr geräumig und im Innern bequem und geschmackvoll eingerichtet. Wir bezogen das Haus im Herbste 1846, und es blieb das Heim der Familie, so lange sie in Zweibrücken wohnte. Es ermöglichte den Eltern oft Gastlichkeit auszuüben, so daß es zum Mittelpunkte der kleinen Gesellschaft von Zweibrücken wurde.

Wenn ich auch nicht eifrig in meinen Studien war, so fehlte es mir in anderer Richtung doch nicht an Lebhaftigkeit. Wenn es galt, den Lehrern oder anderen einen Schabernack zu spielen, so war ich immer bei der Hand. Recht tolle Streiche verübte ich mit meinen Kameraden, und, wiewohl der jüngste unter ihnen, stand ich doch keinem an Kühnheit nach. Auch blieb mir meine alte Lust an Spielen und Jugendvergnügen aller Art. Je weniger mich das Schulzimmer fesselte, um so lieber lebte ich in der freien Luft. Spiele auf der Straße an Schultagen bis zum letzten Tageslichte und an freien Tagen lange Spaziergänge im Sommer und Schlittschuhlaufen oder Schlittenfahren im Winter waren die Regel. Auch betrachtete ich es als ein besonderes Privilegium,

meinen Vater, der ein eifriger Nimrod war, auf der Jagd begleiten zu dürfen. Diese Neigungen waren dem Studium gerade nicht förderlich. Einen weiteren Grund, warum es mit demselben bei mir nicht recht vorwärts ging, bildeten die häufigen Krankheiten, von denen ich befallen wurde. Ich war in jenen Jahren kein kräftiger Junge und zog mir manches durch Unvorsichtigkeit zu. Überzieher, Überschuhe und wollene Unterkleider waren mir und meinen Altersgenossen ganz unbekannte Dinge. Erkältungen waren daher gewöhnliche Erscheinungen bei mir, und als Folge solcher hatte ich eine Lungen-, Gehirn- und mehrere Halsentzündungen durchzumachen. Auch der Scharlach suchte mich schwer heim und fesselte mich im Winter 1844—45 beinahe acht Wochen ans Bett. Es war dies eine harte Geduldsprobe, die mir durch eifriges Lesen von „Robinson Crusoe", „Tausend und eine Nacht" und zahlreichen Ritter- und Räubergeschichten, für die ich große Vorliebe hatte, erleichtert wurde.

Wie gewohnt, ging ich am Schlusse des Schuljahres gegen Ende August 1847 in die Ferien nach Speyer. Kurz nach meiner Ankunft wurde die Stadt durch die Nachricht in die höchste Aufregung versetzt, daß König Ludwig I. von Bayern sich seinen pfälzischen Untertanen zeigen und demnächst die Kreishauptstadt besuchen würde. Die ganze Bevölkerung machte sich sofort daran, die Stadt so schön wie möglich zum Empfange der Majestät zu schmücken. Da das großelterliche Haus unmittelbar neben dem „Wittelsbacher Hofe" lag, der zum königlichen Absteigequartier erkoren war, so entschloß sich der Großvater, es reichlich zu schmücken. Am Mittage des Tages der Ankunft (27. August) des Königs war er im oberen Stocke mit der Befestigung von Guirlanden an den Fenstern beschäftigt, wobei ich ihm half, als zum Essen gerufen wurde. Ich ging ihm voraus nach dem Eßzimmer in dem unteren Stocke. Als er nach einigen Minuten nicht erschienen war, wurde ich wieder zu ihm hinaufgeschickt. Ich fand ihn ausgestreckt mit blutrotem Gesichte und regungslos auf dem Boden vor einem der Fenster liegen. Schreiend stürzte ich hinunter und teilte der Großmutter und Tante die schreckliche Entdeckung mit. Ein Schlagfluß hatte seinem Leben im 76. Jahre ein Ende gemacht.

Einen schöneren Tod hätte man dem lieben, alten Mann nicht wünschen können, aber für die Seinigen brachte das Ereignis nur den bittersten Schmerz. Ich hatte zum ersten Male die Schrecken des Todes geschaut und war aufs tiefste erschüttert. Auch hing ich an dem Geschiedenen mit aller Liebe, der mein Kinderherz fähig war. Ich kam tagelang nicht aus dem Weinen und Schluchzen heraus. Ich folgte dem Sarge bis zum Grabe und sah ihn darin verschwinden, was mich in eine solche Aufregung versetzte, daß ich förmlich krank wurde. Meine ältere Schwester war auch ganz außer sich. Auf meine Tante wirkte der Verlust des geliebten Vaters so, daß sie in ein Nervenfieber verfiel, welches sie an den Rand des Todes brachte und monatelang an das Bett fesselte. Infolge der langsamen Postverbindung (Telegraphen gab es damals noch nicht) kamen meine Eltern mit der jüngeren Schwester erst nach der Beerdigung an. Meine Mutter war auch tief erschüttert, und nur die Sorge um die erkrankte Schwester erhielt sie aufrecht.

Mein väterlicher Großvater war Bürgermeister von Speyer. Durch seine einsichtige Verwaltung des städtischen Eigentums an Grund und Boden wurde die Finanzlage der Stadt sehr gehoben. Beim Ablaufe seines Amtstermines wurde er daher von dem Stadtrate einstimmig wiedergewählt. Die Regierung versagte ihm aber ganz unerwartet ihre Bestätigung. Sie gab keine Gründe für diese Entscheidung, doch wußte man sofort, daß die oppositionelle Stellung, welche der Betroffene gegenüber der herrschenden politischen Rückströmung einnahm, die Veranlassung war. Hierauf entschloß sich mein Großvater, sich mit Familie auf sein Landgut — Schloß St. Johann hatte er inzwischen an seinen Sohn Otto abgetreten — den sogenannten „Klosterhof", bei Kirchheimbolanden, am Fuße des Donnersbergs gelegen, zurückzuziehen. Das Besitztum war früher eine Niederlassung des Ordens der Benediktiner gewesen und bestand aus der unbenutzten Klosterkirche, mehreren großen von den geistlichen Insassen benutzten, aber auch leer stehenden Gebäuden und den eigentlichen Wirtschaftsgebäuden. Der dazu gehörige Grundbesitz umfaßte hauptsächlich Wiesen und eine hoch auf dem sogenannten Schloßberge, um die Ruine der

Burg der ehemaligen Herren von Bolanden angelegte ausgedehnte Rebenpflanzung. Es war ein abgelegener Ort, fast ohne allen Verkehr mit der Außenwelt. Dort lebte der Großvater ununterbrochen bis zu seinem Tode im Jahre 1859. Die Stief-Großmutter hatte ihn natürlich begleitet und lebte noch bis zum Jahre 1882. Auf ihn wie auf seine ganze Familie und besonders die heranwachsenden Kinder zweiter Ehe hatte diese Abgeschlossenheit einen entschieden ungünstigen Einfluß, daß heißt, sie bewirkte einen bemerkbaren geistigen Rückgang.

Meine Ferienbesuche dehnten sich nun auch auf den Klosterhof aus. Ich muß aber gestehen, daß ich mich dort, so weit meine Erinnerung reicht, nie recht behaglich fühlte. Besonders ein gruseliger Eindruck ist mir frisch im Gedächtnisse geblieben. Wenn die Fremdenzimmer im Wohnhause mit anderen Gästen gefüllt waren, wurden die jungen Onkel und ich in die ehemaligen Mönchszellen in einem der erwähnten unbenutzten Gebäude einquartiert. Unsere Schlafstätten bestanden einfach aus Strohmatratzen, Kopfkissen und Decken. Nun waren allerlei Gespenstergeschichten über den Hof im Umlauf, besonders über das nächtliche Erscheinen der Geister von Mönchen, die zur Strafe in der Klosterkirche lebendig eingemauert waren. Daß wir daher nur mit Grausen unser Nachtquartier bezogen, läßt sich denken. Dazu kam noch, daß die alte Klause ein beliebter Zufluchtsort für Nachteulen und Ratten war, deren nächtliches Treiben uns oft aufweckte und gerade nicht mit den mutigsten Empfindungen erfüllte. Eine besondere Anziehung besaß indessen der Klosterhof für alle jugendlichen Besucher: den dortigen Zwetschgenreichtum, der uns ein unbegrenztes Schwelgen in Kuchen von diesem herrlichen Obste gestattete.

Im Herbste 1844 machte ich meine erste Dampfschiff- und Eisenbahnfahrt. Damals bestand die Hauptverbindung von Speyer mit der Außenwelt in der Dampfschiffahrt auf dem Rhein. Alle zwischen Mannheim und Straßburg fahrenden Dampfboote legten an. Die Ankunft und Abfahrt derselben war in der Tat das Hauptereignis des Tages, und die Promenade nach dem Landungsplatze war eine sehr beliebte, wiewohl diese im Sommer durch wolkendichte Schwärme von Stechmücken gewöhnlich sehr

unbehaglich gemacht wurde. Es war immer mein heißer Wunsch gewesen, einmal eine Flußfahrt machen zu können, aber erst zur genannten Zeit ging er in Erfüllung. Eine größere Gesellschaft verabredete einen Ausflug über Mannheim nach Heidelberg, dem sich meine Tante mit Schwester Anna und mir unter dem Schutze meines Onkels Friedrich anschloß, der inzwischen von Amerika zurückgekehrt und auf der Kreisregierung beschäftigt war. Die Flußfahrt nach Mannheim dauerte wenig über eine Stunde und war für mich ein großes Ereignis, dessen Einzelheiten mir noch so klar vor Augen schweben, als hätte ich sie erst gestern erlebt. Ich war ganz Auge und Ohr für die wunderbare Maschine und das mir so neue Treiben der Menschen auf dem Schiffe und trennte mich sehr ungern von demselben. Die Eisenbahnfahrt von Mannheim nach Heidelberg (eine der ältesten Strecken in Deutschland) machte aber einen noch viel mächtigeren Eindruck auf mich. Der erste schrille Pfiff der Lokomotive fuhr mir durch alle Glieder, und ich hielt mir vor Schrecken die Ohren zu. Infolge des pfeilschnellen Hinsausens des Zuges fühlte ich mich ebenfalls sehr unbehaglich, und ich war von Herzen froh, als die Fahrt zu Ende war. Wie wenig ließ ich es mir damals träumen, daß die Eisenbahnen die größte Rolle in meinem Leben spielen würden!

Auf einer meiner Rückfahrten vom Klosterhofe nach Zweibrücken verbrachte ich zwei Tage in Kaiserslautern, bei der Base Dorothee, der Schwester meines Lehrers Krafft, die dort an einen Steuerbeamten verheiratet war. Zur Zeit wurde der längste Tunnel auf der Hauptlinie der pfälzischen Bahnen durch die Vogesen in der Nähe der Stadt gebaut. Ich scheute den zwei Stunden langen Weg nicht, um mir diese große Sehenswürdigkeit zu betrachten, die mir wie ein Weltwunder erschien. Es kam mir natürlich nicht in den Sinn, daß ich viel Großartigeres in dieser Richtung zu leisten bestimmt war. Ein Jahr später sah ich Kaiserslautern wieder bei einer außerordentlichen Gelegenheit. Es handelte sich um die Einweihungsfeier der noch heute stehenden, großartigen Getreidehalle, zu der Neugierige in großer Zahl aus allen Teilen der Pfalz strömten. Durch vieles Bitten errang ich mir die Erlaubnis, die Festlichkeit mitmachen zu dürfen. Um die

Kosten so gering wie möglich zu halten, machte ich mehr als die Hälfte des zehn Stunden weiten Weges von Zweibrücken an einem Tage hin und zurück zu Fuße, für welche Leistung ich allgemein als ein sehr energischer Junge gerühmt wurde. Mein einziges Mahl auf der Tour bestand aus einer Wurst und einem Stücke Brot, das ich mir in einer nahe dem Festplatze gelegenen Bierhalle kaufte. Sechsunddreißig Jahre später, bei einem im Sommer 1884 mir zu Ehren in einem Gasthofe, der an der Stelle der Bierhalle errichtet worden war, gegebenen Festmahle fiel mir während meiner Dankrede dies Erlebnis plötzlich ein, und ich erzählte es unter allgemeinem Beifalle.

Weniger rühmlich als bei der Kaiserslauterer Einweihung ging es für mich bei einer anderen Gelegenheit her. Einer der erwähnten üblichen Sommerausflüge führte meine Klasse zu Fuß nach Landstuhl, etwa sechs Stunden von Zweibrücken, zur Besichtigung der dortigen berühmten Ruine der Burg des Franz von Sickingen. Bei der Ankunft in dem Städtchen wurden wir zur Erfrischung nach einem Bierkeller geführt. Ich hatte fast noch nie zuvor einen Tropfen Gerstensaft gekostet, spürte aber solchen Durst, daß ich ein großes Glas rasch hinuntertrank. Die Folgen zeigten sich sehr bald. Ich wurde fast besinnungslos, bekam entsetzliche Übelkeiten und mußte in einem Gasthofe zu Bette gebracht und schließlich im Laufe des Abends auf einem sogenannten Leiterwagen nach Hause gefahren werden.

Mein Vater war ein leidenschaftlicher Spaziergänger. In der schönen Jahreszeit machte er jeden Sonntag Ausflüge zu Fuß, auf denen ich ihn mitunter begleiten durfte. Einer derselben führte uns nach dem zweiundeinhalb Stunden entfernten Städtchen Blieskastel, wo wir bis gegen Sonnenuntergang blieben. Der Aufbruch verzögerte sich so, daß mir die Zeit sehr lange wurde und ich mich schließlich allein auf den Heimweg machte, unbedachterweise aber vergaß, dem Vater dies zu melden. Nun hatte ich ihn den mitgenommenen Herren vorschlagen hören, zur Rückkehr einen kürzeren, über einen Bergrücken führenden Fußweg statt der Landstraße im Bliestale zu benutzen. Den ersteren schlug ich somit ein, indem ich von Zeit zu Zeit auf die vermeintlich Nachkommenden wartete.

Die Gesellschaft vermißte mich beim Abgange, nahm aber an, daß ich schon unterwegs auf der Fahrstraße sei, worauf man diese statt des Fußweges einschlug. Man holte mich nicht ein, mein Vater rechnete aber sicher darauf, mich zu Hause und im Bette zu finden. Die Entdeckung, daß dies nicht der Fall war, erschreckte ihn natürlich nicht wenig. Die ganze Familie harrte auf mich die Nacht hindurch in banger Erwartung. Ich erschien aber erst nach Tagesanbruch. Ich hatte kurz nach eingetretener Dunkelheit den Weg verloren und war die ganze Nacht durch umhergewandert.

Kurz nach dem Einzuge in unser neues Haus empfand ich die Wonne und die Qual meiner ersten Liebe. Ich war zwar erst zwölf Jahre alt, aber die Gefühle meiner Knabenseele waren wirklich die stets wechselnde Quelle bald von Pein und von Glück in kaum geringerem Maße als bei ähnlichen Anwandlungen im Jünglingsalter. Wie ich in einem früheren Kapitel erzählte, hatten meine Altersgenossen und ich große Neigung zum Theaterspiel. Der Umstand, daß in dem neubezogenen Heim ein dafür besonders geeigneter Raum vorhanden war, ließ die alte Leidenschaft neu unter uns aufleben. Wir gewannen auch unsere Eltern dafür, und besonders die Mütter gaben sich Mühe, unsere Leistungen zu heben. Wir übten ein wohlbekanntes Stück, „der Heiratsantrag auf Helgoland", ein, in dem meine Schwester Anna die Hauptrolle, eine Freundin von ihr die eines in sie verliebten Matrosen und ich eine andere spielte. Der niedliche Matrose tat es mir an. Ich huldigte ihr in unwandelbarer Treue zwei Jahre hindurch, bis eine Versetzung ihres Vaters nach München die Kur brachte. Ich sah sie erst nach langen Jahren als verheiratete Frau wieder.

In jener Zeit wurde mir auch eine besondere theatralische Auszeichnung zuteil, auf die ich nicht wenig stolz war. Auf der Stadtbühne gab eine einheimische Liebhabergesellschaft jeden Winter einige Vorstellungen. Ich wurde der Rolle eines Pagen in einem der Stücke gewürdigt. Sie erhob sich kaum über die eines einfachen Statisten, dagegen war aber mein Kostüm um so glänzender. Die Liebhaberrollen wurden von einem sehr begabten, jungen Justizbeamten und einem bildschönen, neunzehnjährigen Mädchen, einer

Tante meiner Erkorenen, gespielt. Das Spiel der beiden wurde bald Wirklichkeit und fesselte dadurch natürlich um so mehr die Aufmerksamkeit des städtischen Publikums. Auch uns Kindern war die gegenseitige Neigung der beiden bekannt, und, da ich selbst an Liebesweh litt, so verfolgte ich ihr Spiel mit verzehrendem Anteil. Man sah allgemein täglich einer förmlichen Verlobung entgegen. Das Ende war aber ein ganz anderes. Plötzlich weigerten sich beide wieder aufzutreten und mieden sich auf das Strengste. Er entsagte nach einigen Jahren dem Staatsdienste und wurde katholischer Geistlicher. Sie blieb ledig und führte bis zu ihrem Tode ein sehr zurückgezogenes Leben. Ich habe nie eine Erklärung des Rätsels gehört.

Meinen ersten Tanzunterricht erhielt ich in meinem elften Jahre. Der Lehrer war einer jener nomadischen Tänzer, die in früheren Jahren in Deutschland wie Schauspieler von Ort zu Ort ihren Broterwerb suchten. Er war Ballettänzer gewesen, und, wiewohl ein Sechziger, besaß er noch große körperliche Gewandtheit und gefiel sich darin, seinen Schülern seine Kunst zu zeigen. Unsere Tanzklasse bestand aus Jungen und Mädchen befreundeter Familien. Die Fama berichtet, daß ich ein ziemlich unbeholfener Tänzer war. Auch muß ich mit meiner Tänzerin unzufrieden gewesen sein. Wenigstens erzählte mir dieselbe, als ich sie nach zwanzig Jahren als Offiziersfrau in München wiedersah, daß ich ihr gegenüber öfters sehr ungalant gewesen sei und während des Unterrichts kein Wort mit ihr gesprochen hätte.

Kurz vor dem Einzuge in unser neuerbautes Haus wurden meine Schwestern und ich mit meinem Lieblingshunde von einem Lokalkünstler Namens Hoffmann in Öl gemalt. Das Bild, das in meinem Besitze ist, kann nicht als Kunstwerk bezeichnet werden, sondern ist, was Stellung der Figuren und Farbenverwendung betrifft, ein geradezu klägliches Machwerk. Aber nach dem allgemeinen Urteile derer, die die Schwestern und mich in unserer Jugend kannten, zeigen unsere Konterfeis doch viel Ähnlichkeit. Der Künstler erkannte im Laufe der Zeit, daß sein Talent in einer falschen Richtung tätig war, und heiratete die Witwe eines Dorfwirtes in der Nachbarschaft, deren Schenke er lange Jahre vorstand.

Unter den Offizieren des leichten Reiterregiments, das in Zweibrücken in Garnison lag, diente als ein sehr alter Lieutenant ein Universitätsfreund meines Vaters namens Albert Job. Er war ein flotter Bruder Studio gewesen, dem am Ende seiner akademischen Laufbahn die Gelegenheit sehr willkommen gewesen war, als Offizier unter die Truppen zu gehen, die in Bayern zum Dienste in Griechenland unter König Otto geworben wurden. Nach Entlassung derselben kam er glücklich in bayerischen Diensten unter. Durch ihn wurde ich mit allen jungen Offizieren seines Regimentes bekannt. Darunter war sein besonderer Freund, ein Freiherr von Gumppenberg, der auch in unserem Hause verkehrte. Er besaß ein Paar englische Bulldoggen, die wegen ihrer Bissigkeit in der ganzen Stadt bekannt und gefürchtet waren. Sie durften nur in Begleitung des Reitknechtes aus dem Hause. Dieser war der Verehrer unserer Köchin, und die Tiere begleiteten ihn öfters bei seinen Besuchen, wodurch sie auch mich kennen lernten.

Eines Tages überließ der Reitknecht mir die Obhut der Hunde, um ungestörter mit seiner Schönen einer Tanzbelustigung beiwohnen zu können. Ich führte die Tiere in die Wiesengründe um die Stadt. Unglücklicherweise begegneten wir dort einer Ziegenherde. Die Ziegen scheuten vor den Hunden und fingen an, davon zu laufen. Dies war das Signal für einen wütenden Angriff auf dieselben. Binnen kurzem hatten die Doggen sieben der Ziegen getötet, ehe sie von dem Hirten und Vorübergehenden durch Knüppelschläge und Steinwürfe verscheucht werden konnten, Meinen Schrecken kann man sich denken. Der Besitzer der Bestien mußte natürlich für den Schaden aufkommen. Der Reitknecht kam mit einer Schelte davon. Er heiratete später unsere Köchin, und angesichts der langjährigen, treuen Dienste der letzteren wohnten wir Kinder der Hochzeit bei. Das Paar bewahrte der Familie die größte Anhänglichkeit. Der Mann ist schon seit Jahren tot. Die Frau, die ich in ihrem Alter zu unterstützen die Ehre habe, besucht mich jedesmal, wenn ich in Zweibrücken bin.

Fünftes Kapitel.

Die Revolutionszeit.

Im Herbste 1847 erfolgte mein Übergang von der Lateinschule, in der ich vier Jahre verbracht hatte, in die unterste der vier Klassen des Gymnasiums. Ich bestand knapp die dazu erforderliche Aufnahmeprüfung und entging dadurch der Erfüllung der Drohung meines Vaters, mich aus der Schule zu nehmen und Kaufmannslehrling werden zu lassen, was voraussichtlich meinem ganzen Leben eine andere Wendung gegeben haben würde. Der Hauptlehrer der ersten Gymnasialklasse, der noch als hochbejahrter Greis in Zweibrücken lebende Professor Butters,*) war ein tüchtiger Pädagoge, dessen Einfluß mich sofort viel reger machte. Doch bereits nach einigen Monaten traten Einwirkungen an die Gymnasialjugend heran, die ernsten Studien durchaus nicht günstig waren.

Mein Vater hatte die Gewohnheit, unmittelbar nach dem Mittagsessen, das bei uns regelmäßig um halb ein Uhr eingenommen wurde, mit seinen Kollegen in einer prächtigen Kastanienallee mitten in der Stadt, die aus der herzoglichen Zeit herstammte, einen Spaziergang zu machen und darauf in dem sogenannten „Kasino“, einem Klub für die Honoratioren, die Zeitungen zu lesen. Gegen Ende Februar 1848 kam er einige Tage mit sehr ernster Miene nach Hause. Die Berichte der im Klub gehaltenen Pariser Zeitungen über die politische Krisis vor der Februarrevolution hatten ihn besorgt gemacht. Als dieselben Blätter dann mehrere Tage ganz ausblieben, entstand in ihm und

*) Im Jahre 1900 gestorben.

in der ganzen Stadt die höchste Aufregung. Am letzten Februar trafen endlich mehrere Nummern gleichzeitig ein und bestätigten durch ihre Berichte über den Aufstand in Paris, die Flucht Louis Philipps und die Proklamation der Republik die gehegten, schlimmsten Befürchtungen.

Allgemeiner Schrecken ergriff alt und jung. Die kaum verschmerzten Folgen der ersten französischen Republik für ganz Deutschland und besonders für das linke Rheinufer und die Pfalz traten in frischer Erinnerung vor die Augen. Jedermann glaubte an eine sofortige Invasion seitens der Franzosen zur Wiederherstellung der Rheingrenze. Man war in peinlichster Unruhe und sprach von nichts als von der Wirkung des erwarteten Kriegssturmes auf lokale und persönliche Verhältnisse. In unserem Familienkreis drehten sich alle Gedanken um diese bedrohlichen Aussichten, und die mögliche Notwendigkeit einer Flucht wurde erörtert.

Natürlich wurde auch die ganze Gymnasialjugend von der Aufregung erfaßt. Wir konnten uns kaum genug für den Unterricht und die Fertigstellung unserer täglichen pensa fassen. Wir wurden alle plötzlich Tagespolitiker (ich blieb es auch von da ab) und warteten gespannt auf die Nachrichten, welche die täglichen Posten brachten. In den freien Tagesstunden blieben die Freunde immer in Gruppen beisammen, um Neuigkeiten und Meinungen auszutauschen. Wir machten lange Spaziergänge, um auf denselben unserer jugendlichen Phantasie hinsichtlich der erwarteten Ereignisse freien Lauf zu lassen. Mit der Leichtlebigkeit unserer Jahre war uns die Aussicht auf Krieg gar nicht unerwünscht, und zwar erstens, weil sie uns Befreiung vom Schuljoche bringen würde, und zweitens, weil jeder von uns in sich und den Kameraden einen Napoleon und seine Marschälle fühlte. Selbstverständlich wuchs die Erregung, als nacheinander die Märzereignisse in München, Berlin und anderwärts in Deutschland eintraten. Die ganze Welt schien aus den Fugen gehen zu wollen.

Für meinen Vater war bei seinen konservativen Ansichten das rasche Vorschreiten der Revolution besonders niederdrückend. Der politische Wellenschlag wurde auch in eigener Weise ganz

direkt in Zweibrücken verspürt. Rechtsanwalt Heintz, einer unserer nächsten Nachbarn, der sich als liberaler Abgeordneter einen Namen in der bayerischen Kammer gemacht hatte, wurde plötzlich als Justizminister nach München berufen. Ein solcher Sprung zur höchsten Würde erregte das größte Erstaunen und bestärkte den Glauben an eine bevorstehende Umwälzung alles Bestehenden.

Dann kamen die sogenannten „Märzerrungenschaften", Freiheit der Presse, unbeschränktes Versammlungsrecht und Volksbewaffnung. Da die Lokalpresse nur aus einem erbärmlichen Wochenblättchen bestand, dessen Hauptinhalt sich aus Anzeigen zusammensetzte, so brachte das erstgenannte neuerworbene Volksrecht dem Zweibrücker Publikum keinen besonderen Nutzen. Das Versammlungsrecht wurde aber alsbald und lebhaft ausgeübt. Ein Volksverein wurde gegründet, und derselbe hielt allwöchentliche Sitzungen an Samstagsabenden, bei denen es von Woche zu Woche lebhafter herging. Einheimische wie auswärtige Redner ließen sich hören, die alle Grade der Bildung und des Standes repräsentierten. Ich brannte vor Begierde, den Wochenversammlungen beizuwohnen, besonders seit ich wußte, daß der Schuhmachermeister, der unsere Familie seit Jahren mit Fußbekleidung versorgte, einer der Volksleiter geworden war und regelmäßig als Sprecher auftrat. Aber mein Vater verweigerte mir die Erlaubnis, und ohne solche wagte ich es doch nicht, meine Neugierde zu befriedigen.

Die „Volksbewaffnung" brachte uns Jungen die größte Befriedigung. Im Laufe des Frühjahres wurde ein Bürgerwehrbataillon, aus ungefähr 500 Mann bestehend, organisiert. Bei der freisinnigen Zeitströmung beeilte man sich in den Beamten- wie Bürgerkreisen demselben beizutreten. Mein Vater war einer der wenigen Staatsdiener, die sich nicht anschlossen. Er hielt auch nicht mit den Gründen seines Fernhaltens zurück. Er erklärte offen bei jeder Gelegenheit, daß er es für ein verächtliches Haschen nach öffentlicher Beliebtheit und eine Selbstherabwürdigung für königliche Beamten hielt, sich neben Krämern und Handwerkern einreihen zu lassen. Daß er mit dem ersteren Tadel teilweise recht hatte, mußte zugestanden werden, aber natürlich wurde ihm

ie herbe Kritik nicht wenig übelgenommen und er kam nach
 nach in den Ruf eines Reaktionärs.

Die „Bürgerwehr" wurde auf dem großen Übungsplatze vor
n herzoglichen Schlosse dreimal wöchentlich in den Nachmittags-
nden einexerziert. Das Schauspiel hatte natürlich für die
idtische Jugend eine besondere Anziehung, und dieselbe war
nmer zahlreich unter den Zuschauern vertreten. Die einzelnen
zenen gewährten mir und meinen Kameraden ein ganz be-
nderes Gaudium. Unsere natürliche Neigung zum Hohn und
Spott wurde nicht wenig durch die wirklich lächerliche Unbehülf-
ichkeit genährt, welche die Oberlandesgerichtsräte, Professoren und
hrbaren Spießbürger, meistens schon über die mittleren Lebens-
ahre hinaus, bei der Bemeisterung der militärischen Anfangsgründe
eigten. Es war auch in der Tat unwiderstehlich, wenn beim
Kommando „rechtsum" die Hälfte der wohlbeleibten Rekruten
„linksum" machte, und auf „Kehrt euch" durch Wendungen in
alscher Richtung Zusammenstöße von Köpfen und Bäuchen er-
olgten.

Man war in einigen Monaten mit den Übungen ohne Waffen
ertig. Aber die versprochene Ausrüstung mit Gewehren ließ
n loco wie anderswo lange auf sich warten. Die Regierung
ersuchte augenscheinlich die Ablieferung so lange wie möglich
hinauszuschieben, und es bedurfte energischer Vorstellungen in der
bayerischen Kammer, ehe sie sich dazu verstand. Groß war aber
die Enttäuschung, als es sich herausstellte, daß man sich statt der
Perkussionsgewehre mit Feuerschloßmusketen, die seit einer Generation
m Arsenale gelagert hatten, begnügen mußte. Aber man ergab
ich in sein Schicksal und übte sich so gut wie möglich auf die
Hantierung der Musketen ein. Bei den Schießübungen machten
ich die Mängel derselben freilich sehr geltend. Mitte des Sommers
war die Einübung des Bataillons soweit vorangeschritten, daß
Paraden und Umzüge durch die Stadt abgehalten werden konnten.
Natürlich fanden dieselben immer in Gegenwart und unter voller
Begleitung der gesamten Jugend statt. Aber ich muß gestehen,
daß mir das „Bürgermilitär" doch nie recht imponierte. Besonders
die in Offiziere verwandelten Handwerksmeister und kleinen Kauf-

leute konnten meine Bewunderung nicht erregen. Aber das Volk war sehr stolz auf diese Entfaltung seiner Macht.

Unvergeßlich ist mir die Fahnenweihe, welche von dem Bataillon auf „Tschifflik“, einem Jagdschlosse mit ansehnlichem Park, in dem der polnische Exkönig Stanislaus Leszinski einige Jahre hauste, ganz in der Nähe der Stadt abgehalten wurde. Es erschienen dabei Deputationen der Bürgerwehren der meisten pfälzischen Städte. Infolge der Gegenwart einer starken Vertretung der französischen Nationalgarde aus mehreren Grenzstädten wie Saargemünd und Bitsch gestaltete sich die Feier zu einem förmlichen Verbrüderungsfeste zwischen den durch das Band der Freiheit neugeeinten gallischen und germanischen Brüdern. Die überschwenglichsten Reden wurden in beiden Sprachen gehalten. Wein und Bier floß in Strömen, und man sprach, sang und trank sich in eine grenzenlose Begeisterung. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit sehr deutlich die Sympathie für Frankreich, die als Tradition aus der Zeit der französischen Herrschaft über die Rheinlande immer noch unter der pfälzischen Bevölkerung herrschte und die erst mit der Einigung Deutschlands durch die Kriege von 1866 und 1870 ganz verschwand.

Am Osterfeste 1848 fand meine Konfirmation oder Einsegnung als Glied der protestantischen Kirche statt. Ich wurde für den feierlichen Akt in der gewöhnlichen Weise durch besonderen religiösen Unterricht vorbereitet. Ich erzählte in einem früheren Kapitel von dem tiefen Eindrucke, den eine Feierlichkeit in dem alten Kaiserdom zu Speyer auf mein kindliches Gemüt machte. Ich kann mich nicht entsinnen, daß ich seitdem irgend eine religiöse Anwandlung im kirchlichen Sinne gehabt hätte. Dies war leicht zu erklären. Mein Vater zeigte nicht nur vollständige Gleichgültigkeit den kirchlichen Gepflogenheiten gegenüber, sondern zog sehr oft in Gegenwart von uns Kindern gegen das „Pfaffentum“ los. Sein Kirchenbesuch beschränkte sich auf den alljährigen Gottesdienst zu Ehren des Geburtstages des Königs, wobei das ganze Beamtentum vorschriftsmäßig in Uniform zu erscheinen hatte.

Meine Mutter war zwar regelmäßig im Kirchenbesuche und hielt auch meine Schwestern dazu an, aber sonst war sie auch

gleichgültig. Dazu kam noch, daß auf dem Gymnasium der rein formelle religiöse Unterricht und der Zwang, der hinsichtlich religiöser Observanzen ausgeübt wurde, in mir wie in allen meinen Kameraden geradezu eine Abneigung gegen alles Kirchliche hervorrief. Die Morgenandacht und der vorgeschriebene sonntägliche Kirchenbesuch — im Winter machte die in den ungeheizten großen Kirchen herrschende Kälte den letzteren zu einer förmlichen Plage, der wir durch Schliche jeder Art zu entgehen suchten — waren uns verhaßt. Trotzdem muß ich gestehen, daß die Einsegnung und der erste Genuß des Sakramentes und Abendmahles mich innerlich sehr ergriffen und in eine ernste Glaubensstimmung versetzten, unter deren Wirkung ich einige Wochen jeden Sonntag die Kirche besuchte. Doch der Eifer ließ bald nach, und ich verfiel wieder in die unkirchliche Verfassung, die mir das ganze Leben hindurch eigen geblieben ist.

Wie bereits an anderer Stelle erwähnt, war ich ein eifriger Politiker und Zeitungsleser geworden. Vor allem zog mich das in Frankfurt tagende deutsche Parlament an, und ich las regelmäßig die Verhandlungen desselben in den Tagesblättern. Die Namen und die persönliche Geschichte der leitenden Mitglieder waren mir bekannt. Es entstand in mir der lebhafte Wunsch, die Versammlung in der Paulskirche sehen und hören zu können. Den ganzen Sommer durch machte ich darauf abzielende Pläne. Nun traf es sich glücklicherweise, daß ich zu Anfang der Herbstferien von meinem jungen Stiefonkel Robert, der, wie früher erwähnt, in Frankfurt seine kaufmännische Lehrzeit bestand, eine Einladung nach dort erhielt, und zwar im Namen von Fräulein Körner, der Schwester des mit seiner Tante verheirateten Gustav Körner, bei der er wohnte. Mein Vater lachte mich zuerst aus, als ich um seine Zustimmung bat. Er hielt es nicht für angezeigt, daß ein dreizehnjähriger Junge allein „in die Welt hinein fahre“, wie er sich ausdrückte. Dann machte ihn auch die äußerst kritische Lage der Dinge im Parlament und in Deutschland überhaupt mit Recht bedenklich. Der Ausbruch des bekannten Septemberaufstandes in Frankfurt zeigte, daß seine Bedenken in dieser Hinsicht wohlbegründet waren, und schien meine Hoffnungen vereiteln zu

wollen. Aber vierzehn Tage nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, überredete ihn die Mutter, mich ziehen zu lassen.

So trat ich stolz und glücklich die Reise über Mannheim und Darmstadt nach der alten Mainstadt an. Abgesehen von dem erwähnten Ausfluge nach Heidelberg kam ich zum ersten Male über die Grenzen meiner heimatlichen Provinz hinaus. Schon deshalb dünkte mir die Fahrt, wiewohl sie nur sieben Stunden mit der Bahn dauerte (jetzt wird sie in drei Stunden mit dem Schnellzug zurückgelegt), ein außerordentliches Unternehmen. Ich war sehr zuversichtlich, bis ich den Bahnhof von Mannheim erreichte, wo ich ein so großes Menschengewühl vorfand, daß ich mich als Fremder unter Fremden verwirrt und unbehaglich fühlte. Es war mir daher eine Erleichterung, als ich unter den Mitreisenden einen Zweibrücker Nachbarn, das Parlamentsmitglied Gulden, erblickte. Derselbe nahm mich sofort in seine Obhut und gab mir das Geleite bis ans Reiseziel. Unterwegs machte er mich auf die hervorragendsten Punkte an der Bergstraße aufmerksam. Am Frankfurter Bahnhofe erwartete mich Robert und brachte mich nach seinem Heim. Ich fand in Fräulein Pauline Körner eine sehr feine, liebenswürdige, sehr wohlunterrichtete Dame. Nach ihrem freundlichen Willkommen fühlte ich mich sofort ganz zu Hause.

Ich blieb acht Tage und sah mir unter Führung Roberts alle Sehenswürdigkeiten, wie den Römer, den Dom, das Goethehaus, das Städelsche Institut, die Judengasse und die Ariadne mit der größten Gewissenhaftigkeit an. Den größten Teil meiner Zeit widmete ich jedoch den Parlamentssitzungen in der Paulskirche. Vier der fünf Sitzungen, die im Laufe der Woche stattfanden, verliefen sehr stille. In der fünften ging es infolge einer Interpellation von der Linken über reaktionäre Vorgänge in Preußen und Österreich recht lebhaft her. Die Namen der Redner sind mir leider nicht im Gedächtnisse geblieben. Doch erinnere ich mich genau, den Reichsminister von Gagern, den Präsidenten Simson und andere berühmte Mitglieder gesehen zu haben.

Meine politischen Sympathien (wenn ich von solchen in meinem damaligen Alter sprechen darf) waren im Gegensatz zu

denen meines Vaters durchaus demokratisch. Ich war zu denselben teils durch die vorherrschende Strömung in Zweibrücken in derselben Richtung, teils durch die sehr radikalen Ansichten aller väterlichen Verwandten, die uns besuchten, gebracht worden. In Betätigung meines Radikalismus vollbrachte ich vor meiner Abreise von Frankfurt noch eine kühne Tat. Ich war mit meinem Reisegelde so sparsam umgegangen, daß mir voraussichtlich ein ansehnlicher Überschuß bleiben würde. Ich beschloß, mit demselben einen Herzenswunsch zu befriedigen, der in nichts weniger bestand, als einen sogenannten „Heckerhut" mit roter Feder zu besitzen. Damit geschmückt, gelangte ich wohlbehalten wieder nach Hause. Es hatte mir unterwegs nicht wenig vor der Stimmung gebangt, in welche der Anblick meiner neuen Kopfbedeckung den Vater versetzen würde. Zu meiner freudigen Überraschung bemerkte er nur, er hätte nichts dagegen, wenn ich ein Narr wie so viele andere sein wollte.

So hatte ich denn die Genugtuung, unbehindert mit dem demokratischen Emblem durch die Straßen der Stadt wandeln und den nicht geringen Neid meiner Kameraden erregen zu können. Aber doch sollte mein Vergnügen nur ein kurzes sein. Am Tage nach dem Wiederbeginn des Gymnasialunterrichtes wurde ich vor den Rektor zitiert, der mir eröffnete, daß ich bei Strafe sofortiger Entlassung, im Falle der Nichtbefolgung, das Tragen des Heckerhutes zu unterlassen hätte. Die Demütigung war bitter und trug mir auch Hohn und Spott genug ein. Aber ich mußte einfach gehorchen und mich fortan wieder mit meiner Mütze mit schwarzrotgoldener Einfassung zufrieden geben.

Wie ich schon andeutete, hatte die herrschende politische Erregung keinen günstigen Einfluß auf die Schuljugend. Entsprechend der stetigen Lockerung aller bestehenden staatlichen und bürgerlichen Bande, die schließlich in der republikanischen Erhebung von 1849 gipfelte, machte die Zuchtlosigkeit unter derselben und besonders unter uns Gymnasiasten immer größere Fortschritte. Die Schüler der höheren Klassen gingen denen der anderen mit ansteckendem Beispiel voran. Mich reizte das Treiben der ausgelassensten unter jenen, und ich strebte es als eine Art Vergünstigung an, in engen

Verkehr mit ihnen zu kommen. Den ganzen Winter von 1848—49 verkehrte ich mehr mit Primanern und Sekundanern als mit den Kameraden meiner eigenen Klasse. Natürlich verlegte man sich auf Großtuerei aller Art. Dazu gehörte auch der Wirtshausbesuch trotz der bestehenden strengen Verbote. Ich hatte das Glück oder Unglück, beim ersten Vergehen dieser Art mit einigen Sekundanern von dem Pedelle abgefaßt zu werden. Das Resultat war für mich eine schwere Bußpredigt vor der ganzen Klasse und eine mehrstündige Karzerstrafe. Die Kur war in meinem Falle eine vollkommene, wenigstens was ähnliche Vergehen betraf.

Mit dem Frühjahre 1849 begann der historische letzte Entscheidungskampf in Deutschland zwischen der freiheitlichen Partei und der Reaktion. Entsprechend dem Rufe des noch tagenden Restes des Reichsparlamentes zum Aufstande gegen die Regierungen, welche die Reichsautorität nicht länger anerkennen wollten, bildete sich im Mai als Ergebnis einer Massenversammlung eine provisorische Regierung für die Pfalz mit dem Sitze in Kaiserslautern. Ihre ersten Akte waren die Aufforderung aller Behörden zu ihrer sofortigen Anerkennung und ein Aufruf zur Bildung eines Volksheeres aus allen waffenfähigen Männern. Die Masse des Volkes war in der Pfalz wie in ganz Süddeutschland unstreitig für die revolutionäre Bewegung. Aber die monarchische Gewalt hatte sich doch von ihrer Erschütterung seit März 1848 soweit erholt, daß sie zum Kampfe gegen die Demokratie gerüstet war.

In Beamtenkreisen wußte man dies, und wo man in denselben den Sieg der monarchischen Regierung auch nicht hoffte und wünschte, war man doch nicht genügend von der Kraft der Erhebung überzeugt, um an ihren Erfolg zu glauben. Die Aufforderung an die Behörden hatte daher nur die Wirkung, eine mehr oder weniger vollständige Auflösung der bestehenden Ordnung herbeizuführen, indem die Gerichts- wie alle anderen Verwaltungsbeamten mit wenigen Ausnahmen derselben nicht entsprachen und sich entweder gewaltsam ihres Amtes entsetzen ließen oder sich einfach weigerten, weiter zu funktionieren, oder mit ihren Archiven und Kassen flüchteten. Binnen kurzem bestand kein Gericht und keine höhere Verwaltungsbehörde mehr in der ganzen Provinz.

Auch die höheren Schulen machten dieselbe Erfahrung durch. Der Rektor unseres Gymnasiums, ein schwacher, unbedeutender Mensch, ohne jeden selbständigen Willen, war anfänglich geneigt, angesichts der unmittelbaren Gefahr einer Amtsentsetzung sich der provisorischen Regierung zu unterwerfen. Aber der energische Widerstand im Lehrerkollegium ließ ihn davon absehen, und so zog er es vor, eines Tages einfach zu verschwinden. Schon vorher hatten sich die Reihen der Schüler sehr gelichtet, indem zufolge der drohenden politischen Vorgänge die meisten der außerhalb Zweibrücken wohnenden Eltern ihre Söhne nach Hause gerufen hatten. Auch die einheimischen Schüler machten sich die Erschlaffung der Schuldisziplin zu nutze und waren nach Belieben abwesend und anwesend. Wir Tertianer waren auch dadurch gleichgültig geworden, daß wir unseren beliebten und in jeder Beziehung tüchtigen Klassenlehrer Dr. Vogel im Frühjahre durch den Tod verloren hatten und darauf einen unregelmäßigen und zersplitterten Unterricht durch die anderen Professoren empfingen. Dem Beispiele von stillem Verschwinden seitens des Rektors folgten bald einige der Lehrer. Infolge aller dieser Umstände kam im Juni die Anstalt überhaupt zum Stillstand. Der Unterricht hörte einfach wegen Mangels an Lehrern und Schülern auf.

Kurz vor diesem Zeitpunkt spielte ich die Hauptrolle in einer eigenartigen Klassenepisode, die ich erzählen muß, da sie einen bedeutenden Einfluß auf meine Zukunft auszuüben bestimmt war. Meine Sympathien waren, wie bereits erwähnt, durchaus demokratisch, und meine Mitschüler teilten sie ohne Ausnahme. Nun war es Vorschrift, den einstündigen, protestantischen Religionsunterricht, den der Stadtpfarrer Dr. Krieger zweimal wöchentlich der Tertia gab, mit einem von den Schülern rezitierten Gebete zu eröffnen, in dem auch eine besondere Fürbitte für das Wohl des „in Christo Gesalbten, Sr. Majestät, unseres allergnädigsten Königs und Herrn", wie auch für die gesamte königliche Familie vorkam. Nach der Errichtung der provisorischen Regierung dünkte es uns, daß diese Fürbitte nicht nur nicht mehr am Platze, sondern eine förmliche Auflehnung gegen die bestehende Gewalt sei. Wir beschlossen daher, daß die betreffende Stelle fortan aus dem Gebete auszulassen sei.

Es traf sich zufällig, daß in der nächsten Religionsstunde ich an die Reihe kam, das Gebet herzusagen. Der Absprache gemäß übersprang ich ruhig den reaktionären Satz. Dr. Krieger bemerkte die Auslassung sofort und fuhr mich an: „Was soll dies bedeuten?“, worauf ich gelassen antwortete: „Das Königtum ist ja abgeschafft, wie können wir da für den König beten?“ Er forderte mich auf, den Satz einzuschalten, und, da ich mich dessen weigerte, rief er nacheinander ein halbes Dutzend andere Schüler auf, die aber einfach meinem Beispiele folgten. Endlich rief er in höchster Aufregung: „Dies ist ja offene Rebellion und Verhöhnung der Religion, des Königs Majestät und meiner selbst. Euch erteile ich keinen Unterricht mehr.“ Sprach's, ergriff seinen Hut, verließ das Zimmer und erschien auch nicht wieder. Die schließliche Frucht dieses Zwischenfalles für mich werde ich im Nachstehenden berichten.

Diese herausfordernde Offenbarung meines Radikalismus hätte sich wohl nicht ereignet, wenn ich zurzeit die väterliche Autorität zu fürchten gehabt hätte. Aber mein Vater hatte, wie so viele seiner Kollegen, es für ratsam gehalten, mit Rücksicht auf den vor sich gehenden politischen Umsturz seine Badereise, die er sonst gewöhnlich erst während der Gerichtsferien im Spätsommer machte, bereits Ende Mai anzutreten. Er hatte immer schroffe Stellung gegenüber der fortschreitenden freiheitlichen Bewegung genommen und war allgemein als Reaktionär bekannt. In seiner Stellung als Staatsanwalt hatte er mehrfach Gelegenheit gehabt, bei politischen Prozessen in scharfen Reden die herrschende Strömung anzugreifen und sich hierdurch nicht nur unbeliebt, sondern gewissermaßen verhaßt zu machen. Es stand nicht zu bezweifeln, daß die provisorische Regierung ihn gemaßregelt haben würde, wenn er sich nicht außer Landes begeben hätte, und zwar trotz des Umstandes, daß sein Bruder Friedrich einer der tätigsten Organe der Revolution als Zivilkommissär in Speyer geworden war, in welcher Eigenschaft er die ganze eigentliche Verwaltung der Provinz, wie sie durch die Regierung gehandhabt wurde, zu leiten suchte.

In der Abwesenheit des Vaters und der Schulfesseln ledig, führte ich in der Tat ein herrliches Bummelleben. Jeder Tag

brachte frische Anregungen. Die von der provisorischen Regierung angeordnete Bildung eines Volksheeres führte zu fortwährenden militärischen Schaustellungen. Auf dem Exerzierplatze wurde täglich von morgens bis abends von der Bürgerwehr, dem Gymnasialkorps und der zugezogenen Volkswehr geübt. Dann fanden viele Durchzüge der Volkstruppen statt. Dabei erregten die Sensenmänner, von denen man eine große Zahl zufolge des Mangels an Schießgewehren zu organisieren suchte, besonderes Interesse. Militärische Inspektionen und Paraden durch bekannte Führer des Aufstandes, wie Mieroslawski, Sznaide und andere, trugen zur Abwechslung bei. Dazu kamen noch häufige Volksversammlungen, bei denen Wanderredner von mehr oder weniger Ruf auftraten.

Den größten Eindruck von allen diesen Rednern, der mir bis zu dieser Stunde geblieben ist, machte auf mich der Dichter Gottfried Kinkel. Wie er erschien, eine hohe, kräftige Gestalt, mit schwarzem, langem Haupthaar und Vollbart, feinen Zügen, einer mächtigen, wohllautenden Stimme und außerordentlichen Redegewandtheit, mit schwarzem, breitkrämpigem Filzhut mit wallenden Federn, blauer Bluse, roter Halsbinde und Schleppsäbel, war er das vollendete Bild eines Mannes der Revolution und Volksführers. Wie ein Prophet riß er alles durch seine Beredsamkeit hin. Ich selbst war von ihm wie bezaubert und widerstand kaum der Versuchung, alles im Stiche zu lassen und ihm als gläubiger Jünger zu folgen.

Kurz war der demokratische Traum in Deutschland. Im Lichte der Geschichte jener Zeit wird wohl niemand behaupten wollen, daß das deutsche Volk als Ganzes reif für republikanische Staatsformen war. Aber doch hätte der Gang der Ereignisse ein anderer werden können. Fast alle großen Städte waren demokratisch gesinnt. In ganz Süddeutschland wie in Hessen, Thüringen, den preußischen Rheinprovinzen wie auch im Königreich Sachsen hatte man die Volksaufstände mit entschiedenster Sympathie begrüßt. Es standen zuerst auch die Mittel zum kräftigen Widerstande gegen die Macht von oben zu Gebote. Abgesehen von der sympathisierenden Bevölkerung, war ein großer

Teil der fürstlichen Heere willens, sich der Volkssache anzuschließen, wie dies in der Pfalz und Baden auch wirklich geschah. Wäre die Erhebung von Männern von wirklicher organisatorischer Begabung und Umsicht und wahrer revolutionärer Raschheit im Handeln, Entschlossenheit und Tatkraft geleitet worden, so hätte sie sich gewiß über ganz Mittel- und Süddeutschland ausgebreitet. Alle großen Festungen wären in Volkshände gefallen, und hätte dann die Reaktion überhaupt die Niederwerfung des Aufstandes vermocht, so wären doch ganz andere Anstrengungen als die wirklich gemachten dazu notwendig geworden.

Aber wie es kam, brannten die Feuer der Revolution an vereinzelten Herden ohne Zusammenhang miteinander aus. An der westlichen Grenze der Pfalz sammelte sich ein preußisches Heer unter dem Kommando eines königlichen Prinzen, der seitdem als Kaiser Wilhelm zur höchsten weltgeschichtlichen Bedeutung gelangt ist. Auch im rechtsrheinischen Bayern wurde ein Armeekorps zur Invasion der Pfalz unter dem Kommando des Generals der Kavallerie, Fürsten von Thurn und Taxis, zusammengezogen. Der provisorischen Regierung waren natürlich diese feindlichen Vorbereitungen bekannt. Sie gab auch in sehr selbstvertrauensvoller und prahlerischer Weise kund, daß sie gerüstet sei, den „Tyrannenknechten“ die Stirne zu bieten. Aber als es zum wirklichen Losschlagen kam, wurde sie mit dem Volksheere und all ihrem sonstigen Gefolge wie Spreu vor dem Winde aus der Provinz gefegt.

Es war gegen Mittag eines Junitages, als ein staubbedeckter Reiter, im vollen Laufe von Westen kommend, an unserem Hause vorbeisprengte. In kurzer Zeit flog die von ihm überbrachte hochwichtige Nachricht „Die Preußen kommen“ von Mund zu Mund. Die ganze Bevölkerung der Stadt war bald auf den Straßen, um Einzelheiten zu hören und Meinungen über das Kommende auszutauschen. Man wußte nur, daß eine preußische Division, von Saarbrücken aus kommend, bei Neunkirchen die bayerische Grenze überschritten hatte und in vollem Anmarsche auf das nur zwei Stunden von Zweibrücken liegende Städtchen Homburg war. Das Ertönen des Generalmarsches erhöhte natürlich die Aufregung der Bevölkerung. Die Bürgerwehr, das Gymnasial-

korps von etwa sechzig Mann, eine Schwadron Kavallerie und eine Sektion Artillerie — beide letztere aus Überläufern von der bayerischen Armee bestehend — rückten auf den Exerzierplatz aus.

Der Stadtkommandant war ohne jede Weisung von der provisorischen Regierung, beschloß aber auf eigene Faust eine Rekognoszierung in der Richtung nach Homburg und befahl dazu die Gymnasiasten mit der Kavallerie und Artillerie, während die Bürgerwehr unter Waffen blieb. Die ganze männliche Jugend war bereit, sich bei dem Ausmarsch als Zuschauer anzuschließen, wurde aber natürlich zurückgewiesen. Einige Kameraden und ich brannten aber so von Begierde, etwas von wirklichem Kriege zu sehen, daß wir der Kolonne auf Fußwegen voraneilten, um sie ungefähr eine Stunde Wegs von der Stadt zu erwarten und derselben in sicherer Entfernung zu folgen. Wir taten dies bis zu einer Anhöhe, von welcher man von der Straße Homburg übersehen konnte.

Dort nahm die Kolonne auf der Fahrstraße feste Stellung mit abgeprotzten Geschützen hinter einer Barrikade von gefällten Bäumen. Nachdem man stundenlang auf das Nahen des Feindes vergeblich gewartet hatte, wurde die Kavallerie in der Richtung des Städtchens vorgeschoben. Sie kehrte nach einer Stunde mit der überraschenden Nachricht zurück, daß sie keine Spur des Feindes vor Homburg gefunden und darauf dort eingeritten sei, nur um auszufinden, daß die ganze preußische Macht einfach durchmarschiert war und die Richtung nach Kaiserslautern eingeschlagen hatte. Darauf wurde der Rückmarsch nach Zweibrücken angetreten, wo wir gegen Dunkel todmüde und sehr hungrig eintrafen.

Mein Erscheinen befreite meine Mutter und Schwester von der großen Angst, die sie meinetwegen gehabt hatten. Im Laufe des Nachmittags war Befehl von der provisorischen Regierung eingetroffen, einen Massenaufstand der ganzen waffenfähigen Bevölkerung zu veranlassen und die organisierte bewaffnete Macht nach der Vorderpfalz abrücken zu lassen, wo die ganze Volksstreitkraft konzentriert und eine Schlacht angenommen werden sollte. Infolge der Rekognoszierung konnte der Abmarsch erst in der Nacht erfolgen. Die Dunkelheit brachte dem Teile der örtlichen

Volkswehr, der zwar zum Kriegsspiel auf dem Übungsplatz, aber nicht bis zur Aufopferung von „Gut und Blut" bereit war, die willkommene Gelegenheit, zu Hause zu bleiben. Von den sechzig Gymnasiasten zogen nur vierzig mit, und von dem Bataillon Bürgerwehr fehlten viele. Auch von diesen kehrten die meisten in einigen Tagen zurück. Sie waren mit anderen Volkstruppen von der Vorhut der Preußen, die von Kaiserslautern endlich über die Vogesen vorgedrungen waren, mit Zündnadelfeuer angegriffen worden und hatten sich nach allen Richtungen zerstreut. Einer der Gymnasiasten fand dabei seinen Tod.

So kam die schöne, aber kurze Zeit der republikanischen Herrschaft zu Ende. In weniger als einer Woche war die letzte Spur derselben aus der Pfalz durch die preußische Armee weggefegt. Erst nachdem dieselbe den Rhein überschritten hatte, um in Baden ebenso rasch die Erhebung niederzuwerfen, erschienen die bayerischen Truppen. Ihre Arbeit bestand einfach in der starken militärischen Besetzung aller Städte und der Einführung des Belagerungszustandes. Für ihr verspätetes Auftreten mußten die „Strafbayern", wie sie der Volkswitz nannte, viel Spott erleiden. Mit ihnen kehrten alle geflüchteten Beamten, einschließlich meines Vaters und der Gymnasiallehrer, nach Zweibrücken zurück.

Es wurde sogar ein Versuch gemacht, den Unterricht im Gymnasium wieder zu eröffnen, aber derselbe mißlang, da die Mehrzahl der Schüler wegblieb, indem die Zeit der gewöhnlichen Herbstferien schon zu nahegerückt war. Immerhin mußten wir ansässigen Schüler eine Reihe von Tagen in den Klassen erscheinen. Auch der Religionsunterricht fing vorübergehend wieder an. Fast das erste Wort, das der Stadtpfarrer bei der Wiedereröffnung sprach, war an mich gerichtet. Er erklärte, daß er die freche Verhöhnung der königlichen Majestät, der sich die Klasse durch Auslassung der Fürbitte für sie in dem vorgeschriebenen Gebete schuldig gemacht hätte, nicht vergessen und vergeben könne, und daß er mich, als Rädelsführer, durch die Ausübung des ihm zustehenden Veto bezüglich meiner Beförderung in die nächst höhere Klasse zur Strafe ziehen werde. Diese Verkündigung war geradezu niederschmetternd für mich. Denn erstens bedeutete sie entweder

volle Demission aus der Anstalt oder zum wenigsten den Verlust eines ganzen Jahres, und zweitens brachte sie die bittere Notwendigkeit mit sich, meinem Vater das Geschehene mitzuteilen.

Als ich dies tat, entstand eine Szene. In seiner ersten Erregung erklärte mir der Vater, daß ich auf weiteres Studieren zu verzichten und entweder bei einem Handwerker oder bei einem Kaufmanne als Lehrling einzutreten haben würde. Wie leicht ich es auch bisher mit dem Erlernen genommen hatte, so war ich mir doch über die inneren und äußeren Vorteile einer höheren Erziehung ganz klar. Auch besaß ich kein geringes Maß von Ehrgeiz und war mir wohl bewußt, daß hohe Erfolge im Leben in Deutschland nur auf dem gewöhnlichen Wege der Gymnasial- und Universitätsbildung zu erreichen waren.

Die väterliche Drohung drückte daher schwer auf mich. Wochenlang schlich ich unter dem Drucke des Gedankens an eine verfehlte Laufbahn und freudenlose Zukunft umher. Ich fühlte mich wie ein Geächteter meinen Kameraden gegenüber und scheute ihre Gesellschaft in meiner großen Demütigung. Endlich erheiterte sich aber der Horizont wieder etwas für mich. Es waren in den letzten Jahren mehrere Söhne angesehener Zweibrücker Familien, die wegen Faulheit und sonstiger schlechter Aufführung vom Gymnasium entlassen worden waren, zur Besserung in das französische Collegium von Pfalzburg in Lothringen geschickt worden. Eine zeitweilige Verbannung dorthin schien mir jedenfalls einer lebenslangen Degradation vorzuziehen, wie es der Übergang vom gelehrten Berufe zum Kaufmanns- oder Handwerkerstande nach den herrschenden Standesvorurteilen gewesen wäre.

Ich steckte mich daher wieder hinter die gute Mutter und ließ ihr keine Ruhe, bis sie mir versprach, ihr möglichstes zu tun, um den Vater zur Milderung meiner Strafe durch Exil nach Frankreich zu bestimmen. Ich glaube, der Vater selbst hatte bereits Zweifel über die Richtigkeit seines ersten Urteils gefühlt und ließ sich bald herbei, dem neuen Vorschlage insoweit zuzustimmen, als er sich willens erklärte, es mit einer einjährigen Probe in Pfalzburg zu versuchen, von deren Verlauf es abhängen sollte, ob der gedrohte Berufswechsel bei mir einzutreten habe

oder nicht. Ich war glücklich über diese Wendung meines Schicksals und gewann sofort die verlorene Spannkraft wieder.

Da meine Kenntnis des Französischen nicht hinreichend war, um dem allgemeinen Unterricht vermittelst dieser Sprache folgen zu können, so wurde beschlossen, daß ich mich schon sobald wie möglich nach Pfalzburg begeben sollte, um noch einen Monat vor dem Beginn des dortigen Schuljahres ausschließlich der Erwerbung der Landessprache widmen zu können. Ich trat daher schon nach einigen Tagen eine Rundreise durch die Pfalz an, um mich von den verschiedenen Verwandten zu verabschieden. Da die Ursache meiner bevorstehenden Verbannung bekannt war und die Verwandten meistens auf seiten der Volkssache standen, so wurde ich von ihnen als eine Art Märtyrer noch einmal so gut aufgenommen. Dieser Gedanke, als Märtyrer zu gelten, war mir ganz und gar neu, aber sehr willkommen; er versöhnte mich mit meinem Geschicke und machte mich geradezu stolz auf dasselbe. Als logische Folge desselben ergab sich auch der weitere Trost für mich, daß in Frankreich ja noch die Republik herrschte und ich somit gegen den wiedergekehrten Despotismus des Vaterlandes die Freiheit eintauschen würde. Ich wunderte mich, daß dem Vater keine aus diesem Umstande erwachsenden Bedenken gegen das Pfalzburger Projekt gekommen waren.

Mein wiedererweckter Republikanismus verführte mich zu einem kühnen Unternehmen während meines Aufenthaltes zur Verabschiedung bei meinem Onkel Otto auf Schloß St. Johann. Mein Onkel Friedrich, den ich als großen Kinderfreund während meiner periodischen Besuche in Speyer besonders lieb gewonnen, hatte sich überreden lassen, als Bevollmächtigter der provisorischen Regierung dort zu fungieren, und war natürlich beim Zusammensturze der Erhebung auch flüchtig geworden. Ich wußte, daß er in Weißenburg im Elsaß, hart an der pfälzischen Grenze, Aufenthalt genommen hatte, und mit Zustimmung des Onkels Otto machte ich mich eines Tages von St. Johann zu Fuß auf den dreistündigen Weg dorthin. Onkel Fritz wohnte in dem einzigen besseren Gasthofe, der von hervorragenden pfälzischen Flüchtlingen und sie besuchenden Bekannten und Verwandten überfüllt war.

An der table d'hôte wurde viel gegessen und noch mehr getrunken und auf das eifrigste politisiert. Der echte Pfälzer führt immer eine lebhafte Zunge, und der betäubende Wortschwall bei dieser Gelegenheit ist mir noch deutlich in der Erinnerung. Mein Onkel gab die Geschichte meines Märtyrertums bei Tische zum besten, was mir viele schmeichelhafte Bemerkungen eintrug. Es hob mein Selbstgefühl nicht wenig, dermaßen von politischen Koryphäen ausgezeichnet zu werden. Ich wagte es aber nicht, länger als einen Tag in Weißenburg zu verweilen.

Sechstes Kapitel.

Auf dem Collège in Pfalzburg.

Ende September fand meine Abreise von Zweibrücken statt. Mein Vater wollte mich zuerst begleiten, seine Amtsgeschäfte verhinderten ihn aber, und so zog ich vierzehnjähriger Junge ganz allein in das fremde Land. Ich fühlte mich durch die meine Trennung von der Heimat veranlassenden politischen Umstände so gehoben, daß mir der Abschied gar nicht schwer wurde. Ganz gefaßt setzte ich mich trotz der Tränen der Mutter und Schwestern in den Omnibus, der täglich von Zweibrücken nach Saargemünd fuhr, von wo aus ich die Postkutsche nach meinem Bestimmungsorte nahm, der im Département de la Meurthe etwa vierundzwanzig Stunden Wegs von Zweibrücken lag. Wir kamen durch Saar-Union, den Geburtsort meiner Mutter, das sich als ein totes, dorfartiges Nest erwies. Ohne besondere Erlebnisse erreichte ich gegen Mittag des folgenden Tages mein Reiseziel.

Die Diligence setzte mich und mein Gepäck vor einem der Gasthöfe ab, worauf ich mich sofort nach dem Collège begab und mich in wenigen Minuten vor einem großen, vierstöckigen Steingebäude mit verschlossenem Haupteingange befand. Auf mein Klingeln öffnete der Portier und machte ein ganz erstauntes Gesicht, als ich mich in wohlpräpariertem Französisch als neuer élève vorstellte. Er antwortete etwas barsch, daß er nichts von meinem Kommen wüßte und überhaupt in den Ferien niemand aufgenommen würde. Meine Verlegenheit war groß, da mir das Französische versagte. Glücklicherweise entpuppte er sich als deutschsprechender Lothringer. Der Prinzipal, der auf einem Ausfluge abwesend war, hatte ihn in der Tat nicht von meiner bevorstehenden An-

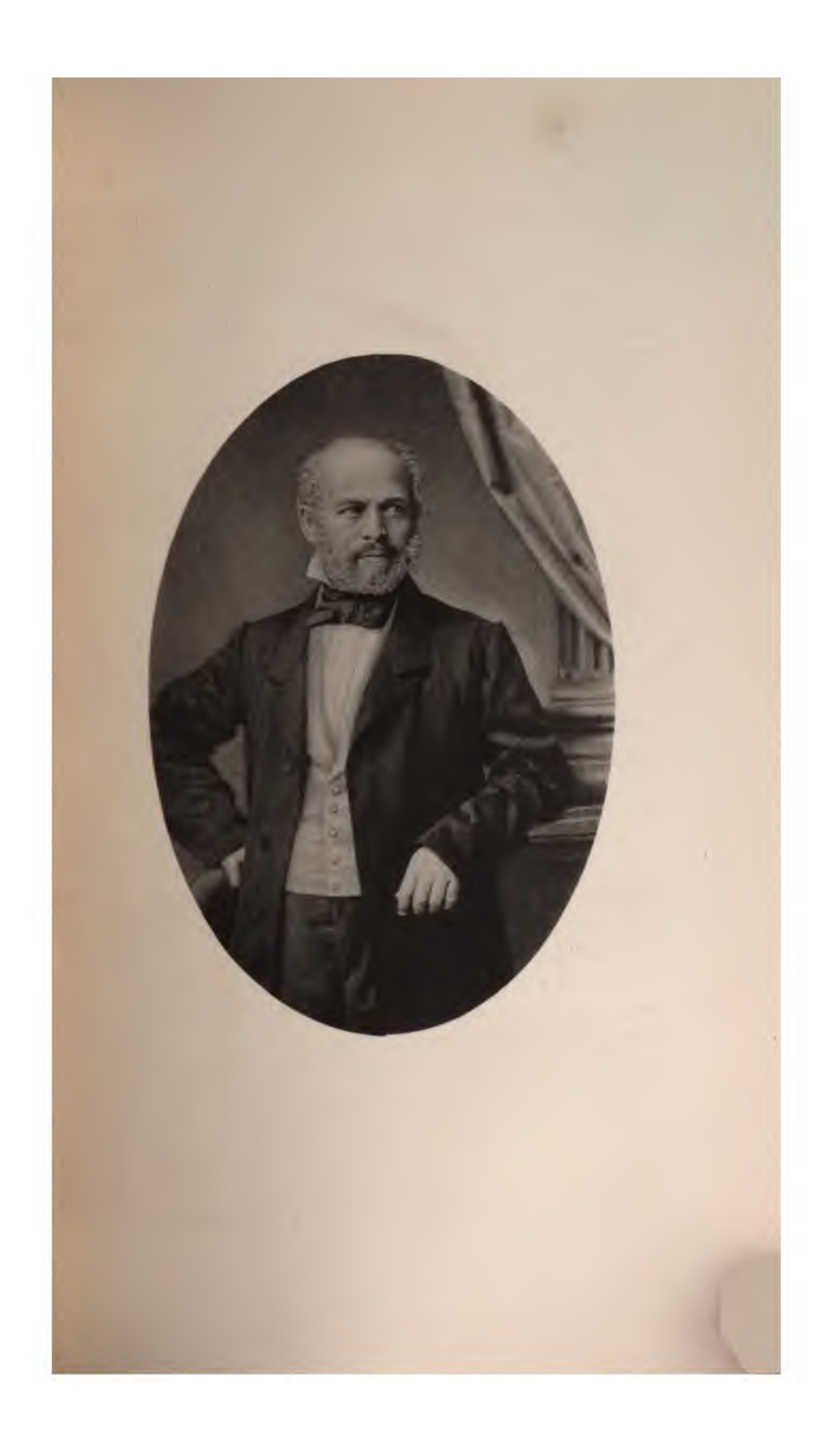
kunft benachrichtigt. Doch war er bereit, mich einzulassen. Da der Prinzipal erst gegen Abend zurückerwartet wurde und die Frage meines Unterkommens inzwischen ungelöst bleiben mußte, so ging ich nach dem Gasthofe zurück, um mein Mittagsmahl einzunehmen, und verbrachte darauf den Nachmittag, indem ich mir das Städtchen und die Baulichkeiten des Collegiums im einzelnen ansah.

Pfalzburg, ein unbedeutendes Landstädtchen von ungefähr zweitausend Einwohnern, liegt auf dem Rücken der Hauptkette der Vogesen, 1500 Fuß über dem Meeresspiegel, an der Hauptstraße von Straßburg nach Paris. Die Hochebene, auf der es sich ausdehnt, ragt über die ganze Umgebung empor und fällt nach allen Seiten schroff ab. Der Platz eignete sich dadurch besonders zur Festung, die es auch seit Jahrhunderten bis nach dem Kriege von 1870 gewesen ist. Die Werke bildeten ein Parallelogramm und bestanden aus Wällen mit zwei Toren, Gräben und Bastionen an den vier Ecken. Das ganze Städtchen war innerhalb des Vierecks eingeschlossen und hatte einige kurze, rechtwinklige Straßen und einen verhältnismäßig großen, freien Platz mit einer schattigen Promenade, an der die Hauptgebäude, das Stadthaus, die katholische Kirche und zwei Gasthöfe lagen. Die Garnison bestand zur Zeit aus zwei Bataillonen Infanterie, die dem Städtchen ein sehr lebhaftes Aussehen gaben. Die Offiziere, die Professoren des Collège und einige Beamten bildeten die höhere Gesellschaft. Auf dem öffentlichen Platze, „Place d'Armes" genannt, ging es immer recht lebhaft her, da die zweiwöchentlichen Märkte, Paraden und Übungen und die Konzerte der Militärmusik dort abgehalten wurden. Sonntags wurde die Regsamkeit durch das Herbeiströmen der Bevölkerung der zahlreichen Dörfer der nächsten Umgebung sehr verstärkt. Auf den breiten Wällen waren schattige Spazierwege vorgesehen, von welchen man einen schönen Fernblick genoß. Kurz, für einen Ort seiner Größe bot Pfalzburg ungewöhnliche Anziehungen.

Der Sitz des Collège war in einem früheren Mönchskloster. Die Gebäude bildeten ein Viereck und umgaben einen inneren Hof. Auf der einen Seite stieß der Komplex an einen größeren äußeren

Hof und Garten, welch ersterer als Erholungsplatz für die Schüler diente und von der Außenwelt durch eine hohe Mauer getrennt war. Eine Seite des Vierecks enthielt die Lehrsäle, die zweite im unteren Stocke das als allgemeiner Speisesaal dienende ehemalige Refektorium und im oberen die früheren Zellen der Mönche, in denen die ledigen Lehrer wohnten. Die dritte umfaßte die Kapelle und die Wohnung des Prinzipals und die vierte unten die Arbeitssäle und oben die Schlafsäle. Auf zwei Seiten zogen sich lange Gänge durch die Gebäude, welche den Schülern bei schlechtem Wetter während der freien Stunden zum Aufenthalte dienten. Das Ganze machte den Eindruck von Vernachlässigung und beginnendem Verfalle. Es traten mir überall die Anzeichen von Unordnung und Unsauberkeit entgegen. Ferner war die Ausstattung des Speisesaales, der Zimmer der Lehrer und der Schlafsäle der Schüler von sehr primitiver Beschaffenheit. Die Waschvorrichtungen in den letzteren entsetzten mich wahrhaft, denn sie bestanden einfach aus schmutzigen, großen Blechtrögen, in denen die Abwaschungen gemeinschaftlich stattfanden. Was ich vorfand, war mir in der Tat ganz unheimlich, und ich sah mit nicht wenig Bangen den kommenden Dingen entgegen.

Erst kurz vor Dunkelheit erschien der Prinzipal, Monsieur Perrot. Sein Äußeres war so abschreckend, daß ich bei seinem Anblicke beinahe ganz verblüfft zurückfuhr. Er war ein förmliches Zerrbild des normalen physischen Menschen, und man mußte sein Aussehen unwillkürlich mit einem Satyr vergleichen. Der Kopf war klein, die Stirne schmal und schief abfallend, die Augen klein und verschwommen, die Nase groß und plump, der Mund ungewöhnlich groß, mit dickschwülstigen Lippen und wirklichen Hauern von schmutzigen Zähnen, das Kinn klein und zurücktretend. Dazu kam noch ein schmächtiger Körper und ein gekrümmtes, kurzes Bein mit Klumpfuß. Alles war schmutzig an ihm, besonders die Hände, und seine Kleidung war von der schäbigsten Art. Wenn er freundlich sein wollte, verzog er sein Gesicht zu einem widrigen Grinsen, und sein Lachen war wie das Zähnefletschen eines Troglodyten. Infolge seines verkrüppelten Beines sank seine unansehnliche Gestalt bei jeder Bewegung sozusagen in sich selbst



zusammen. In seiner ganzen Persönlichkeit war auch nicht ein Zug, der den widerlichen Gesamteindruck milderte.

Monsieur Perrot, der in den fünfziger Jahren zu stehen schien, begrüßte mich freundlich, erklärte seine Überraschung durch mein unerwartetes Erscheinen — der Tag meiner Ankunft war ihm aber genau mitgeteilt worden — und entschuldigte seine zufällige Abwesenheit mit den glatten Phrasen, die dem Franzosen stets zu Gebote stehen. Dann nahm er meine Rechte zwischen seine dickfingrigen, ungewaschenen Hände, sagte, ich sei ja „un joli, bon garçon“, der ihm gewiß Freude und der Anstalt Ehre machen würde, nebst anderen süßlichen Schmeicheleien, die mich rot vor Verlegenheit werden ließen, da ich nichts antworten konnte. Nach diesem Willkommen geleitete er mich an der Hand in seine Wohnung, um mich seiner Familie vorzustellen, die aus Frau und einem achtjährigen Jungen bestand. Die Erscheinung der ersteren setzte mich ebenso sehr in Erstaunen, wie die ihres Mannes. Denn einen größeren Unterschied im Äußeren konnte man sich kaum denken. Sie war eine wirklich auffallende Schönheit. Von großer, schlanker Gestalt, hatte sie einen feinen Kopf mit glänzendem, schwarzem Haar, prächtigen dunklen Augen, bei schimmernd weißer Haut, von der die roten Wangen und Lippen frisch abstachen, und kleinem Munde mit vollkommenen Zähnen. Dabei besaß sie die wahre französische Anmut und Zierlichkeit. Sie machte den Eindruck, als könnte sie höchstens halb so alt wie ihr Gatte sein. Der Kontrast zwischen den beiden machte meine Verlegenheit noch größer, so daß ich kaum ein Wort hervorbrachte, obgleich sie mit der Lebhaftigkeit eines jungen Mädchens mich zu Rede und Antwort zu bringen suchte.

Ich stellte mir unwillkürlich fortwährend die Frage: welches Geschick hat diese beiden menschlichen Gegensätze zusammengeführt? Die Geschichte der Ehe wurde mir nachträglich bekannt. Der Gatte hatte sie vor zehn Jahren als Tochter der Witwe eines Beamten kennen gelernt, bei der er als Mieter in Paris wohnte, während er eine Professur an einem dortigen Collège bekleidete. Bei seiner Ernennung zum Prinzipal in Pfalzburg warb er um sie und ward auf Zureden der Mutter angenommen. Natürlich

setzte jedermann voraus, daß sie mit einem solchen Manne nicht glücklich sein könne, aber, wie ich später fand, konnte niemand einen Beweis hierfür beibringen. Sie zeigte stets dieselbe heitere, zufriedene Miene. Ich entdeckte bald, daß alle collégiens, alle Offiziere der Garnison und in der Tat die ganze Stadt für ihre Schönheit schwärmten, jedoch hörte ich während meines Aufenthaltes in Pfalzburg nie das geringste gegen ihren Ruf als pflichttreue Gattin. Das einzige Kind, einen bildhübschen Jungen, liebte sie mit augenscheinlich übertriebener Zärtlichkeit, die natürlich einen sehr verwöhnten Burschen aus ihm machte.

Nach einer Stunde der Verlegenheit brachte mir der Ruf zur Abendmahlzeit Erlösung. Ich begleitete die Familie nach dem Refektorium und nahm an demselben Tische mit ihr Platz. Außer uns speisten noch der katholische Geistliche der Anstalt und zwei maîtres d'étude oder Unterrichtsaufseher mit. Der erstere war ein kleiner, feister Abbé in vorgerückten Jahren, dem man auf den ersten Blick das Überwiegen der fleischlichen über die geistlichen Bedürfnisse in seiner Natur ansah. Sein schwarzes Samtkäppchen und seine Soutane waren äußerst schäbig. Wie Spuren auf der letzteren und an seiner Nase deutlich anzeigten, war er ein leidenschaftlicher Schnupfer. Einer der beiden anderen Mitspeisenden war eine auffallende Erscheinung. Die mittelgroße, kräftige, aber feine Gestalt beherrschte ein wohlgebildeter Kopf mit edlen Zügen, die von kurzgeschnittenem, schwarzem Haupthaar und Vollbart umrahmt waren. Feurige, schwarzbraune Augen, eine feine, leichtgebogene Nase und ein entschlossener Mund gaben dem Gesichte einen bedeutenden Ausdruck. Der sonore Wohllaut seiner Stimme ließ bedauern, daß er nicht viel zur Unterhaltung beitrug. Ich werde noch weiteres über den Besitzer derselben zu erzählen haben.

Als Schlafraum wurde mir für den Rest der Ferien eine der Zellen angewiesen, die während der Schulzeit von einem Lehrer benutzt wurde. Wie bereits erwähnt, war die Einrichtung von der bescheidensten Art. Das Bett besonders schien aus der Zeit zu stammen, wo Mönche sich in denselben Räumen durch einfache Lagerstätten kasteiten. Auch wurde es mir in der ersten

Nacht peinlich klar, daß das, was ich über die Allgegenwart eines gewissen Ungeziefers in Frankreich gehört hatte, nur zu wahr sei.

Morgens entdeckte ich, daß meine Klause jedes Waschapparates ermangelte und daß die von mir zur Reinigung vor die Türe gestellten Stiefel und Kleider nicht berührt worden waren. Eine Klingel war auch nicht vorhanden, und so blieb mir nichts anderes übrig, als mich anzukleiden und nach Gelegenheit zur Befriedigung meiner Bedürfnisse Umschau zu halten. Nach langem Suchen entdeckte ich jemand in der Küche, dem ich mein Anliegen vortrug. Die Antwort lautete, Waschgeschirr für élèves gäbe es nicht, und Kleiderreinigen und Stiefelwichsen müßten sie selbst besorgen. Er zeigte mir dann den Weg zu einem der Tröge in den Schlafsälen, der aber ohne Wasser war. Nur gegen ein Trinkgeld konnte ich meinen Führer dazu bewegen, das fehlende Element zu beschaffen. Von einem Wichsapparat war nichts zu entdecken, und ich mußte mir selbst einen anschaffen. Erklärlicherweise machte diese erste Erfahrung keinen sehr erhebenden Eindruck auf mich, denn ich war es von Haus aus ganz anders gewöhnt. Die Beschaffung eines Frühstücks fand ich auch nicht leicht. Der Prinzipal, der das premier déjeuner à part mit seiner Familie nahm, hatte keine Instruktion bezüglich desselben gegeben. So kostete es wieder ein Trinkgeld, ehe ich das Gewünschte in Gestalt einer Schale warmer Milch und eines reichlichen Stückes trockenen pain ordinaire erhielt. Überhaupt wurde mir sofort die Notwendigkeit klar, mit den Bediensteten in klingender Weise mich zu verständigen. Nachdem dies geschehen, hatte es mit der Befriedigung meiner Wünsche während der Ferien keine Schwierigkeit.

Ich hielt mich den ganzen Vormittag bereit, des erwarteten Rufes des Herrn Perrot gewärtig. Er ließ aber nichts von sich hören, und ich blieb die langen Stunden bis zum zweiten Frühstück in den leblosen Gebäuden mir selbst überlassen. Es beschlich mich ein Gefühl der Verlassenheit, das die Empfindung von bitterem Heimweh verstärkte, mit dem ich eingeschlafen und aufgewacht war. Erst beim déjeuner à la fourchette sah ich den Prinzipal wieder. Er forderte mich auf, ihn auf einem Spazier-

gange nach seinem Landgute, wie er es nannte, zu begleiten, was ich natürlich tat. Wir gingen nach einem eine Viertelstunde vom Tore gelegenen Weiler, „les baraques“ genannt. Das Landgut erwies sich als ein ansehnlicher Obstgarten mit einem Pavillon. Der sichtbare Obstreichtum kitzelte meinen jugendlichen Gaumen, aber ich täuschte mich in der Erwartung einer Einladung zum Zugreifen ad libitum. Ich mußte mich mit einem Apfel und einer Birne zufriedengeben, die der Prinzipal selbst pflückte und mir grinsend mit einem voilà, mon cher überreichte. Der abstoßende Eindruck seiner ganzen Manieren auf mich wurde bei diesem längeren ersten Zusammensein so erhöht, daß ich froh war, als wir heimkehrten, und daß ich mich nicht nach näherem Verkehr mit ihm sehnte.

Es war mir daher ganz recht, daß er sich in den nächsten Tagen so gut wie garnicht um mich bekümmerte und ich ihn auch nur bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten sah. Ich trieb mich zwischen denselben nach Gutdünken in der Stadt herum oder machte ausgedehnte Spaziergänge in die Umgebung. So lange der Reiz der Neuheit blieb, genügte mir diese Ungebundenheit. Aber da ich keine Gelegenheit hatte, irgendwelche neue Bekanntschaften zu machen, so fühlte ich mich doch am Ende der ersten Woche sehr vereinsamt und mehr als zuerst von Heimweh geplagt. Auch war es gewiß, daß der Mangel an Gesellschaft und Sprechübung den eigentlichen Zweck meines Eintrittes während der Ferien, die Besserung meiner Kenntnis des Französischen vor dem Beginne des neuen Schuljahres, ganz und gar vereiteln würde. Ich wandte mich daher an den Prinzipal mit dem Ersuchen, mich womöglich mit jemand zusammenzubringen, mit dem ich die gewünschte stetige Übung in der Konversation haben könnte. Er empfahl mir sofort, förmlichen Unterricht bei Monsieur Alexandre Chatrian, dem bereits erwähnten maître d'étude, neben dem ich bei Tische saß, zu nehmen. Ich schrieb sofort nach Hause um die nötige väterliche Zustimmung und erhielt sie umgehend. Es wurde nun zwischen dem Prinzipal und Herrn Chatrian abgemacht, daß ich für die geringe Vergütung von drei Franken per Tag zwei Stunden regelmäßigen täglichen Unterricht erhalten

und gleichzeitig berechtigt sein sollte, den Lehrer auf seinen Spaziergängen zu begleiten.

Die Abmachung erwies sich für mich als eine sehr glückliche. Der Lehrer zeigte sich als ein sehr gebildeter und ganz begabter Mensch und als äußerst gewissenhaft, gründlich und gedankenvoll, dabei sehr entgegenkommend und überaus unterhaltend. Er sprach immer mit Schwung und Vollendung der Form. Seine melodische Stimme und seine Aussprache machten es zu einem Ohrenschmause, ihn sprechen zu hören. Er wurde mir bald recht geneigt und schien nicht weniger Gefallen an mir zu finden, als ich an ihm. Wir machten daher täglich lange Wanderungen zusammen. Daß ich dabei sehr rasche Fortschritte im Französischen machte, läßt sich denken. Ich entdeckte bald, daß er sich bereits als Schriftsteller versucht und einen Band Erzählungen veröffentlicht hatte. Er war in der Tat einer des inzwischen als Novellisten berühmt gewordenen Zwillingspaares Erckmann-Chatrian. Beide hatten vier Jahre in derselben Klasse in Pfalzburg verbracht und das Collège zusammen absolviert. Erckmann war der Sohn eines kleinen Pfalzburger Krämers, hielt sich aber zurzeit in Paris auf. Das geistige Zusammenschaffen der Beiden hatte indessen damals noch nicht angefangen. Ich faßte eine solche Bewunderung für Chatrian, daß ich den festen Glauben an eine große Laufbahn für ihn bekam.

Die Ferienzeit verflog nun nur zu schnell, und ich sah mit großem Unbehagen dem Beginne des Schuljahres entgegen, womit mein enger Verkehr mit Chatrian aufhören mußte. In den letzten Tagen des Oktober bevölkerte sich das Collegium rasch mit zurückkehrenden und neueintretenden Schülern. Unter den ersteren war ein Zweibrücker Jugendgenosse, namens Döbig, der schon mehrere Jahre in der Anstalt und in der obersten Klasse war. Er machte mich schnell mit den alten Zöglingen bekannt, von denen nicht wenige als geborene Elsässer und Lothringer geläufig Deutsch sprachen. Ich mußte mein besonderes Schlafzimmer aufgeben und mich mit einem Bette in einem Schlafsaale, in dem im ganzen drei Dutzend Zöglinge schliefen, begnügen. Am ersten Montag des November begann der Unterricht, trat die vor-

geschriebene Disziplin in Kraft und fing im ganzen das eigentümliche Schulleben an, dessen Beschreibung ich nun versuchen werde.

Wie in allen höheren staatlichen Lehranstalten in Frankreich, war die Organisation quasi militärisch. Die Schüler mußten alle die heute noch allgemein vorgeschriebene Uniform tragen. Der Schultag fing im Winter um sechs, im Sommer um fünfeinhalb Uhr an. Auf die Minute wurde zu dieser Zeit in jedem Saale die Reveille mit Trompetengeschmetter in einer Weise geblasen, daß der festeste Schläfer aus seinem Schlummer emporschnellte. Denjenigen, die nach fünf Minuten nicht auf waren, wurde das Liegenbleiben in den selbst bei der größten Kälte ungeheizten Sälen einfach dadurch unmöglich gemacht, daß der diensthabende Aufseher die Decken von den betreffenden Betten fortriß. Fünf Minuten waren zum Waschen und Ankleiden erlaubt. Im Winter war das erstere natürlich fast illusorisch, da der Waschapparat, wie bereits erwähnt, aus eisernen Trögen bestand, in die das Wasser aus Röhren einlief. An den Trögen war nicht Platz genug für alle zur gründlichen Reinigung, und es kam nur zu oft vor, daß wir statt des Wassers Eis fanden. Zunächst traten wir in Reih und Glied an, wurden vom Aufseher gemustert und marschierten dann in zwei Gliedern in die Studiersäle. Dort wurde dann eine Stunde gearbeitet, worauf zum Frühstück geblasen wurde. Dasselbe bestand aus absolut nichts anderem für jeden Schüler als einem Stück Weißbrot. Ein Diener stand im Korridor mit einem großen Korbe, aus dem jeder seine Portion beim Vorbeidefilieren entnahm. Das frugale Mahl wurde stehend und entweder im Freien oder im Korridor verzehrt. Die meisten Schüler hatten Privatvorräte von Wurst, Käse oder anderen Artikeln zur Würzung des Brotes.

Um acht Uhr begann der Klassenunterricht, der bis Mittag dauerte. Darauf folgte eine Ruhepause, bis die Trompete um ein Uhr den willkommenen Ruf zur Hauptmahlzeit des Tages ertönen ließ. Wir marschierten in das Refektorium, wo jede Klasse ihren besonderen, langen Tisch hatte. Jedes Mahl wurde mit einem näselnden Gebete von dem Abbé eingeleitet. Die Mittags-

kost, die ohne Tisch- und Mundtücher serviert wurde, war einförmig und ungenügend. Sie bestand regelmäßig nur aus Fleischbrühe mit eingeschnittenem Brote als Suppe und dem abgekochten Suppenfleische mit Kartoffeln oder einem anderen Gemüse, einer Portion Weißbrot und einem kleinen Glase sehr schlechten Rotweins. Dies war, wie gesagt, das tagtägliche, ungenügende Einerlei. Nur an Sonn- und Festtagen gab es als Extrazulage gebratenes Fleisch und ein Stückchen Kuchen. Nach dem Mahle, das gewöhnlich nur fünfzehn Minuten in Anspruch nahm, war wieder Erholung im Freien bis zwei Uhr. Darauf zwei Stunden Klassenunterricht. Um vier Uhr wurde wieder trockenes Brot verteilt und bis halb fünf Uhr gerastet. Dann ging es in die Arbeitssäle bis halb sieben Uhr, worauf das Abendessen folgte. Dies bestand meistenteils aus irgend einem Ragout und Kartoffeln oder einer Eierspeise mit Brot und wieder einem Glase Wein. Bis zur Schlafenszeit, die um halb neun Uhr angeblasen wurde, konnte jeder treiben, was ihm beliebte.

Im ganzen gab es also täglich sechs Stunden Unterricht und drei Stunden obligate Arbeit. Nur Donnerstag bildete eine Ausnahme, indem an diesem Tage der Nachmittagsunterricht wegfiel und an dessen Stelle eine Stunde gymnastischer Unterricht in der Garnisons-Turnanstalt und zwei- bis dreistündige Spaziergänge traten, die nur bei sehr ungünstigem Wetter wegfielen und die wir alle stets mit Jubel begrüßten. Dieselben wurden in militärischer Ordnung durch die Straßen der Stadt angetreten. Vor den Toren lösten sich aber die Glieder, und bis zum Wiedereintritt in die Stadt waren wir völlig ungebunden. An Sonntagen war die Reveille eine Stunde später. Von acht bis zehn vormittags wurde gearbeitet, worauf Gottesdienst für die katholischen Schüler in der Hauskapelle, für die protestantischen in der kleinen evangelischen Kirche in der Stadt abgehalten wurde. Die Sonntagnachmittage wurden wieder zu Fußtouren in die Umgebung verwendet und die Abende konnten wir nach Belieben mit Spiel oder Lesen verbringen.

Die geschilderte Routine galt nur für die sogenannten internes, d. h. für die Schüler, die wie ich Wohnung und Beköstigung im

Collegium hatten. Neben diesen gab es noch die externes, meistens Söhne von Bewohnern der Stadt, die nur an dem Unterricht teilnahmen. Den internes war der Besuch der Stadt ohne besondere Erlaubnis streng untersagt. Außer auf den zwei wöchentlichen Spaziergängen kamen wir in der Tat aus den Mauern des Collegiums nicht heraus. Wir beneideten darum die externes nicht wenig um ihre Freiheit. Nur einmal im Monate war bei guter Aufführung Erlaubnis zu einem sogenannten „Ausgange“ für diejenigen zu erlangen, die in einer Familie in der Stadt eingeführt waren. Herr Hirth, der protestantische Pastor und Religionslehrer an der Anstalt, ein freundlicher, gutmütiger Herr, lud mich in sein Haus, was mir ermöglichte, das monatliche Privilegium zu genießen. Übrigens verbrachten selbstverständlich die glücklichen Priviligierten den geringsten Teil der Zeit an diesen Feiertagen in den betreffenden Familien, sondern ließen es sich sonstwie so wohl wie möglich sein.

Der Unterricht umfaßte die klassischen Sprachen, Mathematik, französische Grammatik und Literatur, Gesang, Zeichnen, Turnen und Religion. Im Lateinischen und Griechischen wurde sehr wenig geleistet, so daß ich trotz meiner mangelhaften Erfolge in Zweibrücken darin mit wenig Mühe meinen Mitschülern vorausblieb. Der mathematische Unterricht war dagegen ausgezeichnet, wie dies ja in Frankreich allgemein der Fall ist. Die klare und scharfe Beweisführung im Französischen verbesserte nicht nur mein Verständnis, sondern erregte wirklich wahre Lust an der Algebra und Geometrie in mir, und diese Anregung blieb eine dauernde. Herr Chatrian unterrichtete in höchst befriedigender Weise im Französischen. Was Zeichnen und Gesang betraf, so waren die Leistungen geradezu null. Herr Hirth plagte seine Schüler nicht mit kirchlichen Dogmen, sondern fesselte unsere Aufmerksamkeit durch eine frei vorgetragene Geschichte der Reformation. Wie gesagt, der Unterricht war nur teilweise gut und meistens oberflächlich und mechanisch. Die meisten Lehrer waren nicht imstande, Eifer und Anteil unter den Schülern zu erwecken. Drei Viertel derselben waren daher gleichgültig und faul und taten nur knapp, was zum Fortkommen absolut notwendig war. Trotz der vorgeschriebenen

langen täglichen Arbeitszeit unter fortwährender Aufsicht der maîtres d'études wurde doch wenig geleistet. In den großen Arbeitssälen befanden sich Bänke und Tische den vier Wänden entlang, und auf letzteren standen die verschlossenen Arbeitspulte, von denen jeder Schüler eines besaß. Der beaufsichtigende Lehrer saß auf einem Katheder in der Mitte des Raumes. Der Umstand, daß die Schüler ungetrennt nebeneinander saßen und die Form der Pulte ihr Treiben so ziemlich verdeckte, veranlaßte, daß der größte Teil der Arbeitsstunden zu Allotria benutzt wurde. Man führte flüsternd Unterhaltungen, ergötzte sich mit förmlichen Spielen, genoß verborgene Leckereien und trieb fortwährend allerlei Schabernack. Hierbei ging natürlich das Sinnen und Trachten der meisten hauptsächlich darauf, den Aufseher hinters Licht zu führen. Täglich kamen drastische Szenen zwischen ihm und erwischten Übeltätern vor, die auch mehrfach in sehr heftige Auftritte ausarteten.

In dem Verkehr zwischen Lehrern und Schülern wurde nach französischer Art eine höfliche Form beobachtet. Der jüngste von uns war so gut wie der älteste „monsieur“ in der Anrede, und selbst Verweise und Strafverhängungen wurden durch rücksichtsvolle Wendungen erträglicher gemacht. Stets wurde ein Bedauern ausgedrückt, Strafen aussprechen zu müssen. Je strenger die letzteren waren, desto mehr steigerte sich das erstere in der Phrase. Bei unverbesserlichen Sündern kam der unverkennbarste Schmerz und das lebhafteste Mitgefühl zum Ausdruck. Auch wurde immer hervorgehoben, daß man nicht zum Nutzen der Schule, sondern zum Besten der Schuldigen strafte. Kurz, die unwiderstehliche Neigung der Franzosen zur Komödie machte sich hierin geltend. Dabei war die Disziplin eine wirklich strenge. Die geringste Nichtbeachtung einer Vorschrift, der leiseste Ungehorsam gegenüber Lehrern oder Aufsehern wurde scharf geahndet.

Bei schwereren Vergehen wurden an das Grausame streifende Strafen verhängt. Die Maßregelungen bestanden dem Grade nach aus Verweisen, Strafarbeiten, Entziehung von Mahlzeiten und der Privilegien der zweiwöchentlichen Spaziergänge und monatlichen Ausgänge und schließlich aus einer leichten und einer schweren Art von Einsperrung. Die erstere erfolgte in einem

sogenannten salle d'arrêt, einem lichtlosen und ungeheizten Raume im zweiten Stocke des Gebäudes, für mehrere Stunden bis zu mehreren Tagen bei Wasser und Brot und selbst ohne jegliche Nahrung. Die letztere wurde in dem „prison“ abgebüßt, einem dunkeln, feuchten, unterirdischen Gewölbe, in dem die Sträflinge auf Wasser und Brot und eine Strohmatratze angewiesen waren. Die Strafzeit erstreckte sich von sechs Stunden bis auf Wochen. Während meines Aufenthaltes verbrachte ein Schüler der obersten Klasse volle acht Tage in dem Loche. Die schweren Strafen wurden fast ausschließlich für Widersetzlichkeiten gegen Vorgesetzte und für weiter unten geschilderte Vergehen verhängt. Bei dem hitzigen französischen Blute kamen solche fortwährend vor. Besonders mit den Aufsehern kam es öfters zu Zusammenstößen, die bis zu Tätlichkeiten ausarteten.

Sogar förmliche Aufstände ereigneten sich mehrere Male unter meinen Augen. Unser erster maître d'étude, der aber nach einigen Monaten wegen seiner Leidenschaftlichkeit entlassen wurde, versuchte es, sich handgreiflich an einem wirklich unerträglich frechen Jungen Gehorsam zu verschaffen, indem er ihn hinter seinem Pulte hervorzuziehen suchte. Sofort bombardierten ihn zwei Drittel der Klasse mit Büchern, Tintenfässern, Linealen und anderen Wurfgeschossen, und, als ihn dies nicht abschreckte, stürzte man sich auf ihn, schlug ihn, zerriß seine Kleider und schleppte ihn vor die Türe, die dann abgeschlossen und verbarrikadiert wurde. Dies kam, wie gesagt, einige Male vor und resultierte in der Dezimierung der Klasse durch Demissionen und Strafen im prison für ein Dutzend der Schuldigen. Überhaupt scheint ein rebellischer Geist im Pfalzburger Collegium traditionell gewesen zu sein. Im vorhergehenden Jahre war es zu einer förmlichen Empörung gekommen, ebenfalls infolge einer Kollision mit einem Aufseher. Die beiden oberen Klassen vertrieben alle Lehrer und Bedienstete aus den Gebäuden, sperrten alle Zugänge ab und hielten sich mehrere Tage im Besitz der ganzen Anstalt. Schließlich mußte eine Kompagnie Soldaten zum Einschreiten requiriert werden. Als dieselbe sich den Eintritt erzwungen hatte, zogen sich die Aufständischen in den obersten Schlafsaal zurück, verbarrikadierten

denselben und bewarfen ihre Angreifer mit den Möbeln von den Fenstern herab. Schließlich kam es zu einer Kapitulation auf Gnade oder Ungnade, und das Ende waren einige Dutzend Demissionen.

Mit den externes kam ich nur wenig in Berührung und ich machte nicht eine einzige nähere Bekanntschaft unter denselben. Auch unter den einhundertundfünfundzwanzig internes gab es nur wenige, denen ich näher trat. Zuerst stand ich ganz allein für mich, denn fast alle ohne Ausnahme hatten das französische Selbstgefühl und dünkten sich über den Deutschen erhaben. Bis mir die Sprache geläufiger wurde und ich in gleicher Münze zurückzahlen konnte, hatte ich viel von Hohn und Spott zu leiden. Ich hörte mich nur zu oft als „tête carrée allemande, bête de Prussien“ tituliert. Auch tätlich vergriff man sich einige Male an mir, so daß ich so energisch wie möglich gutes Faustrecht üben mußte, wodurch ich mir auch bald Ruhe verschaffte. Nach einigen Monaten war ich allgemein bekannt und, ich glaube es sagen zu dürfen, beliebt. Respekt hatte ich mir, wie gesagt, dadurch verschafft und gesichert, daß ich mir nichts gefallen ließ. Beliebtheit erwarb ich mir durch meine Bereitwilligkeit zu Streichen jeder Art und durch mein freigebiges Teilen der Vorräte von Eßwaren und Leckereien, die mein reichliches Taschengeld mir ermöglichte stets an der Hand zu haben. Dann gab es, wie erwähnt, wenig mutwillige Streiche, bei denen ich nicht eine Hauptrolle spielte. Ich zeichnete mich besonders durch Geschick im Schabernack in den Schlafsälen aus. Dem Aufseher die Kleider verstecken oder unwillkommene Zugaben ins Bett zu schmuggeln, die Fußbekleidung der Kameraden vertauschen, die gefürchtete Wecktrompete verstopfen, bauchrednerische Experimente und Würfe mitten in der Nacht und dergleichen mehr oder weniger anziehende Scherze praktizierte ich mit großem Erfolge und wurde durch die Bewunderung der Kameraden fortwährend in denselben ermutigt.

In einer Beziehung waren alle internes stets von einer einheitlichen Empfindung bewegt. Wir hatten allezeit und insgesamt ungestillten Hunger. Die Nahrung war durchaus ungenügend, sowohl was Beschaffenheit als Menge betraf. Wir waren alle

ohne Ausnahme in der Periode starken Wachsens, wo der jugendliche Körper besonders reichlicher und kräftiger Nahrung bedarf. Aber keiner von uns stand gesättigt von der Tafel auf. Die Kost war in der Tat überaus schlecht und kärglich gemessen. Jede Mahlzeit strafte die Versprechungen des Prospektus der Anstalt in dieser Hinsicht vollkommen Lügen. Man denke nur an das trockene Brot als Frühstück und das ungenügende Einerlei des Mittagstisches. Beschwerden wurden fortwährend beim Prinzipal teils durch die Eltern, teils durch die älteren Schüler erhoben, aber nach kurzen, vorübergehenden Verbesserungen verfiel man regelmäßig wieder in die alte Mißwirtschaft. Die natürliche Folge war, daß unsere knurrenden Mägen eine stets dringliche Herrschaft über uns ausübten und daß unser ganzes Sinnen auf ihre Befriedigung hinauslief. So war jeder bestrebt, sich bei der Brotverteilung durch geschickte Handgriffe oder im Einverständnis mit dem Bediensteten, der den Brotkorb hielt, zum Frühstücke und Vesperbrote zwei Stücke statt eines zu verschaffen. Wenn es gelang, war es immer eine Art Triumph für den Glücklichen.

Dann wurden die Bediensteten bestochen, um uns heimliche Ergänzungen aus den Vorratskammern zugehen zu lassen. Ich stand besonders gut mit dem deutschen Bäcker der Anstalt, der mir regelmäßig ganze Laibe Brot und Kuchen zuschmuggelte. Diese unentdeckt zu empfangen und bis zur Verteilung an die Kameraden zu verheimlichen erforderte keine geringe Schlauheit. Auch zu förmlichen Einbrüchen in die Vorratskammern führte der dauernde allgemeine Hunger öfters, und solche Eingriffe wurden von dem Prinzipale ohne Barmherzigkeit mit dem längsten Arreste im prison bestraft. Auf den Spaziergängen durften wir uns Brot und Obst kaufen, und es war erstaunlich, wie viel wir in unserem Heißhunger verzehren konnten. Es herrschte eine Art Kommunismus unter uns. Jede besondere Anschaffung, ob durch erlaubten oder heimlichen Kauf oder durch Sendungen von Hause, wurde gewissenhaft geteilt. Unsere stete Eßlust machte die monatlichen Ausgänge zu außerordentlichen Genüssen, indem die bemittelten Schüler die table d'hôte in dem besten Gasthofe mitmachten. Die Wirte verdienten selbstverständlich nicht viel an ihren jugendlichen Gästen,

denn der Appetit eines collégien hatte eine sprichwörtliche Bedeutung unter den städtischen Bewohnern.

Wie angedeutet, schloß ich mich indessen nur an wenige internes näher an. In meiner eigenen Klasse sagte mir niemand genug zu einem näheren Verhältnisse zu. Dagegen hatte ich eine starke Neigung zu einem Schüler der oberen und zu einem der unteren Klasse gefaßt. Der erstere hieß Zwölling und war der Sohn eines in einem Dorfe in der Nähe von Pfalzburg funktionierenden protestantischen Geistlichen. Er war ein stattlicher, hübscher Jüngling, sehr lebhaft und voll Begabung jeder Art. Seine unverwüstliche Heiterkeit machte ihn zu jedermanns Liebling. Dabei war er der fleißigste Schüler in seiner Klasse, und man prophezeite ihm allgemein eine bedeutende Zukunft. Doch hierin entsprach er nicht den Erwartungen. Nach meinem Abgange vom Collegium verlor ich ihn zwar lange Jahre aus den Augen, angestellte Nachfragen ergaben indessen, daß seine Laufbahn schon längst mit einer fetten Pfarrei im Unterelsaß ihren Höhepunkt gefunden hatte.

Mein anderer Freund war der einzige Sohn eines verarmten Edelmannes, eines Barons de Villeneuf, der als Witwer in der Ruine seines Stammschlosses auf einer Spitze der Vogesen einige Stunden von Pfalzburg ein einsames, kärgliches Dasein führte. Der Sohn war ein bildhübscher Junge von dreizehn Jahren, äußerst aufgeweckt und ein guter Kamerad. Aber er hatte auch einige Fehler, die meine anfänglich sehr warmen Gefühle ihm gegenüber nach und nach abkühlten. Er war nicht wahrheitsliebend, sondern hatte gewissermaßen eine Vorliebe für das Lügen, was wohl seiner lebhaften Phantasie zuzuschreiben war. Auch war er in einem solchen Grade launisch und wankelmütig, daß es öfters zu Reibereien zwischen uns kam. Die größte Abkühlung gab mir jedoch die Entdeckung, daß er höchst unreinlich an seiner Person war und die Folgen davon in Gestalt von Ungeziefer mit sich herumtrug. Es wurde ihm sogar die Schande zu teil, daß er behufs gründlicher Reinigung für einige Zeit aus der Schule nach Hause verbannt wurde.

Überhaupt sah es unter den collégiens, was Reinlichkeit betraf, sehr schlimm aus. Die Franzosen zeichnen sich ja, wie allbekannt,

überhaupt nicht durch die Pflege des Körpers aus. Diese nationale Schwäche schien in Pfalzburg zum ganz besonderen Ausdruck zu kommen. Es fanden daher auch tägliche Inspektionen der sichtbaren Körperteile — Gesichter, Hälse, Ohren und Hände — statt, und zwar mit dem regelmäßigen Ergebnis von zwangsweisen Reinigungen. Aber gründliche Sauberkeit wurde doch nicht gefordert. Auch war sie bei den bereits geschilderten mangelhaften Wascheinrichtungen kaum möglich. Nur durch besondere Bemühungen und Trinkgelder gelang es mir von Zeit zu Zeit, den Luxus eines besonderen Kübels Wasser zur Abwaschung des ganzen Körpers zu erreichen. Die anderen Schüler kamen zu solchen nur bei den seltenen Badegelegenheiten im Hochsommer in den Teichen, an denen uns die gemeinschaftlichen Spaziergänge vorbeiführten.

Auch in sittlicher Beziehung stand es nicht gut unter den Zöglingen. Die meisten derselben waren durchaus verlogen, nicht nur den Lehrern gegenüber, sondern auch unter sich. Sich gegenseitig zu betrügen war etwas Rühmliches, und sich als Lügner entdeckt und genannt zu finden rief wenig Scham hervor. Mit der Abneigung vor der Wahrheit hing eine Neigung zur Hinterlist zusammen, von der ich als Deutscher manches zu leiden hatte. Diebereien kamen auch nicht selten vor, wiewohl sie sich meistens auf die in den Arbeitspulten eingeschlossenen Leckerbissen der Schüler beschränkten. Auch förmliche Laster fanden sich vor. Es wurde viel heimlich geraucht und getrunken und besonders geschnapst, wobei ein in Pfalzburg fabrizierter Likör, der sogenannte eau de noyau, das Genußmittel bildete. Auch dem verderblichen absinthe wurde gehuldigt. Diese natürlich streng verbotenen Artikel wurden meistens durch die externes eingeschmuggelt. Der schlimmste Zug aber war das nur zu häufige Vorkommen unzüchtiger Rede und, wie es leider nur zu deutlich war, wirklicher Unzucht unter den älteren Schülern. Kurz, sittenverderbende Einflüsse herrschten im Collegium vor.

Trotz der mangelhaften Nahrung und der sonstigen Umstände des Lebens im Collegium, die eigentlich der Gesundheit nicht förderlich waren, entwickelte sich mein Körper auffallend günstig. Bei meiner Ankunft in Pfalzburg war ich ein dünner, blasser,

schwächlich aussehender Junge. Schon nach kurzer Zeit wurden mir die mitgebrachten Kleider so kurz und enge, daß mir meine rasche körperliche Entwicklung der Breite und Länge nach nur zu klar wurde. Vor Ablauf des Winters hatte ich ein ganz blühendes Aussehen bekommen und strotzte förmlich von frischer Gesundheit. Während ich sonst gewöhnlich in der kalten Jahreszeit öfters und heftig mich erkältete und mehr oder weniger bettlägerig war, so war ich dort nicht eine Stunde unwohl. Ich schreibe in der Tat dem Aufenthalte in Pfalzburg das für Jahrzehnte ununterbrochene körperliche Wohlsein zu, dessen ich mich nachher erfreute. Die Erklärung liegt selbstverständlich in der strengen Regelmäßigkeit unseres täglichen Lebens und der Einfachheit der genossenen Kost.

Ich war während des Wintersemesters wirklich fleißig gewesen, wie es die monatlich empfangenen notes d'honneur bewiesen, und als Belohnung durfte ich die vierzehntägigen Osterferien zu Hause verbringen. Dies war mir, der nun sieben Monate in der Fremde verbracht hatte, eine willkommene Erlaubnis, und ich jauchzte förmlich auf, als ich den dieselbe überbringenden väterlichen Brief las. Noch drei Wochen vergingen nach Empfang desselben, ehe die Ferien anfingen, und ich konnte meine Ungeduld, die Eltern, die Schwestern, die Heimat und alles, was damit zusammenhing, wiederzusehen, kaum bezwingen. Es gelang mir schließlich noch, die Zustimmung des Prinzipals dazu zu erbitten, daß ich zwei Tage früher abreisen und einen Tag später als vorgeschrieben zurückkommen durfte, und überglücklich reiste ich endlich ab. Das Herz ging mir ordentlich auf, als der Omnibus von Saarquénines sich Zweibrücken näherte und jede Minute mir Bekanntes und Bekannte vor die Augen brachte.

Vor dem elterlichen Hause erwarteten mich meine Lieben und empfingen mich mit offenen Armen. Alle waren über die günstige Veränderung in meinem Aussehen erstaunt und bewunderten die schmucke französische Uniform, aus dunkelfarbiger, einreihiger tunique mit goldgesticktem Kragen und Armaufschlägen, Gürtel mit Fransenverzierungen, hellblauen Beinkleidern und weißen Gamaschen und goldbordiertem Képi bestehend. Ich hatte das Alter erreicht, wo die männliche Jugend gewöhnlich die ersten Regungen der

allgemeinen menschlichen Schwäche der Eitelkeit empfindet, und der Spiegel hatte mir das Bewußtsein beigebracht, daß ich gar kein übel aussehender Bursche war und mich nicht schlecht in der Uniform als collégien ausnahm. Dann war ich schwach genug, mir die Triumphe vorzuschmeicheln, die ich sicher in der letzteren unter meinen Altersgenossen beider Geschlechter in der Heimat feiern würde. In dieser Beziehung hatte ich mich nicht verrechnet, denn während meines Aufenthaltes war ich der Gegenstand der ersichtlichen Bewunderung und wohl auch des Neides bei manchen meiner Kameraden, was mir, aufrichtig gestanden, nicht wenig schmeichelte. Auch in anderer Beziehung bildeten diese Ferien einen Glanzpunkt in meinen Erinnerungen. Meine Lieben fanden mich in jeder Beziehung vorteilhaft verändert und zeigten ihre Zufriedenheit, indem sie mich mit Beweisen derselben überhäuften. Mein Vater hatte sofort mein Französisch geprüft und sich sehr davon befriedigt erklärt. Er nahm mich mit sichtbarem Stolze auf seinen Spaziergängen mit. Die Mutter und Schwestern führten mich täglich in Bekanntenkreise, wo mir stets ein schmeichelhafter Empfang zu teil wurde.

Es wurde beschlossen, daß auch die Großmutter und Tante in Speyer mich sehen sollten, und so ging ich auf drei Tage dahin. Hier verschaffte mir meine Uniform wieder große Triumphe, da man sie noch nie gesehen hatte, während sie in Zweibrücken sehr bekannt war. Wo ich mich auf der Straße blicken ließ, hatte ich ein Gefolge von neugieriger Straßenjugend. Am zweiten Tage begleitete ich die Tante in die hohe Messe in den Dom. Beim Durchschreiten desselben drehten sich alle Köpfe nach mir in solcher Weise um, daß ich ob der erregten Sensation ganz rot wurde. Nach der Messe hatte ich vor dem Dome wieder Veranlassung hierzu, indem wir von Bekannten und Neugierigen fast umringt wurden und ich nicht wenige Schmeicheleien zu hören bekam. Ich konnte es der Tante ansehen, daß sie nicht wenig stolz auf den Neffen war.

Die schöne Ferienzeit verfloß nur zu rasch. Der Abschied wurde mir indessen durch den Trost erleichtert, der in dem Gedanken lag, daß mein künftiges Schicksal in befriedigender Art entschieden war. Mein Vater hatte mir nämlich kurz vor dem

Scheiden mitgeteilt, daß ich nur bis zum Ende des Schuljahres in Pfalzburg verbleiben und dann, da mein Wiedereintritt in das Zweibrücker Gymnasium nicht möglich war, auf die entsprechende Anstalt in Speyer übergehen sollte. Die Entscheidung befreite mich ganz und gar von dem Gespenste der mir so widerwärtigen kaufmännischen Laufbahn, mit dem ich mich so lange bedroht gefühlt hatte. Ich trat daher leichten Herzens wieder den täglichen Trab in Pfalzburg an, besonders da ich, dank der mütterlichen Sorge, einen großen Vorrat von allerlei Mundkost zur Versüßung des trockenen Frühstücks und Vesperbrotes mitgebracht hatte, der lange nicht erschöpft wurde. Die Tage verflossen viel rascher im Frühjahr und Sommer als während der Wintermonate, da wir die täglichen Ruhestunden mit Spielen im Freien in dem großen Hofe statt in den dumpfen Korridoren und dem engen und feuchten inneren Hofe verbringen konnten und die halbwöchentlichen Spaziergänge viel ausgedehnter und unterhaltender wurden. Wir besuchten nach und nach alle Höhen und Täler der Vogesen in einem Umkreise von mehreren Stunden.

Aus jener Zeit habe ich nur einen besonderen Zwischenfall zu erwähnen. Während der mehrtägigen Pfingstferien besuchte ich nämlich mit väterlicher Erlaubnis meinen Onkel Fritz in Straßburg, wohin er sich mit anderen Flüchtlingen von Weißenburg aus auf Weisung der französischen Regierung begeben hatte. Ich fuhr mit der diligence kurz nach Mittag ab und fand mich gegen acht Uhr in Straßburg vor dem bekannten, noch heute bestehenden „Gasthof zum Rebstocke“, in dem der Onkel mit den meisten seiner Schicksalsgenossen wohnte. Ich wurde sehr herzlich empfangen und verlebte drei interessante Tage, während welcher ich unter Onkels Leitung die Sehenswürdigkeiten der alten deutschen Reichsstadt besah. Er klagte sehr über die Plackereien, denen die Flüchtlinge seitens der französischen Polizei — die Präsidentschaft Louis Napoleons war bereits eingetreten — ausgesetzt waren, und deutete seine Absicht an, demnächst auf schweizerischem Boden ein freieres Asyl zu suchen.

In der zweiten Woche August fanden die Schlußprüfungen für das Schuljahr statt, die ich glänzend bestand, und unmittelbar

darauf nahm ich Abschied vom Collegium. Eigentlich tat mir das Scheiden nicht leid, aber in jenem Alter kann man kaum ein Jahr an einem und demselben Orte verweilen und mit denselben Menschen verkehren, ohne eine gewisse Anhänglichkeit an sie zu gewinnen. Unter den Lehrern waren einige und unter den Schülern nicht wenige, mit denen ich auf ganz gutem Fuße gestanden hatte, und es beschlich mich daher doch ein Gefühl des Bedauerns, als ich das letzte Lebewohl mit denselben austauschte. Auch versprachen wir Kameraden uns zu schreiben. Doch, wie es in solchen Fällen meistens geht, das Versprechen wurde zwar eine Zeitlang gehalten, aber bereits nach wenigen Monaten war der Briefwechsel für immer eingeschlafen. Von allen meinen Mitschülern habe ich seit meiner Abreise nie wieder einen gesehen. Ich dachte sicher Pfalzburg über kurz oder lang wiederzusehen, aber volle siebenunddreißig Jahre sollten verfließen, ehe es dazu kam.

Meine Mutter und Tante Anna hatten sich Ende Juli nach dem schweizerischen Kurort Baden, in der Nähe von Zürich, begeben. Kurz vor den Prüfungen erhielt ich die freudige Nachricht vom Vater, daß ich dieselben von Pfalzburg aus besuchen dürfte. Eine Schweizerreise war mir so etwas Großartiges, daß ich mich sehr gehoben fühlte und vom ganzen Collegium beneidet wurde. So machte ich mich denn wieder auf den Weg nach Straßburg, von wo inzwischen Onkel Fritz nach Zürich übergesiedelt war. Ich übernachtete im „Rebstock“ und ging am nächsten Tage mit der badischen Bahn nach Basel, wo ich in dem allbekannten „Hotel zu den drei Königen“ abstieg. Ich war noch nie in einem so großartigen Gasthof gewesen und fühlte mich nicht wenig verlassen und verlegen in dem Gewimmel von Reisenden aller Nationen, die sich in demselben bewegten, da die Reisesaison gerade ihren Gipfelpunkt erreicht hatte. Auch fand ich nur sehr geringschätzige Beachtung seitens des Dienstpersonals. Ich hatte in meiner Unkenntnis mit Rücksicht auf die Hitze und den Staub während des Tages eine blaue Bluse getragen und wurde daher von dem Portier und Oberkellner mit Blicken der Geringschätzung gemustert. Man suchte mich auch mit einer luft- und lichtlosen

Dachkammer für die Nacht abzufertigen. Aber diese Zurücksetzung half mir doch über meine Schüchternheit hinweg, und ich erklärte sehr entschieden, daß ich in dem heißen Loche nicht bleiben, sondern ein anderes Quartier aufsuchen würde. Darauf wurde man sofort höflicher und wies mir einen anständigen Schlafraum an. Dieser Zwischenfall hob mein Selbstgefühl sehr und machte mich mit einem Male zum selbstbewußten Reisenden.

Am nächsten Morgen ging es mit der Postkutsche — zu jener Zeit liefen noch keine Eisenbahnen von Basel nach dem Innern der Schweiz — weiter nach Baden, wo ich erst spät abends ankam. Mutter und Tante bewillkommneten mich aufs freudigste, und beide fanden, daß ich mich körperlich noch weiter zu meinem Vorteile entwickelt hätte. Ich war in der Tat in dem Jahre in Pfalzburg fast einen vollen Fuß gewachsen und ein stämmiger Jüngling von blühendstem Aussehen geworden. Auch fühlte ich die ganze physische Spannkraft, die körperliches Wohlsein verleiht, und sprudelte über von Lebensluft, Unternehmungsgeist und Zuversicht.

Baden ist eine sehr alte, kleine Stadt im Aargau an den Ufern der Limmat, eine halbe Stunde per Bahn von Zürich gelegen, die schon in der Römerzeit durch ihre heißen Quellen einen Ruf als Badeort hatte. Sie bietet einen ganz netten Anblick und ist reichlich mit den gewöhnlichen Erfordernissen eines Badeortes wie Gasthöfen, Badehäusern, Kursälen, Anlagen und Promenaden versehen. Baden wird hauptsächlich vom schweizerischen Publikum besucht. Die Mutter brauchte nur acht Tage zur Vollendung ihrer Kur, während welcher leider fast immer regnerisches Wetter war, so daß man kaum ins Freie konnte. Onkel Fritz besuchte uns zweimal während der Zeit und erheiterte uns durch seinen unverwüstlichen Humor. Am Ende der Woche gingen wir nach Zürich, um dort einige Tage zu verweilen und darauf den Rigi und Vierwaldstätter See zu besuchen, ehe wir die Heimreise antraten. Aber der fortdauernde Regen verdarb uns diesen Plan vollständig. Wir warteten eine ganze Woche auf einen Witterungswechsel, aber sahen während derselben nur einmal das prachtvolle Alpenpanorama, das den

Rahmen des Züricher Sees nach Süden bildet. Selbst eine Besteigung des 3000 Fuß hohen Ütliberges in unmittelbarer Nähe der Stadt, von dem man einen herrlichen Fernblick auf die Alpen genießt, hatte kein anderes Ergebnis, als daß wir vollständig durchnäßt wurden.

Während dieser Zeit sahen wir viel von den deutschen politischen Flüchtlingen, von denen Zürich damals wimmelte. Onkel Fritz und eine Anzahl engerer Landsleute, die in Weißenburg wie in Straßburg seine Schicksalsgenossen gewesen waren, hatten Kost und Logis auf dem sogenannten „Lindenhof". Ich speiste dort mehrere Male zu Mittag, wobei ich die lebhaftesten politischen Diskussionen anzuhören Gelegenheit hatte. Die Hoffnungen des Onkels und seiner Freunde auf eine baldige freiheitliche Änderung in Deutschland waren indessen bereits sehr gesunken, und man schien sich mit dem Gedanken einer dauernden Niederlassung auf Schweizerboden oder einer Auswanderung nach den Vereinigten Staaten vertraut zu machen. Onkel neigte sich der ersteren zu, und es traf sich, daß er nach einiger Zeit eine Anstellung als Registrator an der Hauptverwaltung der schweizerischen Nord-Ostbahn in Zürich erhielt, sich später dort mit einer Schweizerin verheiratete und bis zu seinem Lebensende (1874) verblieb.

Zu meiner bitteren Enttäuschung zwang uns endlich der fortdauernde Platzregen, den beabsichtigten Besuch des Vierwaldstättersees ganz aufzugeben und den Rückweg anzutreten, ohne mehr von der Schweiz gesehen zu haben. Wir gingen von Zürich nach Schaffhausen, wo wir übernachteten, um wenigstens noch den dortigen Rheinfall zu sehen. Unser Ärger war groß, als wir beim Aufstehen entdeckten, daß die Regenwolken in der Nacht sich verzogen hatten und das schönste Wetter eingetreten war, denn es half uns nichts, da wir nicht mehr umkehren konnten. Immerhin sahen wir den gewaltigen Rheinsturz in der schönsten Sonnenbeleuchtung und genossen ferner noch den Anblick der östlichen Alpen und ein wunderbares Rotglühen derselben bei Sonnenuntergang. Von Schaffhausen fuhren wir mit dem Postwagen durch das berühmte Höllental im südlichen Schwarzwalde nach

Freiburg im Breisgau. Wir reisten abends ab und erreichten frühmorgens die herrlichsten Partien des Tales. Aber ich muß gestehen, daß ich nach schlechtverbrachter Nacht zu schlaftrunken war, um die wilde landschaftliche Schönheit recht genießen zu können. Wir kamen zeitig genug nach Freiburg, um den merkwürdigen Dom und andere Sehenswürdigkeiten betrachten und noch spät abends in Zweibrücken eintreffen zu können.

Siebentes Kapitel.

Auf dem Gymnasium in Speyer.

Ich verlebte nun einige sehr vergnügte Wochen unter den Meinigen und im Verkehr mit Freunden und Bekannten. Aber ich durfte mich nicht lange der Muße unter dem elterlichen Dache erfreuen. Wie oben berichtet, war der Unterricht im Lateinischen und Griechischen in Pfalzburg sehr mangelhaft gewesen. Ich war mir selbst bewußt, daß ich ohne weitere Vorbereitung in den alten Sprachen kaum die Aufnahmeprüfung zu bestehen hoffte, der ich mich bei dem Übergange auf das Gymnasium in Speyer zu unterziehen haben würde. Es wurde daher beschlossen, daß ich schon Mitte September 1850 dorthin übersiedeln sollte, um während der noch verbleibenden sechs Wochen der Herbstferien meinen mangelhaften Kenntnissen soweit wie möglich durch Privatunterricht bei einem Gymnasiallehrer nachzuhelfen. Selbst bei dem größten Fleiße konnte ich indessen nicht hoffen, mich zum Eintritt in die Prima zu befähigen, der ich angehört hätte, falls ich in Zweibrücken dem regelmäßigen Gange gefolgt wäre. Schon aus diesem Grunde war es mir sehr angenehm, an das Speyerer Gymnasium überzutreten, da es immerhin eine Demütigung für mich gewesen wäre, ein Jahr hinter meinen Schulgenossen in Zweibrücken zurück zu sein. Großmutter und Tante erboten sich selbstverständlich, mir Kost und Logis zu gewähren, und so wurde ich zur erwähnten Zeit für zwei Jahre bei ihnen installiert.

Den nötigen Unterricht empfing ich bei dem Klassenlehrer der Prima, Professor Dr. Pleithner. Ich hatte täglich anderthalb Stunden Lateinisch und anderthalb Stunden Griechisch bei ihm, und er gab mir hinreichend auf, um mich zwei weitere Stunden

zu beschäftigen, so daß es mit den Ferien so gut wie zu Ende für mich war. Professor Pleithner war ein tüchtiger Philologe und besaß die Lehrgabe in hohem Grade. Dabei war er jedoch ein großer Pedant und als geborener Altbayer etwas rauh und barsch. Ich erwarb mir aber seine Zufriedenheit und kam auf den richtigen Fuß mit ihm, so daß ich sehr rasche Fortschritte machte. Hätte ich drei Monate statt sechs Wochen Zeit gehabt, so wäre es mir unzweifelhaft gelungen, mich für die prima statt für die secunda zu qualifizieren. Da ich aber erst im sechzehnten Jahre war, so war es jedenfalls ganz gut, daß ich die Reife für die Universität erst ein Jahr später erlangte. Mit der Aufnahmeprüfung, die in den letzten Tagen des Oktober erfolgte, hatte es gar keine Schwierigkeit.

So trat ich nun als wohlbestallter Sekundaner in einen ganz neuen Kreis von Schulkameraden ein. In meiner aus über vierzig bestehenden Klasse war nur ein Bekannter von mir aus Zweibrücken, ein ehemaliger Klassengenosse dort, der auch infolge Demission zum Übergange nach Speyer veranlaßt worden war und wie ich ein Jahr verloren hatte. Ich wurde indessen rasch bekannt. Die Mehrzahl der Mitschüler war mir nicht sympathisch, aber es fanden sich in der Klasse doch eine Reihe aufgeweckter, äußerlich anständiger und innerlich reiner, junger Menschen, mit denen der Verkehr ein anziehender war. Unter denselben waren sogar mehrere besondere Talente, denen ich mich näher anschloß und zu denen meine Beziehungen weit über die Jugendjahre hinaus dauerten. Von diesen möchte ich besonders drei nennen: Theodor Wand, Ludwig Hilger und Heinrich Gemainer. Der erste zeigte fast auf jedem Felde außerordentliche Begabung, in Sprachen und Mathematik, wie im Schreiben und in der Musik. Er war abstoßend häßlich und fesselte nur durch seine geistigen Vorzüge. Hilger war körperlich sehr wohlgebildet, hatte auch ansehnliches Talent und war eine ruhige, beschauliche, etwas schwerfällige Natur von größter Gutmütigkeit und Dienstwilligkeit. Gemainer war infolge wilder Streiche von einem Gymnasium in Franken dimittiert und einem der Speyerer Gymnasialprofessoren in strengste Obhut gegeben worden, um seinen angeborenen Leicht-

sinn und Übermut im Zaume zu halten. Auf seinen Schultern saß ein klassischer Kopf mit feingeschnittenen Zügen, schwarzen Locken, energischem Munde und großen, bestechenden Augen. Er hatte auch ungewöhnliche geistige Gaben und zeichnete sich besonders durch eine überaus rasche Auffassung, gestützt auf ein außerordentliches Gedächtnis, aus. Trotz der ihm gezogenen engen Schranken wußte sich sein überschäumendes Temperament doch stets in Lust und Mutwillen und in der Übertretung bestehender Verbote Luft zu machen.

Doch könnte ich nicht sagen, daß ich für einen der Genannten eine wahrhaft innige Freundschaft empfunden hätte. Überhaupt habe ich weder in Zweibrücken noch in Speyer eine schwärmerische Neigung für einen einzigen Jugendfreund gefaßt, wie sie doch in jungen Tagen so oft vorkommt. Ich bin stets viel zu wählerisch, zu kritisch, oder, wie es wohl richtiger ausgedrückt sein wird, zu ideal in meinem Maßstabe gewesen, als daß ich je befriedigt gewesen wäre. Ich machte immer die höchsten Ansprüche, und so groß meine Hoffnungen und Erwartungen öfters bei erster Bekanntschaft waren, so ergaben sich in der Regel für mich bei genauer Erkenntnis nur Enttäuschungen. Ich suchte nicht nur körperliche, sondern auch geistige und seelische Vollkommenheit und fand sie natürlich nicht. Fehlte nur die eine, so genügten mir die anderen nicht. Mein ganzes Leben durch habe ich, wohl viel mehr zu meinem Schaden als zu meinem Frommen, mit peinlicher Genauigkeit diese Anforderung gestellt. In dieser Beziehung war ich, wenn ich es so nennen darf, ein geborener Aristokrat, dem sich niemand innerlich anschließen konnte, der nach meinem Urteile nicht eine gewisse Stufe der Vollendung einnahm. Nicht, daß ich selbst die entsprechenden Eigenschaften besaß, um berechtigt zu sein, so hohe Ansprüche zu stellen. Ich verdankte wohl diese Eigentümlichkeit der hochgespannten Einbildungskraft, die ich von meinem ersten Bewußtsein in der Kindheit bis in mein jetziges Alter in [illegible] Überwucherung besaß und die mich allezeit etwas Besseres und Schöneres als die wirkliche Erscheinung erheischen ließ.

Im Laufe meines ersten Semesters in Speyer machte ich jenen [illegible] Übergang durch, der den Knaben zum

Jünglinge reift. Er war bei mir von den gewöhnlichen Wandlungen begleitet. Meine Stimme brach sich und wurde mir selbst zuwider. Ich empfand die unbeschreibliche Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit mit mir selbst, die im schroffen, anstößigen Betragen anderen gegenüber hervortritt. Ich wurde menschenscheu und ging meine eigenen Wege. Besonders gegen gleichaltrige weibliche Gesellschaft fühlte ich einen förmlichen Widerwillen, durch den ich mich geradezu lächerlich machte und den ich mir selbst und meinen Hausgenossen gegenüber durch den Ausdruck einer souveränen Verachtung für das eitle „Geschwätz unwissender Backfische“ zu beschönigen suchte.

Meine zahlreichen Jugendbekanntschaften in Speyer sicherten mir öftere Einladungen in Gesellschaften von Altersgenossen beider Geschlechter. Meine Stimmung manifestierte sich in denselben durch eine entschiedene Weigerung, Spiele und Tänze mitzumachen. Ich benahm mich wie ein Bär und machte mich in der Tat lächerlich, was ich nur zu klar empfand und was meine Mißstimmung nur verstärkte. Dieselbe wurde natürlich bemerkt und führte bei einer Gelegenheit zu einer mir unvergeßlichen Szene. Ich hatte mich aus einer lustigen, gemischten Gesellschaft in einem nahe befreundeten Hause in ein abgelegenes Zimmer geflüchtet, wo ich mich mit einem Bande Schillers über das eitle Treiben hinwegzusetzen suchte. Plötzlich ging die Türe auf, und ein halbes Dutzend Mädchen stürzte herein, um den „brummigen“ Sonderling abzufassen und im Triumphe zum Tanze zurückzugeleiten. Sie packten und zogen mich unter Lachen und Scherzen an den Kleidern. Ich war einfältig genug, mich zu wehren, eine bitterböse Miene zu machen und, ohne ein Wort fallen zu lassen, mich schließlich in meinem Unmute loszureißen und aus dem Hause zu stürzen. Doch zu Hause angelangt, empfand ich eine solche Scham über meine Aufführung, daß ich Tränen vergoß. Aber doch schien ich im Augenblicke der Untat nicht anders zu können.

In derselben Zeit machte sich auch, wie es ja in den Jahren gewöhnlich der Fall ist, persönliche Eitelkeit in hohem Grade bei mir geltend. Ich hatte solche zwar schon früher empfunden.

Selbst als ich noch Gymnasiast in Zweibrücken war, legte ich bereits nicht wenig Gewicht auf mein Aussehen und verwendete große Sorgfalt auf meine Toilette. Aber nun kam auch noch ein starkes geistiges Selbstbewußtsein dazu. Ich maß meine Gaben mit denen anderer und fühlte mich den Besten gleich, wenn nicht dieselben überragend. In dieser Überzeugung wurde ich auch durch den Umstand gar nicht irre gemacht, daß ich in meiner Klasse nur den zweiten Rang einnahm.

In meiner damaligen Stimmung waren mir die frühen Erzeugnisse Schillers, dessen Dichtung überhaupt von der deutschen Jugend ja stets am wärmsten erfaßt und bewundert wird, sehr sympathisch, und ich las dieselben nicht nur sehr eifrig, sondern lernte die inhaltsreichsten Stellen auswendig und machte meine schriftlichen Glossen dazu. Diese Beschäftigung, die ich insgeheim trieb, war mir, meinem innersten Triebe entsprechend, die befriedigendste. Auch an dem poetischen Spott Heinrich Heines fand ich großen Gefallen. Kurz, ich folgte dem Drange zur Selbstüberschätzung, Weltverbesserung und Weltverachtung, der stets dem deutschen Jünglingsgemüte besonders eigentümlich gewesen ist.

In der Schule zeichnete ich mich, wie gesagt, nicht gerade aus. Ich empfand nicht mehr den stetigen Sporn, den das strenge Anhalten des Lehrers während meines Privatunterrichtes in den alten Sprachen mich hatte fühlen lassen, und meine frühere Lässigkeit im Lateinischen und Griechischen machte sich wieder geltend. Ich tat eben meine Schuldigkeit, verspürte aber keinen Eifer. Es fehlte in der Klasse die richtige Anregung, denn der Ordinarius war kaum eine Mittelmäßigkeit. In der Mathematik unterrichtete uns Magnus Schwert, der sich in dieser Wissenschaft und besonders in ihrer Anwendung auf die Physik einen so großen Namen unter den Gelehrten Deutschlands erwarb, daß ihm seine Schüler nach seinem Tode in der Domanlage von Speyer ein Monument setzten. Seine Lehrmethode war äußerst klar und faßlich, er hatte aber bizarre Manieren, die dem Erfolge derselben Abbruch taten und den Mutwillen der Schüler gar zu sehr herausforderten. Vor allem war seine außerordentliche Zerstreut-

heit, die ihn oft mitten in einer Demonstration befiel, seine schwache Seite. Doch wir empfanden und verehrten daneben instinktiv das in ihm wohnende Genie, das in mir den in Pfalzburg erweckten Sinn für Mathematik erhielt und entwickelte. In diesem Zweige zeichneten ich mich auch aus.

Natürlich war dies auch im Französischen der Fall. Doch hatte ich keinen Grund, mir hierauf etwas zu gut zu tun, denn der Unterricht war geradezu erbärmlich. Ein geborener Franzose erteilte ihn, ein gutmütiger, wohlgebildeter Mann, der aber infolge von Kränklichkeit physisch zu schwach zur Erfüllung seiner Pflichten war. Wegen dieser Schwäche, die ihn eine förmliche Furcht vor jedem Konflikte an den Tag legen ließ, wurde er geradezu zum Spielballe der Klasse. Mich dauerte er stets von Herzen, und ich tat mein möglichstes, um den armen Schwächling vor dem Ausbruche von Unarten zu schützen. In der deutschen Sprache war ich infolge meines Aufenthaltes in Frankreich zuerst etwas schwach, da ich aber, wie bereits angedeutet, die Meister derselben studierte, so kam ich rasch vorwärts. Von sämtlichen Lehrern war mir und meinen Kameraden der Religionslehrer der unangenehmste. Er war ein junger, streng orthodoxer Theologe, aufrichtig in seinen Überzeugungen, aber ein so pietistischer Eiferer, daß wir uns abgestoßen fühlen mußten. Mit wenigen Ausnahmen sah er uns daher auch als eine ganz gottlose Rotte an. Das Ergebnis des Jahres für mich war, daß ich zur Versetzung in die Oberklasse für reif erkärt wurde.

Im Sommersemester stellte sich bei mir die natürliche Reaktion von der unnatürlichen Abneigung vor dem schöneren Geschlechte ein. Ein fünfzehnjähriges Mädchen, das noch die höhere Töchterschule besuchte, tat es mir an. Sie hieß Elise Mühlberger und war die Tochter einer bürgerlichen, aber wohlhabenden Familie. Sie war von hoher, feiner Gestalt, hatte sehr edelgeformte Züge, herrliches, dunkelblondes Haar, große, schmelzende, tiefblaue Augen, prächtige Zähne, eine Gesichtsfarbe so rein und glänzend wie Elfenbein und ein unwiderstehliches, reizendes Lächeln. Meine Gefühle hatten während des ganzen Sommers keine andere Nahrung als ihren Anblick, wurden aber trotzdem zu einer heftigen Leiden=

schaft, die mein ganzes Wesen erfüllte. Ich gab mir alle mögliche Mühe, ihr näher zu kommen, aber alle meine Versuche scheiterten an den gesellschaftlichen Schranken, die damals und heute noch in Deutschland gezogen sind. So mußten sich meine Bemühungen darauf beschränken, sie so oft wie möglich zu sehen. Darauf war mein ganzes Sinnen und Trachten gerichtet, und zwar in einem so hohen Grade, daß meine Studien nach und nach immer mehr darunter litten. Ich war regelmäßig bemüht, ihr auf dem täglich zweimaligen Gange nach ihrer Schule zu begegnen. Ich machte so oft wie möglich Fensterparade an ihrem Hause vorbei, wiewohl meine Mühe nur gelegentlich durch ihr zufälliges Erscheinen am Fenster belohnt wurde. Ich verlegte mich auf förmliche Kundschafterei, um zu erforschen, welche Vergnügungsorte sie mit den Ihrigen besuchte. Kurz, ich war so unermüdlich und erfinderisch, wie eben die Liebe im sechzehnten Jahre nur sein kann, und verschwendete sehr viel Zeit und nutzte sehr viel Sohlleder ab, mußte aber doch in die Herbstferien nach Hause gehen, ohne mein Ziel, sie persönlich kennen zu lernen, erreicht zu haben.

Das regelmäßige Einerlei des Gymnasiallebens wurde im Sommer nur durch ein außerordentliches Ereignis unterbrochen. Der Rhein erreichte im Juli, infolge von ungewöhnlichem Schneeschmelzen in den Schweizer Hochalpen, eine solche Höhe, daß der Durchbruch der Dämme, welche die städtische Gemarkung vor Überflutung schützten, zu befürchten war. Die Gefahr war so dringend, daß die unermüdlichsten Anstrengungen an den bedrohten Stellen erforderlich waren. Es wurden daher alle arbeitsfähigen Personen dazu aufgeboten, und auf das Ansuchen der beiden Oberklassen wurde auch ihnen die Erlaubnis zur Mithülfe gewährt. Wir leisteten darauf drei Tage und drei Nächte lang mit voller Lust unser Bestes und waren nicht wenig stolz, als uns eine offizielle Belobung seitens der Regierung zuteil wurde.

Die großen Ferien verbrachte ich ununterbrochen im elterlichen Hause. Die Eltern wünschten soviel wie möglich von dem einzigen Sohne zu haben, und auch ich fühlte das Bedürfnis nach traulichem Umgange mit ihnen. Die früheren Mißtöne zwischen uns waren ganz geschwunden, und die Harmonie tat unseren Herzen wohl

Meine Schwester Anna kehrte fast gleichzeitig nach einjähriger Abwesenheit aus dem Institute von Montmirail zurück, wo nach dem herrschenden deutschen Gebrauche ihre eigentliche Erziehung abgeschlossen worden war. Sie war wenig über siebzehn Jahre alt, wurde aber als reif für das gesellschaftliche Leben betrachtet. Sie war eine hübsche, frische, niedliche Erscheinung, von feinem Wuchse, mit zierlichem Kopfe, dunkelbraunem Haare und seelenvollen, großen blaugrauen Augen und kleinen Händen und Füßen. Sie hatte einen sehr offenherzigen Ausdruck, in dem sich ihr zartes, wahrheitsvolles, etwas schwärmerisches Gemüt widerspiegelte. Unter den Herrnhutern hatte sich ein reiner, religiöser Sinn in ihr entwickelt, der ihrem ganzen Wesen einen frommen Charakter gab. Wir fühlten die warme, volle Liebe für sie, die sie verdiente und der sie bedürftig war. Schwester Emma bereitete sich zum Abgange nach Kreuznach vor, wo sie auch auf ein Jahr in ein von entfernten Verwandten geleitetes Mädcheninstitut eintreten sollte. Sie war immer noch das zarte, kränkliche, der Mutter besonders ans Herz gewachsene Kind, das noch nie längere Zeit allein von Hause fort gewesen war. Sie, wie die Eltern und Geschwister sahen daher der bevorstehenden Trennung gerade nicht mit leichtem Herzen entgegen.

Während der Ferien erfüllte sich ein eifriger Wunsch von mir. Ich erlernte die edle Reitkunst. In Zweibrücken befand sich das Landesgestüt mit zahlreichen Vollblutpferden, die auf das feinste zugeritten waren. Der Oberbereiter erteilte Unterricht. Unsere Klasse bestand aus Rechtskandidaten, Universitätsstudenten und Gymnasiasten. Unter den ersteren befand sich Richard Popp, der mein Schwager zu werden bestimmt war, und den ich dabei näher kennen lernte. Uns Anfängern war es zuerst auf den feurigen Hengsten gar nicht behaglich zumute, wiewohl wir in den ersten Wochen nur in der Reitschule ritten. Viele komische Szenen, die der Furchtsamkeit entsprangen, kamen dabei vor. Ich muß gestehen, daß auch ich unserem ersten Wagnis eines Rittes im Freien mit bangem Herzen entgegensah. Aber gerade die Feurigkeit der Tiere machte uns zu sehr guten Reitern. Ich bin wenigstens in den langen Jahren, in denen ich ritt, nie

abgeworfen worden, wiewohl ich manches wilde Roß zu besteigen hatte.

Meine Verliebtheit machte mir den Wiederbeginn des Schuljahres Ende Oktober nicht unwillkommen. Sofort nach meiner Rückkehr nach Speyer machte ich mich daran, einen Plan zu verwirklichen, von dem ich mir einen unwiderstehlichen Eindruck auf den Gegenstand meiner Neigung versprach. Ich kann mich selbst des Lachens nicht erwehren, wie er nun wieder in seiner ganzen Ungereimtheit lebhaft vor mir steht. Ich schmeichelte mir nämlich, daß, wenn ich mich nur als Ritter hoch zu Roß vor der Geliebten zeigen könnte, mein Sieg über ihr Herz vollständig sein würde. So durchsuchte ich denn ganz Speyer nach einem Reitpferde. Aber solcher Luxusartikel war unter der wenig bemittelten Einwohnerschaft schwer zu finden. Ich entdeckte nur eines, und die Benutzung desselben war für mich unerreichbar. Schließlich kam ich aber doch an mein Ziel. Ich hörte, daß ein bekannter Geschäftsmann ein Pferd zu landwirtschaftlichen Zwecken benutzte, das früher unter dem Sattel gebraucht worden war. Ich trat mit dem Eigentümer in Unterhandlung und überredete ihn schließlich, mich das Tier einmal wöchentlich für zwei Stunden, und zwar unentgeltlich, reiten zu lassen.

Das Roß war in Wirklichkeit nicht mehr und weniger als ein einfacher Ackergaul und zeichnete sich weder durch Schönheit noch durch Beweglichkeit aus. Aber trotzdem fühlte ich mich wie ein Eroberer, wenn ich stolz auf demselben durch die Straßen und an den Fenstern meiner Dame vorbei ritt. Ich war jedenfalls der einzige Gymnasiast, der sich als Reitkünstler produzieren konnte, und als solcher erregte ich immerhin die allgemeine Aufmerksamkeit des städtischen Publikums. Da man den alten Klepper sehr wohl kannte, so war der Eindruck nicht immer der der Bewunderung, im Gegenteil, ich hatte viel vom Gespött meiner Kameraden auszustehen.

Es war den Schülern der beiden Oberklassen gestattet, die Bälle zu besuchen, welche jeden Winter von geschlossenen Gesellschaften gegeben wurden. Der erste Ball ist wohl nirgendwo ein so wichtiges Ereignis wie bei der deutschen Jugend. Ich

glaube auch, daß demselben von deutschen Mädchen mit nicht größerer Spannung und freudigerer Erregung entgegengesehen wird, als von deutschen Jünglingen. Wenigstens war es so unter meinen Altersgenossen. Wir waren ein Dutzend Kameraden, die mit dem Neujahrsballe in dem Kasino, einem Klub für Beamte und Offiziere, ihren Eintritt in die Gesellschaft machen wollten. Wochen vorher bildete das kommende große Ereignis mit allem, was damit zusammenhing — unsere Toilette, Tanzfähigkeit, das erforderliche Benehmen, die bevorstehenden Bekanntschaften unter der jungen Damenwelt — unsere Hauptunterhaltung. Die meisten von uns und auch ich hatten die Marter längerer Ungewißheit über die Frage auszuhalten, ob uns die Eltern die Anschaffung des unumgänglichen Frackes mit Zubehör gestatten würden. Für mich brachte der Weihnachtsabend die Lösung derselben, indem das Ersehnte mein Hauptgeschenk bildete.

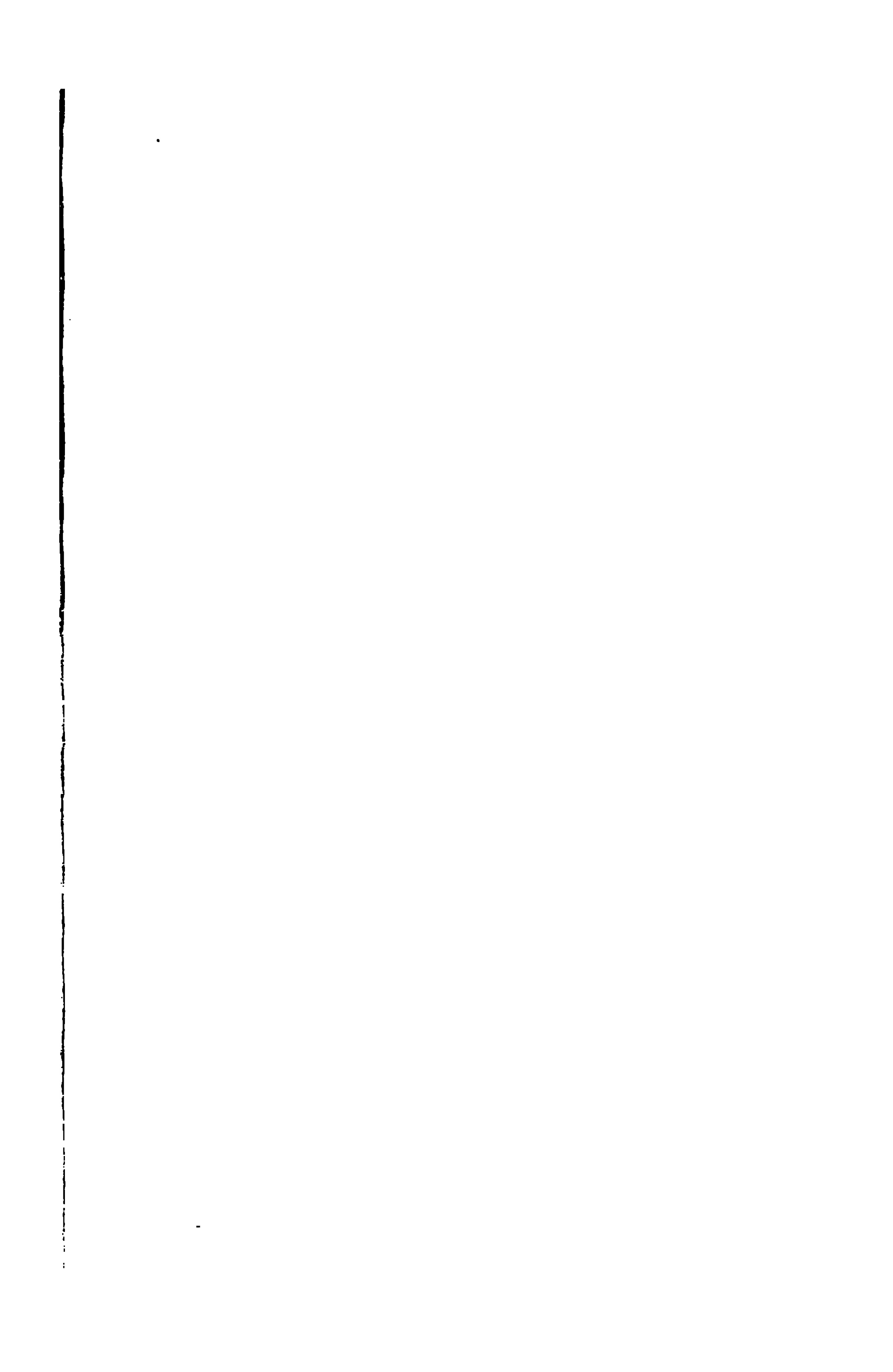
Das Fest begann um acht Uhr am Silvesterabend und dauerte nach gutem vaterländischem Brauche bis gegen vier Uhr morgens. Einmal über die ersten verlegenen Momente des Vorstellens und Engagierens hinaus, fühlten wir Gymnasiasten uns ganz zu Hause und tanzten wie besessen die ganze Nacht hindurch mit gleichaltrigen Schönen. Solche Erlebnisse machen ja immer einen tiefen Eindruck auf jugendliche Herzen, und ich erinnere mich bis zu dieser Stunde genau der Namen und der persönlichen Erscheinung meiner Tänzerinnen.

Die gesellschaftlichen Zerstreuungen, denen ich eifrig huldigte, taten indessen meinen Studien keinen Abbruch. Unser Klassenlehrer war Professor Pleithner, der mir seinerzeit Privatunterricht im Lateinischen und Griechischen erteilt hatte. Wiewohl etwas pedantisch und gespreizt, war er ein ausgezeichneter Philologe und lehrte in sehr anziehender Weise. Ich fühlte mich zu größerer Anstrengung als im vorhergehenden Jahre angespornt und leistete auch mehr, obwohl ich mir bewußt war, daß es mir selbst bei den stärksten Bemühungen kaum gelingen könnte, mich in den alten Sprachen besonders auszuzeichnen. Ich warf mich daher mit aller Kraft auf das Deutsche und machte auf eigene Faust tägliche Stilübungen. Wie vollbelohnt und stolz fühlte ich

mich aber auch, als mein Aufsatz bei dem ersten deutschen
loco von dem Ordinarius als der beste bezeichnet, zur besond
Auszeichnung vorgelesen und im einzelnen belobt wurde.
ich's gestehen? Ich sah mich sofort als künftigen berühn
deutschen Schriftsteller. Sicherlich verspürte ich die Kraft in
mich mit der Feder auszeichnen zu können, und die Zukunft ze
ja auch, daß ich mich in diesem Gefühl nicht ganz getäuscht h
Dasselbe wurde auch von nun ab eine Haupttriebfeder in mei
ganzen Streben.

Als Verehrer des jüngeren, schönen Geschlechtes und
Balleifriger wurde ich mit einem gewissen Friedrich Recht beka
der mir ein Jahr als Lyzeist und dem Alter nach beinahe
Jahre voraus war. Er hatte weder äußerlich noch innerlich
sondere Vorzüge, außer einem bedeutenden musikalischen Tale
das er von seinem Vater, einem Musiklehrer in Landau, er
hatte. Er war aber liebenswürdig, stets nett gekleidet und be
feine Umgangsformen. Er hatte etwas Weibliches in sei
Wesen, woraus man die Beliebtheit erklärte, die er bei a
jungen Damen genoß. Obgleich er durchaus nicht meinem mä
lichen Ideale entsprach, schloß ich mich ihm für längere Zeit e
an. Ich kann mit gutem Gewissen behaupten, daß mein M
hierbei nicht allein die Ausnutzung seiner gesellschaftlichen Vort
war. Ich folgte nur einer vorübergehenden, kaum erklärba
Laune, indem ich ihn zu meinem vertrauten Freunde machte.
waren monatelang unzertrennlich. Er führte mich bei allen sei
Bekannten ein, und ich teilte bald die ihm von der jungen Dam
welt erwiesene Gunst. Ich gewann auch wirklich bei eini
Familien Zutritt, und er ward mir so unentbehrlich, daß ich
während der Osterferien auf Besuch mit nach Zweibrücken nal
Weder die Speyerer Verwandten noch meine Eltern und Schwe
noch meine anderen Freunde konnten sich meine Schwärmerei
ihn erklären. Auch trat die Abkühlung ihm gegenüber währ
des Sommers ein. Infolge von Enthüllungen über seinen mo
lischen Charakter erhielten meine Gefühle für ihn einen tödlic
Stoß und verwandelten sich in förmliche Abneigung. Ich glau
daß ähnliche Erfahrungen im Jünglingsalter oft gemacht wer





Mein Verhältnis zu einem anderen Lyzeisten namens Jakob Fensterer möchte ich ebenfalls erwähnen. Er war der Sohn eines armen pfälzischen Bauern, mit außerordentlichem und vielseitigem Talente begabt und von eisernem Fleiße und unermüdlicher Ausdauer, wodurch es ihm gelang, vermittelst Stipendien und durch Erteilung von Privatstunden unter Not und Entbehrung seinen schweren Weg durch das Gymnasium zu machen. Ich lernte ihn zufällig kennen und fühlte mich trotz seines plumpen, häßlichen Äußeren durch seine Belesenheit und seinen Geist und Humor sehr angezogen. Ich machte oft lange Spaziergänge mit ihm, auf denen er mir Produkte seiner Feder in Gestalt von Gedichten und Aufsätzen über abstrakte Gegenstände vorlas. Bezeichnend für mich dürfte sein, daß ich in dieser Richtung nie Gleiches mit Gleichem vergalt, sondern ihm jede Kenntnis meines eigenen schriftlichen Schaffens vorenthielt. Er zeigte mir große Anhänglichkeit, die er aber öfters in mir durchaus nicht angenehmer, ungeschminkter Schmeichelei bewies.

Im Laufe des Frühjahrs brach plötzlich ein bedeutendes Feuer in der Nähe des Gymnasialgebäudes aus. Der Unterricht wurde unterbrochen, und wir Primaner eilten auf die Brandstätte, die wir vor der Feuerwehr erreichten. Wir machten uns sofort an die Rettungsarbeit und halfen den Bewohnern der brennenden Häuser sich selbst wie auch ihre Habe bergen. Ich arbeitete dabei wohl so rüstig wie einer, aber Gefahr lief ich kaum, wiewohl meine Kleider etwas versengt wurden. Fensterer aber fand sich berufen, meine Leistungen bei dieser Gelegenheit in ganz besonderer Weise zu verherrlichen. Die nächste halbwöchentliche Nummer des Lokalblattes brachte ein mehrstrophiges Gedicht von ihm, in dem meine Heldentaten bei der Feuersbrunst in übertriebener Weise und schwülstiger Form beschrieben wurden. Das Schlimmste dabei war, daß das Gedicht ein Akrostichon auf meinen Namen bildete und nur zu deutliche Anspielungen auf meine Liebschaft enthielt. Wie konnte solcher Tapferkeit und Selbstverleugnung gegenüber die Spröde, so wurde in der Auslassung gefragt, meinem Werben noch länger widerstehen? Die ganze Stadt lachte natürlich zu der Geschichte, und ich war so

wütend auf den Verfasser, daß ich ihn fast durchgeprügelt hätte. Erst nach langer Buße wurde er wieder in Gnaden aufgenommen.

Der Zauber, den das studentische Verbindungswesen von jeher auf Gymnasiastengemüter geübt hat, ist allbekannt. Farbige Mützen und Bänder zu tragen, ein stolzer Bursche zu werden, bildeten für die meisten von uns einen unserer höchsten Wünsche. Wie beneideten wir nicht die solche Auszeichnung tragenden Universitätsstudenten, die wir von Zeit zu Zeit zu Gesicht bekamen, und besonders die flotten Heidelberger Korpsstudenten, die öfters Ausflüge nach Speyer machten. Wie geehrt fühlten wir uns nicht, wenn sich Gelegenheit bot, mit diesen höheren Wesen in persönliche Berührung zu kommen. Es gab daher auch wenige süddeutsche Gymnasien in jener Zeit, in denen nicht, trotz der bestehenden strengen Verbote, Nachäffereien der Universitätsverbindungen von den Schülern versucht worden wären. Dies war auch in Speyer der Fall, da die Versuche hier im Bestehen des Lyceums, dessen Besucher Universitätsvorrechte hatten, eine Stütze fanden. Lyceisten bildeten die öffentlichen Vertreter eines „Cheruskia“ genannten Korps, zu dem regelmäßig, aber natürlich insgeheim, Schüler der beiden Oberklassen geworben wurden. Die Versuchung trat auch an mich und meine näheren Kameraden im ersten wie im zweiten Jahre heran. Aber ich widerstand glücklicherweise. Denn die „geheimen Korpsbrüder“ wurden entdeckt und summarisch von der Anstalt entlassen.

Immerhin hatte die Versuchung verschiedene unangenehme Folgen für mich, die wohl erzählenswert sind. Eine Beamtenwitwe namens Budenschön hielt ein Kost- und Logierhaus für Gymnasiasten, das immer voll besetzt war, da die Hauswirtin die jungen Mietsherren ganz nach Gutdünken schalten und walten ließ, ohne sie je im geringsten mit Hausregeln zu belästigen. Im Hause Budenschön herrschte in der Tat die vollkommenste Ungebundenheit — man hätte es auch Zügellosigkeit nennen können. Als Gegenleistung hierfür begnügte sich die Vermieterin mit dem geringsten Maße von Ordnung und Reinlichkeit im Hauswesen. Mit anderen Worten, eine schmutzigere Wirtschaft konnte man sich kaum denken. Es wurde geraucht, gezecht und gespielt, und dort war auch die

Hauptwerbestelle für die „Cheruskia". Ich wurde zu den Gelagen aufgefordert und wohnte einmal einem solchen bei. Nun habe ich geistige Getränke nie vertragen können, und das Resultat war daher, daß ich das Haus berauscht verließ. Ich wurde einige Stunden darauf schlafend im alten Stadtgraben am entgegengesetzten Ende der Stadt gefunden. Wie ich an die Stelle kam, ist mir nie klar geworden. Ich wurde von einem vorübergehenden Zimmermann entdeckt und in sein nahegelegenes Haus gebracht, wo ich nach mehreren Stunden spät abends mit sehr schwerem Kopfe und rebellischem Magen erwachte. Ich reinigte mich so gut wie möglich von dem Schmutze, mit dem ich über und über bedeckt war, und schlich mit einem entsetzlichen moralischen und physischen Katzenjammer nach Hause. Ich spürte die Folgen des Exzesses noch mehrere Tage. Ich hatte dies häßliche Abenteuer ganz vergessen, als mir dasselbe zufällig nach dreißig Jahren wieder ins Gedächtnis gerufen wurde. Als ich nämlich im Jahre 1882 einem Freunde in Speyer eine gewisse Summe zur Verteilung an dortige Bedürftige zur Disposition stellte, meldete sich auch die Witwe des erwähnten Zimmermanns zur Berücksichtigung, und zwar auf Grund meiner damaligen „Rettung". Natürlich wurde ihr Anspruch anerkannt.

Ich ließ mich dazu überreden, eines Abends einer Kneiperei von Cheruskiern beizuwohnen. Wir waren kaum eine Viertelstunde zusammengesessen, als der Wirt hereinstürzte und verkündigte, daß der gefürchtete Vertreter der strafenden Gymnasialjustiz, der Anstaltspedell, im Begriffe sei, das Wirtshaus nach Schülern zu durchsuchen. Die Treppe hinunter zu entwischen war zu gefährlich, und so sperrten wir die Türe ab und machten uns daran, durch das Fenster die Straße zu gewinnen. Einer nach dem anderen wurde aus der Höhe von ungefähr vierzehn Fuß vermittelst Benutzung unserer Überröcke herabgelassen, und alle gelangten glücklich hinunter bis auf mich. Freiwillig als der letzte oben zurückgeblieben, blieb mir nun nichts übrig als, mich mit den Händen am Fenstergesimse festhaltend, mich so weit wie möglich herabhängen und dann aufs Geratewohl auf die Straße fallen zu lassen. Dies tat ich auch und fiel gerade auf die Füße.

Ich [illegible] [illegible] einen [illegible] Schmerz am rechten Fuße, und es war mir unmöglich [illegible]. Die Kameraden hoben mich auf und trugen mich nach Hause. Natürlich waren Tante und Großmutter [illegible] erschrocken. Der Arzt wurde gerufen und entdeckte glücklicherweise, daß die Schädigung nicht ein Bruch, wie wir alle befürchteten, sondern eine Verstauchung der Fußsehne war. Die Verletzung war schmerzhaft und bedeutend genug, um mich zu [illegible] Stilliegen zu zwingen. Es traf sich so unglücklich für mich, daß der große Faschingsball, der Gipfelpunkt der Tanzsaison, gerade in diese Tage fiel, und ich so um dieses hohe Vergnügen kam — ein schmerzlicherer Verzicht und eine empfindlichere Strafe für meinen Leichtsinn als mir jede andere Buße erschienen wäre.

Mit dem Sommer 1852 nahte sich der heißersehnte Abschluß meiner Gymnasialzeit. Wie alle deutschen Jünglingsseelen, jubelten wir unserer Erlösung von dem Schuljoche und den kommenden Jahren akademischer Freiheit entgegen. Wir freuten uns sehr darauf, dem vermeintlichen Druck, den einengenden Schranken einer pedantischen Pädagogik, dem Mangel an Willensfreiheit zu entrinnen, den uns die Disziplin der Anstalt empfinden ließ. Kurz, die verführerische Ungebundenheit des Universitätslebens lockte uns. Wie eine Sonne der Freiheit schien es uns zu leuchten. Wir lebten im Wahne, daß wir einer Glanzzeit entgegengingen, die unseren Hoffnungen und Wünschen Erfüllung, unseren liebsten Bestrebungen freien Spielraum gewähren würde. Wir waren uns nicht bewußt, — wie konnte man auch solche Klarheit des Sehens in unseren Jahren erwarten? — daß wir in Wirklichkeit bereits die allerschönste Zeit des Lebens genossen. Der Spiegel der Erinnerung mag mich irreleiten, aber seit ich die Mannesreife erreicht und vom Höhepunkte des Lebens den Blick ruhig prüfend über meiner bewegten Vergangenheit weilen lasse, dünkt es mir mehr und mehr, daß die in Speyer verlebten Jahre 1851 und 1852 vielleicht die glücklichsten waren, die ich je verbrachte.

Bei der Wichtigkeit, welche von all diesen Gesichtspunkten aus die Beendigung unserer Gymnasiallaufbahn in unseren Augen

besaß, war es natürlich, daß wir Abiturienten darauf aus waren, das Ereignis entsprechend zu feiern. Mir kam der kühne Gedanke, dies durch einen glänzenden Ball zu tun. Er erschien mir wie die Offenbarung einer göttlichen Idee, an die sich freilich sehr irdische Beweggründe knüpften. Es schmeichelte meiner Eitelkeit, als Leiter bei der Ausführung derselben die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt auf mich zu lenken. Mein Vorschlag wurde von den mir näherstehenden Kameraden mit Beifall begrüßt, und wir begannen sofort die zur Ausführung desselben nötigen Schritte zu tun. In welcher Weise ich das Vorhaben auffaßte, wird aus dem Umstande erhellen, daß ich den Kameraden den erstaunlichen Plan unterbreitete, um dem Feste den größtmöglichen Glanz zu verleihen, die altbayrische Majestät Ludwig I., der zurzeit auf der königlichen Villa in der Pfalz verweilte, feierlich dazu einzuladen. Ich ging soweit, mich zur persönlichen Übermittlung der Einladung zu erbieten. Aber die anderen sahen doch ein allzu kühnes Unterfangen in dem Plane, und er wurde nicht durchgeführt.

Der Ball aber kam zu stande. Ich plante alles und spielte auch die Hauptrolle bei der Durchführung. Zuerst machten wir beim Vorstande unsern Besuch und baten um die unentgeltliche Benutzung des Tanzsaales der Kasinogesellschaft, die uns auch gewährt wurde. Dann wurden Einladungskarten entworfen und gedruckt. Wir begnügten uns indessen nicht damit, sondern auf meine Anregung erbaten wir uns durch persönliche Aufwartung die Gegenwart der Spitzen der Beamtenwelt, der Garnison, der Gymnasiallehrer und sonstiger Honoratioren. Ebenso ließen wir es uns natürlich nicht nehmen, auch die uns näherstehenden jungen Damen persönlich einzuladen. Wir traten hierbei solenn im Gesellschaftsanzuge mit weißer Weste und weißen Handschuhen auf. Wir schmeichelten uns selbstverständlich, daß wir durch diese Prozedur dem städtischen Publikum sehr imponierten. In Wahrheit aber lächelte alles, was über unser Alter hinaus war, über unser selbstbewußtes Gebaren. Dagegen erfreuten wir uns des ungeteilten Beifalles der Altersgenossen beider Geschlechter. Ich besonders stieg sehr hoch in der Gunst aller eingeladenen

Damen und fühlte mich wie ein Triumphator, wenn ich, durch die Straßen stolzierend, freundlichen Tribut aus blitzenden Augen und von lächelnden, schönen Lippen empfing. Jedenfalls stand unser Unternehmen einzig und allein in den Annalen des Gymnasiums da.

Daß alles dieses meiner Vorbereitung für die mündliche und schriftliche Prüfung nicht förderlich war, der wir uns im August während einer ganzen Woche zu unterwerfen hatten, kann man sich denken. Aber ich kann mit gutem Gewissen behaupten, daß ich meine Pflicht tat und während der letzten Monate fleißig arbeitete. Mein Ehrgeiz war sogar soweit erwacht, daß es mir ein empfindlicher Gedanke wurde, infolge meiner Unzulänglichkeit in den alten Sprachen im voraus auf die erste Prüfungsnote verzichten zu müssen. Die zweite Note war mir bei meiner größeren Leistungsfähigkeit in den neueren Sprachen und in der Mathematik ganz sicher, und ich erhielt sie auch. Ich war, wie gesagt, selbst nicht mit mir zufrieden, mußte mich aber eben in das Ergebnis finden.

Der Ball fand im August statt. Er war viel weniger stark besucht, als wir in unserer Eitelkeit erwartet hatten. Aber die uns befreundete Damenwelt war vollzählig vertreten und hatte in bezug auf Toilette ihr möglichstes zur Verherrlichung des Festes getan. Ich entsinne mich noch heute der Farben, in denen meine Tänzerinnen prangten. So wildlustig habe ich seitdem nie wieder getanzt. Von acht Uhr abends bis vier Uhr morgens wurde aufgespielt. Der Kotillon dauerte anderthalb Stunden.

Leider feierten wir unseren Abschied vom Gymnasium nicht allein mit so unschuldigen Vergnügen. Es war Gebrauch, daß die scheidende Klasse sich zum letzten Male bei einem Trinkgelage vereinigte. Die jährliche Verteilung der Abgangszeugnisse nach der Abschiedsrede des Rektors an uns fand in der Aula des Gymnasiums gleichzeitig mit der feierlichen Preisverteilung an alle Klassen und in Gegenwart des städtischen Publikums statt, unter welch letzterem, wie man sich denken kann, unsere jungen Freundinnen zahlreich vertreten waren. Unser Abschiedskommers

fand am Abende desselben Tages statt. Wir saßen bis lange nach Mitternacht beisammen, und einige von uns trieben sich dann in sehr angeheitertem Zustande bis zu Tagesanbruch in den Straßen und in der Umgebung der Stadt herum. In unserer Aufregung trieben wir allerlei Unfug, wie Einwerfen von Fenstern und Laternen, Niederbrechen von Gartenzäunen usw., was üble Folgen für uns haben sollte.

Am zweiten Tage nach diesem nächtlichen Abenteuer, einem Sonntag, besuchte ich einer Verabredung gemäß die Neustadt, um mit dortigen Kameraden zwei Kirchweihfeste in der Nachbarschaft mitzumachen. Am Nachmittage gingen wir zuerst nach dem Dorfe Winzingen, wo in allen Wirtshäusern Tanzbelustigungen stattfanden. Wir gingen zu der, an welcher die Neustadter Honoratioren sich beteiligten. Dort fanden wir eine Anzahl junger Damen, die meinen Kameraden bekannt waren, und wirbelten bald mit denselben im Saale herum. Unter unseren Tänzerinnen befanden sich zwei Schwestern, die sich durch frische Schönheit auszeichneten und die im Jahre 1849 durch ihre unverhohlen zur Schau getragene Neigung zum politischen Radikalismus eine gewisse Berühmtheit in der ganzen Provinz erlangt und während des Aufstandes öfters bei öffentlichen Festen die Rolle von Freiheitsgöttinnen gespielt hatten. Begierig, dieselben kennen zu lernen, widmete ich ihnen besondere Aufmerksamkeit. Ihre etwas freie, emanzipierte Art stieß mich aber entschieden ab. Gegen Abend brachen wir auf und fuhren auf der Bahn nach dem zwei Stunden entfernten Städtchen Edenkoben, um dem dortigen Kirchweihball beizuwohnen, der in einem wohlbekannten besseren Gasthofe stattfand. Auch hier waren wir bald mit Tänzerinnen versorgt und machten flott mit, als ob wir nicht bereits eine tüchtige Leistung hinter uns hätten.

Das Vergnügen sollte ein schlimmes Ende nehmen. Einer von uns hatte dem pfälzischen Rebensaft zu sehr zugesprochen und machte in seiner gehobenen Laune den Damen in etwas zudringlicher Weise den Hof. Von den männlichen Beschützern derselben zurechtgewiesen, ließ er sich in seiner Erhitzung in herausfordernder und beleidigender Weise den Philistern gegenüber aus. Als ihm dar-

auf in gleicher Münze bezahlt wurde, forderte er — er n
Bursche der „Cheruskia“ und trug deren Farben — den B
treffenden dem studentischen Komment gemäß durch einen „dumm
Jungen“. Der Geforderte lachte ihn einfach aus. Dara
applizierte ihm unser Freund eine Ohrfeige. Sofort entstand e
Handgemenge zwischen ihnen. Wir eilten dem Kameraden
Hilfe, und andere „Philister“ traten für ihren Mann ein. I
wenigen Minuten hatte sich eine förmliche Prügelei entwick
Der Wirt schritt mit der Polizei ein, und, da wir im Unrec
und der Zahl nach schwach waren, so wurden wir binnen kurze
an die freie Luft gesetzt. Sehr gedemütigt wandelten wir zu F
nach Neustadt zurück. Die Nachtluft erhellte unsere Köpfe, u
ehe wir unser Ziel erreichten, waren wir alle uns sehr wohl b
wußt, daß wir einen dummen Streich begangen hatten.

In Speyer erwartete mich bei meiner Rückkehr eine pein
liche Überraschung. Ich fand Großmutter und Tante in höchste
Aufregung. Sie überschütteten mich mit Vorwürfen und über
reichten mir zur Erklärung derselben eine Vorladung vor di
Polizeibehörde wegen „nächtlichen Unfuges“, d. h. unserer Übel
taten in der Kommersnacht. Mich überfiel kein gelinder Schreck
Stumm ließ ich die Strafpredigt über mich ergehen, zog mich i
mein Zimmer zurück und überließ mich den mannigfachen Emp
findungen eines gründlichen moralischen Katzenjammers. Nac
dieser Selbstbetrachtung machte ich mich auf, um den mitbeteiligte
Kameraden den Schicksalsschlag mitzuteilen und zu hören, ob auc
sie von demselben betroffen waren. Ich fand, daß noch zw
andere vorgeladen waren, und zwar die bereits früher genannte
Hilger und Gemainer. Wir drei sammelten alle unsere Mi
schuldigen um uns, denen es auch nicht sehr behaglich zumu
war. Wir beschlossen einmütig, uns auf das Leugnen zu verlege
Als wir daher am folgenden Morgen einzeln vernommen wurde
stellten Hilger und ich alles in Abrede und ließen uns auch ni
durch Drohungen des vernehmenden Polizeikommissärs davon a
bringen. Aber Gemainer ließ sich einschüchtern und machte e
Geständnis. Das Ende war, daß er mit einer leichten Gel
strafe davonkam, während wir beiden anderen zu einem Ta

Arrest im städtischen Gefängnisse bei Wasser und Brot verurteilt wurden.

Wir verließen den Tempel der Gerechtigkeit in unbeschreiblicher Stimmung. Ich war mir über die Wirkung der Strafe nicht klar, glaubte aber, der Arrest würde mich fürs Leben entehren. In meiner tiefen Beschämung kam mir damals zum ersten Male der Gedanke einer Flucht nach Amerika, um der vermeintlichen Schmach zu entgehen. In meiner Niedergeschlagenheit war es mir kein geringer Trost, zu entdecken, daß die Einwohnerschaft viel mehr geneigt war, die Geschichte als einen originellen Studentenspaß zu betrachten und darüber zu lachen, statt auf uns als Geächtete herabzusehen. Auch hob es unsere gedrückten Gemüter nicht wenig, als wir fanden, daß unsere Freundinnen uns die unbedingtesten Sympathien entgegenbrachten, uns wie Märtyrer ansahen und den uns verdammenden Kommissarius als ein Scheusal von Ungerechtigkeit betrachteten. Wir hielten es fürs beste, unsere Strafe sofort abzusitzen. Unsere Kameraden begleiteten uns nach dem Arresthause und holten uns nach Ablauf der vierundzwanzig Stunden wieder ab. Wir waren einzeln eingesperrt, durften uns aber durch Lesen die Zeit vertreiben. Das Strohlager war gerade nicht das weichste, aber wir genossen doch unseren gewöhnlichen gesunden Schlaf. Da der Gefängniswärter ein Auge zudrückte, so halfen uns eingeschmuggelte Vorräte über den Hungerteil der Strafe hinweg.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß die Folgen meines Übermutes und Leichtsinnes mir nicht nur die freudigen Gefühle vollständig verdarben, mit denen ich sonst als freier Absolvent in das Elternhaus zurückgekehrt wäre, sondern mich mit Bangen dem Wiederbetreten desselben entgegensehen ließen. Denn einesteils wußten natürlich die Eltern von meinem Konflikte mit den Behörden und anderenteils spannte mich die Erwartung von Stunde zu Stunde auf die Folter, daß ich auch wegen unseres Treibens in Edenkoben von der Obrigkeit belangt werden würde. Glücklicherweise bestätigte sich diese Befürchtung in der Folge nicht. Mein Empfang in Zweibrücken war übrigens kein so schlimmer, als ich erwartet hatte. Der Vater hielt mir zwar eine sehr

scharfe Strafrede, in der er mir auch die „Schmach" einer Polizeistrafe vorhielt und mir unerbittliche Strenge in Aussicht stellte, falls ich mich ähnlicher Streiche wieder schuldig machen sollte. Aber ich kam doch mit dieser einer Lektion davon, und er schien mir das Vergehen nicht weiter nachzutragen. Die gute Mutter war geneigt, sich mehr über die Triumphe als maître de plaisir bei der Veranstaltung des Balles und überhaupt über meine gesellschaftlichen Erfolge zu freuen, als über meine Fehltritte zu ärgern. Sie schämte sich augenscheinlich nicht des Sohnes, sondern war vielmehr stolz auf ihn, was sie bewies, indem sie mich überall in Bekanntenkreisen als gesellschaftsreif einführte.

Wie gewöhnlich ging es im September sehr lebhaft in der Zweibrücker Gesellschaft zu. Mehrmals wöchentlich traf sich die junge Welt entweder in städtischen Häusern oder auf verabredeten Ausflügen in die Umgebung. Die Ziele der letzteren waren die bereits genannte Fasanerie, der Birkhäuser Wald, das Liliersche Besitztum, der sogenannte gute Brunnen, der Sandhof, die Wolfsschlucht, der Rosenhof, das Ernstweiler Tal und die Kirchweihfeste in Ixheim und Bubenhausen. Der Damenflor war zahlreich, das männliche Geschlecht bestand aus jüngeren Offizieren, Rechtskandidaten und Studenten. Zur Unterhaltung dienten Gesellschaftsspiele und Tanzen. Wiewohl der jüngste, spielte ich doch keine geringe Rolle. Meine Schwester Emma war noch im Institute, aber Anna war immer mit Mutter und mir dabei. Bei diesen Gelegenheiten wurde ich zum ersten Male auf die augenscheinlichen Bemühungen meines späteren Schwagers Richard Popp um Annas Gunst aufmerksam. Er war eine sehr einnehmende Erscheinung, groß und schlank, mit feinen Zügen, dunkler Gesichtsfarbe, üppigem, gelocktem schwarzem Haare, glänzenden schwarzen Augen, kühnem Schnurr- und Knebelbart und sehr liebenswürdigen Manieren und besonders gewandt und witzig in der Unterhaltung. Es war mir bald klar, daß seine Aufmerksamkeiten, die schon vor längerer Zeit begonnen hatten, von meiner Schwester gerne gesehen wurden. Die Mutter bestätigte mir, daß Popp ernste Absichten zu haben schien. Er war ihr offenbar als Bewerber auch ganz willkommen. Persönlich und durch seine

Familienbeziehungen — er gehörte einer angesehenen Beamtenfamilie an — war er auch in Wirklichkeit ein sehr annehmbarer Freier. Die Anhänglichkeit an meine Schwester ließ mich zuerst eine gewisse Eifersucht und als Wirkung derselben Eingenommenheit gegen ihn empfinden. Auch mein Vater war der Verbindung zuerst abgeneigt, und zwar hauptsächlich mit Rücksicht auf die lange Zeit, die vergehen mußte, ehe der Bewerber, der Justizaspirant war, ein „Weib und Kind" nährendes Amt zu erlangen hoffen konnte. Die acht bis zwölf Jahre langen Verlobungen, die zwischen Rechtskandidaten und Beamtentöchtern häufig vorkamen, waren ihm zuwider. Er hatte auch vollkommen recht, denn es war wirklich betrübend und entmutigend zu sehen, wie diese langjährigen Bräute verblühten, ehe sie in den Ehestand treten konnten.

Schon im vorausgegangenen Jahre und in den letzten Osterferien war die Frage wiederholt zwischen den Eltern und mir erörtert worden, welchen Beruf ich mir wählen sollte. Sie waren bereit, mir vollständig freie Hand zu lassen, aber ich fühlte leider weder eine besondere Neigung noch Begabung für eines der sogenannten „Brotstudien", denen Söhne des Standes, dem ich angehörte, sich zu widmen gewohnt waren, so daß die Frage ungelöst geblieben war. Jetzt bei meinem bevorstehenden Übertritt auf eine Hochschule mußte es aber zur Entscheidung kommen, da die Wahl der Universität sowie meine ganze Weiterbildung von derselben abhing. So gab es denn fortwährende Besprechungen des wichtigen Gegenstandes zwischen uns. Ich hatte im stillen die Hoffnung genährt, daß es mir möglich sein würde, mich den schönen Wissenschaften — der Literatur und Kunst — hinzugeben, für deren Pflege ich nicht nur das richtige Verständnis, sondern auch mehr als gewöhnliche Anlage zu besitzen meinte. Ich glaubte nämlich, mein Vater sei vermögend genug — die ganze Lebensweise unserer Familie rechtfertigte auch die Annahme — um mir den Unterhalt zu gewähren, bis ich mir nach vollendeten Studien durch eigene geistige Leistungen pekuniäre Unabhängigkeit gesichert hätte. Bei der ersten Andeutung dieser Wünsche erklärte er mir kurz und bündig, daß sein Vermögen nicht groß genug sei, um

selbst bei ungerechter Zurücksetzung meiner Schwestern seinen Sohn einen „Schöngeist", wie er es nannte, werden lassen zu können. Übrigens glaube er auch überhaupt nicht an „Schöngeisterei". Sein Wunsch sei, und es sei auch für mich das beste, daß ich mich zu einem Berufe entschlösse, der ihn sobald wie möglich unter den gegebenen Verhältnissen von der Fürsorge für mich und mich selbst von der Abhängigkeit von ihm befreite. Was konnte ich in meinem Alter und in Ermanglung jedes eigentlichen Beweises besonderer literarischer Begabung erwidern? Ich ließ daher den Gegenstand sofort ganz fallen.

Nun wurden von den „Brotstudien" wieder eines nach dem andern in Betracht gezogen. Gegen sein eigenes juristisches Fach äußerte sich der Vater sehr entschieden, wobei die bereits erwähnte langjährige Anwartschaft auf eine Staatsanstellung sein Hauptargument bildete. Ich selbst konnte der Juristerei, so weit ich sie kannte, keinen Geschmack abgewinnen, und die gehegten Hoffnungen auf rasche Erfolge im Leben, die mich zu meinem eigenen Herrn machen würden, ließen mich auch von der Aussicht zurückschrecken, bis zu meinem dreißigsten Jahre als Anwärter das Pflaster von Zweibrücken zu treten. Vor der Medizin hatte ich einen förmlichen Widerwillen. Wie so vielen anderen, war mir der Gedanke peinlich, fortwährend mit den körperlichen Leiden der Menschen in Berührung zu kommen.

Von der Theologie wollten die Eltern ebensowenig wie ich etwas wissen. Gegen die Gottesgelahrtheit herrschte zu meiner Zeit unter allen aufgeweckten Köpfen, ganz abgesehen von der herrschenden Gleichgültigkeit der Kirche gegenüber, ein großes Vorurteil infolge der Tatsache, daß sich der Regel nach ihr nur junge Leute widmeten, die entweder aus Armut Rücksicht auf die frühere Anstellung der Theologen nehmen mußten, oder deren geistige Beschränktheit sie dem Fache zutrieb, für das, wie früher in Süddeutschland für das Postwesen und den Militärdienst, die geringsten Anforderungen von Fähigkeit gestellt wurden. Für den Gelehrtenstand fehlte es mir augenscheinlich an Gründlichkeit, Geduld und Geschmack.

Schließlich wurde meine Ausbildung zum Techniker besprochen. In Deutschland machten sich damals die ersten Anzeichen des

großen industriellen Aufschwunges geltend, der in den folgenden Jahrzehnten zur vollen Entfaltung kommen sollte. Mehrere Fälle lagen vor von Söhnen uns bekannter Familien, die sofort nach Vollendung ihrer fachmännischen Bildung befriedigende Stellungen gefunden hatten. Dies reizte auch mich, wiewohl ich in Wahrheit ebensowenig wirkliche Neigung zu dem technischen wie für die anderen besprochenen Berufe empfand. Dazu kam dann noch mein Interesse für die Mathematik. Kurz, es wurde ein Verständnis dahin erzielt, daß ich eine polytechnische Schule, und zwar die in München, besuchen sollte. Ich war damit bis auf einen Punkt zufrieden. Wie heute noch in Deutschland, wurden Schüler technischer Hochschulen weniger hoch angesehen als die Universitätsstudenten. Alle meine Kameraden sollten Universitäten besuchen, und die Vorempfindung, denselben nachzustehen, war mir nicht angenehm. Auch fehlte es nicht an Sticheleien ihrerseits, sobald ihnen die Wahl meines Berufes bekannt geworden war. Doch die Entscheidung war gefallen, und ich bequemte mich derselben an.

Ende September sollte meine Schwester Emma von Kreuznach zurückgebracht werden. Die Mutter wollte sie zuerst abholen, war aber nicht wohl genug zu der Reise. Auch der Vater hatte keine Lust zu gehen, und so wurde ich schließlich mit der Mission betraut. Ich sollte auf der Hinreise den direkten Weg mit der Bahn bis Kaiserslautern und von dort mit dem Postwagen durch das Alsenztal einschlagen und die Rückreise mit der Schwester über Bingen am Rhein mit einem Abstecher nach Koblenz machen. Aber das Verlangen, Elise und meine Speyerer Freunde noch einmal vor der langen Trennung, die meine Übersiedlung nach München bringen würde, zu sehen, ließ mich den tadelnswerten Entschluß fassen, ohne Wissen der Eltern hin und zurück über Bingen zu gehen und mich auf der Hinfahrt einen Tag in Speyer aufzuhalten. Da Großmutter und Tante zurzeit bei uns in Zweibrücken zu Besuch waren, glaubte ich das letztere tun zu können, ohne daß meine Abweichung von den väterlichen Reisevorschriften den Eltern bekannt würde. Statt in Kaiserslautern auszusteigen, fuhr ich also nach Speyer weiter. Ich stieg in einem Gasthofe ab und machte mich sofort daran, meine einheimischen

Kameraden aufzusuchen. Ich lud sie zum Abendessen mit mir im Gasthofe ein — eine kostspielige, leichtsinnige Großprahlerei meinerseits — und wir blieben bis spät in die Nacht beisammen. Die Folge war, daß ich am nächsten Morgen mit einem fürchterlichen Katzenjammer aufwachte und kaum imstande war mich zu rühren. Ich raffte mich aber gegen Mittag auf und kleidete mich mit Mühe an.

Zu meinem physischen kam nun auch noch ein schwerer moralischer Katzenjammer, denn die Schwelgerei mit meinen Kameraden hatte einen großen Teil meines Reisegeldes aufgezehrt. Länger in Speyer bleiben konnte ich nicht, und so reiste ich noch an demselben Tage wieder ab. Ich ging nach Mannheim, wo ich übernachten mußte, da die Boote nur morgens rheinabwärts fuhren. Um acht Uhr früh traten wir die Fahrt an. Da ich den Rhein nur zwischen Speyer und Mannheim gesehen hatte, so war mir alles neu. Aber auf der Strecke bis Mainz ist, wie bekannt, mit Ausnahme der Stadt Worms nichts zu sehen als uninteressante flache Ufer und die fernen Höhenzüge der Vogesen und des Odenwaldes. In Mainz bekamen wir einen bedeutenden Zufluß von Mitreisenden verschiedener Nationalitäten, der andeutete, daß wir uns nun auf einer Weltverkehrsstraße befanden. Die verschiedenartige Gesellschaft auf dem Boote sowie die landschaftlichen Reize des herrlichen Rheingaues, die nun auftauchten, versetzten mich in sehr gehobene Stimmung. Die Versuchung weiter nach Koblenz zu fahren, trat sehr stark an mich heran. Der Speyerer Angriff auf meinen Geldbeutel zwang mich aber, derselben zu widerstehen. So stieg ich denn am Nachmittage in Bingen aus, verwandte mehrere Stunden, um die dortigen Sehenswürdigkeiten zu besichtigen, setzte dann nach Rüdesheim über und ging von dort aus nach dem Niederwald. Den Rückweg nahm ich über Aßmannshausen. Von Bingen fuhr ich gegen Abend ab und erreichte nach zweistündiger Fahrt mein Reiseziel.

Kreuznach ist ein altberühmtes Soolbad, das damals noch besuchter war als heutzutage. Es hat eine reizende Lage an der Nahe und bietet mit seinem Kurhause und den dazu gehörigen Anlagen, feinen Verkaufsläden, zahlreichen großen Hotels, vielen schönen Privathäusern und regelmäßigen Straßen ein sehr anziehendes

Aussehen. Auch gibt es eine Anzahl sehr schöner Punkte in der Umgebung, worunter Ebernburg mit dem großartigen Sandsteinfelsen und der Ruine der berühmten Burg Franz von Sickingens besonders bemerkenswert sind. Das Ganze machte einen hinreißenden Eindruck auf mich. Dazu kam noch, daß äußerst liebenswürdige Verwandte da wohnten, von denen ich in der freundlichsten Weise aufgenommen wurde. Unter diesen befand sich ein zahlreicher Zweig der Engelmannschen Familie, die Kinder des früher erwähnten Peter Engelmann. Zu diesen gehörten die feingebildeten Damen, die das von meiner Schwester besuchte Institut leiteten, und dann Dr. Theveny, der die Schwester Julie meines Großvaters Hilgard geheiratet hatte und einen Sohn und drei blühende, sehr aufgeweckte und wohlerzogene junge Töchter besaß.

Alle diese Anziehungen ließen mich großen Gefallen an Kreuznach finden, so daß ich mich gar gerne länger aufgehalten hätte. Ich hatte auch die elterliche Erlaubnis, eine Woche zu bleiben. Aber ach! ein von mir selbst heraufbeschworenes Faktum gestattete mir dies nicht. Ich hatte nämlich so viel Geld auf der Hinreise ausgegeben, daß ich auf Kassensturz und Berechnung der Kosten der Rückreise für uns beide nur ganz knapp einen hinreichenden Betrag für die letztere herausbrachte. Dabei fand ich mich a priori gezwungen, auf die vorgeschriebene Rheinreise mit Emma zu verzichten. Ich schämte mich vor mir selber, die Schwester in so selbstsüchtiger Weise um dieses Vergnügen gebracht zu haben. Aber so knapp war das Verhältnis meines übrigbleibenden Barvorrates zu den möglichen Reiseerfordernissen, daß mich die Furcht vor einem Defizit wie mein Schatten auf Schritt und Tritt verfolgte, mich selbst vor der geringsten Ausgabe zurückschrecken ließ und mir tatsächlich den ganzen Aufenthalt verdarb — die schwere, aber wohlverdiente Strafe für mein Handeln. Ich überredete daher auch meine Schwester, schon am dritten Abende mit mir abzureisen. Wir fuhren im Postwagen in der Nacht nach Kaiserslautern, wo wir frühmorgens sehr ermüdet ankamen. Ich wagte es nicht zu frühstücken mit Rücksicht auf die Ungewißheit der Gepäckgebühr auf der Eisenbahn. Gegen Mittag langten wir in Zweibrücken an — ich selbst mit

nur wenigen Pfennigen und der Empfindung eines im Fegefeuer schmachtenden Sünders. Denn ich wußte nur zu gut, daß die erste Frage der Eltern nach unserer Reiseroute sein würde und daß der Ausfall der Rheinreise sofort zur vollen Enthüllung meiner neuen unverantwortlichen Streiche führen würde.

So kam es auch. Der Vater nahm mich, sobald er die Wahrheit gehört, in sein Arbeitszimmer und hielt mir vor, daß mein Gebaren im höchsten Grade leichtsinnig sei. Er erklärte mir, daß er sein Vertrauen in mich verloren habe und demnach in der Zukunft in meinem eignen Interesse handeln müsse. Ich hatte natürlich gar nichts zu meiner Verteidigung vorzubringen, sondern fühlte meine Schuld voll und ganz. Auch empfand ich Scham vor der Mutter und den Schwestern, die meine Aufführung übrigens viel milder zu beurteilen geneigt waren als der Vater. Diese Gefühle waren auch nicht vorübergehend, sondern drückten mich fortwährend mit dem Bewußtsein der Erniedrigung vor mir selbst.

Kurz darauf teilte mir der Vater mit, daß er sich entschlossen habe, mich selbst nach München zu begleiten und dort das möglichste zu veranlassen, um mich vor Irrwegen zu schützen. Es blieb auch bei seinem Entschlusse, und Anfang November traten wir zusammen die Reise an. Ich nahm mit gemischten Gefühlen Abschied von dem Elternhause, der Mutter, den Geschwistern, von Freunden und Bekannten und Zweibrücken im allgemeinen. Einerseits ließ mich die Erwartung größerer persönlicher Ungebundenheit und alle neuen Anziehungen einer so herrlichen großen Stadt wie München freudige Erregungen empfinden. Andererseits hatte ich doch ein zu weiches Herz, um das Scheiden von allem, was mir lieb war, leicht zu nehmen. Besonders der Mutter gegenüber, die wieder mit einer rührenden Sorgfalt für meine Ausstattung gesorgt hatte, fühlte ich, als ob ich noch bleiben sollte, um mein Unrecht wieder gut zu machen und ihre Liebe besser zu verdienen. Beim Abschiede siegten auch die letzteren Empfindungen, und ich strömte von Tränen über. Wie wären sie wohl geflossen, hätte ich gewußt, daß ich das Elternhaus nie wieder betreten, die treue Mutter nie wieder sehen würde!

Achtes Kapitel.

Die Universitätszeit.

Wir benutzten nicht die direkte Route nach München, sondern machten einen Umweg, indem wir von Stuttgart nach Friedrichshafen und von da nach Lindau am Bodensee mit dem Dampfboot fuhren. Wir hatten herrliches Wetter und einen prächtigen Ausblick auf den See und seinen stattlichen Alpengürtel. Aber abgesehen hiervon lohnte sich die längere Route durchaus nicht. Denn es gab damals nur Postverbindung zwischen Lindau und Augsburg, dem nächsten Eisenbahnpunkte, und der Postwagen ging abends ab, so daß wir nicht nur gar nichts von dem schönen bayerischen Algäu sahen, sondern nach einer sehr unbehaglichen Nacht erst im Laufe des Vormittags Augsburg recht ermüdet erreichten. Eine zweistündige Bahnfahrt brachte uns zu unserem Reiseziel. Das Herz klopfte mir nicht wenig, als wir vom Bahnhof über das Pflaster der bayerischen Hauptstadt rollten. Wir stiegen im „Bayrischen Hofe" ab, der damals der erste Gasthof Münchens war und mir durch seine Größe und prächtige innere Einrichtung wie ein königlicher Palast dünkte. Der Gasthof war damals schon, wie er es auch noch heute ist, ein beliebtes Absteigequartier für die vornehme Welt, und die zahlreichen Adels- und anderen Titel der im Fremdenbuche eingezeichneten Fremden imponierten mir nicht wenig.

Mein Vater hatte München seit seiner Universitätszeit nicht mehr gesehen, und da inzwischen die großartigen Verschönerungen und bedeutenden Vergrößerungen unter Ludwig I. stattgefunden hatten, so war es ihm fast so neu wie mir. Wir widmeten daher die ersten Tage unseres Aufenthaltes der Besichtigung der

Stadt und ihrer Hauptsehenswürdigkeiten. Die malerischen alten und schönen neuen Straßen mit ihren zahlreichen Monumentalbauten, das lebhafte Treiben in denselben, die täglichen militärischen Paraden unter Musikbegleitung, die reichen Kunstschätze, die prächtigen Kirchen, die herrliche Oper und das ausgezeichnete Schauspiel, der Glanz des königlichen Hofes, soweit er in der Öffentlichkeit sichtbar war, — alles dies zusammen übte eine verwirrende, betäubende, aber auch erhebende Wirkung auf mich aus. Ich schwebte in fortwährendem, höchstem Entzücken und pries mich glücklich, in einem solchen Paradies, wie mir die bayerische Hauptstadt erschien, leben zu dürfen.

Nachdem wir die erste Neugierde befriedigt hatten, stellten wir uns vor allem dem Rektor des Polytechnikums, Dr. Alexander, vor, worauf meine regelmäßige Inskription als Hörer bei dieser Anstalt erfolgte. Ich belegte Vorlesungen über Mathematik, Mechanik, Physik, Chemie und Kunstgeschichte, die durchschnittlich dreieinhalb Stunden täglich erforderten. Dann begann das Suchen nach einer passenden Wohnung für mich. Dabei wurde natürlich Rücksicht auf günstige Lage in der Nähe des Polytechnikums genommen. Nachdem wir einige Dutzend Zimmer angesehen hatten, entschieden wir uns für eines im fünften Stocke in dem sogenannten Hacker Brauhause an der Sendlinger Straße. Das Zimmer war sehr geräumig und hatte vier große Fenster, die es reichlich mit Licht und Luft versahen. Die „Mietsherrschaft“ war eine bürgerliche Familie namens Schmidt, aus vier erwachsenen Personen bestehend. Der Preis für das Zimmer, einschließlich der Heizung, Bedienung und des Frühstückes (aus einer Tasse Kaffee und zwei Brötchen bestehend) betrug nur fünfzehn Gulden monatlich (zirka sechsundzwanzig Mark oder sechs Dollars). Dann explorierten wir die zahlreichen billigen und guten Speisewirtschaften, die es damals in München gab, um uns über die weiteren Lebenskosten zu unterrichten. Wir fanden, daß man ein reichliches Mittagsmahl im Abonnement für fünfzehn bis dreißig Kreuzer (vierzig bis achtzig Pfennige oder zehn bis zwanzig Cents) und Abendessen natürlich noch viel billiger haben konnte. Mit anderen Worten, wir vergewisserten uns, daß man mit anderthalb Gulden

täglich (ungefähr zweieinhalb Mark oder sechzig Cents) ganz gut für Wohnung und Kost auskommen konnte. Ich erwähne diese Preise nur, um zu zeigen, wie bescheiden die Lebensansprüche damals noch waren. In der Gegenwart erfordert es viel mehr Mittel, um als Polytechniker oder Universitätsstudent in einer deutschen Großstadt durchzukommen. Angesichts der angeführten Ziffern verständigte ich mich mit meinem Vater dahin, daß ich, abgesehen von Unterrichtsgebühren und Kleiderrechnungen, monatlich fünfzig Gulden für meinen Unterhalt (zirka fünfundachtzig Mark oder zwanzig Dollars) erhalten sollte. Ich war damit vollständig zufrieden und glaubte mit dem Betrage reichlich auskommen zu können.

Wir machten dann noch Besuche bei einer Anzahl Familien, mit denen mein Vater bekannt war, die meistens aus der Pfalz stammten und infolge von Versetzung ihrer Oberhäupter nach München gekommen waren. Er bat um freundliche Aufnahme für mich, die mir auch gewährt wurde. Das angesehenste Haus dieser Art war das des bereits an einer anderen Stelle erwähnten Justizministers Heintz, der seit seinem Rücktritte eine hohe Stelle am obersten Gerichtshofe des Königreiches bekleidete. Andere Familien, in denen ich Zutritt hatte, waren die des Oberbaurat von Hummel, der Oberappellräte Pixis, Petersen und Düllarmi. Ich war noch zu jung und unerfahren in der Gesellschaft, als daß ich meiner eigenen Persönlichkeit die im Laufe des Winters empfangenen Freundlichkeiten verdankt hätte. Sie waren einzig und allein auf die Achtung zurückzuführen, die man meinem Vater zollte.

Dieser kehrte nach zehntägigem Aufenthalte in die Heimat zurück, nachdem er in jeder möglichen Weise aufs liebevollste für mich gesorgt hatte. Der Abschied wurde mir wieder recht schwer. Ein Vorgefühl der Verlassenheit beschlich mich beim Gedanken, daß ich nun in der großen Stadt auf mich selbst angewiesen sein würde. Ich weinte bitterlich und war sehr empfänglich für die eindringlichen Mahnungen zu Fleiß, Sparsamkeit und guter Aufführung im allgemeinen, die er noch an mich richtete. Ich gelobte alles und war auch in meinem Innersten fest entschlossen, den gefaßten guten Vorsätzen treu zu bleiben.

Die ersten zwei Monate führte ich einen musterhaften Wandel. Ich besuchte alle belegten Vorlesungen mit größter Pünktlichkeit, schrieb das Gehörte während derselben nieder und studierte es zu Hause nach. Ich arbeitete nicht nur bis in die Nacht hinein, sondern gewann durch Frühaufstehen Zeit zum Studium. Zwei Kameraden aus Zweibrücken, die auch das Polytechnikum besuchten, und ich standen uns einander bei und trafen zweimal wöchentlich in meinem Zimmer zu gemeinsamer Arbeit zusammen. Mein Verkehr war fast ganz auf meine Pfälzer Bekannte beschränkt. Wir sahen uns beim gemeinschaftlichen Abendbrot nebst „Glas Bier“ in der Herrenstube des Hackerbrauausschankes im untersten Stocke des Gebäudes, in dem ich wohnte, und machten Samstags und Sonntags größere Spaziergänge zusammen. An Vergnügen erlaubte ich mir eines der ausgezeichneten Odeonkonzerte monatlich und eine Vorstellung im Opern- und Schauspielhause wöchentlich. Die damit verbundenen Ausgaben waren nicht groß, denn alle Hörer an der Universität und dem Polytechnikum waren gegen Vorweis ihrer Immatrikulationskarten zu äußerst billigem Eintritte berechtigt. Das Eintrittsgeld für Opern betrug für uns nur vierundzwanzig Kreuzer (zwei drittel Mark oder ein sechstel Dollar). Natürlich genossen wir dafür nur das Privilegium, während der ganzen Vorstellung zu stehen, woraus ich mir jedoch nichts machte.

Trotz allen Fleißes konnte ich aber meinen Studien keinen Geschmack abgewinnen. Besonders die höhere Mathematik stieß mich mehr und mehr ab, je tiefer ich in dieselbe einzudringen versuchte. Der Gedanke drängte sich mir nach und nach auf, daß ich doch einen Fehlgriff bei der Bestimmung meines künftigen Berufes gemacht hatte, und daß mir nicht nur Neigung, sondern auch besondere Begabung zu demselben ganz und gar fehlte. Dieser Gedanke wurde allmählich zu meiner vollen Überzeugung, die mir jede Bemühung nach dem falschen Ziel als vergeblich erscheinen ließ und meine Studien rasch ganz und gar verleidete. Ich geriet durch diesen inneren Zwiespalt in eine äußerst gedrückte Stimmung. Keiner meiner Kameraden stand mir nahe genug, um mich ihm anzuvertrauen. Ich fürchtete nicht verstanden zu werden.

Den Eltern die neuentstandene innere Not klagen, das wagte ich einfach nicht. Mit solchen Empfindungen trat ich in das Jahr 1853 ein. Bei Ablauf der üblichen Neujahrsferien war ich bereits so weit demoralisiert, daß ich nachlässig im Besuche der Vorlesungen zu werden begann und auch wenig Lust zum Arbeiten außerhalb derselben verspürte. In meiner Zerstreuung trieb ich mich viel in der Stadt herum und besuchte öfters die berühmten Kunstsammlungen in der alten und neuen Pinakothek und der Glyptothek. Ihre Schätze zogen mich viel mehr an als die Gegenstände meiner Vorlesungen. Ich studierte die Hauptwerke förmlich und überredete mich selbst, daß ich Anlage zum Ästhetiker habe.

Darüber vergingen Wochen, während welcher ich mich in einen wahrhaftigen Ekel vor dem Polytechnikum hineingearbeitet hatte, so daß ich es schließlich gänzlich mied. Meine Grübeleien über meine Zukunft ließen mich einen Plan nach dem andern fassen und wieder verwerfen. Meine lebhafte Einbildungskraft wirkte bei solchen Plänen mit, und es waren die meisten derselben sehr kühner und abenteuerlicher Natur. Unter anderen packte mich die Idee, mir die Türe für eine andere Laufbahn offen zu lassen, indem ich mich nachträglich auch noch auf der Universität immatrikulieren ließ. Denn, wenn ich erst in den Osterferien dem Vater meine Sinnesänderung hinsichtlich meines künftigen Berufes gestehen würde, wie ich es aus Furcht vor den Folgen eines sofortigen Geständnisses vor hatte, so würde das halbe Jahr auf dem Polytechnikum bei einem Studienwechsel ganz verloren sein. Dies würde dann voraussichtlich einen entscheidenden Einfluß auf die väterlichen Entschließungen haben, das heißt, ich würde am Polytechnikum verbleiben müssen. Der Plan ließ mir keine Ruhe, bis er ausgeführt war. Der Immatrikulation an der Universität stand nichts im Wege, aber sie kostete Geld, und um sie nicht nutzlos werden zu lassen, mußte ich wenigstens zwei Kollegien belegen, welche im voraus zu bezahlen waren. Um diese Kosten bestreiten zu können, mußte ich die Monatsrechnung meiner Hauswirtin sowie das Abonnement für den Mittagstisch unbezahlt lassen. Damit geriet ich in Schulden

und kam nur zu bald zu dem Schlusse, daß solche leichter gemacht als bezahlt sind.

Bei meiner Neigung zur Schöngeisterei war es nicht zu verwundern, daß ich Vorlesungen bei dem Dichter von Geibel und dem Ästhetiker und Kritiker Moritz von Carrière belegte, die erst vor kurzem vom Könige Maximilian II. nach München berufen worden waren. Die ganze akademische Jugend schwärmte für sie, und ihre Hörsäle waren stets gedrängt voll. Ich wurde ein regelmäßiger Besucher ihrer Vorlesungen, lauschte mit wahrer Andacht ihren Worten und bildete mir unter ihrem Einflusse ein Ideal aus, wonach ich mich in die Fußtapfen der beiden berühmten Männer treten und gleich ihnen Ehre und Reichtum erwerben sah.

Bei meinen Besuchen der Universität begegnete ich öfters anderen Pfälzer Kameraden, die sich verschiedenen Landsmannschaften oder Korps angeschlossen hatten und als wohlbestallte „Füchse" in farbigen Mützen und Bändern prangten. Wie Neubekehrte in Glaubenssachen gewöhnlich die eifrigsten Proselytenmacher abgeben, so sind auch Füchse stets die besten Werber für ihre Farben gewesen. Demgemäß wurde ich auch von den drei durch meine Freunde vertretenen Gattungen — Isaren, Schwaben und Franken — mit Liebenswürdigkeiten aller Art, wie Einladungen zu Ausgängen und Spazierfahrten, schwelgerischen Frühstücken auf den Korpscafés und Korpskneipen überschüttet. Der eigentliche Zweck blieb mir nicht lange verborgen, aber wie einen Nachtfalter das Licht, zogen mich die bestechenden Seiten des Korpslebens immer unwiderstehlicher an. Wenn ich vom Standpunkte des reifen Alters aus die Einflüsse kritisch zerlege, die damals auf mich einwirkten, so kann ich mich freilich nur über die jugendliche Einfalt wundern, die mich als edle und würdige Ziele ansehen ließen, was doch eigentlich durchaus eitel und verwerflich war. Denn der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich gestehen, daß selbst so kleinliche Äußerlichkeiten wie die bunten Mützen und Bänder mir als etwas dünkten, was den Menschen über die anderen Sterblichen erhob. Dazu kamen auch die Anziehungen, welche das enge Band vertrauter Kameradschaft, der herausfordernde Mut, der in dem Paukwesen verkörpert zu sein

scheint, das sorglose, flotte Treiben, der schäumende Übermut für mich hatten. Ich kann dagegen in aller Aufrichtigkeit sagen, daß die förmliche Pflege der Kneiperei, wie sie in den Korps getrieben wurde — leider herrscht sie nur zu sehr auch außerhalb derselben unter der deutschen Studentenschaft — mir von Anfang an höchst zuwider war. Aber bei meiner angeborenen Neigung zu schwärmerischen Auffassungen ließ ich mich durch ein viel ideelleres Bild des Korpslebens bestechen, als es die Wirklichkeit rechtfertigte.

Nach Umschau unter den vorgenannten Korps fühlte ich mich am meisten durch die „Frankonia" angezogen. Fast ein Drittel derselben bestand aus Pfälzern, unter denen mehrere Jugendfreunde von mir waren. Außer diesen gehörte eine ganze Reihe sehr netter Leute aus den besten Familien dazu. Die Franken hatten einen traditionellen Ruf als die flotteste Landsmannschaft auf der Münchener Universität. Auch nahmen sie eine höhere gesellschaftliche Stellung ein, da die Söhne erster Münchener Familien zu ihnen gehörten, durch deren Vermittlung die Korpsmitglieder überall leicht Zutritt zu der besseren Gesellschaft erhielten. Das Korps gab jeden Winter einen großen Ball, der immer ein Ereignis in der Residenz war und stets sehr glänzend ausfiel. Alles dies verfehlte nicht, mich zu beeinflussen. Mein Widerstand gegen die dringenden Aufforderungen, mich in das Korps aufnehmen zu lassen, nahm stetig im Verhältnis zu dem gesteigerten Umgange mit den Mitgliedern ab, und bald darauf wurde ich feierlich als Fuchs aufgenommen. Den üblichen Brudergruß bei der Rezeption empfing ich von dem damaligen Senior, Friedrich von Schauß, mit dem ich seitdem in freundschaftlichem Verhältnisse blieb. Er beteiligte sich lebhaft beim Aufbau des Deutschen Reiches als Mitglied des bayerischen Landtages wie des Deutschen Reichstages und machte seinen Namen allgemein bekannt. Auch als Finanzmann stand er an der Spitze der Verwaltung eines der größeren süddeutschen Geldinstitute in hohem Rufe.

Mein sogenannter „Leibbursche" war Gideon von Rudhart, ein liebenswürdiger und begabter Mensch, der nach Vollendung seiner Studien in den bayerischen diplomatischen Dienst trat und

Geschäftsträger in Rom und Gesandter in Berlin, St. Petersburg und Dresden wurde. Die Differenzen, zu denen es zwischen ihm und dem Fürsten Bismarck in Berlin kam und wobei der letztere seine Machtstellung in einer unverantwortlichen Weise mißbrauchte, machten seinerzeit großes Aufsehen. Er lebt noch heute, aber in Geistesumnachtung infolge von Gehirnerweichung. Außerdem waren noch viele nette Leute, besonders unter den älteren Korpsbrüdern, von denen aber außer den genannten keiner sich besonders auszeichnete. Im ganzen zählte das Korps fünfunddreißig Mitglieder. Außer den Franken gab es zurzeit noch vier andere Korps, die Schwaben, Bayern, Isaren und Makaren. Die beiden ersteren waren viel zahlreicher als wir und die anderen. Die Schwaben waren nahezu achtzig, die Bayern über hundertundzwanzig Mann stark. Die Franken aber hatten den Ruf des feinsten Korps. Unter den Bayern war die bekannte bavarische Vierschrötigkeit und Grobkörnigkeit sehr stark vertreten. Die numerische Stärke der Korps hat inzwischen in München wie auch auf den meisten anderen deutschen Universitäten sehr abgenommen. Angesichts der bei weitem überwiegenden Schattenseiten des Korpslebens muß dies als ein großer Fortschritt betrachtet werden.

Mit dem Eintritte in die „Frankonia" geriet ich unhaltbar auf die abschüssige Bahn, die meine akademische Laufbahn bald zu Ende bringen sollte. Ich versuchte mir einzureden, daß meine neue Eigenschaft als Korpsfuchs einem regelmäßigen Kollegienbesuche keinen Abbruch tun würde. Es zeigte sich aber sehr bald, daß es mir schwer wurde, selbst die Kollegien von Geibel und Carrière, die zu bequemen Nachmittagsstunden stattfanden, zu hören. Denn da waren vor allem die vorgeschriebenen drei Kneipabende in der Woche, für die Füchse obligat. Sie bedeuteten zu viel Biergenuß, wiewohl ich viel mäßiger als die Kameraden war, und nie Aufbruch vor Mitternacht, mit den Folgen von spätem Schlafen und wüstem Kopfe, der keiner geistigen Anstrengung fähig war. Dann brachte der enge Verkehr mit so vielen lebenslustigen, jungen Leuten täglich Veranlassung zu neuen Zerstreuungen. Bald war es das Theater, bald Gesellschaften und Bälle, die meine Zeit und mein Interesse beanspruchten. Wie

bereits erwähnt, war eine Anzahl Münchener beim Korps, durch die ich in neue Gesellschaftskreise kam. Dann folgte während des Karnevals ein Ball auf den anderen. Wenn das Korps auf solchen zu erscheinen beschloß, mußten wir alle hin, wozu die Füchse wenigstens sehr bereit waren. Ich frönte wieder recht meiner Tanzlust auf den Museums- und Odeonsbällen.

Der Glanzpunkt der Saison für uns war der vom Korps selbst im „Bayrischen Hofe“ alljährlich gegebene Ball bei Gelegenheit des Jahrestages der Gründung des Korps. Es war ein sehr glänzendes Fest, bei dem die erste Gesellschaft Münchens zahlreich vertreten war. Als einer der Festredner dünkte ich mich eine wichtigere Persönlichkeit, als die besternten Minister unter unseren Gästen und fühlte mich darin durch die vielen Artigkeiten bestärkt, die mir von allen Seiten über meine Leistung gesagt wurden. Wie unbedeutend, wie geradezu lächerlich schien mir der Speyerer Abschiedsball neben diesem Gewoge von Hofleuten, Spitzen der Beamtenwelt, Offizieren jeden Ranges in glänzender Uniform, Studenten im Frack mit Farben, hunderten von Damen in feinster Toilette, in dem herrlich beleuchteten und geschmückten großen Saale, und mit der rauschenden Musik eines vollen Orchesters.

Aber das Korpsleben stellte noch ganz andere Anforderungen an meine Zeit. Wir Füchse mußten täglich für eine Stunde auf den Fechtboden, wo die Leibburschen uns die Hantierung des Schlägers beizubringen suchten. Viel zeitraubender war der Dienst, den wir bei den zahlreichen Paukereien oder Schlägerduellen zwischen den Korps hatten. Ich war zuerst geneigt, diesen Unfug in idealisiertem Lichte als nationales Waffenspiel und als ernste Probe männlicher Tapferkeit zu betrachten. Die frivole Weise, in der dem studentischen Gebrauche gemäß Händel gesucht und Forderungen gestellt wurden, ließ mich aber bald davon zurückkommen. Wir Füchse wurden auf die Kneipen anderer Korps geführt, um mit den Füchsen derselben anzubinden, und unsere Kneipe erhielt Besuche zu demselben Zwecke. Je frecher und gröber das Auftreten, als desto „forscher“ wurde der Fuchs betrachtet. Mir war dieses künstliche Rohsein unmöglich, und ich brachte es daher auch zu keinem Rufe als Bramarbas.

Fast allwöchentlich fanden Paukereien zwischen unserem und den anderen Korps statt, bei denen von vier bis acht „Kontrahierungen“ ausgefochten wurden. Um der Wachsamkeit der Polizei zu entgehen, fanden dieselben in Wirtshäusern in entlegenen Teilen der Stadt oder in einer der umliegenden Ortschaften statt. Den Füchsen lag es ob, den Duellapparat oder „Paukwichs“, bestehend aus Schläger, Brillen, Mützen, Binden und Paukhosen, an Ort und Stelle zu schaffen, die Paukanten für die „Mensur“ herzurichten, zwischen den Gängen die Schlagenden zu erfrischen oder den Schläger zu halten, bei Verwundungen den „Paukarzt“ zu unterstützen und die Verwundeten nach Hause zu bringen und zu pflegen. Das letztere war oft ein sehr anstrengender Dienst, da er unausgesetzte Tag- und Nachtwachen erforderte. In manchen Wochen hatte ich zwei bis vier Nachtwachen. Das erste Duell, dem ich zusah, war zwischen den besten Schlägern unseres Korps und der „Bavaria“ ohne die Schutzmittel der „Mützen“ und „Binden“ und wurde sehr blutig, indem unser Kämpe seinem Gegner drei schwere Kopfwunden beibrachte. Ich muß gestehen, daß mich sehr unbehagliche Gefühle beschlichen, als ich das erste Blut spritzen sah. Doch gewöhnte ich mich rasch an das Schauspiel und wurde bald so gleichgültig wie die anderen. Es ging auch nicht immer sehr blutig her. Die ersten Paukereien von Füchsen besonders verliefen meistens harmlos und wie Auftritte in einer Bühnenposse.

Aber nicht nur zu großer Vergeudung von Zeit führte das Korpsleben, sondern es machte auch große Ansprüche an den Geldbeutel. Da waren erstens die Aufnahmegebühr und die regelmäßigen monatlichen Umlagen, sowie die besonderen für den großen Jahreskommers und den Festball. Weiter kamen gesteigerte Ausgaben für die geschilderten Vergnügungen. Ferner kam die Versuchung, der mich meine Schwäche nicht widerstehen ließ, es den reichen Korpsbrüdern im Freihalten, in eleganter Kleidung und in anderer Hinsicht gleichzutun. Dann verführte mich auch noch die damals unter Korpsstudenten vorherrschende Unsitte, sich gegenseitig Geschenke zu machen, zum Aufwand. Meine monatlichen Sendungen von Hause reichten natürlich lange nicht für diese Extraausgaben aus. Das unvermeidliche

Ergebnis war, daß ich in Schulden geriet. Mein Fehltritt in dieser Richtung wurde dadurch erleichtert, daß ich auf Einführung durch meine Korpskameraden überall bei Händlern und Handwerkern Kredit erhielt.

Ich war nun in einem solchen Taumel des Genusses und der Zerstreuung jeder Art, daß mein natürlicher Leichtsinn jede andere innere Regung überwucherte. Aber ich war mir doch zu klar des schlimmen Ausganges bewußt, zu dem mein Gebaren unerbittlich über kurz oder lang führen mußte, als daß ich nicht sehr oft Stunden der vorübergehenden Ernüchterung durchzumachen gehabt hätte, in denen ich volle Selbsterkenntnis übte und bittere Reue, ja sogar Selbstverachtung empfand. Vor allem waren mir schon nach wenigen Wochen die Augen vollständig über die absolute Nichtigkeit des Korpslebens geöffnet.

So trieb ich es von Tag zu Tag bis zum Monat März weiter. Infolge einer Erkältung erkrankte ich anfangs des Monats an einer schweren Grippe, die mich an das Bett fesselte. In München herrschte wegen schlechter sanitärer Zustände von jeher das Nervenfieber, dem besonders Studierende und darunter auch verhältnismäßig viele Pfälzer verfielen. Da ich fortwährend fieberte, so begann ich zu fürchten, das dasselbe auch mich heimsuchen würde, und ich faßte den Plan, mit Rücksicht auf den ansteckenden Charakter der Krankheit, auf ihre lange Dauer und die bessere Pflege ins öffentliche, städtische Krankenhaus überzusiedeln, wie es erkrankte Studierende gewöhnlich taten. Ich hielt es fürs beste, die Meinigen hierauf vorzubereiten, und schrieb in dem Sinne nach Hause. Der Vater wurde dadurch sehr beunruhigt und bat sofort einen persönlichen Freund in München, mich aufzusuchen und sich von meinem wirklichen Zustande zu überzeugen; und gleichzeitig ersuchte er meine Hauswirtin schriftlich um einen Bericht über denselben. Diese begnügte sich nicht damit, über meine Krankheit zu schreiben, sondern ließ sich ausführlich über meinen Lebenswandel während des Winters aus. Sie fühlte sich hierzu berechtigt, weil ich zwei Monate Miete und den Betrag gewisser Rechnungen, den sie ausgelegt hatte, trotz vielfacher Mahnung schuldig geblieben war. Sie teilte dem Vater

mit, daß ich in der ersten Zeit sehr viel zu Hause geblieben sei, fleißig gearbeitet habe und überhaupt sehr solide gewesen sei, daß ich aber bereits seit Monaten augenscheinlich sehr leichtsinnig lebte, sehr spät in der Nacht nach Hause käme und auch den ganzen Tag auswärts verbrächte. Diese Änderung schrieb sie dem Umstande zu, daß ich in ein Korps eingetreten sei.

Der Vater richtete sofort an den Rektor des Polytechnikums eine Anfrage über mein Verhalten. Derselbe antwortete ihm dahin, daß ich mich als Schüler exmatrikulieren und dagegen an der Universität hätte immatrikulieren lassen, und daß ich in der von ihm selbst gehaltenen Vorlesung, die ich noch belegt hätte, seit längerer Zeit nicht mehr erschienen sei. Da mein Vater den Rektor darauf in Kenntnis setzte, daß ich ohne sein Wissen und ohne seine Zustimmung gehandelt, so wurde ich vor den letzteren zitiert. Ich war wieder wohl genug zum Ausgehen und erschien sofort vor ihm. Er las mir die Briefe des Vaters vor und hielt mir mein verstecktes Gebaren in sehr eindringlicher Weise vor. Ich ging sofort nach Hause und schrieb einen langen Brief an meinen Vater, in welchem ich ihm genau die Umstände erzählte, wie ich in meine damalige Lage gekommen sei, ohne daß ich vorhatte, leichtsinnig zu leben oder meine Studien zu vernachlässigen. Ich verbarg ihm nichts und gestand, daß mein Lebenswandel und mein Studienwechsel ohne sein Wissen unverantwortlich gewesen seien. Ich erzählte ihm, wie es mir klar geworden sei, daß ich für die erwählte technische Laufbahn weder Neigung noch Talent besaß, und daß ich zur Universität übergegangen sei, um keine Zeit zu verlieren, da der letzte Termin zur Immatrikulation gekommen sei. Natürlich drückte ich in ernster Weise aus, wie tief schmerzlich ich mein Vergehen und mein leichtsinniges Korpsleben bereute, und bat ihn um Verzeihung, damit ich ihm und der Mutter dann genau auseinandersetzen könne, was meine wahre Herzensneigung betreffs meines zukünftigen Lebensberufes sei.

Nach einer Woche empfing ich eine sehr aufgeregte und zornige Antwort von meinem Vater. Sie enthielt den gebieterischen Befehl, München innerhalb achtundvierzig Stunden zu verlassen und mich ohne Verzug nach Zweibrücken zu begeben, wo mir die

weiteren elterlichen Beschlüsse mitgeteilt werden würden. Diese Entscheidung versetzte mich in eine so niedergedrückte Stimmung, daß ich lange ratlos umherwanderte und wieder an eine Auswanderung nach Amerika dachte, um meinem Vater zu zeigen, daß ich doch ein vernünftiger und tüchtiger Mensch sei. Doch war ich besonnen genug, dem väterlichen Befehl zu folgen. Ich packte meine Sachen zusammen und begab mich auf den Heimweg.

Unterwegs beschloß ich, zuerst nach Speyer zu gehen, um dort den Rat eines alten Familienfreundes, der mit meinem Vater seit seiner Universitätszeit auf dem vertraulichsten Fuße stand, zu erbitten. Es war der Notar Kissel, ein sehr gutmütiger und gefälliger Herr, der seinerzeit auch ein sehr lustiger Student gewesen war. Ich rechnete auf seine Sympathie und täuschte mich darin nicht. Ich begab mich sofort nach meiner Ankunft zu ihm und wurde freundlichst empfangen. Er sagte mir seine Hülfe zu und schrieb noch am selben Abend an meinen Vater, ihm meine Ankunft meldend. Er schlug ihm vor, nach Speyer zu kommen, worauf mein Vater einging, und schon am Abend des zweiten Tages stieg er bei Herrn Kissel ab.

Das Resultat seines Besuches und der darauf stattfindenden Unterredung war, daß mein Vater mir die Erlaubnis zum Weiterstudieren gab und sich damit einverstanden erklärte, mich von neuem anfangen zu lassen; und zwar sollte ich mich von jetzt an der Jurisprudenz widmen. Natürlich machte mich dieser Entschluß sehr glücklich, und ich war auch ganz mit dem Befehl einverstanden, München zu verlassen und das Sommersemester an der Universität Würzburg zu verbringen. Ich mußte mich ferner verpflichten, alle meine Schulden zu bezahlen und zur Tilgung derselben von meinem Monatsgelde eine gewisse Summe beizutragen. Ich dankte dem lieben Freunde Kissel für sein erfolgreiches Eingreifen und trat die Rückreise nach München an, während mein erzürnter Vater nach Zweibrücken zurückkehrte. Mein Aufenthalt in Speyer hatte drei Tage gedauert, doch war ich die ganze Zeit so bedrückt, daß mich nicht danach verlangte, die alten Freunde und Bekannten aufzusuchen.

Eine Woche nach meiner Ankunft in München war ich reisebereit und kehrte der Stadt mit etwas schwerem Herzen den

Rücken. Infolge der Osterferien waren nur wenige Korpsbrüder anwesend, so daß mir der Abschied in dieser Hinsicht erleichtert wurde. Mein Übergang an eine andere Universität löste an sich mein Verhältnis zum Korps. Die malerisch gelegene, alte Mainstadt Würzburg, die ich nach einer nur sechsstündigen Eisenbahnfahrt erreichte, gefiel mir sofort ungemein. Ich fand in einer der besten Straßen eine sehr schöne Wohnung, aus Schlafzimmer und Salon bestehend, zu ebenso billigem Preise wie mein einzelnes Zimmer in München. Überhaupt fand ich alles viel billiger als in der Hauptstadt, was mir bei der erwähnten Verkürzung meines monatlichen Wechsels sehr willkommen war. Eine Anzahl Pfälzer Bekannte studierte an der Juliusuniversität; dieselben verbrachten aber die Ferien zu Hause, so daß ich die erste Woche auf mich allein angewiesen war. Doch nach meinen letzten Erlebnissen war mir diese Vereinsamung geradezu erwünscht. Ich benutzte die Zeit, um mich in der reizenden Umgebung der Stadt umzusehen. Auf täglichen, langen Wanderungen zu Fuß erfrischte ich mich körperlich und geistig. So hatte ich bei Beginn der Vorlesungen in der zweiten Hälfte April meine innere Ruhe wiedergewonnen und konnte meinem festen Entschlusse gemäß ernstlich an die Arbeit gehen.

Ich belegte Vorlesungen über römische Institutionen und Rechtsgeschichte bei Professor Dr. Wirsing, Physik bei dem rühmlich bekannten Physiker Dr. Osann. Die erstgenannten Gegenstände bilden einen Teil der juristischen Fachstudien und wurden gewöhnlich erst im zweiten akademischen Jahre gehört. Ich wollte aber sobald wie möglich einen Anfang mit meiner Vorbereitung für den Beruf machen, den ich nun bestimmt gewählt zu haben vermeinte. Meine Wohnung lag in unmittelbarer Nähe der Universität, was einem regelmäßigen Besuche der Vorlesungen natürlich sehr förderlich war. Das geistige Nichtstun und die Zeitvertrödelung durch Bummeleien jeder Art, wie ich es in München gepflegt hatte, war mir aufrichtig zuwider geworden, und die innere Genugtuung, die in geordneter Beschäftigung und in dem Bewußtsein erfüllter Pflicht liegt, tat mir ungemein wohl. Ich versäumte nicht nur keine Vorlesungen, sondern überarbeitete das

Gehörte eifrig zu Hause. Stundenlang saß ich täglich bei meinen Büchern, und meine einzige Erholung bildeten Spaziergänge und das Zusammensein mit den wenigen Bekannten, mit denen ich Umgang pflegte, beim Abendimbiß in öffentlichen Lokalen. Diese Bekannten bestanden aus Zweibrücker Schulgenossen, Namens Serini, Erbelding, Hessert und Nössel. Die meisten derselben sind noch am Leben und zählen noch heute zu meinen näheren Freunden. Mit Erbelding, Nössel und Hessert, die zurzeit Oberlandesgerichtsräte in Zweibrücken sind, bin ich öfters in den letzten Jahren zusammengetroffen. Sie alle haben meine eigenen Erinnerungen über mein fleißiges Arbeiten und zurückgezogenes, solides Leben bestätigt.

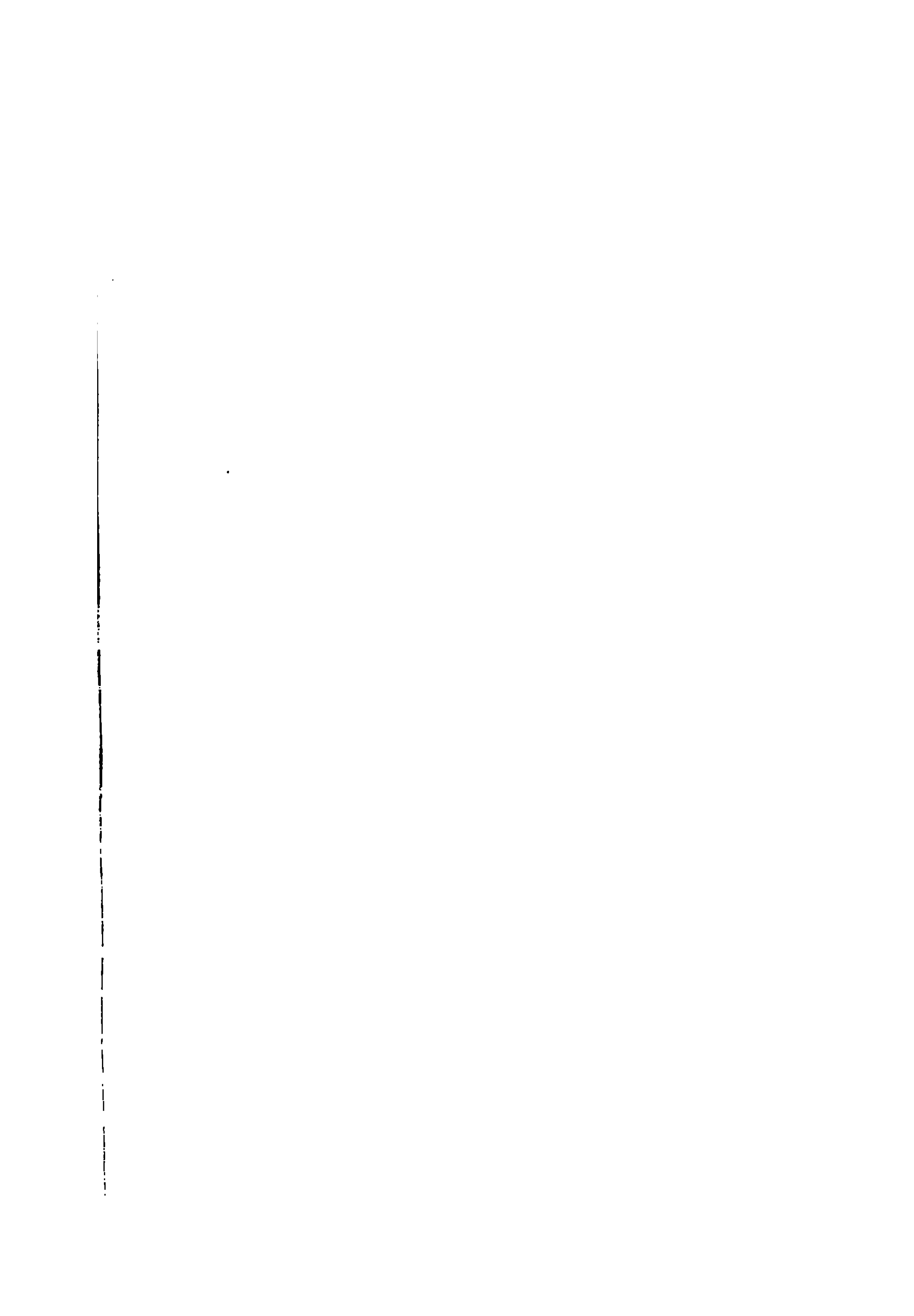
Dieses ruhige, gleichmäßige, innerlich befriedigende Leben führte ich bis Mitsommer ungetrübt weiter. Dann erhoben sich aber zwei Schatten, die es allmählich verdüsterten, die gewonnene Ruhe wieder stören und schließlich den ganzen glücklichen Aufbau in meinem Innern wieder vernichten sollten. Ob es angeborener Wankelmut oder ein wirklich begründetes Gefühl war, das halbe Semester war noch nicht vorüber, als mir die juristischen Vorlesungen bereits ebenso vollständig zuwider waren, wie im Winter die mathematischen im Polytechnikum. Ich wehrte mich, so gut ich konnte, gegen den nach und nach empfundenen Widerwillen; aber dies half mir nicht über den wachsenden, beklemmenden Gedanken hinaus, daß ich nochmals einen Fehlgriff bezüglich meines Berufs getan hätte. Bald war ich dieser Empfindung so weit unterlegen, daß ich anfing, die betreffenden Vorlesungen zu vernachlässigen. Nun stieg der frühere Glaube wieder in mir auf, daß meine Zukunft auf dem Gebiete der schönen Wissenschaften liege. Der kühne Plan entstand in mir, meinen juristischen Studien formell weiter obzuliegen, so daß ich volle vier akademische Jahre genießen könnte, gleichzeitig und hauptsächlich aber Literatur und Ästhetik zu pflegen. Ich überredete mich dabei, daß ich lange vor Ablauf meiner akademischen Zeit durch literarische Leistungen den Beweis meiner Fähigkeit für dieses Feld geliefert haben würde. Ich begann auch sofort die Ausführung des Planes. Mein erster Schritt war die Anschaffung einer der billigen Ausgaben der

deutschen Klassiker, die in jenen Jahren auf dem deutschen Büchermarkt zu erscheinen begannen. Mit dem gründlichen Lesen derselben verbrachte ich nun den größten Teil meiner Zeit. Wie ich es trieb, zeigt der folgende Auszug aus den Erinnerungen des bereits genannten Oberlandesgerichtsrat Nössel, welche er auf Ersuchen einer Verwandten von mir im Spätherbste 1887 niederschrieb:

„Mein Freund hatte nämlich, was in dem zweiten Semester die Studenten der Jurisprudenz damals selten zu tun pflegten, in jenem Semester, welches den bestehenden Verordnungen entsprechend in der Regel den philosophischen Studien gewidmet wird, schon römische Institutionen und Rechtsgeschichte belegt, um dann gleich im dritten Semester die Pandekten bei dem Professor Vangerow in Heidelberg hören zu können. Allerdings bekümmerte er sich in der Folge wenig um das Rechtsstudium. Ich erinnere mich noch ganz gut, daß ich öfter — da mich der Weg an seiner Wohnung vorbeiführte — ihn zum Gange nach der Universität abholen wollte. Das eine oder das andere Mal ging er wohl mit, allein sehr oft war dies nicht der Fall. Er bewohnte in der schönen „Neubaugasse" ein komfortables Zimmer bei Schneider Bausewein, in welchem er sich sehr behaglich eingerichtet hatte, so daß er sich sehr viel zu Hause aufhielt, und man nie fehlging, wenn man ihn besuchen wollte. So oft ich zu ihm kam, was wohl fast täglich geschehen sein mag, saß er behaglich in seinem eleganten, rot ausgeschlagenen Schlafrock auf dem Sofa und war umgeben von den damals gerade in Lieferungen erscheinenden deutschen Klassikern, die er mit großem Eifer las. Seine Gemütsstimmung war durchweg eine etwas ernste und seine Lebensweise derart, daß ihn nicht der geringste Tadel hätte treffen können. Seine Geldausgaben können keinesfalls über das Maß dessen hinausgegangen sein, was ihm der Vater ausgesetzt hatte, ich glaube vielmehr, daß er unter jenem Maße blieb. Wenn er vielleicht auch in seinen Lebensbedürfnissen etwas verwöhnt gewesen sein mag, so war er auf der anderen Seite so mäßig und nüchtern, daß kein besonderer Aufwand bei ihm nötig erschien."

Angesichts meiner späteren literarischen Leistungen darf ich wohl annehmen, daß ich mich in der erwarteten Frucht meines Planes





nicht getäuscht haben würde, wenn es zur Verwirklichung desselben gekommen wäre. Aber es sollte ganz anders mit mir kommen. Ich erwähnte, daß eine der Bedingungen, die mir der Vater in Speyer stellte, die Angabe aller meiner Schulden in München war. Ich hatte so leichtfertig gewirtschaftet, daß mir erst in Würzburg der wirkliche Betrag derselben klar wurde, und die Summe, die ich von meinem Monatsgelde abziehen konnte, um dieselbe zu tilgen, reichte dazu nicht aus. Im Juni begannen Mahnbriefe der unbefriedigten Schneider, Schuhmacher und anderer Gläubiger bei mir einzulaufen. Ich wußte mir nicht anders als durch kleine Abzahlungen zu helfen. In meiner Angst, meine Münchener Gläubiger zu befriedigen, kam ich wieder in die Versuchung, meine laufenden Verpflichtungen unbezahlt zu lassen. Dieser Versuchung gab ich auch nach; aus welchem Grunde oder vielmehr aus welcher Schwäche, kann ich schwerlich erklären. Bald sah ich daher mit Schrecken dem Ende des Semesters, Mitte August, entgegen, welches mir die Rechnungen des Hauswirtes und die für meine Mahlzeiten bringen sollte, da ich unmöglich in die Ferien gehen konnte, ohne diese aufgelaufenen Forderungen erledigt zu haben. Je näher diese Zeit kam, desto mehr drückten diese Sorgen auf meine Stimmung und nahmen mir die Fähigkeit für geistige Arbeit. Ich sann lange auf einen Ausweg, ohne einen zu finden, bis mir plötzlich ein Gedanke kam, von dem ich Erlösung zu erwarten glaubte.

In meiner Not wandte ich mich an einen Verwandten, den reichen Gutsbesitzer Wolf, der die einzige Tochter, Luise, meines Großonkels Grohé geheiratet und in Wachenheim an der Haardt, in unmittelbarer Nähe von Dürkheim, seinen Wohnsitz hatte. Da es mir klar geworden war, daß jeder Versuch, meinen Vater zu überreden, mir ein größeres Monatsgeld auszusetzen, scheitern würde, so begab ich mich am 4. August über Heidelberg nach Wachenheim. Es handelte sich für mich um das Aufbringen von wenigen hundert Gulden. Daß mein ganzes Lebensschicksal sich um einen so kleinen Betrag drehen sollte, mag als sehr merkwürdig erscheinen, doch war dies tatsächlich der Fall, da ich nach der Unterredung in Speyer nur zu gut wußte, daß mein Vater mir jeden Beistand entziehen würde, wenn er erfahren sollte, daß ich wieder

zu verschulden sei, obwohl die neue Last nur die natürliche Folge der alten war.

Ich reiste über Heidelberg, wo ich nach einer sehr unangenehmen Nacht im Postwagen am nächsten Nachmittage ankam. Ich suchte einige Bekannte unter den Studenten auf, die Mitglieder des Korps „Westphalia“ waren, und von denen ich mit großer Gastfreundschaft aufgenommen wurde. Meine Zuversicht des Gelingens meines Planes war unterwegs ziemlich gesunken, so daß ich mich, um die wieder erwachten Sorgen wenigstens für den Augenblick zu vergessen, nur zu gern in die mir gebotenen Zerstreuungen stürzte. Unter diesen waren auch zwei Paukereien im großen in dem berüchtigten Wirtshause in der Hirschgasse, welchen historischen Ort ich dabei zum ersten Male sah. Nachdem ich drei Tage in dieser Weise verbummelt hatte, überwog indessen die Notwendigkeit entscheidenden Handelns mein Zagen, und ich nahm schweren Herzens den Zug nach Wachenheim.

Ich erfuhr bei meiner Ankunft, daß Herr und Frau Wolf abwesend waren und erst am folgenden Tage zurückkehren würden. Die Haushälterin drang in mich, ihre Rückkunft abzuwarten, doch mein Vorhaben machte mir das Verweilen zur Pein, und so übernachtete ich in Dürkheim. Am nächsten Vormittage ging ich nach Wachenheim zurück und fand die Gesuchten zu Hause. Sie hatten bereits von meinem Kommen gehört, und, da sie es sich nicht erklären konnten, wurde ich sofort nach einem freundlichen Willkommen sehr scharf ausgefragt. Ich mußte also mit meinem Anliegen heraus. Ich bekannte offen meine Vergehen in München mit ihren Folgen, die mich zu dem mir so peinlichen Schritte gezwungen, und bat sie dann flehentlich mir zu helfen, da ich es unter den geschilderten Umständen nicht wagen dürfte, mit meiner Not vor den Vater zu treten. Herr Wolf erklärte zuerst, er könne sich nicht darauf einlassen, in der vorgeschlagenen Weise zwischen mich und den Vater zu treten. Doch auf weiteres ernstliches Bitten wurde ich allein gelassen, während sich die Ehegatten die Sache überlegten. Nach einer Stunde teilten sie mir ihren Bescheid dahin mit, daß sie den gewünschten Betrag ohne Zinsen zu geben bereit waren, sich aber nicht verpflichten könnten, das Geschehene vor

meinem Vater zu verheimlichen. Da mir das letztere die Hauptsache war, so drang ich in sie, es wenigstens für ein Jahr zu verschweigen, um mir Zeit zu geben, meine Besserung zu beweisen. Aber auch hierauf wollten sie sich nicht einlassen. Alles, was sie mir zusagten, war, daß der Gatte erst bei seinem nächsten persönlichen Zusammentreffen mit meinem Vater diesem so schonend wie möglich Mitteilung machen würde.

Damit mußte ich mich bescheiden. Ich war in Zweifel, ob ich angesichts der dadurch unabwendbaren neuen Katastrophe das Geld überhaupt annehmen sollte. Hätte ich die richtige Einsicht gehabt, so wäre es mir wohl sofort klar gewesen, daß es meine Pflicht war, die Summe abzulehnen, nach Zweibrücken zu reisen, den Eltern ein unumwundenes Geständnis zu machen und einfach hinzunehmen und zu ertragen, was immer die Folgen dieses Schrittes sein würden. Sicher ist, daß ich einen falschen Weg einschlug.

Ich nahm also das Geld, stellte einen Empfangsschein dafür aus und reiste ab. Ich begab mich wieder nach Heidelberg, wo ich noch einen Tag verbrachte, ehe ich über Frankfurt mit dem Maindampfer nach Würzburg zurückkehrte. Unterwegs überlegte ich hin und her, was ich nun tun sollte. Ich hatte mir sofort nach Empfang des Geldes eingeredet, daß mir nun kein anderer Ausweg übrig blieb, als vor der Entdeckung durch den Vater die Flucht zu ergreifen, denn ich war überzeugt, daß er seine mir in München gemachte Drohung, mich als Gemeinen in die Armee zu stecken, nun ausführen würde. Aber wohin flüchten und was nach vollzogener Flucht beginnen, waren für mich unbeantwortete Fragen. Ich geriet in fieberhafte Aufregung während der Reise, denn so leichtsinnig oder verhärtet war ich bei weitem noch nicht, daß ich nicht selbst vor dem letzten entscheidenden Schritte bebte. Ich empfand voll und ganz seine Bedeutung für mich wie für die Meinigen.

Neuntes Kapitel.

Meine Auswanderung.

So kam ich in der elendesten Stimmung in Würzburg an. Noch zwei weitere Tage hatte ich mich unstet und unentschlossen herumgetrieben, als ein Zufall mich zu einem Entschlusse kommen ließ. Ich traf bei Tisch einen älteren Pfälzer Bekannten, der erzählte, daß er im Begriffe sei, eine Reise über Dresden, Prag und Wien nach Italien anzutreten. Nun war mir auch unter allerlei abenteuerlichen Plänen, die in meinem phantasiereichen Kopfe aufgestiegen waren, der außerordentliche Einfall gekommen, Karl Gutzkow, den bekannten Schriftsteller, in Dresden aufzusuchen, ihn meine literarische Begabung prüfen zu lassen und bei günstigem Resultate, auf das ich natürlich zuversichtlich rechnete, zu bitten, mir eine literarische Laufbahn zu eröffnen. Ich war zu diesem bizarren Plane durch die Bewunderung gekommen, die ich für den Verfasser des neunbändigen Romans „Ritter vom Geiste" empfand, den ich während des Sommers gelesen hatte. Der edelste seiner Ritter war mein Ideal, dem ich mich an Gesinnung und Begabung gleichfühlte, und auf diese lächerliche Unterlage baute ich meine Hoffnung auf Erfolg. Bei Erwähnung des Reiseplanes meines Bekannten leuchtete dies wunderliche Projekt wie ein Leitstern vor mir auf, und ich sagte ihm stracks, daß ich auch vorhätte, nach Dresden zu reisen, und mich ihm anschließen möchte. Da er sofort freudig darauf einging, so verabredeten wir, am zweitfolgenden Morgen abzureisen.

Meine Vorbereitungen waren bald getroffen. Ich ließ den größten Teil meiner Kleider und sonstigen Habseligkeiten zurück und nahm nur das Notwendigste in meinem Handkoffer mit. Ein Viertel

seines Raumes war überdies mit Büchern gefüllt, die außer einigen deutschen Klassikern aus Schriften des Philosophen Kuno Fischer, der damals in Heidelberg lehrte und das ganze akademische Jungdeutschland begeisterte, sowie den Werken des Dänen Örstedt, die zur Zeit viel Aufsehen machten, bestanden — gewiß eine sonderliche literarische Ausstattung für den „Kampf ums Leben", in den ich mich kühn zu stürzen suchte. Außerdem umschloß der Handkoffer, was ich als mein kostbarstes Gut betrachtete, ungefähr hundert Seiten Manuskript, das meine eigenen Betrachtungen über allerlei physische, literarische und philosophische Fragen enthielt, wie ich sie im Laufe des Sommers niedergeschrieben hatte, sowie auch einige zu verschiedenen Zeiten von mir verfaßte Gedichte. Auf diesen Geistesfrüchten beruhten meine zuversichtlichen Hoffnungen auf unzweifelhaften und raschen Erfolg in der Mitwelt, und sie sollten besonders bei Gutzkow als Einführung und Empfehlung dienen. Meine Einfalt war in der Tat unglaublich.

Ich verabschiedete mich zur bestimmten Zeit von meinen Hausleuten, denen ich sagte, daß ich nach Dresden reiste, und rollte am Morgen des 13. August mit meinem Reisegefährten im Postwagen aus dem östlichen Tore der Stadt in der Richtung nach Schweinfurt, von wo aus man über Hof bereits mit der Eisenbahn bis Dresden reisen konnte. Wir blieben einen Tag in Leipzig und erreichten die sächsische Hauptstadt am dritten Tage. Auf der Fahrt zwischen Leipzig und Dresden machten wir die Bekanntschaft eines sehr liebenswürdigen Herrn von etwa dreißig Jahren, dessen feines Äußere sofort den vollkommenen gentleman andeutete. Er sprach den österreichischen Dialekt und war auf dem Wege von Paris nach Wien. Er schien Gefallen an seinen viel jüngeren Reisegenossen zu finden und schlug uns vor, in demselben Hotel in Dresden abzusteigen, worauf wir um so bereitwilliger eingingen, als er sich freundlich erbot, uns durch seine Bekanntschaft mit der Stadt nützlich zu sein. Da wir uns gegenseitig nicht vorgestellt hatten, waren wir natürlich sehr neugierig zu erfahren, wer er sei, worüber uns die Fremdenliste im Hotel Aufklärung gab. Er hatte sich als Graf Coronini, K. K. Hauptmann und Attaché der Kaiserlichen Botschaft in Paris, eingetragen.

Wir waren nicht wenig stolz auf unseren neuen aristokra
Freund, der auch getreu Wort hielt und sich während zwei
alle Mühe gab, uns die Sehenswürdigkeiten der Stadt und
unter besonders die Gemäldegalerie und das Grüne Gewöl
zeigen. Mein Pfälzer Freund ging dann weiter nach Prag, s
ich mich mit dem Grafen an dem weiteren Tage, den er noch
weilen konnte, allein herumtrieb. Der gewandte Weltmann
wohl aus unseren Unterhaltungen vermutet, daß ich auf Aben
in die Welt zog. Er hatte auch durch geschickte Fragen ent
daß ich wegen der Folgen studentischen Leichtsinnes mich vo
Rückkehr in die Heimat scheute. Er schlug mir daher vor
nach Wien zu begleiten, wo er mir durch seinen Einfluß die
nahme als Kadett in die Kaiserliche Armee und baldige Be
rung zum Offizier verschaffen wollte. Der Vorschlag war
lockend, und ich fühlte mich einige Stunden lang in Versuc
darauf einzugehen. Aber ich besaß das süddeutsche Vorurteil
den Soldatenstand, das aus der wohlbekannten Tatsache entsp
daß das „ultima spes — miles“ besonders in Bayern n
wahr war, wo die Armee die letzte Zuflucht der Beschrän
und Liederlichkeit war. Auch waren mir die nicht verlock
Zustände in der österreichischen Armee bekannt. Dann hat
ja auch mein Glück bei Gutzkow noch nicht versucht, und ich
geistige Auszeichnung viel zu hoch über das Waffenhandwerk
eine andere Antwort als dankende Ablehnung geben zu kö
Der Graf nahm sie gütig auf und verabschiedete sich herzlic
mir, indem er mir seine Wiener Adresse gab und mich auffor
mich an ihn zu wenden, falls ich zu irgend einer Zeit auf
Vorschlag zurückkommen wollte. Er hat inzwischen hohe
tärische Würden erreicht, und ist, soviel ich weiß, zurzeit
mandierender General. Bei meinen wiederholten Besuch
Wien in späteren Jahren erkundigte ich mich nach ihm, fan
aber stets abwesend, so daß ich ihn seit unserem Zusamm
nicht wieder getroffen habe.

Mir selbst überlassen, führte ich nun mein naives Unter
bei Gutzkow aus. Versehen mit meinem Manuskript spra
um die Mittagszeit in seiner Wohnung, in einem oberen

eines Mietshauses, vor und wurde sogleich empfangen. Ich fand mich einem Herrn von Mittelgröße gegenüber, dem man das chronische Kranksein sofort ansah. Seine Züge waren fein und geistreich, seine Augen aber matt und trübe blickend. Sein braunes Haar und gleichfarbiger Schnurr- und Kinnbart waren aber noch ganz frei von Grau. Er empfing mich sehr freundlich und fragte mit einer Stimme, die klanglos wie die eines Schwindsüchtigen war, nach meinem Begehr. Ich hatte mir eine wohlgefügte Anrede ausgedacht, die mein Anliegen in genialer Form ausdrücken sollte. Aber als ich dem berühmten Schriftsteller mit so mildem Wesen gegenüberstand, erhellte mir doch sofort, daß meine hochtönenden Phrasen kaum richtig angebracht sein würden. Ich begnügte mich daher ihm kurz zu sagen, daß ich einen inneren Drang nach einer literarischen Laufbahn fühle, mich auch dazu für hinreichend begabt halte und mir daher das Wagnis erlaube, ihn zu bitten, meine Fähigkeiten zu prüfen und mir nach der Prüfung seinen für mich entscheidenden Rat zu gewähren. Ich sah, daß seine Züge sich während meiner Bemerkungen wie mit einem Lächeln erheiterten. Als ich fertig war, fragte er mich zuerst nach meinem Alter und dann nach meinen bisher zurückgelegten Studien. Beide Fragen trieben mir die Röte ins Gesicht, doch beantwortete ich sie wahrheitsgemäß. Er wollte ferner wissen, wie er mich prüfen sollte. Als ich darauf mein Manuskript hervorzog, bemerkte er, in ein volles Lachen ausbrechend: „Aha, natürlich in der gewöhnlichen Weise durch die Erstlingsfrüchte!" Er fuhr dann fort, daß Ansuchen wie das meinige ihm durchaus nicht neu seien; im Gegenteil, junge Leute aus ganz Deutschland wendeten sich fortwährend an ihn und es verginge kaum eine Woche, ohne daß er in dieser Richtung ein Zeitopfer zu bringen hätte. Er fühle sich zwar durch mein Vertrauen geschmeichelt — ich hatte nicht verfehlt ihm zu sagen, daß ich nur, um ihn zu sprechen, nach Dresden gekommen sei —, aber dies dürfe ihn nicht abhalten mir zu sagen, und zwar ohne mein Manuskript eingesehen zu haben, daß ich auf ganz falschem Wege sei. Es sei bei meinen Jahren und bei den geringen Studien, die ich bis dahin gemacht, gar nicht anzunehmen, daß ich bereits literarisch leistungsfähig sei. Er könne mir daher

nur dringend raten, mich meiner Hoffnungen und Erwartungen von der Gegenwart ganz und gar zu entschlagen, meine Universitätsstudien wieder aufzunehmen und mit Eifer und Fleiß zu vollenden. Nach Beendigung derselben würde meine literarische Begabung mir selbst und anderen viel klarer sein. Übrigens wolle er mich auch vor den Illusionen warnen, die gewöhnlich unter literarischen Aspiranten in bezug auf den Lohn der geistigen Arbeit in Deutschland herrschten. Kein Brot sei härter als das des deutschen Schriftstellers. Nicht einem aus zwanzig von denen, die ihr Leben mit der Feder zu fristen bemüht seien, gelinge dies in selbst beschränktem Maße. Es sei ein dauernder, geisteslähmender Kampf mit Entbehrungen und Enttäuschungen der bittersten Art, und in keinem Stande herrsche so viele Unzufriedenheit wie in dem seinigen.

Es blieb mir nichts übrig, als mich sobald wie möglich von dem freimütigen Ratgeber zu verabschieden, nachdem ich meinen verlegenen Dank für die freundliche Aufnahme gestammelt hatte. Ich ging stracks nach dem Hotel zurück, packte meine Sachen zusammen und trat mit dem nächsten Zuge die Fahrt nach Hamburg an, entschlossen, von dort aus ins Ausland zu gehen. Über das „wohin" und „wozu" machte ich mir vorläufig keine Gedanken. Der empfangene „Kaltwassersturz" hatte meine Zukunftsträume vollständig vernichtet, und in meiner Entmutigung dünkte es mir ganz einerlei, in welche Richtung mich das Schicksal verschlagen würde.

Ich trieb mich eine Woche unstet in Hamburg herum. Zuerst gedachte ich in Paris mein Glück zu versuchen und dorthin zu Wasser via Havre zu gehen. Dann faßte ich London als nächstes Ziel ins Auge. Doch es zog mich in weitere Ferne, und so kamen nacheinander Australien, Süd-, Zentral- und Nordamerika in Erwägung. Ich kaufte mir daher alle erhaltbaren Handbücher über diese Weltteile und studierte sie Tag und Nacht; auch sah ich mir im Hafen die Auswandererschiffe an und entschied mich schließlich für Nordamerika. Zu dem Entschlusse trugen drei Umstände bei. Erstens waren nach den gelesenen Schilderungen in den Vereinigten Staaten die besten Aussichten. Zweitens

bildeten meine zahlreichen Verwandten dort eine starke Anziehung, und drittens schienen die Passagierschiffe für nordamerikanische Häfen die besteingerichteten zu sein, und die Überfahrtspreise auf denselben waren bei weitem billiger. Besonders der letztere Umstand hatte Bedeutung für mich. Infolge der bereits gemachten Ausgaben war mein Geldvorrat auf die Hälfte geschmolzen. Wie erzählt, war ich mit beschränkter Ausrüstung von Würzburg fortgegangen. Beim Herannahen des Herbstes konnte ich daher nicht an eine lange Seereise ohne warme Kleidung denken. Dazu kamen dann noch die Überfahrtskosten. Bei einem Vergleiche meiner Mittel mit den notwendigen Erfordernissen zwang sich mir zu meiner großen Bestürzung der Schluß auf, daß ich kaum genug Geld hatte, um mich notdürftig auszurüsten und den Preis eines Platzes in der zweiten Kajüte eines Segelschiffes zu erlegen.

Vor allem zog ich daher aus dem Hotel ersten Ranges, in dem ich abgestiegen war, nach einem anderen, das höchstens zur dritten Klasse gerechnet werden konnte. Ehe ich aber den unwiderruflichen Schritt tat, drängte es mich doch, noch einen Versuch ähnlich dem bei Gutzkow in Dresden zu machen. So suchte ich den wohlbekannten Dramaturgen Dr. Töpfer auf, der auch an der Redaktion einer täglichen Zeitung beteiligt war, um ihn über die Möglichkeit zu sondieren, bei der Lokalpresse Beschäftigung zu finden. Doch dieser zweite Versuch war ebenso hoffnungslos wie der erste. So glaubte ich denn, daß mir nichts anderes übrig blieb, als mich sobald wie möglich einzuschiffen. Ich sicherte mir einen Platz in der zweiten Kajüte auf der Barke „Nordamerika", Kapitän Peters, die am 27. August die Fahrt nach New York antreten sollte. Um mir einen wärmeren Anzug und einen unentbehrlichen Überzieher anschaffen zu können, mußte ich einen Teil der mitgebrachten Sommerkleider, sowie den größten Teil meiner Bücher und meine Uhr verkaufen. Trotzdem ergab es sich, daß ich nach Zahlung meiner Gasthofsrechnung am Abfahrtstage nur anderthalb preußische Taler übrig hatte. Mit dieser Summe, einem Anzuge, einem weiteren Paar Beinkleider, einem Winterüberzieher, weniger Leibwäsche, sechs Büchern und meinem Manuskripte vertraute ich mich am Vormittage des genannten Tages

der „Nordamerika“ an, die noch vor Abend die Schleppfahrt nach der Elbemündung begann.

So war die für mich so folgenschwere Tat vollbracht. Ich habe einfach erzählt, was mir geschehen und wie es zu dem Geschehenen kam. Über diese nackte Darstellung hinaus konnte ich kaum gehen. Es war mein Bestreben, in den gegebenen Erklärungen meiner Schritte jeden Schein von Rechtfertigung oder Beschönigung zu vermeiden. Was ich zu meiner moralischen Rettung brauchte, war die unerbittlichste, härteste Zucht in dem langen, peinlichen Kampf um das materielle Dasein, dem ich entgegenging. Wäre ich in Deutschland geblieben, so hätte ich mich wohl kaum vor dem Untergange retten können. In diesem Sinne allein kann meine Auswanderung zwar nicht als gerechtfertigt, aber als eine wohltätige Fügung betrachtet werden.

Die Seereise nahm einen sehr einförmigen, langweiligen Verlauf, ohne jeglichen besonderen Zwischenfall. Wir gelangten bei günstigem Winde rasch aus der Elbe in die Nordsee und durch diese in den englischen Kanal. Aber dort trafen wir Gegenwind, und es kostete uns fast eine Woche, um das offene, atlantische Meer zu gewinnen. Die ziemlich starke Wellenbewegung in der Nordsee brachte mir einen gelinden Anfall von Seekrankheit. Ich fühlte mich zwei Tage lang unbehaglich, blieb dann aber während der ganzen Überfahrt vollkommen wohl. Ich bin auch seitdem, so oft ich bei jedem Wetter zur See gewesen bin, nie wieder von dem Übel befallen worden. Wir hatten von der englischen Küste ab mehrere Wochen lang fast ununterbrochen günstigen Wind und klares, warmes Wetter, so daß wir, obwohl die „Nordamerika“ nur ein mittelmäßiger Segler war, zwei Drittel der Reise verhältnismäßig rasch zurücklegten. Aber dann folgte eine vollständige Windstille, die volle sechzehn Tage anhielt, so daß wir so gut wie keinen Fortschritt machten. Fast während dieser ganzen Zeit rollte das Schiff unausgesetzt so heftig von einer Seite zur andern, daß freie Bewegung kaum möglich war. Eine härtere Geduldsprobe kann man sich kaum denken, doch auch sie ging zu Ende, und den letzten Teil der Reise fuhren wir stetig mit geblähten Segeln unserem Ziele entgegen.

Die Schiffsgesellschaft bestand aus zwölf Passagieren in der ersten Kajüte, sechszehn in der zweiten und zweihundertdreißig im Zwischendeck und der Mannschaft von sechsundzwanzig Leuten. Ich erkannte nur zu bald, daß die mir gemachten Schilderungen über meine Reisegefährten in der zweiten Kajüte und die Beköstigung sehr stark gefärbt waren. Die Mitreisenden bestanden aus einem schleswig-holsteinischen Rechtsanwalt, drei jungen Landwirten, fünf teils älteren, teils jüngeren Kaufleuten, einem schwedischen Gutsbesitzer und einer mecklenburgischen Krämerfamilie, Mann und Frau, einer Schwester der letzteren und zwei kleinen Kindern. Außer dem Anwalt und dem Gutsbesitzer waren alle sehr gewöhnliche, geistig weit unter mir stehende Menschen. Was es hieß, in dieser Gesellschaft nahezu acht Wochen im engsten Verkehr leben zu müssen, wird man sich leicht vorstellen können. Die Kajüte war im Überbau des Hauptdecks und nahm eine Fläche von sechzehn Quadratfuß bei acht Fuß Höhe ein. Die Schlafkojen waren ringsum an den Wänden je zwei und zwei übereinander angebracht. Luft war nur durch eine Tür zu erlangen und Licht durch das teilweise aus dickem Glas bestehende Dach, das aber bei irgend schlechtem Wetter mit einer Holzdecke geschützt wurde, so daß Tag und Nacht Lampen brennen mußten. Der Raum mußte natürlich sechzehn Menschen zum Schlafen, An- und Auskleiden sowie zu den Mahlzeiten dienen. Die letzteren wurden sämtlich an dem in der Mitte stehenden Tische eingenommen. Die Betten bestanden einfach aus Matratzen und Kopfkissen ohne jede Bettwäsche.

Von Waschvorrichtungen war innerhalb der Kajüte keine Spur. Die persönliche Reinigung mußte auf dem Verdecke öffentlich in blechernen Waschbecken mit höchst spärlich zugemessenem Wasser stattfinden. Ebensowenig wie Bettwäsche sahen wir Tischtücher und Servietten. Das Eßgeschirr bestand ausschließlich aus Blechschüsseln und Blechtellern und eisernen Bestecken. Unsere Bedienung bildete einzig und allein der vierzehnjährige Schiffsjunge, ein entsetzlich schmutziger und sehr fauler Bengel. Die uns bestimmten Speisen wurden einfach in den Blechgefäßen auf den Tisch gesetzt und uns das Weitere überlassen. Der größte Teil der

Insassen war dabei unmanierlich genug, nach der Regel zu handeln: dem ersten am Topfe gebührt das beste und das meiste, was fortwährend zu den widerwärtigsten Szenen Veranlassung gab.

Was die Nahrung selbst betraf, so war sie der Menge wie der Beschaffenheit nach schlechter als die heutige Zwischendeckskost. Sie wäre meistens ungenießbar befunden worden, wenn eben nicht wirklicher Hunger unser Koch gewesen wäre. Schon nach den ersten acht Tagen bekamen wir kein frisches Fleisch mehr zu essen, und außer Schiffszwieback hatten wir kein Brot von Anfang bis zu Ende. Doch alles dieses war noch leichter zu ertragen als die Aufführung unserer Reisegefährten. Unflätigkeiten aller Art kamen fortwährend vor. Solange Neptun seinen Tribut forderte, wurde er in der rücksichtslosesten Weise selbst während der Essenszeit erlegt. Zank und Streit fanden fast täglich statt. Besonders mit der Mecklenburger Familie, die eine Ecke des Raumes einnahm und mit Vorhängen abgegrenzt hatte, lag die Mehrzahl stets in Fehde. Die zwei zu derselben gehörigen Frauen genossen bald keinen guten Ruf, und die Kinder waren sehr ungezogene Rangen. Hinter dem Vorhange spielten sich häufig Familienszenen ab, die einen in Verzweiflung aus der Kajüte trieben.

Die Passagiere der ersten Kajüte gehörten einer besseren Klasse an und ich verkehrte sehr viel mit ihnen. Unter denselben war ein Berliner Kaufmann, ein gutmütiger, ältlicher Herr mit einer sehr hübschen und lebhaften jungen Frau, ein bejahrter Russe, der Arzt zu sein vorgab, ebenfalls mit einer jungen, leichtlebigen Frau, und ein junger Doktor aus Wien, ein schöner, liebenswürdiger, geistreicher Mann am Ende der zwanziger Jahre, dessen feines, anziehendes Wesen sofort jedermann an Bord für ihn eingenommen hatte. Er war von schlankem, hohem Wuchse, und hatte klassisch feine Züge mit feurigen, schwarzen Augen und gleichfarbigem Haar und Schnurr- und Knebelbart. Sein ganzes Äußere hatte einen südlichen Typus, und sein Name deutete auf spanische Abstammung, wiewohl er den echten Wiener Dialekt sprach und sich auch in sonstiger Beziehung als echtes Kind der Kaiserstadt an der Donau erwies. Er war augenscheinlich ein großer Verehrer des schönen Geschlechts und dabei ein sehr gewandter Kur-

macher. Er widmete der Berlinerin sowohl wie der Russin sehr große Aufmerksamkeit, so daß er nicht nur die Eifersucht der beiden Ehemänner, sondern auch die der beiden Frauen erregte. Es kam zu förmlichen Auftritten zwischen den Betreffenden, wobei der Russe oft so in Wut geriet, daß der Kapitän einschreiten mußte, um Tätlichkeiten seitens desselben zu verhüten. Der Doktor zeigte dabei eine Leichtfertigkeit, die ein sehr elastisches Gewissen andeutete und mich gegen ihn einnahm, wiewohl er mir gegenüber äußerst zuvorkommend und teilnehmend war, und mich geradezu aufforderte, mich in Amerika ihm anzuschließen.

Der Russe ist mir besonders frisch im Gedächtnisse geblieben, da er mir ein Gedenkzeichen hinterlassen hat, das ich mein ganzes Leben mit mir herumgetragen habe. Ich bekam nämlich plötzlich heftigen Zahnschmerz, der mich unausgesetzt während mehrerer Tage plagte. Mein verbundenes Gesicht erregte des Russen Aufmerksamkeit, und, als ich ihm mein Leiden klagte, bot er mir seine Dienste als Sachverständiger an. Er untersuchte meine Zähne und erklärte, daß der Schmerz von einem Zahn an dem Unterkiefer herrühre, der in sehr verfaultem Zustande sei. Er empfahl denselben herauszunehmen, und nahm auf meinen Wunsch die Operation vor. Man denke sich aber meinen Ärger, als ich nach derselben entdeckte, daß er statt des kranken einen gesunden Zahn neben demselben entfernt hatte! Doch befreite mich das Ausziehen von meinen Schmerzen für den Rest der Fahrt.

Wie es immer unter Auswanderern der Fall ist, bildeten die uns auf amerikanischem Boden erwartenden Aussichten den Hauptteil unserer Unterhaltung. Weder in der ersten noch in der zweiten Kajüte war jemand, der die Vereinigten Staaten aus persönlicher Anschauung kannte. Wir waren daher alle mit unserem Urteile auf die Auswandererführer in Buchform angewiesen, mit denen die meisten von uns versehen waren. Ich besaß selbst das bekannte Werk von Brown, dessen Inhalt ich bald auswendig wußte. Andere Werke, die ich mir zur Durchsicht lieh, studierte ich ebenso fleißig. Auf Grund meiner so geschöpften Kenntnisse machte ich allerlei Pläne. Da die Führer alle auf die westlichen Staaten und Territorien als das versprechendste Feld hinwiesen, so wendeten sich meine

Gedanken auch hauptsächlich nach dieser Richtung. Darin bestärkte mich auch die Anziehung, welche meine ausgedehnte dortige Verwandtschaft auf mich ausübte. Meine Phantasie wurde nicht minder erregt durch die gelesenen Schilderungen der mächtigen Flüsse und endlosen Urwälder, der unermeßlichen Prärien und gewaltigen Gebirgsketten in den nahezu unabsehbaren Regionen, die sich zwischen dem Missouri und Stillen Ozean ausdehnen. Ich fühlte den unbestimmten, abenteuerlichen Zug in die unbekannte Weite, der allen jugendlichen Träumern eigen ist, und sah mich bald als Ansiedler im Urwald oder auf den Prärien im Kampf mit Rothäuten, bald als kühnen Jäger, wie die Cooperschen Helden, bald als einen gleich Astor schnell Reichtum erwerbenden Pelzhändler. Das Reiseziel des schleswig-holsteinischen Anwaltes war Californien, und er versuchte mich zu überreden, sein Reisebegleiter dahin zu werden. Das Goldland besaß damals noch eine sehr mächtige Anziehungskraft für alle Glücksjäger. Der Gedanke, dort vielleicht in kurzer Zeit in den Goldfeldern ein Vermögen zu erwerben und triumphierend mit demselben in die Heimat zurückkehren zu können, war sehr verführerisch.

Ich wäre sicherlich mitgegangen, wenn mich nicht ein unüberwindliches Hindernis, nämlich mein gänzlicher Mangel an Reisemitteln, davon abgehalten hätte. Meine Barschaft war infolge einiger Ausgaben während der Überfahrt auf einige Pfennige zusammengeschmolzen. Auch mein geringer Vorrat von Kleidern machte das Unternehmen unmöglich. Wie konnte ich daher überhaupt an Weiterreisen von New York denken? Mein Plänemachen war in der Tat nur ein Zerstreuungsmittel, um mir über das drückende Bewußtsein meiner äußerst heiklen Lage hinwegzuhelfen.

Was stand mir bevor? Die neue Welt zu betreten ohne Bekanntschaft mit der Landessprache, ohne eine Seele zu kennen, ohne jede Empfehlung, ja, aller Barschaft entblößt, ohne alle praktischen Kenntnisse, ein durchaus hülfloser, achtzehneinhalbjähriger Jüngling im wildfremden Lande! War es da zu verwundern, daß ich das Ende der Reise eher befürchtete, statt wie meine Reisegenossen herbeizusehnen? Ich konnte daher auch ihren Jubel nicht teilen, als wir am 14. Oktober den Lotsen an Bord nahmen und zwei Tage

darauf Land erblickten. Das Herz war mir förmlich beklemmt, als wir am Morgen des achtzehnten mit gutem Winde in den Hafen von New York einsegelten und noch am Nachmittage desselben Tages an den reizenden Ufern von Staten Island vorbei die herrliche innere Bai heraufgeschleppt wurden. Der Genuß des großartigen Bildes, das sich vor uns entrollte, war für mich verloren, denn die ungewisse Zukunft, der ich entgegenging, trübte es vollständig.

Am Landungsplatze wurden wir sofort an die Warnungen erinnert, die in unseren Führern gegen die Werber für Einwandererwirtschaften gerichtet wurden. Sobald das Schiff festgemacht war, stürzte sich eine nach Dutzenden zählende Meute von solchen Wölfen auf die Herde der Neuankömmlinge. Sie alle trugen die Maske gutherziger Landsleute, die sich der Gelegenheit freuten, sich mit Rat und Tat nützlich machen zu können. Es war merkwürdig, alle diese Kniffe zu beobachten, wodurch sie sich die Beute sicherten. Die meisten Passagiere der ersten Kajüte waren an ein deutsches Gasthaus empfohlen, dessen Vertreter zu ihrer Abholung erschienen war. Ich war sehr froh, mich ihnen anschließen zu können, und so fand ich mich noch vor Dunkel am 18. Oktober 1853 in der „Stadt Constanz" in der William-Straße.

Zweites Buch.

Die ersten Erfahrungen in Amerika.

Zehntes Kapitel.

New York und Auf nach Westen!

1853—1854.

Meine Ankunft auf amerikanischem Boden fand unter nichts weniger als glückverheißenden Umständen statt. Ich sah mich vollständig von Geld entblößt, hatte nur einen beschränkten Kleidervorrat, der noch dazu für die herannahende kalte Jahreszeit wenig geeignet war, und kannte buchstäblich nicht ein einziges Wesen in New York oder sonstwo in den östlichen Staaten, an das ich mich um Rat und Hülfe hätte wenden können. Um allem die Krone aufzusetzen, verstand ich kein Wort englisch.

Es war natürlich, daß dieses Bewußtsein meiner Lage mein Gemüt schwer bedrückte. In der Tat war ich höchst niedergeschlagen und brachte den ersten Tag in trüben Gedanken im Hotel Constanz zu. Einer meiner Reisegefährten, der mich überreden wollte, ihn nach Kalifornien zu begleiten, bemerkte meine gedrückte Stimmung und erriet deren Ursache aus dem, was er mir auf der Reise über meine Vergangenheit und meine Pläne entlockt hatte. Er bot mir großmütiger Weise ein Darlehn von zwanzig Dollars an, das ich natürlich mit Freuden annahm. Da sich meine Beköstigung nur auf fünf Dollars die Woche belaufen sollte, fühlte ich mich von der drückendsten Sorge befreit

und hinreichend beruhigt, um der Zukunft kühn ins Auge zu blicken. Ich beschloß, mich unverzüglich nach irgend einer Beschäftigung umzusehen, konnte aber zugleich des Erfolgs durchaus nicht sicher sein und faßte den Entschluß, mich um Hülfe an meine Verwandten im Westen zu wenden. In meiner Heimat war ich mit mehreren von ihnen bekannt geworden — mit meinem Großonkel Theodor Adolf Engelmann, dem Bruder meiner Stief-Großmutter, und mit Johann Scheel, der mit einer ihrer Schwestern verheiratet war. Allerdings erinnerte ich mich ihrer Adressen nicht, wußte jedoch, daß ein anderer entfernter Verwandter, Dr. Georg Engelmann, in St. Louis als Arzt mit guter Praxis lebte. Ich richtete daher auf gut Glück einen Brief an ihn, einen zweiten an meines Vaters Bruder Theodor einschließend, mit der Bitte, denselben weiterzubefördern. Hierauf zog ich den Gastwirt hinsichtlich einer Beschäftigung zu Rate und verschaffte mir von ihm und aus Ankündigungen in den beiden deutschen Tagesblättern von Stellungen in verschiedenen Berufszweigen eine Anzahl Adressen, einschließlich derer des bayerischen Konsuls und des Deutschen Emigranten-Unterstützungsvereins. So ausgerüstet, begann ich die Suche nach einer Beschäftigung, durch die ich mein tägliches Brot verdienen könnte.

In Verfolgung meines Zieles sah ich zunächst viel von New York. Die Stadt hatte damals nur etwa dreimal hunderttausend Einwohner, aber, wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, boten ihre vornehmsten Geschäftsstraßen ein ebenso überraschendes und stattliches Bild der regsten kaufmännischen Tätigkeit wie heute. Jedenfalls gab es auf den Trottoirs am Broadway ein großes Gedränge, und die Straße selbst war durch Fuhrwerke aller Art eingeengt. Indessen hatte die Stadt natürlich eine verhältnismäßig geringe Ausdehnung. Die vierzehnte Straße war die Grenze des lebhaften Straßenverkehrs. Darüber hinaus waren ie Gebäude spärlich gesät, und oberhalb der dreiundzwanzigsten Straße sah es noch sehr ländlich aus. Das Fifth Avenue-Hotel ar damals noch nicht gebaut. Zwischen dem Rathaus (City Hall) nd Canal Street waren noch ganze Straßen ausschließlich von rivatwohnhäusern in Anspruch genommen. Die besten und meist-

besuchten Hotels waren südlich von Canal Street gelegen. Ich erinnere mich sehr deutlich des Erstaunens, das mich beim Anblick des Gebarens ihrer müßigen Gäste befiel, die durch die großen Fenster der Lese- und Rauchzimmer im Erdgeschosse zu sehen waren. Ganze Reihen von hocherhobenen Beinen wurden den auf dem Broadway Vorübergehenden zur Schau geboten. Auch über die schwarze Dienerschaft in mehreren derselben war ich nicht wenig verwundert.

Das renommierteste Hotel war damals das Astor House. Mehrere meiner Hausgenossen hatten, gleich mir, daheim Beschreibungen von seiner Großartigkeit gelesen und wir alle wünschten sehnlichst es zu besichtigen, als wäre es eines der Wunder des Zeitalters. So kamen wir überein, zu diesem Zweck eine Mahlzeit dort einzunehmen, da es nur einige Minuten von unserem eigenen Gasthaus entfernt war. Keiner von uns konnte englisch, was uns jedoch von unserem Vorhaben nicht abhielt, da wir voraussetzten, daß in einem derartigen Etablissement von Weltruf natürlicherweise alle Sprachen Europas gesprochen würden. Wir stiegen die Treppe zu dem Kontor hinauf und gaben unsere Wünsche dreist in unserer Muttersprache kund, machten aber sofort die Entdeckung, daß man uns nicht verstand. Einer von uns nahm nun zum Französischen Zuflucht, indem er sagte: „Nous voulons dîner." Das letzte Wort wurde von dem diensthabenden Buchhalter verstanden, der einen Jungen rief und uns bedeutete diesem zu folgen. Wir wurden in den Speisesaal geleitet, der jedoch, sowohl was Größe als Ausstattung anbelangt, auf diejenigen von uns, welche große kontinentale Hotels gesehen hatten, keinen besonderen Eindruck machte. Nachdem wir an einem Tische Platz genommen hatten, wurde jedem von uns eine Speisekarte gereicht, deren Englisch jedoch für uns nicht verständlicher war als Sanskrit. Wir versuchten es sowohl auf deutsch als auf französisch mit dem Kellner, ohne den geringsten Erfolg zu erzielen. Der Oberkellner wurde durch unsere lauten Bemühungen, uns verständlich zu machen, herbeigeführt und, obgleich unserer Sprache gleichfalls nicht mächtig, erfaßte er die Situation und verständigte uns durch Zeichen, daß man für uns Sorge tragen würde. Wir wurden entsprechend

bedient, doch anstatt nach kontinentalem Brauch einen Gang nach dem andern zu servieren, setzte man uns ein Gemisch von Gerichten vor, bestehend aus mehreren Sorten Fleisch und ebenso vielen Gemüsen alles auf einmal, gefolgt von einem Durcheinander von Pudding, Pastete, Kuchen, Obst, Nüssen, Käse und anderem. Wir waren so verblüfft, daß uns nichts schmeckte und wir froh waren, die neuartige und komplizierte Mahlzeit so schnell als möglich zu beendigen. Gänzlich enttäuscht zogen wir uns zurück, bezahlten fünfundsiebzig Cents per Kopf und verließen das große Gebäude fast ebenso hungrig, wie wir es betreten hatten.

Unser Gastwirt war Max Weber, ein ehemaliger Offizier der badischen Armee, der infolge seiner Teilnahme an der revolutionären Bewegung von 1849 ausgewandert war. Er nahm später im Rebellionskrieg eine hervorragende Stellung ein. Unter seinen regelmäßigen Kostgängern befanden sich mehrere politische Flüchtlinge. Diese beiden Umstände machten den „Constanzer Hof" zum beliebtesten Versammlungsort der damals in New York noch zahlreichen deutschen Exilierten. Fast jeden Abend kamen sie in der Schenkstube zusammen, wo dann lebhafte politische Erörterungen in echt deutschem Bierhausstile stattfanden. Diese bezogen sich sowohl auf das alte Vaterland als auch auf die Vereinigten Staaten, und ich hörte denselben mit gespanntem Interesse zu. Daß das Gerede über Deutschland erbittert und gereizt war, überraschte mich angesichts der eingetretenen reaktionären Hochflut keineswegs; allein ich war erstaunt und verwirrt, gleichfalls heftige Anklagen gegen die Vereinigten Staaten zu hören, als einem nur vorgeblichen Lande der Freiheit, gegen seine nur in der Form republikanischen Satzungen, seine Anziehungskraft in materieller Hinsicht für europäische Einwanderer, die bloßer Humbug sei, — nebst anderen ähnlichen Äußerungen schmerzlicher Enttäuschung. Unter den großmäuligsten Eiferern dieser Art war ein Individuum, Namens Professor Böhm, der als Mitarbeiter der lokalen deutschen Presse sein Leben fristete und mit tiefer, mürrischer Stimme und bissiger Vortragsweise seine Reden hielt. Er schien von bitterem Haß gegen die amerikanische Republik zu überströmen und brach bei der geringsten Veranlassung in wütende Schmähungen gegen

dieselbe aus. Seine Vorurteile gestalteten sich zu einer Art fixer Idee und waren in ganz New York bekannt. Man betrachtete es als Zeitvertreib, ihn schimpfen zu hören, und nahm zu Kunstgriffen, wie zum Beispiel zu absichtlicher Bekämpfung seiner Ansichten, Zuflucht, um Ausbrüche seinerseits herauszufordern. Dieser Mensch kannte nicht einen einzigen Amerikaner, sah kaum jemals etwas von New York außer den zwei oder drei Straßen, durch die seine tägliche Runde ihn führte, war nie außerhalb der Stadt gewesen und zog dennoch unaufhörlich gegen alles Amerikanische los. Dies war allerdings ein extremer Fall, allein beinahe alle Flüchtlinge, deren Äußerungen ich gehört hatte, waren ähnlicher Meinung. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß in Ermangelung besserer Kenntnis ihr ungünstiges Urteil über das Land mich sehr entmutigte. Es setzte meinen sanguinischen Erwartungen einer raschen und höchst erfolgreichen Laufbahn einen Dämpfer auf.

Der nördliche Teil von William Street, in welchem das Hotel Constanz gelegen war, bestand dazumal aus einer Reihe von Gast-, Logier- und Kosthäusern und Bierlokalen und war daher der Hauptanziehungspunkt für meine Landsleute. Am oberen Ende stand das Hotel Shakespeare, damals im Besitz eines gewissen Fickler, eines dicken, jovialen Bonifacius, welcher in der alten Heimat den ehrenhaften Beruf eines Rechtsanwalts und Politikers ausgeübt hatte. Als Mitglied des revolutionären Exekutiv-Komitees hatte er eine wichtige Rolle im badischen Aufstand gespielt. Sein Gasthaus war viel größer als das unsrige und war auch der populäre Sammelpunkt der Süddeutschen, die es an Sonntagen bis zum Übermaße füllten. Das Haus hatte jedoch einen schlechten Ruf und beherbergte Abenteurer beiderlei Geschlechts und aller Nationalitäten. Einige von den anderen Lokalen in William Street waren einer noch niedrigeren Art von geselliger Unterhaltung gewidmet; sie waren nämlich nichts weiter als gemeine Konzertlokale mit verdächtig aussehender weiblicher Bedienung. Unter den Insassen unseres Hauses ereigneten sich auch verschiedene widerliche Auftritte, und ich fing an, mich in meiner Umgebung entschieden unbehaglich zu fühlen, und sehnte mich von ihr weg. Zwei Wochen lang verfolgte ich eifrig und gewissenhaft jede Spur in meiner

Jagd nach Beschäftigung, jedoch ohne den geringsten Erfolg. Der bayerische Konsul hatte im Durchschnitt zwanzig Bewerber um jede der wenigen Stellungen, von denen er im Laufe des Jahres hörte. Ich hätte eine Schreiberstelle bei Großhandlungs- oder Detailfirmen erlangen können, wäre ich im Besitz einer kaufmännischen Bildung und des Englischen mächtig gewesen. Auch verhinderte mein Unvermögen Empfehlungen vorzuweisen mich daran, etwaige Stellen von solchen Arbeitgebern zu erlangen, auf die meine ernstlichen Bewerbungen und meine Bereitwilligkeit irgendwelche Arbeit zu tun Eindruck gemacht hatten. Mein Mangel an entsprechender Befähigung verengte den Kreis meiner Aussichten von Tag zu Tag mehr. Unter dem Eindruck der raschen Abnahme meiner kleinen Barschaft bemühte ich mich um Stellen als Gehülfe in einer Apotheke oder bei einem Gastwirt und schließlich selbst als Kellner in einer Bierhalle. Allein meine Unerfahrenheit, vielleicht auch meine zu anständige Erscheinung waren gegen mich. So erfuhr ich denn, wie sehr an Handarbeit gewöhnte Einwanderer hierzulande allen anderen Klassen gegenüber im Vorteile seien.

Wiewohl ich eines Willkommens von seiten meiner Verwandten keineswegs sicher war, erhoffte ich doch noch eine wenigstens teilweise ermutigende Antwort auf meinen Brief. Diese Hoffnung war indessen beinahe entschwunden, als mir eines Abends in der dritten Woche meines Aufenthaltes, da ich in höchst trostloser Stimmung nach dem Hotel zurückkehrte, der Buchhalter einen Brief mit dem Poststempel Belleville, Illinois, überreichte. Es war die erwartete Antwort. Eine geraume Zeit lang getraute ich mich nicht, das Siegel zu erbrechen, aus Furcht, daß der Inhalt mir eine weitere Enttäuschung bereiten könnte. Es war ein Brief von meinem Großonkel Theodor, in vorsichtiger Ausdrucksweise abgefaßt. In Erwiderung auf die Andeutung meiner Absicht, Belleville zu besuchen, verständigte er mich, daß meine Verwandten mich nicht zu empfangen wünschten, ehe sie deutlich über die Gründe unterrichtet wären, welche mich nach Amerika geführt hatten. Als Entschädigung für diese Zurückweisung war dem Briefe eine Anweisung auf fünfzig Dollars beigeschlossen.

Am folgenden Tage faßte ich einen Entschluß über die von mir einzuschlagende Handlungsweise. Nachdem ich das Darlehn von zwanzig Dollars zurückerstattet hatte, beschloß ich den Versuch zu machen, mit dem Rest den Westen zu erreichen. Da es bereits gegen Ende November ging und meine Wintergarderobe nur aus einem Überrock bestand, so wendete ich ein Drittel des Überrests an einen billigen, aber warmen Anzug. Derart ausgestattet verließ ich New York am 19. November, mit achtzehn Dollars in der Tasche und einem großen Reisesack, der alle meine sonstigen Habseligkeiten enthielt. Ich hatte mich entschieden, über Philadelphia und Pittsburg nach Cincinnati zu reisen. Der Grund, weshalb ich diese Stadt zu meinem Ziele wählte, war einzig und allein die aus meinem Reisehandbuch geschöpfte Information, daß sie eine zahlreiche deutsche Bevölkerung, einschließlich eines ansehnlichen Prozentsatzes von Bayern, besaß.

Es bestand damals keine direkte Eisenbahnverbindung zwischen New York und Philadelphia. Ich schlug die Hauptreiseroute ein, per Boot nach Perth Amboy und von dort per Bahn nach Camden am Delaware, Philadelphia gegenüber. Boot und Zug waren gedrängt voll von Auswanderern, darunter viele Deutsche. Wir langten in Camden nach Einbruch der Dunkelheit an und fanden das Fährboot buchstäblich von Emigrantenwerbern in Beschlag genommen, die uns alsbald mit ihren Zudringlichkeiten bestürmten. Da ich wußte, daß es gefährlich sei, sich ihnen anzuvertrauen, fühlte ich mich verpflichtet, die unwissenden Bauern unter meinen Landsleuten vor ihnen zu warnen. Dies machte mich sofort zur Zielscheibe ihrer gemeinen Schimpfreden und Drohungen. Ohne mich einschüchtern zu lassen, versuchte ich, nachdem wir auf dem andern Ufer gelandet waren, eine Abteilung von Süddeutschen davor zu retten, von dreien dieser Kerle davongeführt zu werden. Diese ergriffen das Gepäck und luden es ohne Erlaubnis auf ihre Wagen, um dessen Eigentümer zu zwingen, ihnen zu folgen. Da die Zubringer Deutsche waren, klagte ich sie rückhaltslos vor der versammelten Menge an und forderte sie auf, von ihrem Vorhaben abzustehen. Hierauf fielen alle drei plötzlich unter lauten Verwünschungen über mich her und, ehe ich mich dessen versah,

wurde ich niedergeworfen und wäre wahrscheinlich ohne die Dazwischenkunft eines deutschsprechenden Beamten schlecht weggekommen. Meine Angreifer aber entwischten mit ihrer Beute. Der Beamte war so gütig, mir den Weg nach dem Gasthause zu zeigen, in dem ich einen Tag zuzubringen beabsichtigte, bevor ich meine Reise nach dem Westen fortsetzte.

Ich wünschte aus einem besonderen Grunde in jenem Gasthaus einzukehren. In New York hatte ich erfahren, daß es einem Flüchtling gehöre, der früher Rechtsanwalt in meiner Geburtsstadt, ein Schulgenosse meines Vaters und von alters her ein Freund unserer ganzen Familie war. Er war Mitglied des deutschen Parlaments und das Haupt der provisorischen Regierung gewesen, welche zwei Monate hindurch im Sommer von 1849 über Rheinbayern herrschte, und war für dieses Vergehen zum Tode verurteilt worden. Ich erinnerte mich seiner als eines gutmütigen und witzigen Kumpans, vielleicht zu sehr für lustige Gesellschaft eingenommen, trotz alledem ein Gentleman.

Ich glaubte einem herzlichen Willkommen und einigen vergnügten Stunden in seiner Gesellschaft entgegensehen zu dürfen, allein es wartete meiner eine unangenehme Überraschung. Ich fand ihn vollständig verändert. Er empfing mich in kalter und gleichgültiger Weise, ohne über mein Erscheinen vor ihm erstaunt zu sein, wie ich natürlich erwartet hatte. Sein Gesicht hatte einen unempfindlichen Ausdruck und zeigte eine rötliche Färbung, das sichere Anzeichen des gewohnheitsmäßigen Säufers. Ich wurde mir bald klar darüber, daß der Mann in jeder Hinsicht tief gesunken sei, und war es zufrieden, dem einzigen anwesenden Kellner überantwortet zu werden. Das Gasthaus war dritten Ranges, klein und unbedeutend in allen seinen Einrichtungen. Unter diesen Umständen war ich froh, mich am nächsten Tage wieder unterwegs zu befinden, nachdem ich die Stadt der brüderlichen Liebe, so weit dies meine Zeit erlaubte, besichtigt hatte. Der Stand meines Geldbeutels zwang mich, abermals, wie vorher von New York, mit einem Emigrantenzug zu reisen. Der Anblick, der mir beim Betreten der Waggons zuteil wurde, war nichts weniger als tröstlich. Dieselben waren niedrig, schmal und nur

halb so lang wie die jetzigen. Das Innere, einschließlich der Sitze, war von einfachem Holz. Die Passagiere bestanden aus verschiedenen Familien, mehr oder weniger zahlreich und schmutzig, mit Kindern jedes Alters. Eine jede hatte Handgepäck, Kochgeschirr und Bettzeug mitgebracht und trachtete so viel Raum als möglich einzunehmen, was zu heftigen Streitigkeiten zwischen ihnen führte. Noch ehe wir uns in Bewegung setzten, waren die Waggons von Tabakrauch und üblen Gerüchen verpestet. Ich schritt durch sämtliche Waggons auf der Suche nach den vertrauten Klängen meiner Muttersprache, allein ich horchte vergebens und befand mich in der schlimmen Verlegenheit, mich nicht mit einem einzigen meiner Reisegefährten unterhalten zu können, welche aus eingeborenen Amerikanern und irländischen Einwanderern zu bestehen schienen.

Wir kamen langsamer vom Fleck als Lastzüge, denen wir zu wiederholten Malen ausweichen mußten, und wir brauchten anderthalb Tage um Pittsburg zu erreichen. Der Übergang über das Alleghany-Gebirge wurde damals auf der heutigen Hauptstrecke der Pennsylvania-Eisenbahn noch mittels feststehender Dampfmaschinen bewerkstelligt, die in Zwischenräumen in den Bergen aufgestellt waren und einen Waggon nach dem andern mit Drahtseilen hinaufzogen. Ich glaube, wir brauchten auf diese Weise über zwölf Stunden, um die Gebirgskette zu überschreiten. Ich mußte einen schmalen Sitz mit einer andern Person teilen, so daß an Bequemlichkeit bei Tag und an Ruhe bei Nacht nicht zu denken war.

Eine noch schwerere Prüfung war jedoch die, mich während der langen Reise fast ohne Nahrung behelfen zu müssen. Wir fuhren an den größeren Städten unterwegs nächtlicherweile vorbei, und bei meiner Unkenntnis des Englischen bangte mir davor, den Zug zu verlassen, besonders, da ich die Dauer des Aufenthaltes nicht ermitteln konnte. Aus derselben Ursache wagte ich auch bei Tage nicht, auf der Suche nach Nahrung mich vom Zuge zu entfernen. So mußte ich mich zur Stillung meines Hungers mit den Äpfeln und Kuchen begnügen, welche hier und da in den Waggons zum Verkaufe angeboten wurden. Schmutzig

und müde wie ich war, begrüßte ich unsere Ankunft in Pittsburg als eine Erlösung aus großem Elend.

Indessen sollte es mir noch schlimmer ergehen. Ich hatte ein direktes Fahrbillet nach Cincinnati gekauft, das mich zu einer Fahrt zweiter Klasse auf einer gewissen Dampferlinie von Pittsburg den Ohio hinab berechtigte. Unbekannt mit der Abfahrtszeit der Boote, schlug ich sofort den Weg nach dem Landungsplatz ein. Zu diesem fragte ich mich in Kaufläden durch, deren Schilder den deutschen Ursprung ihrer Eigentümer andeuteten. Drei Boote derselben Linie waren im Aufladen begriffen. Ich konnte nicht ausfindig machen, welches zuerst abfahren würde, wiewohl ich unter der Mannschaft einige Landsleute entdeckte, die ich darüber befragte. „Welches immer zuerst vollgeladen sein wird", war die Antwort. So sah ich mich genötigt, den ganzen Tag wartend und aufpassend, in einem der niedrigen Logier- und Bierhäuser zuzubringen, in welchen die sich auf dem Uferdamm drängenden Bootsleute verkehrten. Da ich gegen Abend nicht klüger geworden war, hielt ich es für das beste, dort zu übernachten, so widerwärtig es auch war. Man wies mir ein Bett in einer Stube mit zwei anderen an, ich legte mich angekleidet nieder und schlief den Schlaf des Gerechten. Am nächsten Morgen wurde mir mitgeteilt, daß eines der Boote ein Signal aufgezogen hatte, mit der Meldung, daß es zu Mittag abfahren würde. Nach dem Frühstück begab ich mich an Bord, um nachzusehen, was für ein Unterkommen ich als Passagier zweiter Klasse finden würde. Dies entdeckte ich alsbald mit Hülfe eines deutschen Deckarbeiters. Zu meinem großen Mißfallen erfuhr ich, daß mein Billet mir nur auf einen Platz in dem von der Mannschaft eingenommenen Unterdeckquartier, nebst einer rußigen, kahlen Schlafstelle, Anspruch verlieh. Durch meine Erfahrung auf der Eisenbahn gewitzigt, versah ich mich mit einem gehörigen Vorrat von Fleisch und Brot und begab mich mit meiner Reisetasche, nichts weniger als leichten Herzens, auf das Boot.

Wir dampften pünktlich zur festgesetzten Zeit den Fluß hinab. Es war ein schöner Nachsommertag, warm und der Himmel ein wenig umflort. Die bewaldeten Uferhöhen schimmerten noch in

herbstlichen Farben. Der breite, sich schlängelnde Fluß war von Dampf- und anderen Fahrzeugen belebt. Farmhäuser, Weiler und Dörfer waren beständig in Sicht. Wir hielten im Laufe des Nachmittags bei mehreren Städten an, um Passagiere und Fracht abzuladen und aufzunehmen. Ich saß den ganzen Nachmittag und lange nach Einbruch der Dunkelheit auf dem Verdeck in der Nähe des Bugs, die mannigfaltigen Ansichten beobachtend und genießend. Schließlich wurde ich schläfrig und suchte das Quartier der Deckpassagiere im Hinterteil des Schiffes auf. Ich fand nicht nur jede der Schlafstellen auf beiden Seiten von zwei oder mehr Schläfern besetzt, sondern Männer, Frauen und Kinder so dicht auf dem Deck zusammengedrängt, daß man kaum umhin konnte, auf sie zu treten. Ich versuchte zuerst in sitzender Stellung zu schlafen, streckte mich aber nach einer Weile gleichfalls auf dem Boden aus, mit meinem Sack als Kissen, und vergaß bald meine Umgebung. Die Wärme von den Dampfkesseln machte es für diejenigen behaglich, welche, gleich mir, keine andere Bedeckung als ihre Überröcke hatten.

Ich war bei Tagesanbruch wieder auf den Beinen und fühlte mich steif und schmutzig. Ich sah mich nach Waschgeräten um, konnte aber keine finden. In der Tat war ich während der ganzen Reise nicht imstande, Gesicht und Hände zu waschen. Wir hielten an etwa zwanzig Punkten mehr oder weniger lange an, und die Fahrt dauerte beinahe achtundvierzig Stunden. Meine schmutzige Umgebung und die gemeine Gesellschaft flößten mir ein erneutes Gefühl der Niedergeschlagenheit ein. Obgleich das schöne Wetter fortdauerte und die Sehenswürdigkeiten den Fluß entlang sich noch anziehender gestalteten als am ersten Tage, waren meine Gedanken und Wünsche ausschließlich darauf gerichtet, meinen widerwärtigen Erlebnissen zu entfliehen. Dieses Gefühl wurde noch gesteigert durch die Unmöglichkeit, während der zweiten Nacht überhaupt zu schlafen, infolge des entsetzlichen, durch das Landen einer Masse von Fracht und das Anfüllen des leeren Raumes mit Brennholz, verursachten Getöses.

Es war beinahe Mittag des zweiten Tages, als die City of Pittsburg den Landungsplatz in Cincinnati erreichte. Der

Kai bot einen imposanten Anblick dar. Wenigstens fünfundzwanzig Boote waren mit Auf- und Abladen von Fracht beschäftigt und das Ufer war gedrängt voll von Leuten, Fuhrwerken und Waren. Schwärme von Hotelagenten, Omnibussen und Wagen warteten auf Passagiere. Die aus dem Deck auftauchenden besudelten Individuen hatten natürlich keinen Reiz für die Agenten. Ich war im Besitz der Adresse eines Hotels, einem Rheinbayern gehörig, den ich als Polizeimann in Zweibrücken gekannt hatte, aber mein Aussehen schien mir so wenig empfehlenswert, daß ich mich schämte, direkt hinzugehen. Überdies war meine Barschaft auf drei Dollars zusammengeschmolzen, und ich mußte mit dem denkbar billigsten Unterkommen vorlieb nehmen. Unter einer Anzahl von Emigrantenkosthäusern, die ich in der Straße längs des Ufers entdeckte, wählte ich ein von einem Elsässer unterhaltenes, der sich dazu verstand, mir Kost und Wohnung für den selbst damals niedrigen Preis von $ 2.50 per Woche zu liefern. Das „Hotel de Strasbourg" bestand aus einer Schenkstube vorn im ersten Stock und dahinter einem Raum, groß genug um sowohl zum Kochen, als zum Essen zu dienen. Das zweite Stockwerk bestand aus einem Boden, der mittels dünner Bretterverschläge in Schlafkammern geteilt war. Mir wurde eine mit drei einschläfrigen Betten angewiesen, deren einziger Inhaber ich glücklicherweise während meines ganzen Aufenthaltes blieb. Es war entschieden die scheußlichste Kneipe, die mir je vorgekommen, aber gab mir doch wenigstens unverzüglich Gelegenheit, mich zu reinigen, wonach ich mich sehnte. Die Kost erwies sich als ebenso gut wie diejenige, welche ich oft in Bauernhäusern in der Nähe von Pfalzburg eingenommen hatte.

Cincinnati machte schon damals Anspruch auf den Titel der Königin des Westens und schien mir denselben auch zu verdienen. Es hatte bereits über zweimalhunderttausend Einwohner und eine so schöne natürliche Lage, als irgendwo zu finden war, vom Flusse allmählich zu den Hügeln ansteigend, die es wie ein Amphitheater malerisch umgaben. Es war in regelmäßigen Straßen angelegt, welche parallel mit dem Flusse und rechtwinklig gegen denselben hinliefen. Die an den Ohio grenzenden Straßen bestanden aus

massiv gebauten Geschäftshäusern und die entfernteren aus Privatwohnhäusern. Die Gebäude waren zumeist einfach, aber das Ganze bot einen soliden und behaglichen Anblick. Der obere Teil der Stadt war von dem untern durch den Miami-Kanal getrennt, welcher den Spitznamen der „Rhein" führte, von dem Umstande, daß das Viertel nördlich davon fast ausschließlich von Deutschen bewohnt war, die schon damals ein Drittel der Einwohnerschaft ausmachten. Mein erster Spaziergang durch die Stadt war natürlich dorthin gerichtet.

Ohne Schwierigkeit fand ich die von dem Expolizeimann betriebene Wirtschaft. Er hieß mich auf das herzlichste willkommen, denn er hatte unter meinem Vater gedient und erinnerte sich unserer ganzen Familie sehr wohl. Er lud mich sofort ein, bei ihm Aufenthalt zu nehmen, allein nicht sicher, ob er mir Gastfreundschaft anzubieten beabsichtigte oder sich meiner als zahlenden Gast zu versichern wünschte, fürchtete ich seiner Aufforderung Folge zu leisten. Er sprach mir von mehreren Rheinbayern, die mir dem Namen nach bekannt waren und die meine Familie kannten, und welche gewohnt waren, regelmäßig eine Flasche Bier oder Wein in seinem Hause zu genießen. Dies war frohe Nachricht für mich, denn ich war überzeugt, mit seiner und ihrer Hülfe eine passende Stelle zu finden. Ich versprach abends wiederzukommen, um meinen Landsleuten vorgestellt zu werden. Ich setzte meine Durchforschung der Stadt den ganzen Tag fort und empfing so vorteilhafte Eindrücke von derselben, daß ich inbrünstig wünschte, die Lage der Dinge möchte sich so gestalten, um mir das Dableiben zu ermöglichen.

In der Tat hielt ich mich nur einige Tage in Cincinnati auf, denn ich machte bald ausfindig, daß meine vollständige Unkenntnis des Englischen und der Mangel eines bestimmten Berufs die Schwierigkeit, unter den Deutsch-Amerikanern jener Stadt eine Anstellung zu finden, beträchtlich erhöhte. In meinen darauffolgenden Wanderungen war ich genötigt, irgendwelche Arbeit, die sich darbot, ob leicht oder schwer, einschließlich gewöhnlicher Handarbeit anzunehmen; und im ganzen genommen machte ich während des folgenden Winters, wie auch des größeren Teiles

des Jahres 1854, recht schlimme Erfahrungen durch. Im März jenes Jahres kehrte ich nach der Queen City zurück und vertrat mehrere Monate lang eine Verlagsfirma als Agent unter den Deutsch-Amerikanern. Ich geriet dann von Ohio nach Indiana, wo ich meine ersten Erfahrungen im Eisenbahnwesen machte, als einer der Bemannung eines Holzlastzuges auf der Indianapolis- und Madison-Eisenbahn. Jeden Tag fuhr dieser Zug etwa zwanzig Meilen landeinwärts, wurde mit Holz beladen, das zur Feuerung von Lokomotiven bestimmt war, und fuhr dann nach Indianapolis zurück, um in einem Holzschuppen abgeladen zu werden. Die Arbeit war leicht und von kurzer Dauer und die Bezahlung gut, so daß ich dieser Erfahrung froh war (ohne zu ahnen, welche wichtige Rolle Eisenbahnen in meiner Laufbahn zu spielen bestimmt waren). Ein ernstlicher Anfall von Wechselfieber, mit dem ich bereits Bekanntschaft gemacht hatte, warf mich nieder. Ich mußte das Bett so lange hüten, daß meine Stelle auf dem Holzzug besetzt wurde, ehe ich imstande war, meine Arbeit wieder aufzunehmen. Nachdem ich mir bis zu meiner vollständigen Genesung eine leichte Beschäftigung in Indianapolis gesichert hatte, machte ich mich auf den Weg nach Chicago und langte daselbst Ende Oktober 1854 an, — ein Jahr nach meiner Ankunft in den Vereinigten Staaten.

Meinen Koffer auf der Station zurücklassend, durchschritt ich die ganze Stadt. Ihre Bevölkerung überstieg keine dreißigtausend, obgleich die Einwohner behaupteten, daß dieselbe zahlreicher sei. Damals wie jetzt lag der am besten ausgebaute Teil südlich des Chicago River, während sich auf der Nordseite nur einige kurze Straßen und auf der Westseite deren noch weniger befanden. Fünf Sechstel der Gebäude waren billige hölzerne Konstruktionen. Fast keine von den Straßen war gepflastert und auch die Trottoirs waren zumeist von Holz. Dennoch hatte die Stadt einen Zug von Rührigkeit und Strebsamkeit an sich, der von großer Lebenskraft zeugte und schnelles Wachstum in der Zukunft versprach. Ich fühlte mit Bestimmtheit, daß ich nach dem rechten Orte gekommen war.

Indem ich State Street entlang schritt — schon damals eine der wichtigsten Verkehrsadern —, fiel mir auf dem Schilde eines

Kost- und Logierhauses der Name Bernhard Norkin auf, der des älteren Bruders eines meiner Spielkameraden in Speyer. Aus Neugierde trat ich ein, frug nach dem Gastwirt und fand bei seinem Erscheinen meine Vermutung bestätigt. Da er Speyer mehrere Jahre vorher verlassen hatte, erkannte er mich nicht, hieß mich aber sehr herzlich willkommen und forderte mich, da ich mich als neuer Ankömmling entpuppte, auf, bei ihm einzukehren. Ich ging natürlich mit Vergnügen darauf ein und er schickte um meinen Koffer. Er stellte mich seiner Frau, einer drallen, munteren Deutschen, vor. Wir verzehrten zusammen ein wohl zubereitetes deutsches Mittagessen und ich wünschte mir zu einem Beginn von solch günstiger Vorbedeutung in Chicago Glück. Diesem Gefühl wurde jedoch ein starker Dämpfer aufgesetzt, als ich entdeckte, daß ich schließlich doch nur in ein gewöhnliches Emigrantenkosthaus geraten war. Sein Wirt unterhielt einen Wagen und zwei Zubringer und erwarb seine sämtliche Kundschaft, durch Güte oder mit Gewalt, von den Einwandererzügen, welche zweimal des Tags von Osten her eintrafen. Ich sah in der Folge selbst, daß die Zubringer nicht wahrheitsliebender oder weniger zudringlich bei ihren Anwerbungen waren, als ihre Kollegen in New York. Es war nur ein Speisezimmer da, in dessen einer Ecke das Gepäck der Gäste aufgehäuft wurde, und darüber ein Schlafsaal, durch einen dünnen Verschlag in zwei Hälften für Männer und Frauen geteilt. Jede Abteilung enthielt acht Betten; in einem derselben mußte ich schlafen. Einwanderer waren damals, in bezug auf Reinlichkeit und in jeder sonstigen Hinsicht, nicht anziehender als heutzutage, weshalb ich mich in meiner Umgebung nicht besonders behaglich fühlte. Da jedoch Wirt und Wirtin wirklich eifrig darauf bedacht waren, alles in ihren Kräften stehende für mich zu tun, und da ich von meinem Wirte, der seit mehreren Jahren in Chicago ansässig war, erwartete, daß er mir behilflich sein würde, eine Beschäftigung zu finden, beschloß ich trotz aller Unannehmlichkeiten da zu bleiben.

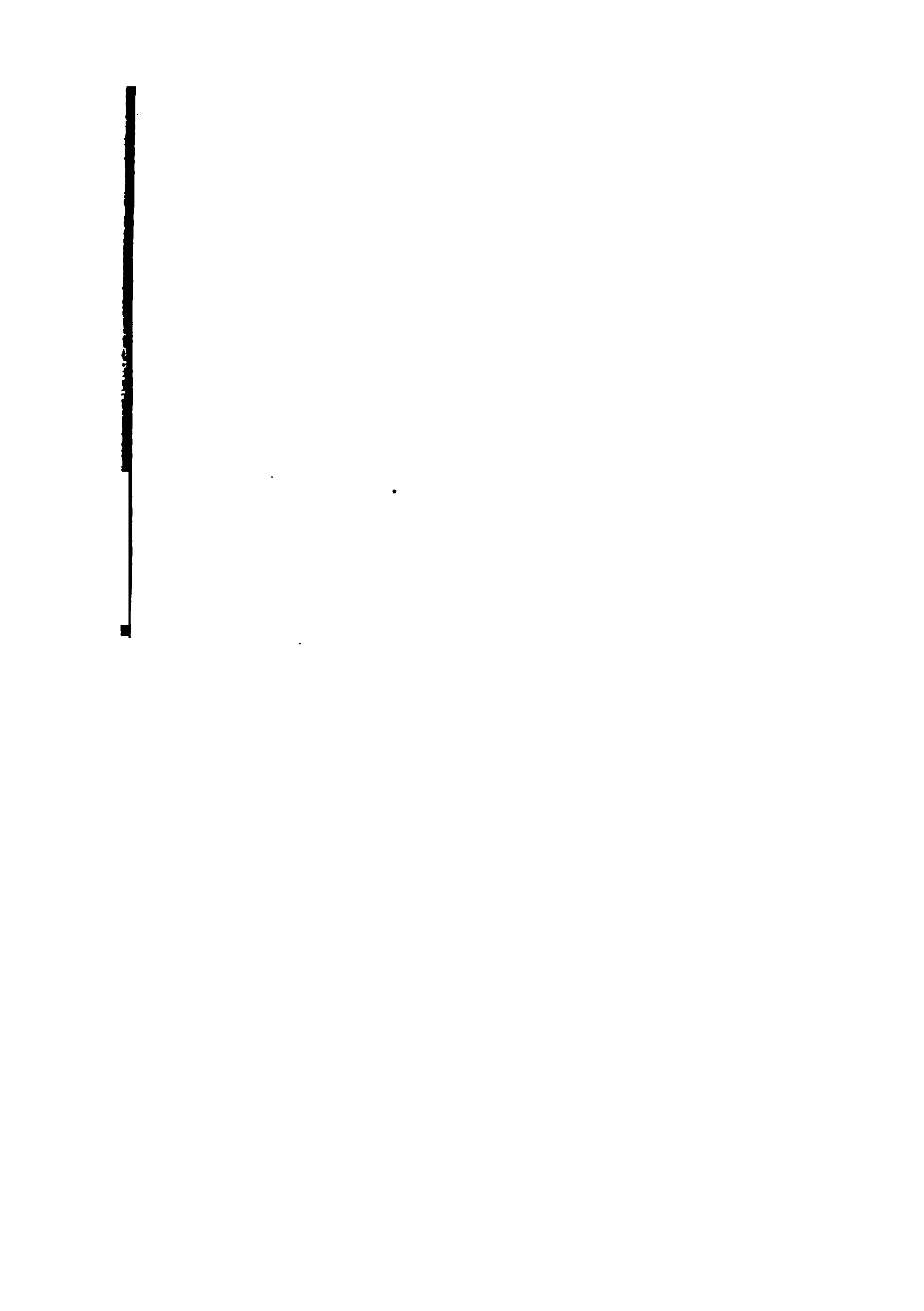
Norkin war mit einer Anzahl von Pfälzern bekannt, von denen mehrere einflußreiche Stellungen bekleideten. Einer von ihnen war einer der Verleger und ein anderer einer der Redakteure

der Illinois Staatszeitung, damals wie jetzt die tonangebende deutsche Zeitung der Stadt. Ein anderer war ein angesehener Arzt und wieder ein anderer ein Weinhändler. Ich wendete mich an alle um Rat und Hilfe bei meiner Suche nach einer angemessenen Beschäftigung, allein obgleich sie es an guten Ratschlägen nicht fehlen ließen, erwiesen sie sich in Wirklichkeit wenig hilfreich. Ich ließ auch eine Annonce in die Zeitung einrücken, erhielt jedoch keine Antwort darauf. Täglich sprach ich in verschiedenen Auskunftsbureaus vor und bewarb mich außerdem persönlich in allen möglichen Etablissements um Arbeit. Aber die einzigen offenen Stellen, die ich fand, waren für Kellner in Bierhäusern, die bereits im Überfluß vorhanden waren, und für Kutscher von Ablieferungswagen. Da mein Wirt sich erboten hatte, mich im Notfall den ganzen Winter hindurch zu verköstigen, zog ich diese wenig verlockenden Gelegenheiten nicht in Erwägung, obgleich eine Woche nach der andern in unfreiwilliger Untätigkeit verfloß. Eines Morgens, da ich aus meinem Schlafzimmer herunterkam, rief mein Wirt mir zu: „Hier ist eine wichtige Nachricht für Sie", und wies auf eine Annonce in der Zeitung. Es war eine dringende Aufforderung an mich, meine Adresse sogleich an den Unterzeichneten nach Belleville, in Illinois, einzusenden. Dieser war Robert Hilgard, mein Stiefonkel und Schulgenosse. Ich war natürlich aufs höchste überrascht, denn es sah aus, als wäre Robert eigens nach Amerika gekommen, um mich zu suchen. Norkin war nicht davon unterrichtet, daß ich mit meiner Familie nicht in Verbindung stand. Er frug mich aus und ich mußte die Tatsache eingestehen, worauf er in mich drang, die Aufforderung umgehend zu beantworten. Ich sagte ihm, daß ich beschlossen hatte, meiner Familie meinen Aufenthaltsort nicht bekannt zu geben, bis ich derselben mitteilen konnte, daß ich imstande sei, mich unabhängig zu ernähren; allein er bestand darauf, daß es meine Pflicht wäre, unverzüglich nach Belleville zu schreiben und fügte lächelnd hinzu, daß er es tun würde, falls ich nicht wollte. Ich antwortete, daß ich mir die Sache einen oder zwei Tage überlegen wolle. Schließlich setzte ich mich hin und schrieb Robert in Kürze, wo ich mich befand und daß mein Los, seit meiner Lan-

dung an dieser Meeresküste, kein erfreuliches gewesen sei.
teilte ihm ferner mit, daß, obgleich ich nicht viel Erfolg ge
hatte, ich zuversichtlich erwartete, vorwärts zu kommen un
sich meinetwegen keine Sorgen zu machen brauche. Auch
ich ihn, mir zu erklären, wie es kam, daß er sich in Am
befinde und mir möglichst ausführliche Nachricht von m
Familie zu geben.

Eine Woche verging, ohne mir Antwort auf meinen
zu bringen, bis endlich, bei meiner Rückkehr nach meinem Lo
haus, am achten Tage, eine Gestalt sich vom Stuhle erhob
ich sofort den hohen Wuchs und das feingeschnittene, schöne A
Roberts erkannte. Er begrüßte mich auf das herzlichste und
mir, ohne auf eine Frage meinerseits zu warten, alles mit,
ich zu wissen wünschte. Er war ein paar Tage verreist gew
als mein Brief in Belleville eintraf. Nachdem er denselben
lesen hatte, zögerte er, ob er ihn schriftlich oder mündlich
antworten solle, und beriet sich zuerst mit meinem Onkel
anderen Verwandten darüber, wonach jener ihn ermächtigte,
eine Unterkunft in seiner Familie anzubieten. Er beschloß en
selbst zu kommen, da er fürchtete, ich würde Bedenken tr
einzuwilligen. Sein stärkster Beweggrund war jedoch das m
Mutter, die Mutterstelle an ihm vertreten hatte, gegebene feie
Versprechen, nichts unversucht zu lassen, um meinen Aufenthal
zu ermitteln und mir in meinem Kampf ums Dasein behilfli
sein. Dies Versprechen war allerdings nicht der Hauptbewegg
welcher ihn vor einigen Monaten in dieses Land geführt
Er hatte schon seit Beendigung seiner vierjährigen Lehrze
Frankfurt immer gewünscht, nach Amerika zu kommen, in
Glauben, daß seine Aussichten sich hierzulande viel günstige
stalten würden. Kurz vor seiner Abreise von Deutschland
er meine Eltern besucht und konnte mir folglich die neuesten
richten von ihnen und meinen Schwestern bringen. Seine
teilungen rührten mich unaussprechlich und ich versprach, s
als möglich nach Hause zu schreiben und mit meinen Lieben,
der langen Pause von mehr als einem Jahre, wieder in
bindung zu treten.





Robert brachte hierauf das Thema meiner unmittelbaren Zukunft zur Sprache. Er drang in mich, ihn sogleich nach Belleville zu begleiten, und versicherte mir, daß meine Verwandten bereit wären, mich herzlich willkommen zu heißen. Ich konnte anfangs seinen Vorschlag nicht in demselben Lichte betrachten wie er. Schließlich appellierte er an mich im Namen meiner Mutter, die gewiß nicht von ihrer Sorge um mich befreit sein würde, wenn ich das unsichere Leben fortsetzte, das ich seit einem Jahr geführt hatte, anstatt mich der Fürsorge und Leitung meiner Verwandten anzuvertrauen. Dieses Argument behielt die Oberhand und wir verabredeten, am nächsten Abend nach St. Louis abzureisen. Am darauffolgenden Tage zeigte ich Robert die Stadt. Abends nahm ich Abschied von meinen Wirtsleuten, die ich meiner aufrichtigen Dankbarkeit versicherte. Wir reisten die ganze Nacht hindurch und trafen in St. Louis am folgenden Mittag ein.

Wir begaben uns geradeswegs nach dem Hause einer Tante Roberts von mütterlicher Seite, Frau Caroline Decker, einer der Töchter meines Urgroßonkels Friedrich Engelmann, der sich bereits in vorgerücktem Alter befand, als er mit seiner zahlreichen Familie von Rheinbayern auswanderte. Sie hatte einen deutsch-amerikanischen Rechtsanwalt in St. Louis geheiratet, der nach wenigen Jahren einer glücklichen Ehe starb und sie mittellos mit einem Sohn und einer Tochter zurückließ, die beide erhalten und erzogen werden mußten. Rasch entschlossen fing sie ein Kosthaus für die bessere Klasse von Deutschen an und stand demselben auch zur Zeit unseres Besuches vor. Ich fühlte mich sogleich heimisch bei ihr. Wir blieben drei Tage dort, nahmen so viel als möglich von St. Louis in Augenschein und besuchten noch einige Verwandte daselbst. Wir fuhren dann per Eisenbahn nach Belleville, in St. Clair County, Illinois, das nur vierzehn Meilen entfernt war und übernachteten bei Johann Scheel, den ich kannte, da er uns einige Jahre vorher in Zweibrücken besucht hatte. Er wanderte seinerzeit mit Friedrich Engelmann aus, dessen Assistent im Forstdienst er gewesen war, und hatte dann hier dessen jüngste Tochter Betty geheiratet. Er war ein sehr tätiger, kluger Geschäftsmann, der ein bescheidenes Vermögen vor sich gebracht hatte. Er war äußerst

beliebt und bekleidete zurzeit das einträgliche Amt eines Urkundenregistrators und Schreibers am Gerichtshof für Erbschaftsangelegenheiten. Er wohnte in einem bequemen, freundlichen Hause, welches durch die Anwesenheit von drei munteren Kindern noch besonders belebt war. Dieses höchst gutherzige Paar hieß mich aufs herzlichste willkommen und lud mich ein, so lange es mir beliebte, bei ihnen zu bleiben. Allein Robert und ich hielten es für das beste, am nächsten Morgen nach der Farm meines Onkels Theodor Hilgard hinauszufahren.

Elftes Kapitel.

Mit Verwandten in Illinois. 1854—55.

Die Farm war fünf Meilen von Belleville in einer wellenförmigen Prairiegegend gelegen und bestand aus etwa hundert Acker wohlbebauten Landes. Ein ziemlich kleiner, zweistöckiger, weißgetünchter Holzbau, mit grünen Fensterladen und mit einem Anbau, stand auf dem Gipfel eines Hügels im Schatten hoher Bäume, eine schöne Aussicht gewährend. Außerdem waren eine große, mit dem Stall verbundene Scheune und ein halbes Dutzend zu verschiedenen Zwecken benutzte Nebengebäude da. Vor dem Hause befand sich ein großer Weinberg und hinter demselben ein Blumen- und Gemüsegarten. Da es zur Winterszeit war, sah das Ganze nicht so anziehend aus wie im sommerlichen Grün, machte aber doch einen durchaus freundlichen Eindruck.

Mein Onkel Theodor und meine Tante, die ich beide nie gesehen hatte, erwarteten uns bei unserer Ankunft. Der Onkel empfing mich ziemlich steif, aber das Antlitz der Tante strahlte mir förmlich voll Güte entgegen. Unter den Brüdern meines Vaters folgte mein Onkel Theodor diesem im Alter zunächst und war damals ungefähr sechsundvierzig Jahre alt.

Er war von gedrungener Gestalt, eher unter mittlerer Größe, mit einem kräftigen, runden, kraushaarigen Kopf und breiten, von einem Vollbart eingerahmten Gesicht. Sowohl Haar als Bart waren bereits mit grau gesprenkelt. Sein Antlitz hatte, wenn es nicht belebt war, einen starren, gestrengen Ausdruck, aber sein Lächeln war freundlich, ein Zeichen, daß er in Wirklichkeit sehr gutmütig war. Meine Tante nahm mein Herz sogleich gefangen. Sie war hoch gewachsen, und obgleich bereits etwas matronenhaft,

waren Gestalt und Bewegungen noch voller Anmut. Ihr Kopf war schön geformt und das Haar noch rabenschwarz. Ihre glänzenden, freundlichen schwarzen Augen und der sanfte Mund verliehen ihrem Angesicht einen hellen und lieblichen Ausdruck (obwohl ihre Züge nicht schön genannt werden konnten) und machten sie höchst einnehmend. Sie war auch genau, wie sie zu sein schien — klug, lebhaft, an allem Interesse nehmend und voll unerschöpflicher Güte. Ich fühlte mich zu ihr wie zu einer zweiten Mutter hingezogen, und sie behandelte mich gleich einer solchen, wofür ich stets die tiefste Dankbarkeit empfunden habe. Mein Onkel war ein Mann von hoher Bildung, aber häufig derb in seiner Redeweise und zu Spott und Sarkasmus geneigt. Er war sowohl über amerikanische als europäische Angelegenheiten äußerst wohl unterrichtet, voll fortschrittlicher, ja selbst radikaler Ansichten und vielem Reden nicht abgeneigt. Es bedurfte nur eines oberflächlichen Umganges mit ihm, um seinen absolut gediegenen Charakter zu erkennen, der ihm die höchste Achtung von seiten seiner Freunde und Nachbarn, wie der Gemeinde im allgemeinen sicherte.

Das Ehepaar war mit acht schönen, musterhaften Kindern gesegnet — vier Knaben und vier Mädchen. Der älteste Junge hieß Gustav, nach meinem Vater, war ein Jahr älter als ich und von Hause abwesend, um sich zum Ingenieur auszubilden. Die anderen Jungen — Carl, Theodor und Ernst — der Reihe nach von vierzehn bis zehn Jahre alt — waren gutmütige, zutunliche, muntere Burschen, welche an ihrem neuangekommenen Vetter sogleich Gefallen fanden. Die älteste Tochter Anna war in meinem Alter, ein schönes, wohlgestaltetes Mädchen mit dem schwarzen Haar und den bestrickenden Augen ihrer Mutter. Die zweite Tochter war eine frisch aussehende Blondine von ruhiger Gemütsart, die niemals glücklicher war, als wenn sie anderen gefällig sein konnte. Die andern zwei Töchter waren liebliche, blühende kleine Mädchen von sieben und acht Jahren, mit denen ich mich rasch auf den vertrautesten Fuß setzte.

Alles zusammengenommen, befand ich mich wieder einmal in einem Familienkreise, der, was vollständige Eintracht und gegen-

seitige Zuneigung anbelangt, nicht so leicht irgendwo seinesgleichen haben dürfte. Ich verspürte nun den sanften, erhebenden Einfluß dieses traulichen Familienlebens, und ein Gefühl inneren Friedens und Glückes erwachte in mir, wie ich es seit Jahren nicht empfunden hatte. Meine Tante bat mich, unverzüglich meine Pflicht zu tun und an meine Eltern zu schreiben. Es war wirklich gut, daß ich damit gezögert hatte, da mir jetzt das vor meinen Augen enthüllte Bild der Häuslichkeit die richtige Begeisterung einflößte. Es dauerte jedoch mehrere Tage, ehe ich einen Brief zustande brachte, der mich befriedigte. Als er beendigt und abgeschickt war, hatte ich jenes Gefühl der Erleichterung, von dem die endliche Erfüllung einer lang aufgeschobenen Pflicht stets begleitet ist. Robert schrieb gleichfalls und ausführlich, wie ich erst nach Verlauf vieler Jahre erfuhr; auch mein Onkel und meine Tante sandten Briefe an meinen Vater und meine Mutter, nachdem ich einige Wochen bei ihnen zugebracht hatte.

Mein Onkel folgte der Gepflogenheit aller von gutem Erfolg begünstigten Farmer im Westen, allerlei Arbeit auf seinem Anwesen selbst zu besorgen. Er hatte nur einen regelmäßigen Arbeiter als Gehilfen, so daß, hätte er nicht freiwillig die Hauptrolle bei der Betreibung der Farm übernommen, er dies notgedrungen hätte tun müssen. Obgleich es Winter war, gab es doch genug zu tun, um ihn mehr oder weniger täglich zu beschäftigen. Im Hause war auch nur ein weiblicher Dienstbote, so daß viel häusliche Arbeit meiner Tante und ihren beiden ältesten Töchtern zufiel, wenn für den großen Haushalt gesorgt werden sollte. Natürlich bedrückte es mich untätig zu sein, während alle erwachsenen Glieder der Familie fortwährend beschäftigt waren. Außerdem wurde mir, da ich nichts zu tun hatte, die Zeit entsetzlich lang, weshalb ich bald meine Dienste für irgend eine Arbeit innerhalb oder außerhalb des Hauses anbot. Dies Anerbieten gewährte offenbar allgemeine Befriedigung. Ich half die Pferde, das Rindvieh und die Schweine füttern. Ich spaltete, sägte und schleppte Holz. Nach Schneefällen kehrte ich sämtliche Wege auf dem Anwesen rein. Ich half beim Maisaushülsen, beim Weizendreschen und sogar beim jährlichen Abschlachten der fetten Schweine. Ich ver-

richtete auch verschiedene Küchen-, Speisezimmer- und Hofdienste für die Damen. Die Arbeit sagte mir zu und augenscheinlich erhöhte auch meine Bereitwilligkeit, mich derselben zu unterziehen, die warmen Gefühle der ganzen Familie für mich. Ich hatte auch Gelegenheit, mehrmals an sogenannten „Blockbauten" teilzunehmen, einer eigentümlichen, aus den Ansiedlertagen herrührenden Sitte gegenseitigen Beistandes unter Nachbarn bei der Errichtung von Blockhäusern, -scheunen und -ställen.

In Anbetracht dieser Beschäftigungen während des Tages und der Lektüre, Spiele und Musik des Abends — meine Tante und die älteste Tochter waren sehr musikalisch —, verging die Zeit sehr schnell, und Weihnachten 1854 waren da, ehe wir uns dessen versahen. Sie wurden in echt deutscher Weise gefeiert, vor einem großen Baume, den die ganze Familie schmücken half; auch Geschenke gab es für jedermann. Welchen Gegensatz bildete meine Festesstimmung in solch häuslichem Kreise zu der Einsamkeit und Niedergeschlagenheit, in der ich diesen weihevollen Tag im Jahre vorher verbracht hatte! Bis dahin hatte ich keine von den Verwandten gesehen, außer Robert, der auf der Engelmannschen Farm, etwa vier Meilen entfernt, wohnte und ein oder zweimal die Woche zum Besuch herüberkam. Am Weihnachtstage aber erschien eine ganze Anzahl, alt und jung, nebst sonstigen Freunden aus Belleville, um den Tag mit der Familie zu feiern. Das Eis war nunmehr gebrochen, und nach Weihnachten begann ich eine Runde von Besuchen mit meinem Onkel und meiner Tante, die den ganzen Januar hindurch dauerte und mich bei einem Dutzend netter Familien in der Stadt und auf dem Lande einführte.

Mein erster Besuch galt der Engelmannschen Farm, wo mein Urgroßonkel Friedrich nach seiner Ankunft in Illinois seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Dieselbe bot einen sehr bescheidenen Anblick, indem sie aus einem kleinen, anderthalbstöckigen Holzbau nebst einigen Nebengebäuden bestand. Die Farm erstreckte sich über die Abhänge mehrerer Hügel. Der Boden war nicht besonders gut, da er, wenn ich mich recht erinnere, hauptsächlich seiner Verwendbarkeit zur Obstzucht, und seiner südlichen, gegen

den Nordwind geschützten Lage wegen gewählt worden war. Das Innere des Hauses war in der denkbar einfachsten Weise eingerichtet und bot keine nennenswerte Bequemlichkeit. Dieses Heim war von Friedrichs Frau Betty bewohnt, die einige Jahre vorher in reifem Alter als Witwe mit ihrer Tochter Josephine und ihrem Sohn Adolf hinterblieben war. Die alte Dame war ein Bild der Ehrwürdigkeit, wohlerhalten für ihr Alter, von klarem, aufgewecktem Verstand und bezauberndem, wohlwollendem Benehmen. Allein sie befand sich beständig in gedrückter Stimmung über den Verlust ihres ein Jahr vorher auf seiner Hochzeitsreise zur See verunglückten Sohnes Jakob. Adolf hatte ich gesehen, als er sechs Jahre vorher Zweibrücken besuchte. Er war damals infolge gewisser romantischer Ereignisse in seiner Laufbahn eine äußerst bekannte Persönlichkeit. Im Alter von nur achtzehn Jahren, 1846, hatte er sich für den Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko anwerben lassen, war seiner Tapferkeit wegen zum Leutnant befördert worden und kehrte mit einer schweren Wunde zurück, welche seinen linken Arm für immer verkrüppelte und ihm eine lebenslängliche Pension sicherte. Dessenungeachtet ließ er sich von jugendlicher Begeisterung hinreißen, als der schleswig-holsteinische Krieg im Jahre 1848 ausbrach, während er sich in Deutschland aufhielt, und machte denselben als gemeiner Soldat mit. Ein schöner junger Mann, hatte er nichts von seiner auffallenden, persönlichen Erscheinung eingebüßt.

Mein Onkel pflegte jeden Samstag morgens nach Belleville zu fahren und bis abends dort zu bleiben. Er verwendete seine Zeit dazu, Einkäufe und Besuche zu machen, bei Verwandten zu speisen und eine gesellige Stunde in einem der zahlreichen Bierlokale zuzubringen, wo nach deutscher Sitte eine Anzahl seiner Bekannten sich regelmäßig zusammenfand. Nach Neujahr ging ich stets mit ihm und wurde auf diese Weise mit den verschiedenen Familien unserer Verwandten, außer den Scheels, bekannt. In Hinsicht auf gesellschaftliche Stellung kam zunächst Gustav Koerner in Betracht. In Deutschland zum Rechtsgelehrten herangebildet und als Anwalt in Frankfurt am Main ansässig, mußte er infolge seiner Teilnahme an dem schlecht berechneten politischen Aufstande

in jener Stadt im Jahre 1833, die Flucht ergreifen. Er widmete sich auch in Amerika seinem Berufe und war mit Theodor Engelmann, dem ältesten Sohn des Forstmeisters, assoziiert. Es war ihm anfangs schwer geworden, eine genügende Klientel zu erlangen, aber mit der Zeit errang er große Erfolge und war einer der bekanntesten Advokaten im südlichen Illinois. Gleich von Anfang an nahm er lebhaftes Interesse an der Politik. Er verband sich mit der demokratischen Partei, die in Illinois lange das Übergewicht behielt. Er leistete wertvolle Dienste als Parteiführer und wirkungsvoller Redner in englischer und deutscher Sprache und wurde zum Lohn dafür und als Vertreter des deutschen Elements vielfach auf politische Stellen berufen. Er wurde in beide gesetzgebenden Körper gewählt, zum Bezirksrichter und später zum Mitglied des obersten Gerichtshofes ernannt und wurde schließlich Vizegouverneur und ex officio Präsident des Senats. Er bekleidete dieses Amt zurzeit. Als die die Sklaverei begünstigenden Tendenzen seiner Partei während der Präsidentschaften von Pierce und Buchanan stark hervortraten, half er bei der Bildung der republikanischen Partei mit und blieb einer ihrer Führer bis nach dem Bürgerkriege. Er stand auf vertrautem Fuße mit Abraham Lincoln, der ihn 1862 mit dem Gesandtschaftsposten in Madrid bedachte. Er war jetzt etwa fünfundvierzig Jahre alt, stand auch in jeder Hinsicht im besten Mannesalter. Klein und schmächtig, trug er einen kräftigen Kopf mit grauem Haare und scharf markierten Gesichtszügen, deren Ausdrucksfähigkeit seine Augenschwäche großen Abbruch tat. Er war neuen Bekanntschaften gegenüber etwas zurückhaltend und vielleicht ein wenig zu sehr geneigt, sich zur Geltung zu bringen, aber trotz alledem ein liebenswürdiger Mann und von seltener Unterhaltungsgabe. Bei meinen deutschen Begriffen von der Würde einer offiziellen Stellung blickte ich voll Ehrfurcht zu ihm auf. Er war mit einer der Engelmannschen Töchter, Sophie, glücklich verheiratet. Sie hatten zwei Söhne und drei Töchter, alle sehr aufgeweckte und interessante Menschen. Der ältere Sohn, Theodor, Kadett in West Point, starb leider daselbst während des zweiten Jahres. Die beiden älteren Töchter, Marie und Auguste, waren

beinahe erwachsen und versprachen sehr reizend zu werden. Die Familie wohnte in einem bequemen Backsteinhaus, in welchem sie viel Gastfreiheit ausübte.

Theodor Engelmann war ohne Zweifel der fähigste von den Engelmannschen Söhnen. Mit genügend praktischem Sinne, um im Leben vorwärts zu kommen, verband er stark idealistische Neigungen und äußerst warme Gefühle, die er sich bis in sein spätes Alter bewahrte. Nebst seiner Rechtspraxis als Koerners Kompagnon bekleidete er das Amt des Bezirksgerichtsschreibers, das ihm ansehnliche Nebeneinkünfte an Gebühren einbrachte. Eine andere Verwandte war Molly, die Tochter von Theodor Erasmus Hilgard (damals zu Besuch in Deutschland), welche dem Hause vorstand, das ihr Vater sich in West Belleville gebaut hatte. Sie heiratete einen Amerikaner, Sharon Tyndale, aus einer bekannten Philadelphiaer Familie, der ein schreckliches Ende fand. Im Jahre 1871, als er Staatssekretär für Illinois war und in Springfield, der Hauptstadt, wohnte, machte er sich eines Nachts auf den Weg, um mit dem Mitternachtszug nach St. Louis zu fahren, und wurde am nächsten Morgen ermordet auf der Straße gefunden. Keine Spur führte jemals auf den Beweggrund oder den Täter, obgleich jeder mögliche Versuch gemacht wurde und der Staat selbst eine Belohnung von zehntausend Dollars aussetzte. Die drei Schwestern der Mrs. Tyndale, Rosa, Klara und Therese, boten den merkwürdigen Fall dar, daß sie drei Brüder Tittmann geheiratet hatten, die einer angesehenen sächsischen, in Dresden und Leipzig ansässigen Familie angehörig, aus politischen Rücksichten nach Amerika auswanderten. Klara, die zweitälteste, war eine Frau von ungewöhnlichem Talent, das außerdem noch sorgfältig entwickelt worden war, da sie von Jugend auf unermüdlich bemüht war, ihr Können mit allerlei Kenntnissen zu bereichern. Ihr Geschmack war hauptsächlich auf Sprachwissenschaft und Literatur gerichtet. Sie war sehr verschieden von ihrer Schwester Rosa veranlagt, die dabei auch geistig sehr begabt und zugleich ein Bild anmutiger Weiblichkeit war. Sie muß als junges Mädchen sehr schön gewesen sein.

Außer meinen Verwandten wohnten eine Menge netter Leute in Belleville und seiner unmittelbaren Umgebung. Die Stadt hatte

nur sechs- oder siebentausend Einwohner und keine besonderen äußerlichen Anziehungspunkte, es wäre denn der Umstand, daß sie eine fast rein deutsche Gemeinde enthielt. Man sagte mir, daß die Bevölkerung nur einige hundert geborene Amerikaner mit einschloß. Wir hörten kaum jemals ein englisches Wort. Die Geschäftsschilder waren fast ausschließlich deutsch. Aber gerade dieser deutsche Charakter des Ortes und der angrenzenden Niederlassungen machte Belleville besonders anziehend für Leute jener Nationalität hohen und niederen Standes. Eine eigentümliche Vertreterschaft des ersterwähnten wohnte innerhalb und außerhalb des Ortes, ein ansehnliches Gemisch von Adligen und Juristen, Ärzten, akademischen Lehrern und anderen Berufsmännern, nebst Kaufleuten vom besten Schlage. Die meisten von ihnen waren entweder als politische Flüchtlinge oder als Opfer der Unbeständigkeit des Glückes nach Amerika gekommen; aber nicht wenige waren, wie meine Oheime, aus freier Wahl ausgewandert. Sie gingen allen möglichen Berufen in der Stadt nach und viele suchten ihren Unterhalt als Farmer zu verdienen. Diese waren unter ihren Landsleuten als „lateinische Bauern" bekannt. Der angesehenste unter ihnen war Friedrich Hecker, der bekannte politisch Verbannte, welcher auch in diesem Lande eine nicht unwichtige politische Rolle spielte. Er wohnte ungefähr zehn Meilen von Belleville entfernt. Ich hörte viel von ihm, aber bekam ihn zufällig nie zu Gesicht. Er und noch ein anderer von den „lateinischen Bauern" waren die einzigen, welche als Farmer Erfolge erzielten. Selbst meinem Onkel gelang es, wie sich nachher herausstellte, trotz der angestrengtesten Arbeit nicht, Ausgaben und Einnahmen in das rechte Verhältnis zu bringen.

Gegen Ende Januar trafen zu meiner eigenen sowohl als aller anderen Erleichterung und Freude Briefe von meinem Vater an meinen Onkel und von meiner Mutter und meinen Schwestern an mich ein. Mein Vater sprach seinem Bruder seinen wärmsten Dank dafür aus, daß er mich in seine Familie aufgenommen hatte, und deutete seine Bereitwilligkeit an, bis zu einem mäßigen Betrag zu meinem Unterhalt beizusteuern, bis ich imstande wäre, einen regelmäßigen Verdienst zu erwerben, wobei er sich natürlich

erbot, meinem Onkel alle etwa für mich gemachten notwendigen Auslagen wiederzuerstatten. Ich hatte wirklich kein Recht, mehr von ihm zu erwarten. Meine Mutter und Schwestern schrieben in liebevollster und aufmunterndster Weise. Auch waren ihre Briefe voll einer Menge interessanter lokaler Neuigkeiten. In Anbetracht der wieder angeknüpften Beziehungen zu meinen Lieben und meiner angenehmen Umgebung, fühlte ich mich wieder einmal glücklich und zufrieden.

Zwölftes Kapitel.

Juristische Experimente. 1855—1856.

Jene glücklichen Tage konnten nicht ewig dauern. Im Gegenteil fühlte ich die ganze Zeit hindurch, daß es meine Pflicht sei, mich unausgesetzt nach einer passenden Stellung umzusehen. Ich zog meinen Onkel und meine anderen Verwandten regelmäßig in bezug auf meine Hoffnungen und Wünsche in dieser Hinsicht zu Rate, und sie hielten ebenfalls Umschau in meinem Interesse. Da ich kaum auf etwas anderes als gewöhnliche Handarbeit rechnen konnte, so war mir daran gelegen, dieselbe auswärts und weitab von Belleville zu finden, denn die gesellschaftliche Stellung meiner Verwandten hätte es sonst für alle Teile empfindlich gemacht. Eine Woche nach der andern verging indessen, ohne daß ich etwas zu tun bekam. Eines Samstags, gegen Ende März 1855, teilte mir mein Vetter Scheel mit, daß einer seiner amerikanischen Bekannten, ein Mr. Case, der in Clinton County, Illinois, dasselbe Amt bekleidete wie mein Onkel Theodor Engelmann — nämlich das eines Bezirksgerichtsschreibers und Hypothekenverwalters —, ihn ersucht hatte, einen Schreiber zum Kopieren von Urkunden in der Registratur für ihn zu finden. Er meinte, daß ich einer solchen Arbeit gewachsen sei. Ich zweifelte an meiner Befähigung, da ich erstens infolge meiner völlig deutschen Umgebung nur geringe Fortschritte im Englischen gemacht hatte und zweitens weil meine Handschrift sehr schlecht war. Er war jedoch überzeugt, daß ich genug wüßte, um geschriebene Dokumente zu kopieren. Wir kamen daher überein, daß er schreiben und sich nach den Bedingungen erkundigen sollte. Mr. Case antwortete, daß das Kopieren mit fünfundzwanzig Cents per Seite bezahlt

werden würde. Ich machte sogleich einen Versuch in Theodor Engelmanns Kanzlei, um zu sehen, wie lange ich brauchen würde, um eine Seite eines der wuchtigen Archivbände abzuschreiben, und fand, daß ich es in weniger als einer Stunde zustande bringen könne. Nach weiterer Überlegung wurde beschlossen, daß ich den Antrag annehmen solle. Demgemäß reiste ich am Morgen des 23. März von Belleville nach Carlyle, dem etwa fünfzig Meilen östlich an der Ohio- und Mississippi-Eisenbahn gelegenen Kreisorte von Clinton County, mit einem Empfehlungsschreiben von Vetter Scheel an „Zophar Cases Esq." in der Tasche. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß ich schweren Herzens die Freistätte verließ, in der ich geistige Wiedergenesung gefunden hatte, und von der lieben Familie Abschied nahm, der ich fast wie meiner eigenen ergeben war.

Der Ort, in welchem der Zug mich absetzte, glich mehr einem Dorfe als einer Stadt. In der Tat waren nicht mehr als etwa drei Dutzend Häuser zu sehen, auch diese waren über einen weiten Raum verstreut. Ich ließ mich nach dem einzigen Hotel im Orte führen, einem armseligen, ja verfallenen Gebäude aus Holz, dessen innere Einrichtung, einschließlich der Möbel und allem anderen, mit dem Äußeren übereinstimmte. Nach Tische begab ich mich nach dem Gerichtshof, einem ziemlich umfangreichen Bau in dem griechischen Tempelstil, der in den Vereinigten Staaten eine Zeitlang bevorzugt war, um meinen Arbeitgeber aufzusuchen. Seine Kanzlei war geschlossen und ich traf ihn erst bei meinem dritten Versuch, Einlaß zu finden, nach drei Uhr. Er saß in einem Armstuhl, die Füße gegen die Kante eines großen Kohlenofens in der Mitte des Zimmers gestemmt. Er hatte einen schmutzigen Schlapphut auf — der seinen Platz nicht wechselte, obgleich ich den meinigen beim Eintreten abnahm — und einen langen, lichtblauen wollenen Rock an, wie ihn die westlichen Farmer zu tragen pflegten, ein sehr schmutziges Hemd ohne Halsbinde, und eine Weste und Beinkleider von grobem Tuch voller Fettflecke. Die Beinkleider steckten in roten Stulpstiefeln, welche niemals mit Wichse in Berührung gekommen zu sein schienen.

So sah mein künftiger Brotherr aus. Er äußerte kein Wort, bis er meine Empfehlungsbriefe gelesen hatte, und indem er dann

nur ausrief: „O, Sie sind es!“ stand er auf, wobei er sich wuchtige sechs Fuß hoch präsentierte, und fügte hinzu: „Ich will Ihnen Ihre Arbeit zeigen.“ Er trat an einen großen Schreibtisch, wies auf einige daselbst aufgestellte Bücher und öffnete eine große Schublade voll mit rotem Band umwundener Papierbündel, welche, wie er mir erklärte, die zu kopierenden Dokumente enthielten. Auf meine Frage, ob er wünsche, daß ich sogleich anfangen solle, antwortete er: „Je eher, desto besser“, da die Register sehr im Rückstande waren. Ich erklärte mich bereit, worauf er die Bücher öffnete und mir zeigte, in welche die verschiedenen Klassen von Dokumenten einzutragen wären. Er gab mir Feder und Tinte und nahm dann seinen Sitz wieder ein, es mir überlassend, anzufangen, so gut ich konnte. Ich war ein wenig verlegen und nervös, ging aber zuerst das Urkundenbuch durch, um mich mit der Art und Weise des Kopierens vertraut zu machen. Nach Ablauf einer Stunde faßte ich mir ein Herz und fing an zu schreiben. Unterdessen kamen mehrere Leute in die Kanzlei, um Dokumente zu registrieren und mit dem Schreiber zu plaudern. Um halb vier ging der letztere fort, indem er mir bedeutete, daß ich nicht länger als bis um fünf Uhr zu bleiben brauche, wann ich die Kanzlei absperren und den Schlüssel mitnehmen müsse. Er fügte hinzu, die regelmäßigen Dienststunden seien von neun bis zwölf und von eins bis fünf und er erwarte, daß ich die Kanzlei wenigstens dreimal die Woche auskehren würde. Der letztere Teil seiner Instruktionen überraschte mich ein wenig, da er in seiner mich betreffenden Korrespondenz dergleichen Dienstleistungen nicht erwähnt hatte. Da ich lange vorher mein früheres Vorurteil gegen derlei Arbeit überwunden hatte und wußte, daß es für Berufsmenschen im Westen etwas Gewöhnliches war, ihre Kanzleien selbst auszukehren, war ich vollkommen bereit, mich darein zu schicken. Die Kanzlei hatte es jedenfalls dringend nötig ausgekehrt zu werden; sie sah aus, als wären seit Monaten weder Besen noch Flederwisch mit ihr in Berührung gekommen.

Binnen wenigen Tagen wurde mir meine Arbeit vollständig geläufig. Sie erforderte keinerlei geistige Anstrengung, sondern nur ein sorgfältiges Zusammenwirken von Hand und Augen. Es

war in der Tat die reinste mechanische Plackerei. Die einzige Anspornung, die ich fühlte, war der Umstand, daß mein täglicher Erwerb von der Anzahl Seiten, die ich kopierte, abhing. Während der ersten Woche gelang es mir nur, eine Seite in einer Stunde abzuschreiben, da es infolge der Unzulässigkeit von Korrekturen in den Urkunden unbedingt nötig war, Fehler zu vermeiden. In der zweiten Woche konnte ich jedoch sieben Seiten den Tag kopieren und schließlich neun Seiten innerhalb sieben Stunden. Mein Brotherr erwies sich als ein höchst ungeschlachter, doch zugleich sehr gutmütiger Mensch, voll des Humors, der sich im Westen in Anekdoten und Geschichtchen Luft macht. Er war die personifizierte Trägheit. Nachdem ich mir die vollständige Kanzleiroutine angeeignet hatte, einschließlich der Inempfangnahme von Dokumenten behufs Registrierung und von Rechtsurkunden, wie auch der Sporteln, die von den Advokaten zu entrichten waren, welche die beim Bezirksgericht anhängigen Prozesse führten, überließ er mir alles und tat fast nichts anderes, als mit den bei ihm vorsprechenden Leuten zu plaudern und zu scherzen. Indessen bot er mir drei Dollars die Woche nebenbei, für die Besorgung alles Geschäftlichen. Den ersten Monat brachte ich es zuwege, ungefähr vierzig Dollars zu verdienen und in der Folge fünfundfünfzig bis fünfundsechzig den Monat.

Abgesehen davon, daß er mir die Mittel zur Selbsterhaltung gewährte, hatte mein Aufenthalt in Carlyle noch den großen Vorteil für mich, daß ich gezwungen war, mich ausschließlich der englischen Sprache zu bedienen. Während ich bei meinem Onkel in Belleville war, hörte ich kaum jemals ein englisches Wort, denn es war nicht ein einziger Amerikaner dort. Jetzt aber, bei der beständigen Übung im Sprechen und systematischer Lektüre des Abends, machte ich rasche Fortschritte. Nach Verlauf von sechs Wochen fand ich es nicht schwierig, eine gewöhnliche Unterhaltung zu verstehen und mich selbst verständlich zu machen. Nachdem ich es so weit gebracht hatte, machte ich es mir zur Aufgabe, so viel Umgang wie möglich zu suchen und trachtete zu diesem Zwecke gesellige Beziehungen anzuknüpfen. Es war in dieser Hinsicht nicht viel Auswahl im Orte. Die Einwohnerschaft zählte nicht

mehr als zweihundert und bestand aus einigen Kaufleuten, den Kreisbeamten, mehreren Ärzten, nicht weniger als einem Dutzend Advokaten, welche an den Kreisgerichtshöfen praktizierten und der gewöhnlichen Anzahl von Handwerkern mit ihren Familien. Die schöne Tochter des Gastwirts und zwei andere junge Damen bildeten die vornehmsten weiblichen Anziehungskräfte des Ortes. Die erstgenannte war sehr aufgeweckt im mündlichen Verkehr und gab sich besondere Mühe mir im Englischen weiter zu helfen, so daß meine Besuche bei ihr so gut wie Lektionen für mich waren. Der gesellschaftliche Mittelpunkt von Carlyle war das Haus des Richters Sidney Breese, ehemals Senator der Vereinigten Staaten und dermalen Richter des obersten Gerichtshofes im Staate. Es waren keine jungen Leute in seiner Familie, allein ich machte auf gut Glück hin einen Besuch bei ihm, da Herr Koerner mir einen Empfehlungsbrief an ihn mitgegeben hatte. Sein Benehmen war ziemlich kühl und zurückhaltend und ich konnte mich ihm nicht recht nähern, obgleich ich ihn öfter im Gerichtshofe traf. Er war ein Mann von bedeutenden, natürlichen Anlagen und galt für einen ausgezeichneten Juristen. Er war kurz und stämmig gebaut, hatte einen großen Kopf, kurzes rotes Haar und ein rundes Gesicht, alles so ziemlich wie Mr. Case, und trug eine große goldene Brille. Nach Eintritt des warmen Wetters trug er stets einen blauen Frack mit Messingknöpfen, gelbe Nankinghosen und Weste und eine Angströhre, so eine wahrhaft komische Erscheinung darbietend. Wie fast jeder zweite Mann hatte er die unangenehme Gewohnheit Tabak zu kauen.

Ich wohnte den monatlichen Sitzungen des Gerichtshofes für Erbschaftsangelegenheiten und den halbjährlichen Sitzungen des Bezirksgerichtshofes bei, sah verschiedene merkwürdige Illustrationen des westlichen Charakters und war zum ersten Mal Zeuge von Kundgebungen juristischer Beredsamkeit. Unter den anwesenden Advokaten befanden sich Männer von offenbar bemerkenswertem Rednertalent. Ich war über den Redefluß erstaunt, dessen sie sich zu bedienen wußten. Mitunter schienen die oratorischen Ausbrüche aus einem höchst geringfügigen Anlasse hervorzugehen und klangen daher ziemlich lächerlich. Was mir besonders auffiel, war die

gemächliche, aller Förmlichkeit bare Weise, in der die Verhandlungen geführt wurden. Nebenbei konnte die Ungezwungenheit der Manieren mir, dem an die würdevollen Gebräuche deutscher Gerichtshöfe Gewöhnten, nur anstößig erscheinen. Mehrmals befanden sich einige von den Anwälten in halbbetrunkenem Zustande und verfielen in ihren Argumenten in den gewöhnlichen Konversationston, als ob sie sich in einer Schankstube zu befinden glaubten. Der Termin des Bezirksgerichts wurde während anhaltender großer Hitze im Juni abgehalten. Der Richter führte den Vorsitz ohne Rock, das Hemd aufgeknöpft und weit zurückgeschlagen. Er saß in diesem Negligé, den Armstuhl nach rückwärts gekippt, mit den Beinen auf dem vor ihm befindlichen Schreibpult. Die Advokaten folgten natürlich seinem Beispiel und machten es sich so kühl als möglich. Ein bezeichnender Zwischenfall ist mir fest im Gedächtnis geblieben. Während einer der redseligen Advokaten ein feuriges Argument losließ, wurde er von dem Richter unterbrochen, der ihm zurief: „Jim, bewahre dir kaltes Blut bei diesem heißen Wetter und gib mir einen Bissen von deinem Tabak." Der Sachwalter hielt inne, zog seine Prieme hervor und reichte sie dem Richter, der hastig hineinbiß, worauf die Verhandlungen wieder aufgenommen wurden.

Nach Verlauf von drei Monaten wurde mein Geschäft sehr flau. Ich hatte die Rückstände im Archiv, die sich über fast sechs Monate erstreckten, aufgearbeitet und die neuen Eintragungen waren so beschränkt, daß ich täglich nur drei bis fünf Seiten zu kopieren hatte. In der Tat wurde es von Tag zu Tag augenfälliger, daß die regelmäßige Arbeit mir nur ein knappes Auskommen abwerfen konnte. Ich besprach die Angelegenheit mit Mr. Case und er gab zu, daß dies der Fall sei. So stand ich denn der Notwendigkeit eines Wechsels in meiner Beschäftigung gegenüber. Derselbe wurde zwei Monate lang dadurch hinausgeschoben, daß ich als zeitweiliger Stellvertreter für einen Kreisbeamten eintrat, der gezwungen war, eine weite Reise zu unternehmen. Nach dieser Frist jedoch, etwa um Mitte August, kehrte ich mit Zustimmung meines Onkels nach der Farm zurück.

Ich kann nicht sagen, daß ich Carlyle mit großem Bedauern den Rücken kehrte. Das Leben daselbst war im Grunde genommen doch zu eintönig und reizlos gewesen und sicherlich war in einer derartigen Gemeinde nicht die entfernteste Aussicht auf irgend eine Carrière für mich vorhanden. Ich reiste ab mit sechzig Dollars in der Tasche, dem Betrag meiner Ersparnisse, nachdem ich mich mit einer bescheidenen Sommergarderobe ausgestattet hatte. Ich hatte nun bereits genug über die Verhältnisse dieses Landes erfahren, um zu wissen, daß von allen Berufsfächern das juristische im öffentlichen Leben und anderswo die wichtigste Rolle spielte. Diese Wahrnehmung, nebst meinen vertrauten Beziehungen zu Mitgliedern des juristischen Standes, legten mir den Gedanken nahe, daß ich nichts Besseres tun könnte, als selbst Advokat zu werden. Die Idee schlug bald Wurzel und ich teilte dieselbe kurz nach meiner Rückkehr meinem Onkel Theodor mit. Er billigte sie sofort, aber wies darauf hin, daß mein Projekt nicht ohne die Zustimmung meines Vaters ausgeführt werden könnte, da dieser mich natürlich während meiner Rechtsstudien mit den nötigen Unterhaltsmitteln versehen müßte. Er erbot sich gütigerweise, in Befürwortung meiner Wünsche an ihn zu schreiben, und wir kamen überein, daß ich sein Gast bleiben sollte, bis eine Antwort auf seinen Brief eintraf. Demgemäß nahm ich meine frühere Lebensweise wieder auf, indem ich, soviel ich konnte, auf der Farm mithalf und zur Abwechslung Besuche bei Verwandten und Bekannten machte.

In seiner umgehenden Antwort sprach sich mein Vater für meinen Vorschlag aus und erbot sich, mir für zwei Jahre eine gewisse Summe jährlich auszusetzen, die mich instand setzen würde, bei bescheidener Lebensweise mich ganz und gar dem Studium zu widmen. Ich konnte mich vor Glück und Begeisterung kaum fassen, angesichts dessen, was mir als eine gesicherte und vielversprechende Zukunft erschien. Ich sah mich im Geiste bereits als angesehenen Advokaten und emporstrebenden Politiker. Am nächsten Tage fuhren wir nach Belleville, um Herrn Koerner hinsichtlich des besten Verfahrens zur Vorbereitung für meinen Beruf zu Rate zu ziehen. Er schlug zuerst vor, ich sollte eine

der verschiedenen juristischen Schulen des Landes ein paar Jahre hindurch besuchen und dann zur Erlernung der Praxis in die Kanzlei eines hervorragenden Advokaten eintreten. Als die Frage des Unterhaltes in Betracht kam — da mein Vater sich nur bereit erklärt hatte, zwei Jahre für mich zu sorgen — stellte es sich heraus, daß der einzige mir offenstehende Weg, der damals im Westen der gewöhnlich verfolgte war, das Studium von Theorie und Praxis vereint unter einem Praktiker zu beginnen. Dieser Beschluß befriedigte mich nicht, allein ich mußte mich ihm fügen. Herr Koerner erbot sich, mir ein Pult in seiner Kanzlei einzuräumen, riet mir aber im Hinweis auf meine nunmehrige Kenntnis des Englischen dringend, mich nach einem Platz bei einem eingeborenen Advokaten umzusehen. Er versprach mir freundlichst, bei seinen Kollegen in Belleville und St. Louis Erkundigungen einzuziehen. Einige Tage nachher erhielt ich ein Billet von ihm, des Inhalts, daß es ihm gelungen sei, mir den Eintritt in die Kanzlei eines der ersten Advokaten in Belleville, George Trumbull (eines Bruders von Lyman Trumbull, der späterhin als Senator der Vereinigten Staaten zu so hoher Bedeutung gelangte) zu sichern, und daß ich sogleich eintreten könne. Die Frage eines passenden Unterkommens in Belleville wurde durch Vetter Scheels gütige Einladung, ein Insasse seines geräumigen Hauses zu werden, gelöst.

Mr. Trumbull war ein Abkömmling der wohlbekannten Connecticuter Familie dieses Namens. Seiner Erscheinung nach und von Natur war er ein typischer Neuengländer — scharfsinnig, von nervöser Tätigkeit, vollständig in seinen Beruf aufgehend, ohne sich auch nur an Politik zu kehren, und eher wortkarg, als zur Mitteilsamkeit geneigt. Seine Kanzlei befand sich in einem kleinen einstöckigen Backsteingebäude auf dem Marktplatz, und bestand aus zwei kleinen Zimmern, eines nach vorne und eines nach hinten. Mir wurde ein Pult in dem ersten angewiesen. Anfangs hatte ich keine andere Verpflichtung als mich nach den Wünschen von Besuchern zu erkundigen, falls Mr. Trumbull ausgegangen war. Es stand mir frei, meine ganze übrige Zeit auf das Studium von Blackstone zu verwenden, den er mir zur

Verfügung stellte und den ich wacker in Angriff nahm. Nach einigen Wochen drängte sich mir die Überzeugung auf, daß es sehr schwer, ja beinahe unmöglich für mich war, auf diese planlose Weise große Fortschritte im Rechtsstudium zu machen. Die Lage der Kanzlei war bequem, nicht nur für Klienten, sondern auch für Müßiggänger und Klatschbrüder, mit denen Belleville, wie fast jede Kleinstadt, reichlich gesegnet war. Bei weitem zu viele „sprachen vor", sowohl bei Mr. Trumbull, als auch bei mir. Diese Belästigung nahm stetig zu, als im Herbste kaltes Wetter eintrat und unser warmer Ofen eine besondere Anziehungskraft ausübte. Auch erwies sich Belleville mehr und mehr als ein ungeeigneter Ort für jemand, dem so sehr daran gelegen war wie mir, sich im Gebrauche der englischen Sprache zu vervollkommnen. Es lag für mich klar am Tage, daß Beherrschung des Englischen eine wesentliche Bedingung des Fortkommens in diesem Lande sei. Ich hatte sogar einen amerikanischen Volksschullehrer aufgenommen, um mich in der richtigen Aussprache der englischen Selbstlaute, Mitlaute, Silben und Wörter zu unterrichten, gerade wie Anfänger das Buchstabieren lernen, denn ich machte die Wahrnehmung, daß die meisten meiner Arbeitgeber es versäumt hatten, sich dieselbe anzueignen. Ich arbeitete fleißig mit dem Lehrer ein bis drei Stunden des Tags, allein der Nutzen, den ich aus seinem Unterrichte zog, wurde durch den großen Mangel an Übung und an Gelegenheit englisch zu sprechen und sprechen zu hören und so mein Ohr daran zu gewöhnen, aufgehoben.

So kam ich allmählich zu dem Entschluß, mit meinen Verwandten die Zweckmäßigkeit der Fortsetzung meiner Studien anderwärts zu besprechen. Nach reiflicher Überlegung erklärten sie sich mit dem Wechsel einverstanden und Herr Koerner nahm es abermals gütigerweise auf sich, das meinen Wünschen Entsprechende zu erfinden. Ungefähr um Mitte November war es entschieden, daß ich in die Kanzlei einer bekannten Advokatenfirma, Manning & Merriman in Peoria, Illinois, eintreten sollte und ich traf meine Anstalten dementsprechend. Ich machte mich am 20. November auf den Weg nach Peoria und bestieg in St. Louis eines der Dampfboote, die regelmäßig den Illinois River hinauffuhren.

Infolge der zahlreichen Aufenthalte und der Stockungen anläßlich des niederen Wasserstandes kamen wir so langsam vorwärts, daß wir erst am dritten Tage den Ort unserer Bestimmung erreichten. Peoria war damals und ist, wie ich glaube, auch jetzt noch eine schöne Stadt, die amphitheatralisch von dem westlichen Ufer des Illinois River, oder vielmehr des Sees, zu dem sich der Fluß an dieser Stelle erweitert, ansteigt. Es hatte 1855 etwa zwanzigtausend Einwohner (jetzt über vierzigtausend) und war auf die gewöhnliche rechtwinklige Weise angelegt. Ich übernachtete in einem Hotel und überreichte am nächsten Morgen mein Empfehlungsschreiben an die Herren Manning & Merriman. Sie empfingen mich freundlich, wiesen mir nach einer kurzen Unterredung ein Pult in der Kanzlei an und weihten mich in meine Pflichten ein. Fürs erste sollte ich einfach von den Prinzipalen entworfene Rechtsakten abschreiben. Ich erhielt keine Vergütung, hatte aber das Privilegium zu „lesen“, wenn ich nicht anderweitig beschäftigt war. Ich stand bald in sehr gutem Einvernehmen mit beiden Partnern und fühlte mich in ihrer Kanzlei vollkommen heimisch.

Durch Zufall sicherte ich mir Kost und Wohnung im Hause des Kapitäns, auf dessen Boot ich angekommen war. Er war zumeist abwesend und seine Frau, der die Sorge für mehrere kleine Kinder oblag, war nichts weniger als eine gute Haushälterin, so daß es mir nicht besonders gut erging, weder was die Regelmäßigkeit noch die Beschaffenheit der Mahlzeiten betrifft. Nebstbei war das Haus sehr kalt und da der Winter von 1855—56 ungewöhnlich strenge war, so verursachte mir dieser Umstand nicht wenig Mißbehagen. Außer mir war nur noch ein Kostgänger da, ein Handelsbeflissener, einige Jahre älter als ich, der mir den Platz anempfohlen hatte, da er ein Verwandter der einzigen Familie in der Stadt war, an die ich Empfehlungsbriefe hatte. Er war ein leidlich guter Geselle, aber von äußerst beschränkten geistigen Anlagen und streng kirchlich gesinnt. Vergebens drang er jeden Sonntag in mich, dem Gottesdienste mit ihm beizuwohnen. Durch eine hier äußerst gewöhnliche Erfahrung machte ich damals zuerst die Entdeckung, daß die Versäumnis des Kirchenbesuches hierzulande ein großes gesellschaftliches Hindernis bildet.

Von dem Augenblicke an, da die Familie, der ich Empfehl
schreiben überbracht hatte, entdeckte, daß ich ein Freidenke
ließ sie mich vollständig fallen. Ich machte fast keine Bek
schaften außer den erwähnten. Meine gesellschaftliche Isoli
verursachte mir oft ein Gefühl der Einsamkeit, namentlich
ich des angenehmen Kreises gedachte, in dem ich den vo
gehenden Winter verbracht hatte.

Monate vergingen und der Frühling nahte heran, ohn
ich unter der Vormundschaft der Herren Manning & Mer
große Fortschritte in der Rechtskunde gemacht hätte.
einziger Studiengenosse, David McCullough, mußte von sich
selbe sagen. Auch waren wir hinsichtlich der Ursachen u
langsamen Fortschritte derselben Meinung. Wir begegneten
selben Schwierigkeit, mit der ich in Mr. Trumbulls Kanzl
kämpfen gehabt hatte: wir waren nicht genug abgeschieden,
studieren zu können. Nicht nur Klienten, sondern auch Pol
kamen, um sich mit Mr. Manning zu beraten. Es war
unterhaltend, ihm zuzuhören, ob er nun über Recht oder P
sprach, lenkte uns aber auch unwiderstehlich von unseren St
ab. Bei der größten Entschlossenheit war es unmöglich, u
Aufmerksamkeit auf den Inhalt von Blackstone, Chitty und
zu richten, während um uns herum laut gesprochen und
getrieben wurde. So sahen McCullough und ich einander
lich voll Verzweiflung an, seufzten und hörten dann gezwung
maßen und dennoch oft bereitwillig zu, denn die gewandte
humoristische Weise, in welcher Mr. Manning die Frage
Klienten bezüglich seiner Honorare beantwortete, war stets ä
belustigend. Da ein Tag nach dem andern mit demselbe
mutigenden Resultate verging, drängte sich mir allmählich,
wie vorher in Belleville, die Überzeugung auf, daß ich
solchen Umständen meine Studien niemals beendigen könnt
in der Tat fortwährend den größten Teil meiner Zeit verschwe
McCullough teilte diese Ansicht, und wir kamen beide z
Schlußfolgerung, daß wir eine Änderung vornehmen müßte

Im Laufe des Winters faßte ich den Gedanken, einige
zur Veröffentlichung in der Zeitung zu verfassen, welche

und wöchentlich in Belleville erschien. Ich war während der ganzen Zeit in meinem alten Glauben an meine Fähigkeit, eine gute Feder zu führen, nicht wankend geworden. Der Redakteur, Dr. Wenzel, ein Deutschböhme und politischer Flüchtling, ein Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten und Kenntnissen, schien eine besondere Vorliebe für mich gefaßt zu haben und ich war überzeugt, daß er irgend einen meiner Beiträge mit Vergnügen veröffentlichen würde. Ich schrieb daher zwei Briefe zusammen, teils beschreibender, teils philosophisch-ästhetischer Natur — wenigstens hielt ich sie dafür — und schickte ihm dieselben. Es waren armselige Versuche nach dem Vorbilde von Heine und Börne, ziemlich hochtrabend und gezwungen. Dennoch wurden sie gedruckt, und Dr. Wenzel beglückwünschte mich dazu in seinen den Empfang bestätigenden Briefen. Unglücklicherweise hatte ich verschiedene ziemlich sarkastische Bemerkungen über die „deutsche Philisterei", die sich auf vielerlei Weise in Belleville kund tat, einfließen lassen. Briefe von meinen Verwandten setzten mich bald davon in Kenntnis, daß meine Kritiken ziemlich viel Mißvergnügen gegen mich erregt hatten. Mein Onkel war besonders scharf in seinem Tadel der Zügellosigkeit meiner Feder. Es war gewiß nicht meine vorbedachte Absicht gewesen, irgend jemand zu beleidigen, aber ich hatte mich ohne Zweifel einer Naseweisheit schuldig gemacht, die meinen Jahren wenig anstand und in Anbetracht der Umstände, unter denen ich nach Belleville gekommen war und der herzlichen Aufnahme, die ich daselbst gefunden hatte, entschieden unpassend war. Dieses leidige Produkt war mein erster methodischer Versuch im Journalismus. Aufrichtig gesagt, obgleich seine Wirkung mich in nicht geringem Maße beunruhigte, schmeichelte die Aufmerksamkeit, welche er auf sich zog, meiner Eitelkeit nicht wenig.

Dieser Zwischenfall trug dazu bei, den Entschluß zur Reife zu bringen, welchen die Schattenseiten meines Rechtsstudiums in mir geweckt hatten. Durch Vernunftgründe gelangte ich zu der Annahme, daß es nutzlos sein würde, zu erwarten, daß solche Studien wie ich sie in der Kanzlei zu verfolgen imstande wäre, früher oder später einen guten Advokaten aus mir machen würden. Herr Koerner hatte im Grunde genommen mit seinem ursprüng-

lichen Rate recht, daß ich zwei Jahre lang eine juristische Schule besuchen sollte, wenn die mir von meinem Vater ausgesetzte Summe dies gestattet hätte. Ich fragte mich daher, ob es nicht ehrenwert wäre, den Versuch zu machen, nebstbei genug zu verdienen, um mir den Besuch einer solchen Schule zu ermöglichen. Würde ein so entschiedenes und unabhängiges Verfahren nicht auch das beste Mittel sein, die Vorurteile zu beseitigen, welche mein Artikel gegen mich erweckt hatte? Dergestalt war meine Schlußfolgerung und theoretisch hatte ich ohne Zweifel recht. Der eigentliche Prüfstein würde aber schließlich doch die Betätigung meiner Fähigkeit sein, das nötige Geld zu erwerben.

Während ich die dazu führenden Mittel und Wege überlegte, verfiel ich auf die mir am geeignetsten scheinende Lösung. Ich las in den Tagesblättern lange und feurige Ankündigungen eines neuen Werkes, einer „Geschichte (oder Enzyklopädie) der amerikanischen Literatur". Der Wert des Werkes wurde von literarischen Männern von nationalem Ruf nachdrücklich bestätigt. Es sollte in drei großen Bänden zu je fünf Dollars erscheinen und nur im Wege der Subskription verkauft werden. Die annoncierende Firma, wohlbekannte Buchhändler in Chicago, forderte unternehmende junge Leute von gefälligem Äußeren auf, sich mit ihr in Verbindung zu setzen und erbot sich, als geeignete Agenten geltenden Personen gewisse Teile des Landes ausschließlich zuzuweisen, und ihnen auch anderweitig die weitgehendsten Zugeständnisse zu machen.

Hier, meinte ich, wäre das Richtige für mich. Warum sollte es schwer sein irgend eine Anzahl von Exemplaren eines so warm empfohlenen Buches zu verkaufen, besonders da keine Konkurrenz zu bekämpfen war? Warum sollte es nicht möglich sein, mit festem Willen und gehöriger Strebsamkeit in einigen Monaten eine hinreichende Menge von Exemplaren abzusetzen, und so genug zu verdienen, um mir etwa den Besuch der juristischen Fakultät von Harvard im Herbste zu ermöglichen? Das Projekt nahm meinen Geist ganz und gar gefangen. Ich war zu ungeduldig, einfach an die Firma in Chicago zu schreiben, und gegen Ende Februar 1856 nahm ich eine Woche Urlaub, packte meinen Koffer und dampfte per Eisenbahn nach Chicago ab.

Dreizehntes Kapitel.

Durch Politik zum Journalismus.

1856—1857.

Als ich im Laden der Buchhändler, welche damals die tonangebende Firma dieser Branche im Nordwesten repräsentierten, vorsprach, wurde ich zu dem Teilhaber geführt, der die Subskriptionsabteilung unter sich hatte. Er war ein Gentleman in Redeweise und Lebensart, und taxierte mich sofort als einen jugendlichen Enthusiasten mit lebhafter Einbildungskraft und beschränktem Urteilsvermögen. Er spornte mich nicht im geringsten an, sondern sprach ganz unparteiisch von der Unsicherheit des Kolporteurgeschäfts; allein es gelang ihm nicht, mich zu ernüchtern. Ich sagte ihm mit einem gewissen Stolz, daß ich bereits früher in dem Geschäft gewesen sei und wüßte, welche besondere Befähigung es erforderte, und daß ich dieselbe besäße. Schließlich meinte er, daß, nachdem ich darauf bestünde, es ihn freuen würde, mich einen Versuch machen zu lassen. Ich würde dabei nicht viel aufs Spiel setzen, da ich nur ein Exemplar des Werkes mit Rabatt zu kaufen brauchte. Er wolle mir ein vollständig unerforschtes und vielversprechendes Feld, die Stadt Milwaukee, zuweisen. Für jede erlangte Subskription wurde mir eine Provision von dreiunddreißig Prozent bewilligt. Mit einem vollständigen Vorrat von Subskriptionsbüchern und Zirkularen versehen, machte ich mich ohne Zeitverlust auf den Weg nach dem Schauplatz meiner künftigen Operationen.

Milwaukee war von jeher eine fast deutsche Stadt. Im Jahre 1856 war das deutsche Element noch überwiegender als

heute; ja, seine Amerikanisierung, welche unterdessen rasche Fortschritte gemacht hat, hatte damals kaum begonnen. Es war unter den Deutschamerikanern als „Deutsch-Athen“ bekannt und in gewisser Beziehung verdiente es diesen Namen. Unter meinen Landsleuten befand sich eine große Anzahl wohlerzogener und feingebildeter Männer, bei denen die Liebe zur Musik und dramatischen Kunst sehr ausgeprägt war. Unter der Leitung von Hans Balatka, der den Taktstock noch heute in Chicago schwingt, war für gute Orchestermusik und Gesang reichlicher gesorgt, als in irgend einer andern Stadt des Westens. Auch war ein sehr gutes deutsches Theater da. Ein weiterer Anziehungspunkt war das Hotel Weltstein, der beste deutsche Gasthof in den Vereinigten Staaten. Er war nach seinem Eigentümer benannt, der im Vaterlande einem gelehrten Beruf angehört hatte und ein äußerst intelligenter, wohlunterrichteter und unterhaltender Wirt, nur ein wenig zu sehr für ein Gläschen guten Weins eingenommen war. Er verunglückte fünfundzwanzig Jahre später durch einen Sturz aus dem Fenster. Er hielt sein Haus sehr sauber und reinlich, führte eine ausgezeichnete Küche und seine Preise waren mäßig.

Ich nahm dort Quartier und wurde schnell mit mehreren hervorragenden Deutschen bekannt, die entweder regelmäßige Gäste waren oder die Gewohnheit hatten, sich daselbst einen geselligen Trunk zu gönnen. Zuerst fühlte ich mich durch die Tatsache ermutigt, daß meine Tätigkeit sich hauptsächlich auf den Kreis meiner eigenen Landsleute beschränken würde, allein ich machte bald ausfindig, daß dies im Gegenteil ein Nachteil war, denn die meisten von denen, an die ich mich wendete, wußten nichts von amerikanischer Literatur und machten sich nicht viel daraus. Sie waren dazu nicht lange genug im Lande und außerdem hielt ihre rein deutsche Umgebung ihr Interesse an amerikanischen Angelegenheiten natürlicherweise auf dem Nullpunkte. Es dauerte nicht lange, ehe sie mich fühlen ließen, daß sie sich nicht hinreichend von ihrem Kastengeist emanizipiert hatten, um nicht mehr oder weniger auf mich als auf einen Buchhausierer herabzusehen. Ich bestrebte mich eifrigst, Abonnenten zu erhalten, machte mich regelmäßig jeden Morgen auf den Weg und brachte den ganzen Tag damit zu, von

Laden zu Laden und von Kontor zu Kontor zu gehen. Ich erinnere mich lebhaft eines heftigen Schneesturms, der mehrere Tage hindurch raste und von anhaltender schneidender Kälte gefolgt war, die das Kolportieren körperlich sehr beschwerlich machte. Allmählich ließen die mageren Erfolge meiner Bemühungen meine sanguinischen Hoffnungen dahinschwinden und es wurde mir vor dem schließlichen Resultat bange. Nach Verlauf von drei Wochen hatte ich nur fünfunddreißig Exemplare verkauft, siebenundzwanzig an Amerikaner und acht an Deutsche. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich sage, daß mir von zwölf Versuchen nur einer glückte, und brauche wohl kaum zu erwähnen, daß dies allerlei Erfahrungen, meist unangenehmer Art, für mich bedeutete. In der Regel mußte ich fortwährend aus der Schale der Demütigung trinken. Ich hatte nur die eine Genugtuung, mein Möglichstes versucht, und, im ganzen genommen, meine Zeit, vom geselligen Standpunkte aus, angenehm verbracht zu haben. Natürlich war dies nicht genug, da ich meinen eigentlichen Zweck, Geld zu erwerben, verfehlt hatte. Das Netto-Barergebnis war, daß meine sämtlichen Auslagen während der drei Wochen meine Einnahmen um fünf Dollars überstiegen, obgleich ich das Feld, von dem ich so viel erwartete, wirklich erschöpft hatte. Äußerst entmutigt und in Verlegenheit darüber, was ich tun sollte, kehrte ich nach Chicago zurück. Ich hätte schon früher erwähnen sollen, daß mein Vertrauen auf den Erfolg meines Unternehmens so groß gewesen war, daß ich, noch ehe ich nach Milwaukee aufbrach, den Herren Manning & Merriman meinen Entschluß mitgeteilt hatte, das Rechtsstudium zeitweilig aufzugeben, um mich einem vielversprechenden Geschäft zu widmen, das mir unvermutet in den Weg gekommen war.

Glücklicherweise fand ich innerhalb weniger Tage, durch Beantwortung einer „Verlangt"-Annonce, eine mir passend scheinende Stelle bei einer Firma von Grundeigentumsagenten, namens Staples & Sims, die ein schönes Kontor an der Ecke von Dearborn und Clark Streets, mit der Ansicht auf Court House Square, innehatten. Staples war ein ehemaliger Kaufmann und Kapitalist, Sims ein schottischer Arzt, der keine genügende Praxis zu erlangen vermocht hatte. Es war eine sonderbare Kombination

und erwies sich von nicht sehr langer Dauer. Die Firma
suchte ein Kommissionsgeschäft zu betreiben, das heißt, and
Leute Grundeigentum gegen Provision zu verkaufen. Meine spez
Obliegenheit bestand darin, deutsche Kunden heranzuziehen,
demgemäß figurierte mein Name als Verkäufer unter dem
Firma in den Annoncen der deutschen Zeitungen. Mein Sc
belief sich auf fünfzig Dollar den Monat und einen kleinen
teil an dem durch mich zugebrachten Kommissionsgeschäft. Es
auch ein französischer Kontorist da, als Köder für französ
Käufer und Verkäufer, welcher außerdem als Zeichner fungi
Ich war äußerst stolz, als ich mir die Stelle gesichert hatte
in dieser hoffnungsvollen Gemütsstimmung vollendete ich
einundzwanzigstes Jahr am 10. April 1856.

Es war um diese Zeit, daß ich, sozusagen, meine erste Le
in praktischer Politik hierzulande erhielt. Schon lange las
regelmäßig die Zeitungen und verstand die politischen Tagesfr
vollkommen. Die vorbedachten Versuche der Demokraten im Sü
mit Hilfe ihrer nördlichen Gesinnungsgenossen eine Ausdehn
des der Sklaverei offenstehenden Gebietes in Verbindung mit
Organisation von Kansas als Territorium zu bewerkstelligen, bil
ein Tagesgespräch, welches jedes andere in den Hintergrund drän
Die Bildung einer neuen Partei, aus den der Zulassung
Sklaverei in Kansas und Nebraska feindlich gesinnten Elemen
hatte bereits begonnen. Freier Boden gestaltete sich schnell zu
Hauptstreitfrage, nicht nur bei den National- und Staats-, son
selbst bei den Kommunalwahlen. Sie wurde auch in Chicago
der Stadtwahl in jenem Frühjahr zur Demarkationslinie gem
Ich hatte natürlich kein Recht zu stimmen, was mich aber
hinderte, als eifriger Parteigänger für die antidemokratische
einzutreten. Der Kampf wurde geradezu über die Sklavereif
ausgefochten. Der von den Demokraten zum Bürgerm
Nominierte war Thomas Dyer und der Führer der Opposi
Frank C. Sherman. Die Stimmenwerbung wurde auf die
wöhnliche Weise, durch öffentliche Versammlungen, Umzüge
einen äußerst hitzigen Zeitungskrieg betrieben. Ich nahm mit
und Seele daran teil, wohnte jeden Abend einer Versamm

bei, gebrauchte meine Stimme so laut wie irgendeiner, um Beifall zu rufen und zu schreien und schloß mich einem Fackelzug an. Am Wahltag fungierte ich als Wahlzettelverteiler und war zum erstenmal Zeuge von stürmischen Szenen und Aufruhr an den Wahlurnen. Das „recht" und „unrecht" schien mir so klar festgestellt, daß ich nicht begriff, wie ein intelligenter Sinn überhaupt darüber in Zweifel sein konnte. Daß die unwissenden, von Pfaffen beherrschten Irländer die demokratischen Kandidaten unterstützten, war mir verständlich, aber es erregte meinen Ekel und meine Entrüstung, daß Deutsche auf der demokratischen Wahlliste standen, eine deutsche Zeitung und hervorragende Deutsche für dieselbe tatsächlich eintraten. Ich betrachtete sie als verachtungswürdige Apostaten. Auch vertraute ich fest darauf, daß die gottlose Verbindung eine überwältigende Niederlage erleiden würde. Man kann sich daher meine unaussprechliche Demütigung und meinen Kummer vorstellen, als die Demokraten einen entscheidenden Sieg davontrugen. Unter dem Eindruck der Weissagungen des schrecklichen und unabwendbaren Unheils, welches über das Land hereinbrechen würde, falls die Demokraten Herren des Schlachtfeldes blieben, fühlte ich mich jammervoll niedergedrückt. Es schien mir fast, als ob das Ende der Welt nahe wäre. Ich konnte diese traurige Enttäuschung wochenlang nicht überwinden. Einen gewissen Ersatz fand ich in der ausgedehnten Bekanntschaft, die ich mir durch mein politisches Debut erworben hatte.

Meine Verbindung mit den Herren Staples & Sims dauerte nur bis Ende Mai. Sie waren Neulinge im Geschäft, in das sie sich erst wenige Monate, ehe sie mich anstellten, eingelassen hatten, und es gelang ihnen nicht, sich die erwartete Kundschaft zu sichern. Auch hatten sie sich übertriebenen Hoffnungen hingegeben, durch mich deutsche Kunden zu bekommen, die jedoch unerfüllt geblieben waren. Zu der eben erwähnten Zeit schlugen sie vor, die Bedingungen meiner Stellung dahin abzuändern, daß mir kein Salär bezahlt werden sollte, sondern nur Provisionen von den ihnen durch mich zugeführten Geschäften. Da mir auf diesem Wege bisher nicht mehr als fünfundzwanzig Dollars zugute gekommen waren, so konnte ich unmöglich einwilligen und verließ daher die Firma.

Der Verlust meiner Stelle beunruhigte mich nicht im geringsten, denn ich hatte mir einen Plan ausgedacht, der mich ganz erfüllte und von dessen Verwirklichung ich viel Ehre und großen Gewinn erhoffte. Man wird sich erinnern, daß damals sowohl die Pro- als die Antisklavereipartei bemüht war, die Einwanderung in das streitige Territorium von Kansas mit allen Kräften zu fördern. Im Norden sowohl als im Süden, von den Neu-England-Staaten bis zum Mississippi, war eine lebhafte Agitation behufs Bildung von „Kansas-Emigrations-Vereinen“ im Gange. Es war deren bereits eine ganze Anzahl gegründet worden, welche Ansiedler nach Kansas sandten. Die Zeitungen kündigten fast täglich die Ankunft von mehr oder weniger zahlreichen Gruppen auf ihrem Wege nach Westen an. Mein Projekt bestand in nichts geringerem als der Gründung einer Gesellschaft unter den jungen Deutschen des Nordwestens, die sich einen großen Strich Landes in Kansas sichern und durch die Mitglieder besiedeln lassen sollte. Die Kolonie sollte, gleich andern nördlichen Ansiedlungen, eine Vorhut der Freiheit sein und im Notfall für freien Boden kämpfen.[1]) Natürlich strebte ich danach, an der Spitze der Verbindung zu stehen. Ich verfaßte ein regelrechtes Programm und sobald ich vom Kanzleidienst befreit war, ging ich daran, seine Ausführung zu betreiben. Es gelang mir unschwer, eine bedeutende Anzahl von jungen Leuten, Turner und Mitglieder von politischen Vereinen, dafür zu interessieren. Enthusiasmus war genug unter uns vorhanden, aber kein Kapital. Nicht einer von uns konnte mehr tun, als eine mäßige wöchentliche Beisteuer zur Kasse zu bezahlen. Auf meine Anregung wurde beschlossen, den Versuch zu machen, in der Stadt ansässige Kapitalisten für unser Unternehmen zu gewinnen, und die Aufgabe fiel mir zu. Ich sprach bei einer Anzahl wohlbekannter und vermögender Antisklaverei-Männer vor und sammelte ein Dutzend Subskriptionen in Beträgen von fünfzig bis hundert Dollars. Das war natürlich kein genügendes Kapital. Hierauf

[1]) Er „war nahe daran, in eine der Kompagnien von Sharps Scharfschützen einzutreten, welche durch den ganzen Norden in der Bildung begriffen waren, um das Territorium der Freiheit zu erhalten.“

fiel mir ein, daß wir uns dieses viel schneller in den großen Städten des Ostens sichern könnten und ich überredete meine Mitgenossen demgemäß, mich zu ermächtigen, dieselben behufs Erlangung weiterer Subskriptionen zu besuchen. Auch veranlaßte ich sie, mich mit dem Auftrag nach Washington zu entsenden, dort eine Schenkung von Land für unsere Zwecke vom Kongreß oder von der Regierung zu erlangen. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß diese Grundlage unseres waghalsigen Unternehmens der Tatsache zugeschrieben werden muß, daß ich nicht die entfernteste Vorstellung von den unübersteiglichen Schwierigkeiten hatte, unter denen irgend eine Gewährleistung von den Bundesbehörden zu erlangen ist.

Ich begab mich direkt von Chicago über Baltimore nach der Bundeshauptstadt. Ich hatte mir Empfehlungsschreiben von lokalen politischen Führern an Senatoren der Vereinigten Staaten und mehrere von Illinois entstandte Mitglieder des Hauses verschafft. Die Briefe befürworteten mein Projekt nicht, doch erwähnten sie, daß ich meine Wünsche mündlich erklären würde, und verbürgten sich einfach für meine Zuverlässigkeit. Ehe ich sie überreichte, widmete ich einen Tag der Besichtigung von Sehenswürdigkeiten. Abgesehen von den stattlichen öffentlichen Gebäuden, bot Washington vor dreißig Jahren den Anblick einer armseligen, unbelebten Stadt des Südens. Jene Paläste ließen die Menge der sie umgebenden niedrigen Gebäude um so erbärmlicher und unbedeutender erscheinen. Es war eine hochgradige Julihitze eingetreten, und auf den unermeßlichen Straßen war fast niemand zu sehen. Die zahlreiche farbige Bevölkerung, welche charakteristische Merkmale der Sklaverei zur Schau trug, war für mich ein negativ interessanter Zug. Aber der allgemeine Eindruck, den der Ort auf mich machte, war höchst unbefriedigend.

Ich verschaffte mir ohne Schwierigkeit Zutritt zu den Senatoren von Illinois, Lyman Trumbull und Stephen A. Douglas, und hatte eine Unterredung mit beiden. Trumbull war ein neues Mitglied und hatte noch keinen großen Ruf, während Douglas damals infolge seiner zunehmenden Opposition gegen die übertriebenen Forderungen seiner Partei zugunsten der Sklaverei die hervor=

ragendste politische Persönlichkeit in den Augen des amerikanischen Volkes war, so daß ich die Gelegenheit, mit ihm zusammenzutreffen und zu sprechen, als eine besondere Auszeichnung betrachtete. Mr. Trumbull hatte von mir als einem früheren Studenten in der Kanzlei seines Bruders gehört, kannte meine Verwandten und empfing mich daher recht freundlich. Er schien mir seinem Bruder ziemlich ähnlich, nur imponierender in seinem Auftreten. Ich unterbreitete ihm unseren gedruckten Kolonisationsplan. Nachdem er ihn durchgelesen hatte, frug er, was von ihm bezüglich desselben erwartet werde. Hierauf legte ich mit aller mir zu Gebote stehenden Beredsamkeit unsere Wünsche hinsichtlich exekutiver oder gesetzgebender Unterstützung von seiten der Regierung dar. Ich sah ein Lächeln über seine Züge gleiten, welches mir ein Gefühl der Verlegenheit verursachte, aber ich führte meine Erörterung zu Ende. „Junger Freund," antwortete der Senator, „ich bedauere, daß Sie sich der Mühe und Auslage unterzogen haben, nach Washington zu kommen, denn Ihre Sendung ist völlig hoffnungslos. Was Sie anstreben, ist allem Gesetz und Herkommen zuwider und besonders übel angebracht angesichts des im Kongreß und außerhalb desselben hin- und herwogenden Parteikampfes um Kansas." Er könne mir nur raten, sofort alle beabsichtigten Versuche aufzugeben und nach Hause zurückzukehren. Das war in der Tat ein kaltes Sturzbad, und ich verließ ihn höchst niedergeschlagen.

Nichtsdestoweniger beschloß ich im Laufe des Tages, mein Glück bei Senator Douglas zu versuchen. Da ich mich am nächsten Morgen nach seinem Hotel verfügte, fand ich mehr als ein Dutzend Besucher vor mir anwesend, und es dauerte volle zwei Stunden, ehe ich vor dem „kleinen Riesen" stand, wie ihn seine Partei schon damals titulierte. Der Ausdruck war ihm wohl angepaßt. Er war sehr klein, nicht über fünfeinhalb Fuß hoch; zwischen dem langen Rumpfe seines Körpers und den kurzen Beinen bestand überdies ein wahrnehmbares Mißverhältnis. Seine breite Brust ließ auf bedeutende Kraft der Lungen schließen. Es bedurfte nur eines Blickes auf sein Antlitz und seinen Kopf, um einen zu überzeugen, daß sie keinem gewöhnlichen Menschen

angehörten. Kein Bart verbarg irgend einen Teil seiner bemerkenswerten gebräunten Züge. Mund, Nase und Kinn waren alle groß und drückten unverkennbar viel Mut und Willenskraft aus. Hinter der breiten, hohen Stirne hatte augenscheinlich ein gewaltiges Hirn seinen Sitz. Der Kopf, mit einer Fülle wallenden schwarzen Haares bedeckt, das eben erst eine leichte Schattierung von grau zu zeigen begann, fiel durch seine Derbheit und den löwenartigen Ausdruck auf. Seine Brauen waren buschig, die Augen von glänzender Schwärze. Er warf einen Blick auf die Briefe, welche ich ihm überreichte, und frug mit seiner tiefen, klangvollen Stimme, die ihren Eindruck auf die Masse des Volkes niemals verfehlte, was er für mich tun könne. Ich überreichte ihm unsern Prospektus, worauf er bemerkte: „Können Sie mir nicht den wesentlichen Inhalt mitteilen? Meine Zeit ist so beschränkt, daß ich ihn nicht lesen kann.“ Ich versuchte eine Erklärung, hatte aber kaum auf unsern Zweck angespielt, als er mich mit den Worten unterbrach: „Lassen Sie es gut sein! Ich verstehe vollkommen, kann aber nichts für Sie tun. Ähnliche Ansuchen werden beinahe täglich, von im Interesse des Südens gebildeten Vereinen, an mich gestellt, und selbst wenn nicht gesetzliche Hindernisse im Wege stünden, würde es aus politischen Gründen durchaus nicht angehen, daß ich eine oder die andere Seite in dieser nationalen Streitfrage begünstigte.“ Mit dieser kurzen und nachdrücklichen Antwort mußte ich mich zufrieden geben und verabschiedete mich demnach. Es schien nutzlos, meine Bemühungen bei den Mitgliedern des Hauses, an die ich Empfehlungen hatte, fortzusetzen, weshalb ich den nächsten Zug nach Philadelphia benutzte.

Ich brachte eine ganze Woche in der „Stadt der brüderlichen Liebe“ in Verfolgung meines Zweckes zu. Ich hatte nur einen Empfehlungsbrief, an William D. Kelley, der gerade damals bei der Organisation der neuen Republikanischen Partei aus denjenigen Demokraten, die der Sklaverei feindlich waren, eine führende Rolle spielte, und späterhin als Kongreßmitglied und Vertreter eines und desselben Wahlkreises von Philadelphia während mehr als einer Generation zu nationaler Bedeutung gelangte. Er empfing mich sehr

freundlich, machte mir aber nicht viel Hoffnung auf einen l
Erfolg meiner Sendung. Er ging so weit, mich persönlich z
schiedenen wohlhabenden Parteigenossen zu führen. Diese war
nahe alle Geschäftsleute und unter ihnen befand sich Mr. Drex
ältere Kompagnon des großen Bankhauses Drexel & Co. M
von ihnen und besonders Mr. Drexel frugen mich genau üb
Einzelheiten meines Projektes aus, namentlich über die bes
Verwendung, die wir von dem Kapital zu machen ged
welches ich aufzubringen mich bemühte. Mein Unvermögen,
ihrer Fragen zu beantworten, brachte mich in arge Verleg
In meinem Plan war der Punkt nicht mit einbegriffen,
Subskribenten Aktien oder andere Gegenwerte in der Gesel
für ihr Geld erhalten oder einfach Schenkungen machen s
Die Wahrheit zu sagen, genügte meine Geschäftskenntnis
mich zur Ausarbeitung des Projektes auf Grundlage einer A
gesellschaft zu befähigen und wollte ich in Wirklichkeit ge
Schenkungen haben. Ich erinnere mich sehr deutlich der
wirrung, in die mich Mr. Drexels Bemerkung setzte: „V
gesetzt, Ihr Unternehmen wäre wirklich lobenswert genug
pekuniäre Hilfe meinerseits und von anderen zu verdienen,
sollten Sie und Ihre Genossen allein sämtliche, aus einer s
Unterstützung erwachsenden Vorteile genießen?" Ich zog m
gut ich konnte aus der Schlinge, indem ich erklärte, da
Beiträge derjenigen Subskribenten, welche es wünschten, v
Gesellschaft natürlich als Darlehen behandelt werden könnt

Da ich jedoch vollends unvorbereitet war, irgend
Bürgschaften zu leisten oder darzutun, daß den gehörigen
lichen Formen in dieser Hinsicht Rechnung getragen worden
so mißlang es mir nicht nur Subskriptionen zu erlangen, s
ich wurde offenbar noch zum Gegenstande des Argwohns.

In gedrückter Stimmung und gedemütigt reiste ich
nach New York. Ich stieg im Prescott House ab, einem
bekannten und gut geführten, hauptsächlich von Deutsche
besseren Klassen aus allen Teilen der Vereinigten Staate
aus dem alten Vaterlande frequentierten Hotel. Eine der
Personen, die ich unter den Gästen erblickte, war „Oberst" B

der während des Aufstandes in der Pfalz im Jahre 1849 ziemlich allgemein bekannt geworden war, als Kommandant eines sogenannten „Freikorps“, eines unabhängigen Bataillons von jungen Ultraradikalen, die jedoch größere Vorliebe für die Schaustellung von roten Emblemen, als Tapferkeit auf dem Schlachtfelde an den Tag gelegt hatten. Ich wurde bei der table d'hôte mit ihm bekannt. Er war groß und wohlgebaut, von feinem Benehmen, aber seine Züge, soweit sie nicht von seinem Vollbart verdeckt waren, hatten die Färbung des gewohnheitsmäßigen Trinkers. Er sprach sehr laut und, wenn er nicht mit seinen kriegerischen Großtaten prahlte, konnte er nicht genug zur Herabsetzung der Vereinigten Staaten vorbringen, wo seine Verdienste bis dahin noch nicht anerkannt worden waren. Ich machte bald ausfindig, daß die Ursache seines Mißfallens an diesem Lande darin bestand, daß er gezwungen war, sein Leben kümmerlich als Gemüsefarmer in Rockland County, New York, zu fristen. Er versah das Hotel mit Gemüse und Obst und machte sich seltsamerweise zumeist mit Essen und Wein bezahlt. Er spielte später während des Rebellionskrieges eine ziemlich hervorragende Rolle auf der Seite des Nordens.

Ich hatte eine Empfehlung an Dr. Hexamer, einen deutschen Arzt von hohem Ansehen im Berufe und der Gesellschaft, der zugleich einer der Führer des lokalen deutschen Zweiges der neugebildeten republikanischen Partei war. Wäre er am Leben geblieben, so würde er ohne Zweifel eine glänzende Karriere gemacht haben, allein er war schwindsüchtig und hatte damals nur eine kurze Lebensfrist vor sich, wie er mir selbst sagte. Er war einer der warmherzigsten und in jeder Beziehung anziehendsten Menschen, denen ich je begegnet war, und sofort bereit meinem Projekt Vorschub zu leisten, welches einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Er stellte mich persönlich Friedrich Kapp vor, und dies erwies sich als der Beginn einer lebenslänglichen Freundschaft. Kapp war ausübender Advokat und schien daher gerade der Mann zu sein, dessen ich bedurfte, um mein Projekt in gesetzliche Form zu bringen. Er war auch gern bereit, mich mit seinem Rat zu unterstützen, und stimmte mit meinen Kritikern in Philadelphia

darin überein, daß ich und meine Genossen von dem Pu
nicht erwarten konnten, daß es eine große Summe Geld
dingungslos in unsere Hände lege, die nach unserem Gut
verwendet werden sollte. Er riet mir dringend, alle Bemüh
nach meinem ursprünglichen Plan Geld aufzutreiben, aufzu
und schlug mir vor, eine Aktiengesellschaft zu gründen. J
genügte schon eine kurze Besprechung der Einzelheiten d
Ausführung seines Vorschlages zu verfolgenden Method
mich trotz meiner damaligen geringen Geschäftskenntnis zu
zeugen, daß es mir, ohne Bekanntschaften, ohne Einfluß un
die Mittel zur Bestreitung der vorläufigen Kosten, vollen
möglich sein würde, eine solche Vereinigung zustande zu b
Wenn es mir aber auch gelingen sollte, eine Gesellsch
gründen, konnte ich nicht daran denken, meinen ehrgeizigen
an ihrer Spitze zu stehen, verwirklicht zu sehen, da ich ni
ihrem Kapital beizutragen vermochte.

So kam ich notgedrungen zu dem Schlusse, daß mein
aufgegeben werden müßte. Ich war jedoch nicht geneigt
sofort darein zu finden, und mein Verstand arbeitete sich n
mählich zur Erkenntnis dieser unerfreulichen Notwendigkeit
Mein Widerstreben wurde indessen ebenso sehr durch
an Überzeugung, als durch die Erkenntnis der fatalen La
anlaßt, in die mich das Mißlingen meiner Pläne unvermei
weise versetzen müßte — denn hatte ich nicht ansehnliche
beträge in Chicago einkassiert, die nachher auf Reisekosten ver
worden waren?

Mittlerweile erfreute ich mich interessanter politisch
fahrungen. Eine tiefe Erregung in betreff der denkw
Präsidentenwahl jenes Jahres machte sich durch das ganz
hindurch fühlbar. Die Aufstellung von John C. Frémo
Kandidat für das Weiße Haus und als Gegner einer n
Ausdehnung der Sklaverei hatte mehr als irgend eine
hohe Begeisterung hervorgerufen, die ich vollständig
Hexamer und Kapp waren äußerst tätig in der Organi
von deutschen republikanischen Vereinen in New York und
nachbarten Städten. Ich begleitete sie regelmäßig zu d

diesen Zweck abgehaltenen Versammlungen. Ihre Propaganda war nicht von so umfassendem Erfolge begleitet, als sie gehofft hatten, denn die Mehrzahl unserer Landsleute zeigte eine hartnäckige (der Unwissenheit und ihrer traditionellen Stimmabgaben für den demokratischen Wahlzettel entsprungene) Anhänglichkeit an die demokratische Partei. Ich war auch ein regelmäßiger Besucher des republikanischen Hauptquartiers, das in Clinton Hall am Broadway, schräg gegenüber von Clinton Place, etabliert war. Der Vorsitzende des republikanischen Zentralkomitees war Simeon Draper, ein wohlbekannter Makler in Grundeigentum. Ich erinnere mich genau der Bewunderung, die mich erfaßte, so oft ich seine Achtung gebietende Gestalt erblickte und seine Stentorstimme vernahm. Ich war auch bei einem Ständchen zugegen, das „John und Jessie“ (Oberst Frémonts Gemahlin, geborene Benton) gebracht wurde, und hatte das Glück, bei dieser Gelegenheit beiden die Hand zu schütteln.

So vertrödelte ich mehrere Wochen in New York, ehe ich nach Chicago zurückkehrte, um meinen Genossen die Ursachen meines Mißerfolges zu erklären. Die meisten von ihnen waren abgeneigt, meiner Aussage Glauben zu schenken, daß ich mein möglichstes getan hatte, aber infolge der Natur unseres Projektes in meinen Erwartungen getäuscht worden war, und tadelten es, daß ich so viel länger als nötig im Osten verweilt hatte. Beim Abschluß meiner Rechnung machte sich großer Widerspruch dagegen geltend, mir den vollen Betrag meiner Reisekosten zu bewilligen, infolgedessen ich meine Ansprüche bedeutend herabsetzte, wiewohl ich nur einen Teil meines Aufenthaltes in New York angerechnet hatte. Das Ende vom Liede war, daß ich mein Amt niederlegte und die „Länderei-Gesellschaft“ hierauf in die Brüche ging.

Dieses klägliche Ende brachte mich wieder in Geldverlegenheit. Ich hatte mich nicht berechtigt gefühlt, die monatliche Zulage von meinem Vater zu beziehen, nachdem ich Peoria verlassen hatte. So befand ich mich denn im Besitz von weniger als dreißig Dollars. Ich hatte beabsichtigt, nach New York zurückzukehren, überzeugt, daß ich mit Hilfe meiner neuen Bekanntschaften eine annehmbare Stellung finden könnte, aber das stand jetzt außer Frage.

Unter diesen Umständen hörte ich zufällig von einer Aussicht, die mir besonders anziehend erschien. Die Republikaner von Racine in Wisconsin, an der direkten Eisenbahnlinie zwischen Chicago und Milwaukee, wünschten dringend, das zahlreiche deutsche Wahlstimmenkontingent in ihrer Stadt für ihre Partei zu gewinnen, und planten, zu diesem Zwecke die demokratische deutsche Zeitung zu kaufen und sie in ein republikanisches Organ umzuwandeln. Sie hatten die Herausgeber der Illinois Staatszeitung ersucht, eine geeignete Person zur Übernahme des Geschäfts zu empfehlen, und ich war durch einen derselben von der Sache unterrichtet. Ich hielt mich für genügend mit der Tagespolitik vertraut und war überzeugt, daß ich mir die sonst erforderlichen Eigenschaften, dank der natürlichen Befähigung, welche ich für mich in Anspruch nahm, nebst der Energie und Begeisterung, die ich meinem neuen Berufe entgegenbringen würde, rasch anzueignen vermöchte. Ich sah den direkten Weg zu literarischer und politischer Auszeichnung offen und beeilte mich demgemäß, mir die große Gelegenheit zunutze zu machen. Ich verschaffte mir von meinem Gewährsmanne ein Empfehlungsschreiben an das republikanische Exekutivkomitee in Racine und bestieg den nächsten Zug nach jenem Orte. Das war gegen Ende August 1856.

Racine war damals und ist, wie ich höre, noch immer eine schöne Stadt. Es liegt knapp am Ufer des Michigan-Sees, auf den es eine großartige Aussicht gewährt. Eine lange, breite Straße war auf beiden Seiten von Geschäftshäusern eingerahmt. Der bewohnte Teil bestand aus schönen, schattigen, einander rechtwinkelig durchschneidenden Straßen mit zahlreichen reizenden Heimstätten. Die Stadt war der Sitz der Kreisbehörden und eines gut besuchten „College“, welches unter den westlichen Erziehungsanstalten stets einen guten Ruf genoß. Sie zählte ungefähr zwölftausend Einwohner, von denen ein Drittel Deutsche waren. Die Bevölkerung des Kreises war auch zum großen Teile deutsch. Die ersten Eindrücke, welche der Ort auf mich machte, waren so günstig, daß ich doppelt eifrig darauf bedacht war, mir die Stellung zu sichern. Der Vorsitzende des republikanischen Komitees, ein aufgeweckter, junger Advokat, empfing mich

mit sichtbarem Vergnügen. Ich fühlte mich sehr erleichtert, als ich von ihm erfuhr, daß kein Mitbewerber da sei. Er berief sofort eine Komiteesitzung ein und stellte mich den Herren vor. Sie richteten nicht die geringste Frage an mich und engagierten mich auf der Stelle mit dem Ausdrucke großer Genugtuung. Dem Komitee war von dem Herausgeber der deutschen Zeitung insgeheim die Wahl freigestellt worden, dieselbe zu einem gewissen Preise zu erstehen, und es wurde beschlossen, sogleich das nötige Geld aufzutreiben und sich dieses Vorrechtes zu bedienen. Ich sollte achtzehn Dollars die Woche Gehalt beziehen — eine fürstliche Bezahlung, wie mir schien — und die ausschließliche redaktionelle und geschäftliche Leitung im Interesse der neuen Eigentümer übernehmen. Der Vorsitzende machte sich mit mir sofort auf die Suche nach einem geeigneten Heime. Ich fand ein solches bei einer netten Familie für den geringen Preis von fünf Dollars per Woche, für ein hübsches Zimmer und meine sämtlichen Mahlzeiten. So lag ich buchstäblich, binnen weniger als vierundzwanzig Stunden, nachdem ich Chicago verlassen hatte, an einer Stelle vor Anker, die mir als ein sicherer Hafen einer verheißungsvollen Ruhe erschien. Ein Gefühl hoffnungsvoller Sicherheit kam über mich, wie ich es in solchem Grade seit meinem Landen auf amerikanischem Boden nicht empfunden hatte. Da das Komitee mehrere Tage brauchte, um den Kauf abzuschließen, so hatte ich hinreichende Muße, die Stadt und Umgebung gründlich zu besichtigen und Bekanntschaften zu machen. Ich war von allem, was ich sah und hörte, entzückt.

Diese Glückseligkeit wurde einigermaßen getrübt, als das Komitee den Handel abgeschlossen hatte und ich von der Druckerei des wöchentlichen „Volksblattes“ Besitz nahm und den genauen Stand der Zeitung kennen lernte. Der Mann, der sie verkauft hatte, war seines Zeichens ein Drucker und hatte mit einem Gehilfen die Zeitung redigiert und gedruckt. Der Vorrat an Typen war beschränkt und beinahe abgenutzt. Es war nur eine altmodische Handpresse da, auf der sechshundert Exemplare an einem Werktage von zwölf Stunden gedruckt werden konnten. Das Aussehen der Zeitung war wirklich erbärmlich und der Inhalt

nicht besser. Sie war hauptsächlich mit Hilfe der S
redigiert worden, aber die Auswahl zeigte deutlich einen
ständigen Mangel an Geschmack und Urteil. Es war sehr
Inhalt vorhanden, und auch das Wenige bestand aus alltäg
Zeug, in ungrammatischer Sprache ausgedrückt. In der Tat g
der Verfasser, der kein Mann von Bildung war, daß er ni
versucht hatte etwas niederzuschreiben, sondern daß es seine
mäßige Gewohnheit war, Worte, wie sie ihm eben in den
kamen, direkt in Druck zu geben. Unter diesen Umständen
es nicht zu verwundern, daß seine Abonnentenliste stets
blieb. Nominell waren etwa dreihundertachtzig Namen i
Büchern verzeichnet, aber eine genaue Untersuchung ergab,
viele von den ländlichen Abonnenten seit Jahren entweder
nicht oder in Farmprodukten — Butter, Eiern, Hühnern,
toffeln, Mais und dergleichen — bezahlt hatten. Durch w
Erkundigungen stellte sich auch heraus, daß die Abonnenten
ausschließlich aus Krämern, Gastwirten, Handwerkern und Fa
bestanden, und daß zwei deutsche Ärzte die einzigen Ver
höherer Bildung unter ihnen waren. Daß bei einem dera
Leserkreis nicht viel Gelegenheit zu „literarischer Auszeichn
in Aussicht stand, war klar genug. Da die Zeitung, zw
zwei Ausgaben, unerschrocken die republikanische Flagge sta
demokratischen in ihren Spalten aufhissen sollte, so mußt
Wirkung dieses Purzelbaums auf die Abonnenten erst abgew
werden. Offenbar hätte als Vorsichtsmaßregel zur Verh
einer zahlreichen Desertion aus ihren Reihen der Inhalt
Blattes bedeutend verbessert werden müssen; aber schon die
selige materielle Ausstattung machte dies unmöglich.

Dennoch beschloß ich mein möglichstes zu versuchen.
wie mir der Beruf war, brachten mir die ersten Wochen
schwere Arbeit und nervöse Besorgnis. Ich glaube, daß i
von mir verfaßten Artikel für die erste unter meiner Leitung
ausgegebene Nummer ein halbes Dutzend Mal schrieb und
schrieb, ehe ich mich überzeugen konnte, daß sie die Prüfung
stehen würden. Ich arbeitete buchstäblich Tag und Nacht
brachte, wie ich ohne Überhebung sagen darf, sehr beachtens

Nummern zustande. Es erschienen damals nur drei deutsche republikanische Blätter in Wisconsin gegen ein paar Dutzend demokratischer, aber sie beglückwünschten mich alle zu meiner Arbeit. Die demokratischen Organe, wie nicht anders zu erwarten war, erhoben ein großes Geschrei gegen den politischen Glaubenswechsel des „Volksblattes", und fingen sofort an, mich mit großer Wut und Stimmeneinhelligkeit als dessen Urheber zu schmähen. Der Wechsel in der Politik des Blattes rief auch eine, in einer deutschen Zeitung von Milwaukee veröffentlichte, Erklärung seitens einer Anzahl alter Abonnenten hervor, daß der „Verrat" des Blattes der Gewinnsucht und Treulosigkeit des Herausgebers zuzuschreiben sei, der kein Recht hatte, es zu verkaufen, indem tonangebende Demokraten ursprünglich das Kapital geliefert hätten. Dies goß Öl ins Feuer und gestaltete den Kampf, welchen ich in meinen Spalten gegen politische Gegner führte, von Woche zu Woche hitziger. Mehr als die Hälfte der Abonnenten stellte den Bezug des Blattes ein, aber ich kehrte mich nicht daran, da die lokalen Führer der Kampagne bis nach der Wahl eine so große Auflage bestellten, als wir mit unsern Vorrichtungen zu drucken vermochten.

Man erwartete von mir nichts weiter, als daß ich mittels der Zeitung die deutschen Wähler des Ortes überreden sollte, sich der republikanischen Partei anzuschließen. Allein ich nahm es zu ernst und war zu sehr von der hochgespannten Erregung erfüllt, welche sich während des denkwürdigen Wettkampfes jenes Jahres um die Präsidentschaft der ganzen Union bemächtigte, um meine Tätigkeit auf die Feder zu beschränken. Ich erbot mich, einen deutschen Zweig des lokalen republikanischen Vereins zu organisieren und obgleich dies, infolge der törichten Anhänglichkeit, mit der meine Landsleute der andern Partei ergeben waren, keine leichte Aufgabe war, gelang es mir, aus den kleinsten Anfängen eine Mitgliedschaft von fünfzig zustande zu bringen. Wir hielten häufige Versammlungen ab, welche mir die langersehnte Gelegenheit boten, mich im öffentlichen Reden zu üben. Ich kam leicht über die allen Anfängern in dieser Kunst gemeinsame erste Verlegenheit hinweg und erwarb mir bedeutende Geläufigkeit. Ich hielt sogar Ansprachen an Versammlungen deutscher Wähler, die

eigens zusammenberufen worden waren, um mich sprechen zu hören, und fühlte mich so ermutigt, daß ich bei zwei Gelegenheiten mich selbst auf das kühne Experiment einließ, in Generalversammlungen des republikanischen Vereins englische Anreden zu halten. Ich hatte mich gut vorbereitet und als doppelte Vorsichtsmaßregel gegen etwaiges Mißlingen faßte ich mich kurz. Es half mir sehr, daß ich Gelegenheit hatte, eine Anzahl hervorragender Politiker und gewandter Redner aus anderen Staaten zu hören, die nach Racine kamen, um vor Massenversammlungen zu reden. Auch unter den lokalen Parteiführern befanden sich sehr gute Redner, die ich regelmäßig im Vereine zu hören bekam. Der ausgezeichnetste unter ihnen war Richter Doolittle, späterhin Senator der Vereinigten Staaten.

Ungeachtet dieser politischen Aspirationen fand ich Zeit, eine regelmäßige Verbindung als politischer Korrespondent im Westen mit der „Neuen Zeit" einzugehen, einem in New York gegründeten Wochenblatt, das sich hohe Ziele setzte. Die sämtlichen tonangebenden deutsch-amerikanischen Schriftsteller, wie auch ausgezeichnete Gelehrte und Journalisten im alten Vaterlande zählten zu seinen Mitarbeitern. Es wurde mit großer Sorgfalt redigiert, und jede Nummer war reich an auserlesenen Artikeln über Politik, Literatur, Wissenschaft, Musik und andere Gegenstände. Ich war in New York mit seinen Redakteuren bekannt geworden und hatte ein ehrgeiziges Verlangen, dafür schreiben zu dürfen. Kurz nach meiner Ankunft in Racine hatte ich einen langen Brief über die allgemeine politische Lage im Nordwesten vorbereitet. Ich verwandte viel Zeit und Arbeit darauf und sandte ihn aufs Geratewohl an die Redakteure. Zu meiner großen Freude langte binnen einer Woche eine Antwort von ihnen ein, des Inhalts, daß derselbe mit Vergnügen angenommen werde und fernere Beiträge von mir erwünscht wären. Meine Vergütung sollte fünf Dollar per Brief betragen, was angesichts der für mich damit verbundenen, schweren Arbeit kein glänzendes Honorar war; indessen fügte dies gerade soviel zu meinem Einkommen hinzu, und überdies betrachtete ich es als eine solche Ehre, für die „Neue Zeit" zu schreiben, daß ich gern auch unentgeltlich für sie korrespondiert hätte.

Ich erinnere mich noch jetzt lebhaft der fieberhaften Aufregung, in welche mich das Herannahen der Wahl allmählich versetzte. Ich wurde so ruhelos, daß mir selbst meine redaktionellen Obliegenheiten sehr beschwerlich schienen. Von morgens früh bis Mitternacht widmete ich mich der politischen Arbeit. Die auf die Wahlen folgende Nacht blieb ich mit den republikanischen Parteiführern bis zu den ersten Morgenstunden wach. Die Wahlberichte waren nicht ermutigend, als wir endlich unsere Wohnungen aufsuchten, aber es war kein Grund vorhanden die Hoffnung aufzugeben. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß ich unbeschreiblich betrübt war, als sich am folgenden Morgen die grausame Gewißheit herausstellte, daß, anstatt einen vollständigen Sieg davonzutragen, die Republikaner eine überwältigende, demütigende Niederlage erlitten hatten. Mein schwerer Kummer ließ mich jedermanns Anblick vermeiden, und es dauerte beinahe eine Woche, ehe ich wieder ins Gleichgewicht kam.

Die Verhältnisse des „Volksblattes" genügten, um mich völlig zu ernüchtern. Wie bereits erwähnt, hatte sein plötzlicher politischer Glaubenswechsel ein beträchtliches Zusammenschmelzen der Abonnentenliste zur Folge gehabt. Als die Wahl vorüber war, hörten natürlich alle während der Kampagne eingegangenen Abonnements auf, und ich stand der Tatsache gegenüber, daß nur etwa zweihundertfünfzig Namen übrig blieben, auf die für die Zukunft mit Bestimmtheit zu rechnen war. Die Annoncen-Kundschaft war auch nur spärlich. Die gesamte Bruttoeinnahme des Blattes aus beiden Quellen betrug nicht mehr als achtzehnhundert Dollars. Eine genaue Rechnung zeigte, daß beinahe der doppelte Betrag erforderlich wäre, um mein Salair, den Lohn von zwei Setzern, die Kosten für Papier, Schwärze usw. zu bestreiten. Außerdem war die Erneuerung der Typen eine gebieterische Notwendigkeit.

Während der Kampagne war der Zeitung ein Zuschuß von fünfzig Dollars die Woche aus den Parteifonds bewilligt worden und angesichts der eben beschriebenen Verhältnisse war es von höchster Wichtigkeit für mich, zu erfahren, ob dieser Beitrag fortgesetzt werden würde. Ich setzte mich daher natürlich ohne Zeit-

verlust mit dem republikanischen Komitee in Verbindung, machte jedoch nur die Entdeckung, daß dessen ganzer Enthusiasmus mit der Niederlage bei der Wahl verraucht war. Auch empfing ich meine erste Lektion in der, in diesem und jedem andern freien Lande, gewöhnlichen Erfahrung, daß zwischen den Versprechungen der Politiker vor einer Wahl und deren Erfüllung nach derselben eine weite Kluft liegt. Man teilte mir unverzüglich mit, daß nicht nur der Kampagnefonds vollständig erschöpft, sondern daß das Komitee auch noch mit der Bezahlung der Wahlumtriebkosten im Rückstande sei und daher nicht einen Dollar mehr zur Unterstützung des „Volksblattes“ beitragen könne. Das war aber noch nicht alles. Ich erfuhr jetzt zum ersten Male, daß der größere Teil des Kaufpreises der Zeitung noch nicht bezahlt, daß tatsächlich nur ein Viertel davon bar entrichtet worden war, und daß der Rest in sechs Monaten von dem Datum des Ankaufes fällig sein würde und durch eine Hypothek auf das ganze Geschäft sichergestellt sei. Diese Enthüllung war von dem Vorschlage begleitet, der unter den Umständen ziemlich höhnisch klang, daß in Anbetracht meiner eifrigen Dienste während der Kampagne das Komitee bereit wäre, sich aller Ansprüche auf Barzahlung zu begeben und mir das Blatt zu übertragen, um mich damit nach meinen besten Kräften schalten zu lassen, unter der einzigen Bedingung, daß ich fortfahren sollte, die republikanische Sache zu vertreten.

Auf diese Weise wurde mir die doppelte Aufgabe aufgebürdet, das Einkommen der Zeitung auf eine lebensfähige Höhe zu bringen und binnen weniger als vier Monaten für die Zahlung der übrigen drei Viertel des Kaufpreises Vorkehrung zu treffen — eine entschieden erschreckende Aussicht. Aber mein Enthusiasmus und mein Selbstvertrauen waren größer als meine geschäftliche Erfahrung, und, nachdem ich die Sache ein paar Tage überlegt hatte, beschloß ich, den Vorschlag des Komitees anzunehmen. Ich hatte mir eingeredet, daß es mir bei großer persönlicher Anstrengung gelingen würde, eine bedeutende Vermehrung der Abonnentenliste zu erzielen. Auch hatte ich Grund zu glauben, daß durch Anschaffung einer Ausstattung für Akzidenzarbeit eine

neue Einnahmequelle eröffnet werden könnte. Was den unbezahlten Kaufpreis anbetraf, so half ich mir über diese Schwierigkeit mit der Zuversicht hinweg, daß, falls meine Bemühungen in anderen Richtungen von Erfolg begleitet sein sollten und ich eine kleine Anzahlung machen könnte, der Gläubiger wahrscheinlich willens sein würde, den Zahlungstermin zu verlängern. Nun blieb noch die Notwendigkeit der Anschaffung eines neuen Sortiments von Typen übrig. Ich hatte gehört, daß es nicht schwer sei, von Schriftgießereien Kredit zu erlangen, und das genügte, mein Zögern in dieser Hinsicht zu beseitigen.

Ich kann behaupten, daß ich in meinen darauffolgenden Bestrebungen alles aufbot, um das „Volksblatt“ auf eine einträgliche Basis zu bringen. Ich widmete jeden Augenblick, den ich von meinen Amtspflichten als Redakteur und Verleger erübrigen konnte, einer beharrlichen Werbung um neue Abonnenten und Anzeiger. Ich betrieb diese nicht nur in Racine, sondern auch in drei anderen kleineren Städten des Kreises und besuchte sogar Milwaukee zu wiederholten Malen, hatte aber zu Ende des Jahres nur hundertunddreißig Abonnenten mehr gewonnen und mir Anzeigen im Werte von ungefähr siebenhundert Dollars gesichert — etwa ein Drittel des zur Fortführung des Blattes nötigen Betrags. Auch mußte ich einen ansehnlichen Teil der neuen Einnahmen auf Reiseunkosten verwenden.

Nach diesem dürftigen Ergebnis wußte ich mir keinen Rat mehr. Ich hatte das ganze Feld, in welchem eine Ernteaussicht bestand, abgesucht. Ich hätte gewöhnliche Typen und solche für Stückarbeit auf Kredit kaufen können, wenn ich mich persönlich dafür verbürgt hätte, allein davor bangte mir und ich kaufte sie daher nicht. Das unvermeidliche Ende meiner Zeitungs-Eigentümerschaft trat frühe im Januar 1857 ein. Außerstande den Setzern ihren Lohn weiter zu bezahlen, setzte ich den Vorsitzenden des republikanischen Komitees von meiner bedrängten Lage in Kenntnis. Er ermächtigte mich, das Geschäft dem früheren Eigentümer zu übergeben, der es mit Widerstreben übernahm und die Zeitung sofort wieder in ein demokratisches Organ umwandelte. Er behauptete zurzeit, daß das Komitee und ich als dessen Nach-

folger in der Leitung des Blattes ihm für den Rest der Schuld haftbar wären, aber es stand ihm kein Rechtsmittel zu Gebote und er machte keinen Versuch seine Forderung durchzusetzen. Vierundzwanzig Jahre später, auf dem Gipfel meines Wohlstandes, erhielt ich einen Brief von demselben Manne, in welchem er angab, daß er durch die Übernahme der Zeitung von mir ruiniert worden sei, und um irgendwelche Gutmachung meinerseits bat. Ich schickte ihm einen Scheck für tausend Dollars.

Vierzehntes Kapitel.

Korrespondent und Schullehrer 1857—1858.

Ich hatte mir genug Geld erspart, um einige Monate davon leben zu können, und beschloß, bis zum Frühjahr in Racine zu bleiben. Obwohl ich keine regelmäßige Beschäftigung hatte, war ich nicht untätig. Ich setzte meine Beiträge zur „Neuen Zeit" fort und wagte sogar, abwechselnd mit den Briefen, kurze Essays über soziale und politische Themen einzusenden, die ebenso bereitwillig angenommen wurden. Ich fühlte mich zu dem Glauben berechtigt, daß ich als deutscher Schriftsteller Erfolg haben würde, wußte aber auch, daß, in Anbetracht des beschränkten Feldes, welches deutschem Journalismus und deutscher Literatur in diesem Lande offen stand, eine solche Laufbahn kaum befriedigend sein würde, sowohl was materiellen Gewinn als Ruf anbelangt. Auch nahm ich den unvergleichlich größeren Wirkungskreis des anglo-amerikanischen Journalisten in beiden Hinsichten wahr. Ich hatte mich mit dem Englischen so weit vertraut gemacht, daß keine Ursache vorhanden schien, warum es mir bei gehörigem Fleiße nicht gelingen sollte, binnen kurzem mit hinreichender Geläufigkeit und Richtigkeit schreiben zu lernen, um mich instand zu setzen, jene weitere Arena zu betreten. Ich beschloß daher, mich unablässig dieser Aufgabe zu widmen, und übte mich täglich mehrere Stunden im englischen Aufsatze. Ich mußte mein eigner Lehrer sein und bediente mich einer höchst einfachen und, wie das Resultat bewies, erfolgreichen Methode. Ich nahm einen Zeitungsartikel oder eine Zeitschrift, oder ein Kapitel eines Romans, oder irgend einen mustergültigen Text zur Hand, las das Gewählte mehrere Male sorgfältig durch und versuchte dann, es frei niederzuschreiben. Da

ich das Muster vor mir hatte, konnte ich stets meine eigen
korrigieren. Nach zweimonatlicher Übung fühlte ich mich b
es mit einem Artikel über europäische Politik für den „
Advocate", das republikanische Lokalblatt, zu versuche
trug ihn selbst zu dem Redakteur, dem ich erklärte, daß
erster schriftstellerischer Versuch im Englischen sei und daß i
Vergütung dafür beanspruchte, falls er ihn zur Veröffen
geeignet erachten sollte. Er sah ihn durch, entdeckte nu
einzigen Fehler, und versprach nicht nur diesen, sondern j
dasselbe Gebiet einschlägigen Stoff, den ich ihm bringen
zu veröffentlichen. Ich schrieb in der Folge einen ode
Artikel die Woche für die Zeitung, mit beständig zuneh
Geläufigkeit.

Nach Neujahr 1857 hatte ich öfter Gelegenheit, meine A
mehrere Tage nacheinander zu unterbrechen. Ich erfuhr
Zufall, daß einige hervorragende Deutsche in Milwauke
meinem Chicagoer Landprojekt ähnlichen Plan entworfen
und sich wegen eines speziellen Charters an die Legislat
Wisconsin zu wenden beabsichtigten. Es handelte sich
Gründung einer Länderei-Gesellschaft, mit Vollmacht in irgen
Teil der Vereinigten Staaten Grundeigentum zu erwerben und
und Obligationen dafür auszugeben. Diese Mitteilung ließ
früheren Glauben, daß man mit einer derartigen Vereinig
ermeßlich viel Geld verdienen könnte, so entschieden wied
leben, daß ich mich nach Milwaukee verfügte, um mich m
an der Sache Beteiligten zu besprechen. Ich erfuhr, daß
einen bestimmten Plan zu haben, für die Sache sehr be
waren. Der Gedanke bemächtigte sich meiner so vollständi
ich den Entschluß faßte, mich ganz allein um einen Freib
bewerben. Ich reiste nach Madison, der Hauptstadt des S
wo die Legislatur ihre halbjährige Sitzung hielt, und
den Senator und das Kongreßmitglied von Racine Coun
mein Projekt. Sie verfaßten den Freibrief für mich u
gehörigen Zeit ging er in beiden Häusern durch; allein un
Erfolg zu erringen, war es notwendig, die Hauptstadt zu
holten Malen zu besuchen. Während meines Aufenthalts

erneuerte ich meine Bekanntschaft mit Hermann Goll, den ich im Jahre vorher in Chicago kennen gelernt hatte, einem Manne von gründlicher Gelehrsamkeit und großer literarischer Begabung. Seine Obliegenheiten als Redakteur des „Deutschen Wochenblatts" sagten ihm so wenig zu, daß er den größten Widerwillen gegen seinen Beruf und seine Umgebung empfand. Er huldigte einerseits extrem radikalen Ansichten (in politischem Sinne) und war andererseits ein höchst unterhaltender Gesellschafter. Er ertrug seine Lage nicht lange, sondern kehrte nach seinem Vaterlande Baden zurück, wo er vor einigen Jahren als Redakteur des konservativen offiziellen Regierungsblattes des Großherzogtums starb. Ich wurde auch mit Dr. Fuchs bekannt, gleichfalls ein deutscher Gelehrter und durch und durch feiner Herr, und mit seiner aufgeweckten, liebenswürdigen Gemahlin. Er hatte eine Professur an der Staats-Universität inne. Diese angenehmen Bekanntschaften waren der einzige tatsächliche Gewinn meiner wiederholten Besuche in Madison, denn spätere Bemühungen in Milwaukee, mich des Freibriefes zur Bildung einer Länderei-Gesellschaft gemeinschaftlich mit den vorhin erwähnten Interessenten zu bedienen, erwiesen sich als fruchtlos, so daß ich diesen Versuch unmutig aufgab und der Charter ein toter Buchstabe blieb.

Im Laufe des Winters gewann ich meinen ersten Einblick in häusliches Leben und die Geselligkeit, wie sie damals in einer verhältnismäßig neuen Stadt des Westens bestand. Meine Erinnerungen in dieser Hinsicht sind der angenehmsten Natur. Ich sah damals zum erstenmal die Sauberkeit, Ordnung, Behaglichkeit, Eintracht und Ruhe, welche in der Regel ein amerikanisches Heim charakterisieren, und machte die seither jeden Tag meines Lebens bestätigte Bemerkung, daß amerikanische Frauen von irgendwelcher gesellschaftlichen Stellung, was Aufgewecktheit, Takt und wahre Weiblichkeit anbetrifft, in keinem andern Lande der Welt ihresgleichen haben, und daß sie ebenso verständig wie die amerikanischen Männer und in jeder andern Hinsicht denselben überlegen sind — die Kenntnis des praktischen Lebens natürlich ausgenommen. Die reichsten Männer waren Leute, welche als Handwerker oder Kleinhändler angefangen hatten. Ihre ganze

Haltung bekundete ihre Herkunft, aber ihre Frauen und Töchter sahen wie Damen aus und waren es in den meisten Fällen auch. Dennoch hatten diese ungeschliffenen Männer ihren Kindern die beste durch Geld erreichbare Erziehung angedeihen lassen oder ließen ihnen dieselbe angedeihen. Die Professoren am „College" verliehen dem geselligen Leben einen einigermaßen feineren Ton, als er in anderen westlichen Städten herrschte. Einige von ihnen besaßen gründliche Gelehrsamkeit und waren ihrem Berufe eifrig ergeben. Die älteren Studenten und eine ansehnliche Anzahl reizender junger Damen machten die geselligen Kreise sehr lebhaft und angenehm, wenigstens für einen meines Alters.

Teils durch meine früheren Ersparnisse, teils durch meinen laufenden Verdienst sah ich mich instand gesetzt, bis Anfang Mai in Racine zu bleiben. Ich hatte daselbst so angenehme und zugleich nützliche Erfahrungen gemacht, daß es mir wirklich schwer fiel, mich zu einem Abschied auf immer zu entschließen. Auch wurde meine Abreise von vielen meiner Bekannten bedauert. Allein es stand fest, daß ich mein Ziel anderswo verfolgen mußte, und in der Voraussetzung, daß diesen Bestrebungen in den geistigen Mittelpunkten des Ostens bessere Aussichten winkten, machte ich mich abermals auf den Weg nach New York. Ich kam daselbst mit einem leichten Geldbeutel und einem halben Dutzend langer Artikel, drei deutschen und drei englischen, an, die ich im voraus verfaßt hatte, und die mir zu weiterer Einführung in die hauptstädtische Presse dienen sollten.

Mit den Bekanntschaften, die ich im vorhergehenden Jahre in der Metropole gemacht hatte, gelang es mir unschwer, mir geeignete Empfehlungen an die Redakteure der bedeutendsten amerikanischen und deutschen Tagesblätter — nämlich der „Tribune", „Times", des „Herald" und der „Staats-Zeitung", des demokratischen Organs — zu verschaffen. Es hielt bei weitem schwerer, persönliche Unterredungen mit verschiedenen Herren zu erlangen, jedoch gelang mir dies nach kürzerem oder längerem Antichambrieren — wie bei Charles A. Dana, geschäftsführendem Redakteur der „Tribune", und auch bei Henry J. Raymond und Frederic Hudson, welche die gleiche Stellung bei der „Times"

und dem „Herald“ bekleideten. Den erstgenannten fand ich sehr gesprächig und liebenswürdig. Er begann unsere Unterhaltung auf deutsch, das er ganz geläufig sprach, und mittels einiger scharfsinniger Fragen gelang es ihm bald, mich geistig abzuschätzen und mir das Bekenntnis zu entwinden, daß ich ein Neuling im journalistischen Berufe sei und nichts zu bieten hatte, als Bereitwilligkeit zu arbeiten und ehrgeizige Bestrebungen. Er zeigte sich geneigt, die letzteren zu bespötteln. Gleichwohl schien der Eifer, mit dem ich meine Bewerbung um Arbeit betrieb, Eindruck auf ihn zu machen. Er notierte sich meine Adresse mit der Bemerkung, daß er mich vielleicht als Universal-Berichterstatter über die Begebenheiten unter den Deutschen der Stadt erproben werde. Ich händigte ihm einen meiner englischen Artikel über „Deutsches Leben im Nordwesten“ ein, und er versprach, ihn zu lesen. Mr. Raymond empfing mich gleichfalls sehr freundlich, munterte mich aber nicht im geringsten auf und lehnte es ab, eines meiner englischen Produkte in Empfang zu nehmen und zu prüfen. Er gab mir zu verstehen, daß die „Times“ mehr redaktionelle Beiträge zur Verfügung hatte, als sie zu drucken vermochte, daß sie stets bereit wäre, reichlich für alles Veröffentlichte und namentlich für wertvolle Neuigkeiten zu bezahlen. Er war äußerst höflich, aber kurz und entschieden. Sein ganzes Benehmen verriet in der Tat den kräftigen, entschlossenen Geist, der seine Laufbahn als Journalist charakterisierte. Mr. Hudsons Antwort auf meine Bewerbung war im wesentlichen dieselbe. „Was glauben Sie für uns tun zu können?“ frug er mich, als ich mit der Darlegung meiner Wünsche zu Ende war, und ich fand es natürlich schwierig, darauf zu antworten. „Was immer Sie uns an Neuigkeiten bringen können, will ich lesen und benutzen, falls es annehmbar ist.“ Er warf nur einen Blick auf die Proben meiner schriftstellerischen Befähigung und entließ mich mit der Bemerkung: „Es müßte ein Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit sein, um den „Herald“ zu vermögen, etwas von dieser Länge zu drucken.“

Die „Staats-Zeitung“ war damals und ist auch jetzt eines der rentabelsten Blätter in der Welt und als solches wohl im-

stande, jedoch nur in bescheidenem Maße geneigt, für besondere Beiträge zu bezahlen. Frau Uhl, die Witwe des Gründers, war die gewandte Geschäftsführerin, eine Frau von Achtung gebietender und einnehmender Persönlichkeit, und stand dem ganzen Etablissement, einschließlich der redaktionellen und geschäftlichen Abteilungen, mit unermüdlichem Eifer (sie war jeden Morgen um 8 Uhr auf ihrem Posten), ausgezeichnetem Urteil und großem Erfolge vor. Die politische Richtung des Blattes war verabscheuungswürdig, aber es veröffentlichte eine Sonntagsausgabe auf neutralem Boden, und zu dieser suchte ich Zulaß zu erlangen. Frau Uhl war äußerst wohlwollenden Gemüts, das sich in späteren Jahren in privaten und öffentlichen Wohltätigkeitskundgebungen im größten Maßstabe bewährte. Bei ihrem Tode im Jahre 1884 (sie starb als Frau Oswald Ottendorfer) wurde ihren Verdiensten durch eine der größten, jemals in New York erlebten öffentlichen Demonstrationen Anerkennung gezollt. Man sagte mir, daß sie beständig mit Ansuchen, wie es das meinige war, belästigt werde, und ich war daher kaum auf die Aufnahme vorbereitet, die ich fand. Sie willigte ein, meine literarischen Artikel von ihrem literarischen Redakteur lesen zu lassen und mich unverzüglich von dem Resultat in Kenntnis zu setzen. Mein Besuch im Bureau des „New Yorker Demokrat" war fruchtlos, wie ich nach dem, was mir über seine beschränkten pekuniären Hilfsquellen mitgeteilt worden war, vorausgesetzt hatte.

Binnen wenigen Tagen erhielt ich mein Manuskript von Mr. Dana zurück, mit einem kurzen Billett, des Inhalts, daß er keinen Gebrauch davon machen könne. Die „Staats-Zeitung" dagegen teilte mir mit, daß zwei meiner Artikel angenommen worden seien und nach ihrer Veröffentlichung zu vier Dollars die Spalte bezahlt werden würden. Sie brachten mir wahrhaftig volle einundzwanzig Dollars ein. Das war allerdings eine demütigende Vergütung für etwas, das die schwere Arbeit von mehr als einer Woche repräsentierte, und war keine günstige Vorbedeutung für die rasche Erwerbung von Reichtümern mit Hilfe meiner Feder; allein ich nahm das Geld und arbeitete weiter darauf los. Wenn ich mich recht erinnere, verdiente ich mit meinen Beiträgen für

die „Staats-Zeitung“ nur vier Dollars die Woche. Die „Neue Zeit“ fuhr gleichfalls fort, alle vierzehn Tage etwa eine Spalte anzunehmen, wofür ich fünf Dollars erhielt, und es gelang mir auch, mir einige Arbeit für die deutsche Ausgabe von „Frank Leslie's Illustrated Weekly“ zu sichern, welche zu der Zeit ins Leben gerufen wurde. Was die amerikanische Presse betrifft, so war mein Traum von einer redaktionellen Verbindung mit derselben gewaltsam zerstört worden, allein ich beschloß unverzagt, mich als Gelegenheits-Berichterstatter oder penny-a-liner mit ihr en rapport zu setzen. Ich versuchte es bei allen dreien von den oben genannten Tagesblättern mit kurzen Berichten über besondere Ereignisse unter der deutschen Bevölkerung, wie öffentliche Feste, Militärparaden, Vereinsverhandlungen usw., und hatte ziemlich guten Erfolg damit. Wenigstens die Hälfte von dem, was ich einreichte, wurde angenommen, aber die Arbeit war schwer und entmutigend, infolge der Unsicherheit der Bezahlung. Ich glaube nicht, daß mein Einkommen aus dieser Quelle jemals acht Dollars die Woche überstieg.

Das hieß nun buchstäblich einen unsicheren Lebensunterhalt erwerben. Ich setzte dies beinahe drei Monate lang fort und wurde dessen nachgerade herzlich überdrüssig. Ich hatte weder hinreichendes Einkommen noch Muße für gesellige Vergnügungen und führte ein sehr einsames Leben. Ich fing an, mich nach einer Veränderung zu sehnen und mein Verlassen des Westens als einen großen Irrtum zu betrachten. Ich sann bereits auf Mittel und Wege, dahin zurückzukehren, als sich mir unerwartet eine Gelegenheit dazu darbot. Zwischen den Republikanern und Demokraten von Minnesota war in der durch Kongreßbeschluß behufs Entwerfung einer Staatsverfassung einberufenen politischen Versammlung ein Streit ausgebrochen, der viel Aufsehen erregte. Es kam mir plötzlich in den Sinn, daß ich eines der amerikanischen Tagesblätter zu überreden vermöchte, mich als Spezialkorrespondenten nach dem Schauplatz zu entsenden. Ohne Verzug machte ich den drei geschäftsführenden Redakteuren diesen Vorschlag. Mr. Dana allein zeigte sich geneigt, denselben in Erwägung zu ziehen. Indessen wollte er nicht auf meine kühne Zumutung eingehen, mir

ein regelmäßiges Gehalt und Unkosten zu bewilligen, versta
jedoch nach langen Unterhandlungen dazu, mich nicht wenig
zwanzig Spalten von St. Paul aus schreiben zu lassen u
zwölf Dollars die Spalte für meine Arbeit auszuwerfen
berechnete die Reisekosten bis St. Paul zu fünfzig Doll
mehr als mir zur Verfügung stand. Ich war angesichts
anscheinend unübersteiglichen Hindernisses nahe daran, de
aufzugeben, als mir ein amerikanischer Kollege, mit dem ich
Bekanntschaft geschlossen hatte, mit gutem Ratschlag aus d
legenheit half. Er empfahl mir, nach Albany zu reis
Thurlow Weed, den berühmten Redakteur des „Albany Jou
zu bitten, mir Freibillette zu verschaffen. Mein Ratgebe
denselben Weg mit Erfolg eingeschlagen.

Ich packte zusammen und bestieg das nächste Abe
welches nach der Hauptstadt des Staates fuhr. Sobald
Morgens den Fuß ans Land gesetzt hatte, verfügte ich mich g
wegs nach dem Bureau des „Journal“ und ermittelte, d
renommierte Persönlichkeit, die ich aufzusuchen kam, glücklich
in der Stadt anwesend sei. Ich hatte die gewünschte Unte
mit ihm vor Mittag. Sein Äußeres bekundete einen bem
werten Menschen. Die hohe Gestalt, das bartlose Antlitz, b
Haar, dichte Augenbrauen und ein großer Mund vereinig
zu einem ausdrucksvollen Ganzen. Die gutmütigen Aug
das einnehmende Lächeln bildeten einen Gegensatz zu den
Gesichtszügen. Er hieß mich freundlich willkommen un
mein Gesuch an. Nachdem er mich über den Zweck meine
lichen Ausflugs befragt hatte, sagte er ohne Verzug: „Ich
ich kann Ihnen helfen“, setzte sich hin und schrieb einen
fehlungsbrief für mich an einen der lokalen Eisenbahnb
mit dem Ersuchen mir Freibillette so weit westwärts in d
tung von St. Paul wie möglich zu verschaffen. Der Da
ich aussprach, war aufrichtig gemeint, denn ich hatte n
geringsten Anspruch auf diese Güte. Der Brief hatte
wünschte Wirkung. Ich erhielt ein Freibillett von Alb
Buffalo, Anweisungen zur Weiterbeförderung von Bo
Detroit über den Erie See, von Detroit nach Grand

Milwaukee und Prairie du Chien, dem Endpunkt der einzigen damals den Staat von Wisconsin nach dem Mississippi River hin durchschneidenden Eisenbahn. Ich brach sogleich auf, und meine Reise gestaltete sich zu einer höchst interessanten und genußreichen, wenngleich sie ziemlich ereignislos blieb. In fünfeinhalb Tagen erreichte ich Prairie du Chien und bestieg dort den Passagierdampfer auf dem Mississippi nach dem Ort meiner Bestimmung. Ich fand die von den Ufern des Stromes gebildete Landschaft äußerst malerisch. Da wir stromaufwärts fuhren und oft landeten, so waren wir länger als vierundzwanzig Stunden unterwegs. Ich glaube, wir langten am 15. August in St. Paul an.

Die Stadt hatte nicht mehr als siebentausend Einwohner. Ich war von der Schönheit und den andern Vorteilen ihrer Lage überrascht und sofort überzeugt, daß sie eine große Zukunft vor sich habe. An dem Landungsplatz lag eine lange Reihe von Dampfbooten, die von einem bereits ausgedehnten örtlichen Handelsverkehr Zeugnis gab. Da das Territorium von Minnesota zu jener Zeit sich am Vorabend seiner Einverleibung in die Union als Staat befand, so hatte sich der Strom der Einwanderung aus den östlichen Staaten stark nach dieser Richtung gelenkt. Mehrere Boote trafen täglich von unten her ein, gedrängt voll von politischen und sonstigen Glücksjägern. Der Ort wimmelte von einer flottierenden Bevölkerung, welche die ansässige an Zahl bei weitem übertraf. Er bestand aus zwei unregelmäßigen, mit dem Fluß parallel laufenden Geschäftsstraßen, die allmählich gegen ein von bewaldeten Hügeln begrenztes Plateau anstiegen, zu welchem der bewohnte Teil der Stadt bereits vorgedrungen und das erheblich ausgenützt war. Das Plateau gewährte eine herrliche Aussicht über das Mississippital und eine weite Strecke des westlich davon gelegenen Landes. Das große Backsteinhotel, in dem ich abgestiegen war, und das Territorialkapitol bildeten die Hauptbrennpunkte des Gemeinlebens. Allerdings war genug Rührigkeit vorhanden, aber wer hätte zu prophezeien gewagt, daß der kleine Ort in etwas mehr als dreißig Jahren zu einer Stadt von zweimal hunderttausend anwachsen würde?

Die Verwicklung in der konstitutionellen Versammlung, welche zu meiner Reise geführt hatte, war die folgende: Die Demokraten wurden beschuldigt, Betrügereien bei der Wahl verübt und fünf Abgeordnete von Pembina County (jetzt ein Teil von North Dakota) entsendet zu haben, welche als einem auswärtigen Territorium angehörig zurückgewiesen wurden. Die Republikaner zählten neunundfünfzig und die Demokraten vierundfünfzig Vertreter. Nach Zurückweisung der Delegaten von Pembina sezedierten die Demokraten und hielten ihre Sitzungen getrennt für sich ab. Jede Partei schritt dazu, eine Verfassung zu entwerfen, klagte die andere auf das heftigste an, und der erbittertste Streit tobte zwischen beiden, als ich ankam. Eine Woche lang gab es hinlänglichen Stoff zu Briefen, aber weisere Ratschläge gewannen die Oberhand, und es wurde ein Unterhandlungskomitee ernannt, um die zwei Konstitutionen in Einklang zu bringen und dem Volke nur eine zu unterbreiten. Die Beratschlagung war von Erfolg begleitet, und der Bericht des Komitees wurde beiden Körpern erstattet und am 30. August angenommen. Hierauf vertagte sich die „doppelköpfige" Versammlung, und meine Mission kam weit früher, als ich es wünschte, zu Ende.

Des politischen Korrespondenzstoffes auf diese Weise beraubt, trachtete ich anderen durch Bereisung verschiedener Teile des Territoriums herbeizuschaffen. Zu diesem Zwecke schloß ich mich einem Trupp junger Leute an, die zu einem vierzehntägigen Jagdausflug in nordwestlicher Richtung von St. Paul aufbrachen. Wir machten uns in einem gewöhnlichen, mit zwei Pferden bespannten Farmerwagen auf den Weg. Nach einer Fahrt von mehreren Stunden hörte die Straße auf, und wir setzten unsere Reise aufs Geratewohl quer durch die wilde Prärie fort. Nachmittags stießen wir auf einen Tamaracksumpf, und in der Meinung, daß er von keiner großen Ausdehnung sei, versuchten wir, ihn zu durchschreiten. Wir arbeiteten uns mühsam weiter, hatten aber das Ende noch nicht erreicht, als die Sonne unterging und wir uns gezwungen sahen, an einer verhältnismäßig trockenen Stelle zu übernachten. Von dem Augenblicke an, da wir den Sumpf betraten, kämpften Mensch und Tier verzweifelt gegen die Schwärme von Moskitos an, allein

trotz des heftigsten Widerstandes waren wir bald am ganzen Körper zerstochen. Wir schritten neben den Pferden einher, die, obgleich wir sie unaufhörlich mit Zweigen fächelten, beständig von den Insekten bedeckt und beinahe rasend gemacht wurden. Ihre Ohren und Nüstern litten besonders. Für die Nacht Halt machend, umgaben wir unser Lager mit einem engen Kreis von mit frischem Gras bestreuten Ästen und steckten diese in Brand, um uns in dichten Rauch zu hüllen. Es half nicht viel, und infolge unserer Bemühungen, uns und die Pferde zu schützen, kam keiner von uns zur Ruhe. Bei Tagesanbruch machten wir uns wieder auf den Weg und brauchten fast den ganzen Vormittag, um die trockene Prärie zu erreichen. Die Moskitoplage nahm jedoch nur wenig ab, so daß wir beschlossen, so schnell als möglich den Weg nach St. Paul einzuschlagen. Wir trafen daselbst am Abend des dritten Tages ein. Mein Gesicht war gänzlich entstellt, und ich war so erschöpft, daß ich einen ganzen Tag im Bette blieb.

Ungeachtet dieser Erfahrung unternahm ich noch einen Ausflug zu Wagen nach dem am Minnesota River, vierzig Meilen südwestlich von St. Paul gelegenen Orte Faribault. Mein Beweggrund dazu war, James F. Shields, ehemals Senator der Vereinigten Staaten für Illinois und ansässig in Belleville, wo ich ihn kennen gelernt hatte, aufzusuchen. Er hatte sich im mexikanischen Kriege ausgezeichnet, gehörte aber zu der Klasse von damals im Westen so zahlreichen politischen Abenteurern, welche ihr Glück in einem Staate nach dem andern versuchten. Da er in Illinois nicht in den Senat der Vereinigten Staaten wiedergewählt wurde, zog er nach Minnesota, wo es ihm gelang, für einen kurzen Termin als Senator entsendet zu werden. In der Folge diente er auf seiten des Nordens im Kriege gegen die südliche Rebellion und brachte es zuwege, von Missouri zum Senator der Vereinigten Staaten gewählt zu werden. Die Zeitungen hatten angekündigt, daß Sprecher Orr von Süd-Carolina und mehrere andere leitende demokratische Politiker bei ihm zu Besuch seien, und diese Tatsache veranlaßte meine Reise.

Ich wurde noch einmal schwer von den Moskitos heimgesucht, während ich den sogenannten Großen Wald, einen viele Meilen

breiten, sich von Süden nach Norden quer durch den Staat erstreckenden Streifen von Nutzholzwaldung, durchkreuzte. Sonst aber war die Fahrt durch die wellenförmige, mit waldumsäumten Seen besäte Präriegegend nach dem malerischen Minnesota-Tal ganz interessant. Faribault entpuppte sich als ein neuentstandenes Dorf von einigen Dutzend Backstein-, Fachwerk- und Blockhäusern, für das man auf ein großes Wachstum rechnete, aus dem indessen niemals mehr als eine kleine Landstadt wurde. Nach dem Vorkaufsrecht hatte General Shields eine Viertel-Sektion unmittelbar an die Stadt grenzenden Landes erworben. Ich fand ihn daselbst wohnhaft auf einer, eine schöne Aussicht auf die Umgegend gewährenden Anhöhe, in einem in drei Zimmer geteilten einstöckigen Blockhause der primitivsten Art. Er saß mit seinen Gästen vor demselben auf rohgezimmerten Stühlen, einen „Maiskolben" rauchend und ganz und gar einem echten Bahnbrecher gleichend. Er empfing mich sehr herzlich und stellte mich der übrigen Gesellschaft vor, worauf ich mehrere Stunden lang ihrer vielseitigen Unterhaltung zuhörte. Sie waren alle mit einem reichlichen Vorrat drolliger Geschichten versehen, die sie mit großer Freigebigkeit zum besten gaben. Im ganzen genommen sammelte ich genügenden Stoff für einige beschreibende Briefe, und bitter war daher meine Enttäuschung, als ich bei meiner Rückkehr nach St. Paul einen Brief vom Redakteur der „Tribune" vorfand, in welchem er fernere Beiträge ablehnte und mich auf diese Weise abermals ohne Beschäftigung ließ. Während ich meine Lage überdachte, verfiel ich auf den Gedanken, lieber nach New York zurückzukehren und der „Tribune" oder irgend einem andern dortigen Blatte, das geneigt wäre, dieselben anzunehmen, meine Dienste als regelmäßiger Korrespondent vom Schauplatz der Sepoy-Meuterei in Indien, die zu der Zeit die gespannte Aufmerksamkeit der ganzen Welt erregte, anzubieten.

Ich kam in New York um Mitte September an und schritt sofort an die Ausführung meines Planes. Da keines der großen Tagesblätter bis dahin eine Spezialkorrespondenz vom Schauplatz der Meuterei veröffentlich hatte, so war ich des Erfolges gewiß, und Visionen von künftigen Ehren und Gewinn munterten mich

noch mehr auf; allein ich hatte einen wichtigen Faktor nicht in Betracht gezogen. Das Land stand an der Schwelle der ernsten finanziellen Krise von 1857. Die Zahlungseinstellung der Ohio Life and Trust Company, welche jene Ära langer und allgemeiner Bedrängnis einleitete, hatte bereits stattgefunden und hatte täglich Fallissements von Banken und Handlungshäusern in der Stadt im Gefolge. Es herrschte allgemeines Mißtrauen, und der Geschäftsverkehr jeder Art stand beinahe still. Das Zeitungsgeschäft, wie jedes andere, war ernstlich hiervon berührt, und Verleger wie Redakteure waren notgedrungen beflissen, ihre laufenden Auslagen eher zu vermindern als zu vermehren. Meine aufeinanderfolgenden Bewerbungen bei den Redakteuren der „Tribune", „Times" und des „Herald" blieben fruchtlos, obgleich ich sie mehr als einmal wiederholte. Die einzige Aufmunterung, die mir zuteil wurde, kam vom Redakteur der „Evening Post", John Bigelow, später Generalkonsul und Gesandter in Frankreich, allein er bot mir nur zwanzig Dollars für jeden Brief, den ich einsenden würde.

Ich war höchst abgeneigt, meinen Plan aufzugeben, und strengte mein Gehirn wochenlang an, um Mittel zur Aufbringung der nötigen Fonds zu ersinnen.[1]) Das einzige Resultat war, daß ich mich in der zweiten Hälfte des Oktober ohne einen Heller und ohne Aussicht auf Arbeit in der großen Stadt befand, die von Zehntausenden müßiger Männer und Frauen, den Opfern der Krise, wimmelte. Ich war schließlich gezwungen, in einem deutschen Kosthaus in Jersey City einzukehren und mich um Hilfe an eine ehemalige Magd meiner Eltern zu wenden, die ich zufällig daselbst ansässig fand. Ihr Mann, den ich gleichfalls in meiner Jugend gekannt hatte, war ein geschickter Steinmetzgeselle und hatte von seinem Verdienst ein wenig Geld erspart. Diese guten Leute sorgten mit Freuden für meine Bedürfnisse, welche fünf Dollars die Woche nicht überstiegen. In meinem späteren Wohlstand hatte ich die Genugtuung, ihnen meine dankbare Würdigung ihrer Güte bezeigen zu können.

---

[1]) Eine illusorische Aussicht war die militärische Expedition der Regierung gegen die Mormonen im Herbste 1857.

Ich verfaßte eine Anzahl Artikel, sowohl deutsch als englisch, über verschiedene Themata und besuchte alle paar Tage die Zeitungsbureaus in New York, um Absatz für dieselben zu finden. Den ganzen Oktober hindurch gelang es mir jedoch, nur zwei deutsche Artikel anzubringen, für die ich zehn Dollars erhielt! Während ich mich eines Tags in einem deutschen Bureau befand, geriet mir zufällig der „Adler" von Reading (Pennsylvanien) in die Hände, das wohlbekannte Hauptorgan der Pennsylvanier Deutschen in den östlichen Kreisen des Staates und in dem in jenen Gegenden verbreiteten Kauderwelsch gedruckt. Die Anzeigenspalten flüchtig überblickend, bemerkte ich eine ziemliche Anzahl von kurzen Inseraten für Lehrer in den Berks-, Bucks- und Lebanon-Counties. Da ich in bezug auf meine Aussichten, mir meinen Unterhalt durch literarische Arbeit zu verdienen, sehr herabgestimmt und eifrig darauf bedacht war, mich aus meiner Geldverlegenheit zu befreien, schien es mir, als ob sich hier eine Gelegenheit für regelmäßige Beschäftigung darböte. Freilich hatte ich nicht die geringste Kenntnis vom Lehrfach, aber was ich an verschiedenen Orten von den Landschulen gesehen hatte, gab mir die Zuversicht, daß ich den vorgeschriebenen Anforderungen zu genügen vermöchte. Demgemäß reiste ich am letzten Oktober von Jersey City nach Reading ab. Bei meiner Ankunft suchte ich den Schulkommissär des Kreises auf und setzte ihn von meinem Verlangen in Kenntnis. Er teilte mir mit, daß in seinem Kreise keine für mich geeignete Stelle offen sei, daß er aber eben einen Brief von seinem Kollegen im angrenzenden Kreise Lebanon erhalten habe, in welchem dieser einen Lehrer für eine der unter seiner Verwaltung stehenden Bezirksschulen verlangte. Ich bestieg den nächsten Zug nach Lebanon und stellte mich ohne Verzug dem Schulkommissär vor. Er war ein äußerst wohlwollender, ältlicher Herr, der ein sehr gutes Deutsch sprach und sofort an meinem Falle Interesse nahm. Er frug, ob ich ein Lehrerzeugnis hätte, und da ich dies verneinte, schlug er vor, daß ich mich sofort einer Prüfung unterziehen oder mich für eine solche vorbereiten solle, da ich ohne Zeugnis nicht als Lehrer angenommen werden könnte. Ich erklärte mich bereit, auf der Stelle geprüft zu werden, obgleich ich meine Fähigkeit, zu bestehen, bezweifelte, worauf er mir versicherte, daß ich keine Furcht zu haben brauche. Er hieß mich

Platz nehmen und legte mir anderthalb Stunden lang eine Reihe von Fragen aus der Arithmetik, Grammatik, Geschichte und Geographie vor, von denen ich drei Viertel unter seiner gütigen Anleitung richtig beantwortete.

Gegen Bezahlung eines Dollars erhielt ich hierauf ein Zeugnis, das mich für gebührend befähigt erklärte, in irgend einer Bezirksschule des Staates Pennsylvanien Unterricht zu erteilen, nebst einem Empfehlungsbrief an den Ausschuß der Schuldirektoren für den Stadtbezirk von Swatara, dessen Vorsitzender in dem Dorfe Jonestown, sechs Meilen von Lebanon, wohnte, wohin ich am nächsten Morgen zu Fuße ging.

Jonestown erwies sich als ein hübscher, reinlicher Ort, von dessen Marktplatz sich vier Straßen rechtwinklig nach den entsprechenden Seiten abzweigten. Die Gebäude um den mit schönen Ulmen bepflanzten Platz bestanden aus drei Hotels mit altmodischen Aushängeschildern, zwei Läden für allgemeinen Kleinhandel und mehreren Handwerkstätten. Das Dörfchen hatte ein äußerst schläfriges Aussehen, das sich bei näherer Bekanntschaft als mit seinem wahren Charakter übereinstimmend herausstellte. Seine Bevölkerung, mit Ausnahme einer einzigen Familie, bestand gänzlich aus Pennsylvanier Deutschen, die sich ausschließlich ihrer eigentümlichen Sprache bedienten. Ich nahm meinen Weg nach dem einladendsten Hotel, dessen Wirt, ein stattlich aussehender, weißhaariger Mann, dem Treiben von einem Stuhl auf der Hauptveranda aus zusah. Er hieß mich herzlich willkommen und suchte sofort, gleich einem echten ländlichen Bonifazius, ausfindig zu machen, wer ich sei und was ich wollte. Von dem Zweck meiner Anwesenheit unterrichtet, gab er sich als Mitglied des Schulausschusses zu erkennen und erbot sich, mich sogleich zu dem Vorsitzenden desselben zu führen. Als solcher stellte sich der Dorfarzt heraus, ein im Staate New York geborener, intelligenter Mann von feiner Bildung. Er empfing mich sehr freundlich, und nach einer einstündigen Unterhaltung standen wir auf dem besten Fuße miteinander.

Nachdem er mich auf meine geistigen Fähigkeiten geprüft hatte, sagte er mir unumwunden, daß ich bei weitem zu gebildet sei für die Klasse von Leuten, mit denen ich in Berührung kommen

würde, und für die gewöhnliche Schularbeit, die ich auf mich zu nehmen wünschte. Als er jedoch erfuhr, daß ich mich um letztere nicht aus freier Wahl, sondern aus Not bewarb, erbot er sich, dieselbe so angenehm als möglich für mich zu machen. Er berief eine Sitzung der Schuldirektoren für denselben Abend, in welcher ich in gehöriger Form an der erledigten Schule für die beiden Semester von je drei Monaten (die Volksschulen des Kreises wurden nicht länger offengehalten) angestellt und meine Bezahlung auf 30 Dollars den Monat nebst Kost festgesetzt wurde — mehr als je vorher für dieselben Dienste bewilligt worden war. Ich war nur zu froh, das Anerbieten anzunehmen, war aber einigermaßen verblüfft, als der Doktor mir erklärte, daß mir keine bestimmte Summe für Kost und Wohnung ausgesetzt sei, sondern daß ich mich bei den Farmern, deren Kinder meine Schüler sein würden, „herum verköstigen", das heißt meine Speise- und Schlafstelle jede Woche wechseln müßte. Es blieb mir jedoch nichts anderes übrig, als mich darein zu fügen.

Der erste Schultermin sollte erst in einer Woche beginnen, so daß ich in dem Gasthaus blieb, das ich zuerst gewählt hatte. Ich fuhr nach Lebanon zurück, um den Mantelsack zu holen, der alle meine Habseligkeiten enthielt. Ich sah mich auf den Anzug, den ich trug, einen Herbstüberzieher und einen beschränkten Vorrat an Wäsche und Unterzeug reduziert. Ich kaufte die vorgeschriebenen Lehrbücher, deren Studium ich mich mit großem Fleiße hingab. Im Lauf der Woche machte ich mich auch mit den tonangebenden Dorfbewohnern und der Umgegend bekannt. Diese fand ich in jeder Hinsicht höchst anziehend. Der Swatara River, welcher das Dorf durchfloß, verfolgte seinen Lauf durch ein äußerst malerisches Tal von den schönen Blue Mountains herab, deren Hauptkamm nur wenige Meilen entfernt war. Das wellenförmige Land bot viel Abwechselung dar, war höchst kultiviert und mit blühenden Farmen besät. Vortreffliche Landstraßen erstreckten sich in jeder Richtung, ein Umstand, der einem leidenschaftlichen Fußgänger, wie ich es bin, besonders willkommen sein mußte. Natürlich ermangelte ich nicht, den Schauplatz meiner künftigen Tätigkeit sofort zu besuchen. Das Schulhaus war ein gewöhnliches,

entschieden vernachlässigtes Gebäude und zu klein für die Anzahl der zu dessen Gebrauch berechtigten Kinder, aber gut beleuchtet und günstig auf einer Anhöhe, knapp an einer Nebenstraße gelegen, ungefähr drei Viertelstunden vom Dorfe entfernt.

Ich trat mein Amt pünktlich zur festgesetzten Zeit an. Von sechzig Schülern fanden sich nur fünfunddreißig ein, und der Besuch blieb immer schwach, niemals vierzig übersteigend und bei schlechtem Wetter oft unter dreißig herabsinkend. Dem Alter nach schwankten meine Schüler zwischen achtzehn und fünf, wovon die Mehrzahl vielleicht zwölf Jahre zählte, dem Geschlecht nach ungefähr gleich verteilt. Die meisten von ihnen waren gesund und wohlgestaltet, aber ärmlich gekleidet und nichts weniger als reinlich von Ansehen. Die Mehrzahl war offenbar intelligent, allein die Prüfung, mit der ich meine Lehrtätigkeit begann, um ausfindig zu machen, wie sie früher unterrichtet worden waren und wieviel sie wußten, bewies, daß sie nur einen sehr unregelmäßigen und beschränkten Unterricht genossen hatten. Ihre Orthographie war äußerst mangelhaft, ihre Schrift ungelenk und ihre Aussprache des Englischen sehr unrichtig. Es wurde mir klar, daß ich meiner Aufgabe, soweit es die nötige Kenntnis anbelangte, in allen Zweigen gewachsen sein würde, mit Ausnahme des Schreibens, zu dem ich infolge meiner eigenen schlechten Handschrift untauglich war. Ich stufte meine Schüler so gut ab, wie es unter den obwaltenden Verhältnissen möglich war, und ging hierauf in regelrechter Weise mit dem vorgeschriebenen Unterrichte zu Werke.

Das Gesetz erforderte täglich eine Lehrzeit von fünf Stunden. Die Morgensitzung begann um neun Uhr und dauerte bis Mittag, mit einer Pause von zehn Minuten um halb elf und gefolgt von einer Pause bis halb zwei, worauf noch zwei Stunden lang aufgesagt wurde. Samstag war Feiertag. So konnte ich mich nicht über übermäßige Arbeit beklagen, auch fand ich meine Pflichten nicht beschwerlich, da die Schüler sich anständig betrugen und ich bald auf gutem Fuße mit ihnen stand. Während meines dortigen Aufenthalts hatte ich nur selten Gelegenheit, Ermahnungen oder Strafen zu erteilen, die letzteren nur von leichter Art. Die Hauptschwierigkeit wurde nicht sowohl durch schlechte Aufführung,

als vielmehr durch Trägheit, namentlich von seiten der
Mädchen, hervorgerufen. Die allgemeine Unwissenheit mein
war geradezu erstaunlich, und es schien mir, als befände
unter echten deutschen Bauernkindern. Sie sahen sehr we
der Außenwelt, und ich nahm sie leicht für mich ein, in
ihnen davon vorlas oder erzählte. Obgleich die Nachkom
Familien, welche seit Generationen in Pennsylvanien an
waren, sprachen oder verstanden nur wenige von ihnen (
weshalb ich Deutsch mit ihnen sprach. Nur an ihren Di
wöhnt, fanden sie es anfangs schwer, mich zu verstehen.
diese Tatsache ließ sie zu dem „Schulmeister", wie sie m
nannten, mit Ehrfurcht als zu einer Art höherem Wesen
blicken. Binnen wenigen Wochen war die ganze Schule
für mich durchs Feuer zu gehen, und fühlte sich offenba
die Erlaubnis geehrt, mit mir zu sprechen oder spazieren zu

Ich konnte mich allerdings keiner großen Errungensch
meiner Laufbahn als Bezirkslehrer rühmen, allein wenn ic
sorgenfreie Existenz mit meinen letzten Erfahrungen in Ne
verglich, fühlte ich mich von meinem zeitweiligen Lose ganz bef
Dieses Gefühl wurde noch erhöht, als ich in der New
„Tribune", auf die ich mich abonniert hatte, von den Forts
der allgemeinen Not in den großen Städten las. Ein U
in meinem neuen Leben war mir jedoch von Anbeginn im h
Grade widerwärtig. Wie bereits erwähnt, war in den Bedin
meiner Anstellung „freie Kost und Wohnung" mit einbegriff
mir der Reihenfolge nach in den Häusern meiner Schüler g
wurde. Jede Familie war verpflichtet, mich nur eine W
behalten, so daß ich jeden Samstag meine Siebensachen zus
packen und in ein neues Quartier ziehen mußte. In der
waren meine Wirte freundlich gesinnt und hielten mich m
Besten, das ihnen zu Gebote stand, frei: allein ihre ungen
Kost, ihre ungeschliffenen Manieren und primitiven hä
Einrichtungen waren schwer zu ertragen. Die Leute, bei
ich wohnte, stammten alle von der ärmsten und niedrigster
von Bauern ab, die ein Jahrhundert vorher unter Arbeitsko
aus meiner heimatlichen Provinz ausgewandert waren.

ihre häuslichen Gewohnheiten mit und waren denselben
geblieben. Ich bemerkte mit Erstaunen, daß ihre Kost,
öbel, Gerätschaften und ihre häuslichen Gepflogenheiten
mit jenen des Landvolkes in der Pfalz zur damaligen
entisch waren. Ich sah Gerichte auf ihren Tischen,
n andern Teil von Deutschland unbekannt sind.
r unter Federbetten, — und ach! ich mußte
n — genau so wie es die Bauern der Pfalz
die Bank im Hintergrunde der Kaufläden
rns und Rauchens fehlte nicht. Natürlich
die vor einem Jahrhundert bestandene
e Eltern den Vorteil der im allgemeinen
üsse des Lebens in Amerika genossen hatten,
e Gastgeber waren fast ohne Ausnahme beklagenswert
wissend, beschränkt und gewöhnlich. Mit diesen Leuten bei Tische sitzen, die Abendstunden und freien Tage zubringen und mit dem männlichen Farmgesinde in derselben Stube schlafen zu müssen, war eine nichts weniger als angenehme Notwendigkeit. Indessen zog ich den bestmöglichen Nutzen aus meiner schlimmen Lage und kam ohne Reibungen davon.

Ich fühlte mich jedoch unendlich erleichtert, als zu Weihnachten mein Freund, der Doktor, auf meine ernstlichen und beharrlichen Bitten hin den Schulausschuß bestimmte, ihn für meine Kost und Wohnung auf veränderter Grundlage Vorsorge treffen zu lassen. Dementsprechend gelang es uns, eine Familie, bei der ich eine Woche gewohnt und die mir besser als irgend eine andere gefallen hatte, zu überreden, mich regelmäßig für die bescheidene Summe von drei Dollars die Woche zu verköstigen, welche der Schulausschuß bestreiten sollte. Die Familie hieß Umberger und bestand aus zwei Brüdern und deren Frauen und vier Kindern des älteren Paares, darunter ein Junge von achtzehn und ein Mädchen von siebzehn Jahren. Während meines viermonatigen Aufenthaltes bei ihnen gab es nie die geringste Mißhelligkeit zwischen uns. Ich vergalt ihre Güte dadurch, daß ich den Kindern des Abends extra Unterricht erteilte und die wißbegierigen Eltern während der langen Winterabende mit Erzählungen von dem Leben im Westen,

als vielmehr durch Trägheit, namentlich von seiten der älteren Mädchen, hervorgerufen. Die allgemeine Unwissenheit meiner Schar war geradezu erstaunlich, und es schien mir, als befände ich mich unter echten deutschen Bauernkindern. Sie sahen sehr wenig von der Außenwelt, und ich nahm sie leicht für mich ein, indem ich ihnen davon vorlas oder erzählte. Obgleich die Nachkommen von Familien, welche seit Generationen in Pennsylvanien angesiedelt waren, sprachen oder verstanden nur wenige von ihnen Englisch, weshalb ich Deutsch mit ihnen sprach. Nur an ihren Dialekt gewöhnt, fanden sie es anfangs schwer, mich zu verstehen. Gerade diese Tatsache ließ sie zu dem „Schulmeister", wie sie mich alle nannten, mit Ehrfurcht als zu einer Art höherem Wesen emporblicken. Binnen wenigen Wochen war die ganze Schule bereit, für mich durchs Feuer zu gehen, und fühlte sich offenbar durch die Erlaubnis geehrt, mit mir zu sprechen oder spazieren zu gehen.

Ich konnte mich allerdings keiner großen Errungenschaften in meiner Laufbahn als Bezirkslehrer rühmen, allein wenn ich meine sorgenfreie Existenz mit meinen letzten Erfahrungen in New York verglich, fühlte ich mich von meinem zeitweiligen Lose ganz befriedigt. Dieses Gefühl wurde noch erhöht, als ich in der New Yorker „Tribune", auf die ich mich abonniert hatte, von den Fortschritten der allgemeinen Not in den großen Städten las. Ein Umstand in meinem neuen Leben war mir jedoch von Anbeginn im höchsten Grade widerwärtig. Wie bereits erwähnt, war in den Bedingungen meiner Anstellung „freie Kost und Wohnung" mit einbegriffen, die mir der Reihenfolge nach in den Häusern meiner Schüler geliefert wurde. Jede Familie war verpflichtet, mich nur eine Woche zu behalten, so daß ich jeden Samstag meine Siebensachen zusammenpacken und in ein neues Quartier ziehen mußte. In der Regel waren meine Wirte freundlich gesinnt und hielten mich mit dem Besten, das ihnen zu Gebote stand, frei; allein ihre ungenießbare Kost, ihre ungeschliffenen Manieren und primitiven häuslichen Einrichtungen waren schwer zu ertragen. Die Leute, bei denen ich wohnte, stammten alle von der ärmsten und niedrigsten Klasse von Bauern ab, die ein Jahrhundert vorher unter Arbeitskontrakten aus meiner heimatlichen Provinz ausgewandert waren. Diese

brachten ihre häuslichen Gewohnheiten mit und waren denselben seither treu geblieben. Ich bemerkte mit Erstaunen, daß ihre Kost, Getränke, Möbel, Gerätschaften und ihre häuslichen Gepflogenheiten im allgemeinen mit jenen des Landvolkes in der Pfalz zur damaligen Zeit so gut wie identisch waren. Ich sah Gerichte auf ihren Tischen, die in irgend einem andern Teil von Deutschland unbekannt sind. Sie schliefen auf oder unter Federbetten, — und ach! ich mußte mich auch darein ergeben — genau so wie es die Bauern der Pfalz heutzutage tun. Selbst die Bank im Hintergrunde der Kaufläden zum Zwecke des Herumlungerns und Rauchens fehlte nicht. Natürlich hatten sich diese Leute über die vor einem Jahrhundert bestandene Kulturstufe erhoben, da ihre Eltern den Vorteil der im allgemeinen verfeinernden Einflüsse des Lebens in Amerika genossen hatten, allein meine Gastgeber waren fast ohne Ausnahme beklagenswert unwissend, beschränkt und gewöhnlich. Mit diesen Leuten bei Tische sitzen, die Abendstunden und freien Tage zubringen und mit dem männlichen Farmgesinde in derselben Stube schlafen zu müssen, war eine nichts weniger als angenehme Notwendigkeit. Indessen zog ich den bestmöglichen Nutzen aus meiner schlimmen Lage und kam ohne Reibungen davon.

Ich fühlte mich jedoch unendlich erleichtert, als zu Weihnachten mein Freund, der Doktor, auf meine ernstlichen und beharrlichen Bitten hin den Schulausschuß bestimmte, ihn für meine Kost und Wohnung auf veränderter Grundlage Vorsorge treffen zu lassen. Dementsprechend gelang es uns, eine Familie, bei der ich eine Woche gewohnt und die mir besser als irgend eine andere gefallen hatte, zu überreden, mich regelmäßig für die bescheidene Summe von drei Dollars die Woche zu verköstigen, welche der Schulausschuß bestreiten sollte. Die Familie hieß Umberger und bestand aus zwei Brüdern und deren Frauen und vier Kindern des älteren Paares, darunter ein Junge von achtzehn und ein Mädchen von siebzehn Jahren. Während meines viermonatigen Aufenthaltes bei ihnen gab es nie die geringste Mißhelligkeit zwischen uns. Ich vergalt ihre Güte dadurch, daß ich den Kindern des Abends extra Unterricht erteilte und die wißbegierigen Eltern während der langen Winterabende mit Erzählungen von dem Leben im Westen,

in Deutschland und in den großen amerikanischen Städten unterhielt. Um zu zeigen, wie beschränkt der Gesichtskreis dieser Leute notwendigerweise war, brauche ich nur zu erwähnen, daß die meisten unter den Farmern und ihren Frauen, mit denen ich im Laufe des Winters zusammentraf, nie eine Eisenbahn gesehen hatten, obgleich sie innerhalb sechs Meilen von einer solchen wohnten.

Meine Abende brachte ich, mit Ausnahme der Samstage, zu Hause im Gespräche und mit Lektüre zu. Samstags verfügte ich mich nach dem Frühstück nach dem Schulhause und, nachdem ich das Feuer im Ofen angeschürt hatte, widmete ich den ganzen Tag journalistischer Tätigkeit. Ich wollte in der Übung bleiben und auch mein bescheidenes Einkommen damit vergrößern. Nichts von dem, was ich den amerikanischen Zeitungen von New York anbot, wurde angenommen, aber die „Staats-Zeitung" veröffentlichte mehrere beschreibende Skizzen und eine kurze Erzählung, wenn ich mich recht entsinne. Samstag abends und Sonntag nachmittags und abends machte ich Besuche in Jonestown oder brachte einige Zeit unter den um die Öfen in den verschiedenen Wirtshäusern herumlungernden Faulenzern zu. Ich sehnte mich natürlich nach Gesellschaft und suchte auf, was davon vorhanden, so armselig es auch war. Einen Sonntag im Monat brachte ich in Lebanon zu, wo ich mit dem Redakteur des leitenden Lokalblattes, des „Lebanon County Courier", eine angenehme Bekanntschaft angeknüpft hatte, indem ich ihm einige Beiträge über verschiedenerlei Gegenstände zu unentgeltlicher Veröffentlichung übersandte. Die Zeit verging rasch bis Ende Mai 1858, wo mein Engagement durch den Schulschluß sein Ende erreichte.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Lincoln-Douglas-Debatten. 1858.

Der Mensch ist ein Gewohnheitsgeschöpf, und obgleich die Erfahrungen, welche ich in Jonestown gemacht hatte, mir nichts weniger als sympathisch waren, fühlte ich mich beinahe abgeneigt, meine friedliche, sorglose Existenz gegen das tätigere Leben zu vertauschen, nach dem ich mich doch wirklich sehnte. Offenbar hatte ich mir viele Freunde erworben, denen mein Fortgehen leid tat, und auch ich schied von ihnen nicht ohne aufrichtiges Bedauern. Die sämtlichen Mitglieder der Familie Umberger weinten, als ich Abschied nahm. Ich versprach ihnen und anderen, Jonestown bald wieder zu besuchen, aber ach! obwohl ich während der ganzen Zeit die Absicht hatte, dies zu tun, haben die Umstände mich immer wieder daran verhindert, und ich habe die Stätte meines ersten und letzten Versuches in der Pädagogik während der achtunddreißig Jahre, die seit meinem Weggang verflossen sind, nicht wieder gesehen. Ich würde jetzt wohl kaum einen meiner Bekannten unter den Lebenden finden.[1])

Ich verließ Jonestown — gerade dreiundzwanzig Jahre alt — mit einer mäßig ergänzten Garderobe, ungefähr sechzig Dollars in der Tasche, außer welcher Summe mir noch fünfzig Dollars bei der „Staats-Zeitung" gutgeschrieben standen. Dies war alles, was ich in der Welt besaß, abgesehen von vorzüglicher Gesundheit, Begierde nach Arbeit und völlig wiedergewonnenem und un-

---

[1]) Herr Villard besuchte Jonestown wieder im Frühjahr 1897, begleitet von seinem Sohne Oswald. In der Tat waren alle, die er gekannt hatte, verschwunden.

begrenztem Selbstvertrauen. Ich ging geradeswegs nach New York, entschlossen, mich noch einmal nach regelmäßiger journalistischer Arbeit umzusehen, und war diesmal glücklicher als im verflossenen Herbst. Im Bureau der „Staats-Zeitung“ vorsprechend, ließ ich mich bei dem Herausgeber, Oswald Ottendorfer, anmelden und wurde sofort nach seinem Privatbureau beschieden. Er empfing mich sehr herzlich, äußerte sich schmeichelhaft über meine Arbeit für die Zeitung und frug, ob ich Journalist von Beruf sei. Ermutigt durch sein freundschaftliches Benehmen, sprach ich mich freimütig über meine Vergangenheit und meine Bestrebungen aus. Wir unterhielten uns lange, und er sagte mir schließlich, er würde Frau Uhl, die Eigentümerin der Zeitung, bezüglich einer ständigen Beschäftigung für mich zu Rate ziehen und mich tags darauf etwas Bestimmtes wissen lassen.

Als ich mich zur festgesetzten Stunde einfand, führte er mich nach Frau Uhls Zimmer und stellte mich derselben vor. Sie nahm mich sehr freundlich auf, indem sie erwähnte, sie hätte meine Beiträge gelesen und hoffte, ich würde eine regelmäßige Verbindung mit der Zeitung eingehen.

Herr Ottendorfer erklärte hierauf, daß deren Wochenausgabe eine sehr weite Verbreitung in den westlichen Staaten habe, zu deren Aufrechterhaltung es notwendig wäre, von Zeit zu Zeit spezielle Agenten auszusenden, um für ihre Kunden Sorge zu tragen. Er schlug vor, daß ich für die Zeitung die Mittelstaaten Ohio, Indiana, Michigan und Illinois bereisen, alte Ausstände einkassieren, neue Abonnenten anwerben und gleichzeitig regelmäßige schildernde Berichte an das Blatt einsenden sollte. Frau Uhl war willens, mich probeweise für drei Monate anzustellen und mir fünfzehn Dollars die Woche nebst meinen Auslagen auszusetzen. Ich glaubte keinen Augenblick zögern zu sollen und nahm das Anerbieten sofort an. Nach Empfang der nötigen Instruktionen erhielt ich die mir schuldigen fünfzig Dollars und hundert Dollars Vorschuß und machte mich am folgenden Tage auf den Weg nach Ohio.

Ich begann meine Runde in Steubenville und besuchte im Laufe der nächsten fünf Wochen, der Abonnentenliste folgend, un-

gefähr fünfundzwanzig größere und kleinere Städte, mit Einschluß von Newark, Canton, Massillon, Columbus, Springfield und Chillicothe. Ich schrieb regelmäßig einen Brief per Woche, je anderthalb bis zwei Spalten lang, und dieser Teil meiner Arbeit war vollkommen zufriedenstellend. Meine Bemühungen in der andern Hinsicht waren dagegen von geringeren Erfolgen begleitet. Ich erwartete, in den Orten, die ich besuchte, mehr oder weniger gebildete Deutsche zu finden, die sich freuen würden, mir mit Rat und Hilfe beizustehen; aber ich traf nur selten Männer von Bildung an. Diejenigen, mit denen ich zu tun hatte, waren zumeist Krämer, Gastwirte und Kleinhandwerker. Es war schwer, alte Schulden einzukassieren, und noch schwerer, neue Abonnenten zu gewinnen. Meine Bemühungen in dieser Richtung setzten mich nicht wenigen Grobheiten aus, und die pekuniären Resultate derselben waren so dürftig, daß meine Einnahmen meinen laufenden Ausgaben nicht gleich kamen.

Ich sah es als meine Pflicht an, Herrn Ottendorfer nach Verlauf eines Monats offen meine Befürchtung mitzuteilen, daß ich als Anwerber neuer Kundschaft keine großen Erfolge erzielen würde, und einen andern Operationsplan vorzuschlagen. Die öffentliche Presse war zu jener Zeit voll von Hinweisen auf den bevorstehenden „Baumstumpf"-Rednerkampf um die Nachfolge im Senat der Vereinigten Staaten zwischen dem Senator Stephen A. Douglas und Abraham Lincoln in Illinois. Die Blicke des ganzen Landes waren auf Douglas gerichtet, als den Vorkämpfer jener Faktion der demokratischen Partei im Senate, welche seine verfängliche Doktrin adoptiert hatte, daß es der Bevölkerung der Territorien freistehen solle, ihre bürgerlichen Institutionen zu regeln — das heißt, Sklaverei nach Gutdünken einzuführen oder auszuschließen — im Gegensatz zu der andern, vom Präsidenten Buchanan begünstigten Faktion, welche die Einführung der Sklaverei in Kansas und den anderen unbesiedelten Teilen der Union befürwortete. Abraham Lincoln war der Vertreter der jungrepublikanischen Partei. Man hatte für eine Reihe gemeinschaftlicher Debatten zwischen den beiden Führern Vorkehrungen getroffen, welche offenbar das politische Hauptereignis der Saison bilden

sollte. Ich schlug Herrn Ottendorfer vor, mich sofort nach Illinois abreisen zu lassen, um daselbst die herannahende politische Kampagne als Spezialkorrespondent der „Staats-Zeitung" zu beobachten. Zu meiner großen Freude wurde mein Vorschlag bereitwillig angenommen, und ich begab mich unverzüglich nach Chicago.[1])

Ich kam dort gerade rechtzeitig an, um der großen Ovation beizuwohnen, welche dem Senator Douglas bei seiner Ankunft von Washington bereitet ward. Er wurde wie ein Eroberer empfangen und durch die Straßen geleitet, und es zeigte sich augenscheinlich, daß die Demokratie von Illinois fast einstimmig für ihn und gegen die Nationalregierung war. Ich sprach tags darauf im Tremont House bei ihm vor, um ihn von meiner Mission zu verständigen und seine Erlaubnis zu erbitten, ihn begleiten zu dürfen. Man führte mich sofort nach seinem Empfangszimmer, wo ich ihn im Gespräch mit einigen Freunden antraf. Ich kannte ihn ganz gut infolge meines Besuches bei ihm in Washington im Jahre 1856. Er hieß mich herzlich willkommen und stellte mich den andern Besuchern und seinem Privatsekretär Mr. Sheridan vor. Als er den Zweck meines Besuches erfuhr, erklärte er sogleich, daß es ihn sehr freuen würde, mich während der Kampagne in seiner Umgebung zu sehen, und wies den Sekretär an, mich hinsichtlich seines Programms genau zu informieren und die geeigneten Maßnahmen mit mir zu verabreden. Während unseres Gesprächs trat seine neuvermählte zweite Frau durch eine Seitentür ein, und ich wurde ihr vorgestellt. Sie war eine äußerst liebliche und zugleich königliche Erscheinung. In der Tat schien es mir, daß ich niemals ein schöneres Weib gesehen hatte. Ihre hohe Gestalt war von vollkommenstem Ebenmaße, und jede ihrer Bewegungen und Gebärden voll höchster Anmut. In ihrer jugendlichen, blühenden Frische und Lebhaftigkeit bot sie einen auffallenden Gegensatz zu ihrem kleinen, dunkelfarbigen, düsterblickenden Gemahl.

---

[1]) Parteinahme für die Douglas-Demokraten in ihrer Gegnerschaft zu den Pro-Sklaverei-Anhängern Buchanans bewog Herrn Villard zu dem Anerbieten, während seiner westlichen Verbindlichkeiten für die „Staats-Zeitung" Berichte an John W. Forneys „Preß" in Philadephia, einem Douglas-Organ, unentgeltlich einzusenden.

Sie schien ihm treu ergeben zu sein und war ihm gewiß nicht wenig in seinen politischen Bestrebungen behilflich.

Die erste gemeinschaftliche Debatte (in der berühmten Serie von sieben) zwischen Douglas und Lincoln, welcher ich beiwohnte, fand am Nachmittag des 21. August 1858 zu Ottawa, Illinois, statt. Sie war das Ereignis des Tages und veranlaßte einen ungeheuren Zulauf der Bevölkerung aus allen Teilen des Staates. Douglas sprach zuerst eine Stunde lang, dann folgte Lincoln anderthalb Stunden hindurch, worauf der erstgenannte in einer weiteren halben Stunde abschloß. Der demokratische Wortführer verfügte über eine starke, wohlklingende Stimme, einen raschen, kräftigen Vortrag, ein wirkungsvolles Mienenspiel, nachdrucksvolle Gebärden und alle übrigen Künste eines geschulten Redners. Was alle äußerlichen Bedingungen anbelangt, sprach nichts zugunsten Lincolns. Er war von magerer, schmächtiger, unbeschreiblich linkischer Gestalt und wunderlich gebildetem, runzligem, ausdruckslosem und durchaus unschönem Antlitz. Er bediente sich eigentümlich unbeholfener, fast abgeschmackter Körperbewegungen nach oben und unten und seitwärts, um seinen Argumenten Nachdruck zu verleihen. Seine Stimme war von Natur aus gut, allein er schraubte sie oft zu unnatürlicher Höhe hinauf. Dennoch fühlten unbefangene Gemüter sogleich, daß, während auf der einen Seite ein gewandter Dialektiker und Wortkämpfer eine ungerechte und schwache Sache verfocht, auf der andern Seite ein durchaus von Ernst beseelter und wahrhafter Mann stand, erfüllt von gesunden Überzeugungen im Einklang mit dem wahren Geiste amerikanischer Institutionen. Nichts in all den gewaltigen Anstrengungen Douglas' appellierte an die höheren Instinkte der menschlichen Natur, während Lincoln stets eine sympathische Saite berührte. Die Rede Lincolns erregte die Begeisterung seiner Zuhörerschaft und hielt sie bis zu Ende aufrecht. Als er geendigt hatte, stürzten zwei kräftige junge Farmer auf die Rednerbühne, ergriffen ihn, hoben ihn trotz seiner Einwendungen auf ihre Schultern und trugen ihn in dieser unbequemen Stellung eine ansehnliche Strecke weit. Es war wirklich ein lächerlicher Anblick, die groteske Gestalt sich wie verrückt an den Köpfen der beiden Träger festhalten zu sehen, während

seine Beine von deren Schultern herunterbaumelten und die Beinkleider so hinaufgezogen waren, daß die Unterhosen bis zu den Knien sichtbar wurden. Douglas machte von diesem Zwischenfall in seiner nächsten Rede geschickten Gebrauch, indem er seinem aufrichtigen Bedauern darüber Ausdruck gab, seinen alten Freund Lincoln ganz gegen seine Absicht so vollständig aufgerieben zu haben, daß derselbe von der Bühne weggetragen werden mußte. Lincoln vergalt Gleiches mit Gleichem, indem er bei der nächsten Gelegenheit erwähnte, er kenne Richter Douglas seit lange und genau, allein er könne nichtsdestoweniger eines nicht von ihm behaupten, und das sei, daß der Richter stets die Wahrheit spreche.

Ich wurde Lincoln in Freeport vorgestellt und traf nachher im Laufe der Kampagne öfters mit ihm zusammen. Ich muß offen gestehen, daß, obgleich ich ihn äußerst zugänglich, gutmütig und voll Witz und Humor fand, ich dennoch infolge einer angeborenen Schwachheit, derentwegen er schon damals berüchtigt war und dies während seiner großen öffentlichen Laufbahn blieb, kein rechtes Gefallen an seiner Persönlichkeit zu finden vermochte. Er war übermäßig für Scherze, Anekdoten und drollige Geschichten eingenommen, hörte dieselben gern und gab sie noch lieber selbst aus seinem unerschöpflichen Vorrat zum besten, wobei ihm sein gutes Gedächtnis und seine fruchtbare Einbildungskraft sehr zustatten kamen. Das hätte nun an sich nichts geschadet. Bedenklicher war die Tatsache, daß, je gröber der Scherz, je gemeiner die Anekdote und je gewagter die Geschichte war, er sich desto mehr daran ergötzte, besonders wenn sie von ihm selbst erfunden war. Überdies war er mit einem eigentümlichen Scharfsinn zur Herbeischaffung von Gelegenheiten für Genüsse dieser Art während eines Gespräches begabt. Ich muß auch eingestehen, daß, abgesehen von dem Vorurteil, welches ich aus diesem Grunde gegen ihn empfand, ich mit vielen hervorragenden Führern der republikanischen Partei darin übereinstimmte, daß es in bezug auf die wirksamere Trennung des sklavereifeindlichen nördlichen von dem sklavereifreundlichen südlichen Zweig der Demokratie ersprießlicher gewesen wäre, wenn die Wiedererwählung von Douglas keinen Widerstand gefunden hätte.

Der Parteikampf wurde in allen Teilen des Staates vom frühen Sommer an bis zum Wahltage im November hitzig fortgesetzt. Abgesehen von den sieben gemeinschaftlichen Debatten sprachen sowohl Douglas als Lincoln, wer weiß wie oft, jeder für sich, und zahlreiche Redner von Illinois und anderen Staaten trugen unaufhörlich zur Erhöhung der Aufregung bei. Die beiden Führer besuchten fast jeden Kreis des Staates. Ich hörte vier von den gemeinschaftlichen Debatten und noch sechs Reden Lincolns und acht seines Mitbewerbers an. Natürlich gestalteten sich die späteren Leistungen zu wesentlichen Wiederholungen der vorhergehenden, und es wurde immer ermüdender für mich, denselben zuzuhören. Da ich bereits früher politischen Kampagnen beigewohnt hatte, übte diese nicht den vollen Reiz der Neuheit auf mich aus. Dessenungeachtet, selbst wenn ich ein viel unempfindlicherer Beobachter gewesen wäre, hätte die tüchtige Organisierung der Parteien, die geschickte Taktik der Führer, die bemerkenswerten Leistungen volkstümlicher Redekunst und der Ernst und die Begeisterung der Zuhörerschaften, von denen ich Zeuge war, ihren Eindruck nicht verfehlen können. Es war ein höchst lehrreicher Anschauungsunterricht in praktischer Parteipolitik und erfüllte mich mit Bewunderung für das anglo-amerikanische System zur Erzielung des Volkswillens.

In anderer Hinsicht waren meine Erfahrungen nicht so ganz angenehm. Es war ein sehr heißer Sommer, und ich befand mich notgedrungen fast beständig auf der Reise. Illinois hatte damals nur etwa anderthalb Millionen Einwohner, schlecht gebaute Eisenbahnen und elende Landstraßen, auf welch beiden ich gleich oft zu reisen gezwungen war. Die Wirtshäuser in Stadt und Dorf waren in der Regel erbärmlich, und da ich mit den Kandidaten und deren Anhängern umherzog und überall ins Gedränge kam, so erging es mir an vielen Orten recht schlecht. Namentlich im südlichen Teil des Staates, damals als „Ägypten" bekannt und zumeist von Ansiedlern aus den südlichen Staaten bewohnt, waren Kost und Wohnung fast immer schlechterdings ungenießbar. Der Tag des Halbverhungerns und die mit einem halben Dutzend Stubengenossen verbrachte Nacht in Jonesboro', wo die dritte der

gemeinschaftlichen Debatten stattfand, sind mir noch lebhaft im Gedächtnis.

Ich sah mehr von Illinois, als ich seitdem von irgend einem Staate der Union gesehen habe, und gewann die vollständigste, auf die unermeßliche Fruchtbarkeit seiner Prärien gegründete Überzeugung von dem ihm beschiedenen großen Wachstum. Ich machte auch viele wertvolle Bekanntschaften, von denen manche noch heute fortbestehen. Es war damals, daß ich zuerst meinem lebenslänglichen Freunde Horace White begegnete, der Mr. Lincoln als Vertreter der „Chicago Tribune" begleitete, und R. R. Hitt, dem offiziellen Stenographen des republikanischen Kandidaten. Er war einer der gewandtesten Schnellschreiber des Landes, und seine Erfolge als solcher führten im Laufe der Zeit zu seiner Anstellung als Berichterstatter des obersten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten. Diese Stelle legte er nieder, um eine erfolgreiche Laufbahn als Diplomat und Kongreßmitglied anzutreten.

Ich bin fest überzeugt, daß, wenn Stephen A. Douglas am Leben geblieben wäre, er eine glänzende nationale Karriere gemacht hätte. Durch den Aufstand des Südens von aller Identifizierung mit sklavereifreundlichen Interessen frei geworden, wäre ihm der Weg zum höchsten Ruhm und zu jener Stellung offen gestanden, zu der ihn seine ungewöhnlichen Geistesgaben befähigten. Als ich mich endgültig von ihm und Lincoln verabschiedete, hatte wohl keiner von beiden eine Ahnung davon, daß sie binnen zwei Jahren abermals Mitbewerber, — diesmal um die Präsidentschaft, — sein würden. Ich hörte es aus Lincolns eigenem Munde, daß die Senatorenwürde der Vereinigten Staaten der höchste politische Gipfel war, den er zu jener Zeit zu erklimmen hoffte. Auch zweifelte er ernstlich an seiner Fähigkeit, sich der Mehrheit des gesetzgebenden Körpers gegen Douglas zu versichern. Diese vertraulichen Mitteilungen machte er mir bei einer besonderen Gelegenheit, die, ausführlich zu erwähnen, ich nicht unterlassen darf, ehe ich dieses Kapitel schließe.

Wir trafen an einem heißen, schwülen Abend, etwa um neun Uhr, zufällig an einer ungefähr zwanzig Meilen westlich von Springfield gelegenen Signal-Bahnstation, bei meiner Rückkehr

von einer großen Versammlung zu Petersburg in Menard County, zusammen. Er war in einem „Buggy" nach der Station gebracht und daselbst allein abgesetzt worden. Ich war bereits da. Der Zug, den wir nach Springfield benutzen wollten, sollte jeden Augenblick eintreffen. Nachdem wir eine halbe Stunde vergeblich auf seine Ankunft gewartet hatten, zwang uns ein Gewitter, in einem leeren, auf einem Nebengeleise stehenden Frachtwagen Zuflucht zu suchen, da sich kein Gebäude irgendwelcher Art auf der Station befand. Wir kauerten auf dem Boden des Wagens nieder und gerieten in eine Unterhaltung über alles mögliche. Und bei dieser Gelegenheit teilte er mir mit, daß zur Zeit seiner Anstellung in einem ländlichen Kaufladen sein höchster politischer Ehrgeiz darin bestanden hatte, in die Staatslegislatur gewählt zu werden. „Seitdem", fügte er lachend hinzu, „bin ich natürlich ein wenig gewachsen, aber es sind meine Freunde, die mich in diese Geschichte (auf die Stimmenwerbung anspielend) verwickelt haben. Ich hielt mich nicht für den Senat der Vereinigten Staaten befähigt und brauchte lange Zeit, um mich zu überreden, daß ich es dennoch sei. Jetzt freilich", fuhr er, abermals in eines seiner eigentümlichen Gelächter ausbrechend, fort, „bin ich überzeugt, daß ich gut genug dafür bin; allein trotz alledem muß ich mir täglich sagen: „„Es ist ein zu hohes Ziel für dich; du wirst es nie erreichen."" Mary (seine Frau) besteht indessen darauf, daß ich Senator, ja Präsident der Vereinigten Staaten werden müsse." Diesen Worten folgte ein schallendes Gelächter, während er seine Knie mit den Armen umschlungen hielt und sich vor Ergötzen über den Ehrgeiz seiner Frau schüttelte. „Stellen Sie sich nur", rief er aus, „so eine Figur, wie ich es bin, als Präsidenten vor!"

Er fragte mich hierauf bezüglich meiner Antezedentien aus und zeigte sich ziemlich erstaunt über meine Geläufigkeit im Englischen nach so kurzem Aufenthalte in den Vereinigten Staaten. Zunächst wünschte er zu wissen, ob es wahr sei, daß die Mehrzahl der Gebildeten in Deutschland Freidenker seien. Ich antwortete, daß sie sich nicht offen dazu bekennen, daß man jedoch einen derartigen Schluß aus der Tatsache ziehen dürfe, daß die meisten von ihnen keine Kirchengänger seien. „Ich wundere mich nicht

darüber", entgegnete er, „ich selbst neige mich dieser Richtung zu." Ich erkühnte mich, meinen eigenen Zweifeln über die christliche Lehre bezüglich des Daseins Gottes, der Göttlichkeit Christi und der Unsterblichkeit Ausdruck zu leihen. Dies veranlaßte ihn, weitere Fragen an mich zu richten, um mich auszuforschen. Er gab sich keine Blöße, allein ich empfing den Eindruck, daß er meiner Denkungsart sei. Ich war daher nicht überrascht, aus den Schriften seiner Biographen Ward Hill Lamon und W. H. Herndon zu entnehmen, daß ich ihn recht verstanden hatte. Unsere Unterhaltung dauerte bis halb zehn, bis endlich der verspätete Zug anlangte. Ich bewahre diese zufällige Begegnung als eine meiner teuersten Erinnerungen, seit mein Gefährte jener Nacht zu einer der größten Gestalten in der Geschichte geworden ist.

Ich begab mich von Jonesboro' nach Chicago und blieb daselbst bis nach der Wahl, deren Ergebnis ich für so ungewiß hielt, daß ich in meiner Korrespondenz keine Weissagungen zu machen wagte. Douglas selbst war, wie ich weiß, sehr in Zweifel; Lincoln und seine Freunde dagegen waren voller Zuversicht und daher von dem Resultate bitter enttäuscht.

Sechzehntes Kapitel.

Das Pike's Peak-Goldfieber. 1858—1859.

Das eigentliche Endziel meiner journalistischen Bestrebungen war eine regelmäßige Verbindung mit der anglo-amerikanischen Presse. Ich betrachtete meine Arbeit für die „Staats-Zeitung" nur als einen zeitweiligen Notbehelf und behielt meinen Endzweck beständig im Auge. Ich hatte den Gedanken aufgegeben, mir eine Stellung bei einem der New Yorker Hauptblätter zu sichern, und meine Wünsche waren auf die westliche Presse gerichtet. Während meines Aufenthalts in Ohio hatte ich täglich das „Daily Commercial" von Cincinnati gelesen und den in seinen Spalten entfalteten Verstand und Unternehmungsgeist beobachtet. Aufs Geratewohl reiste ich nach Cincinnati und bot dem Herausgeber des „Commercial", M. D. Potter, meine Dienste an. Er wies mich an den Neuigkeitredakteur, Murat Halsted, späterhin der Haupteigentümer und Redakteur des Blattes. Nach mehreren Unterredungen mit ihm kamen wir überein, daß ich dem „Commercial" über die wichtigen Vorgänge bei den bevorstehenden Sitzungen der gesetzgebenden Körper von Illinois und Indiana berichten sollte. In jenem sollte ich die Wiedererwählung von Douglas im Auge behalten, in diesem die legislativen Verwicklungen beobachten, denen man in Verbindung mit dem Anspruch einer jeden der beiden politischen Parteien auf die rechtmäßige Oberhand über die Mehrheit des gesetzgebenden Körpers entgegensah und welche schließlich die Erwählung von zwei Gruppen von Senatoren der Vereinigten Staaten, durch die Republikaner und Demokraten, zum Ergebnisse hatte.

Ich brachte nur einige Tage anfangs Januar 1859 in Springfield, Illinois, zu und begab mich hierauf nach Indianapolis, wo ich bis zum Frühjahr zu bleiben beabsichtigte. Allein mein Aufenthalt daselbst wurde auf unerwartete Weise abgekürzt. In meinen Berichten an das „Commercial“ hatte ich Veranlassung, einen der demokratischen Staatssenatoren ziemlich scharf zu kritisieren. Tags darauf erhob er sich zu einer Interpellation, ließ dem Senat meinen Bericht vorlesen, rügte mich in den heftigsten Ausdrücken und beantragte, daß mir die üblichen Preßvorrechte entzogen werden sollten, mit anderen Worten, daß ich von den Sitzungen auszuweisen sei. Der Antrag ging durch und beendigte meine kurze Laufbahn als Berichterstatter über legislative Angelegenheiten in der Hauptstadt von Indiana, während der ich indessen mehrere wertvolle Bekanntschaften unter den Politikern von Indiana gemacht hatte. Dies war mein erster Zusammenstoß als Journalist mit Gesetzgebern — aber nicht mein letzter.

Während des Herbstes und Winters von 1858 begannen Gerüchte von Goldfunden in der östlichen Gebirgskette der Rocky Mountains, in der Nähe von Pike's Peak und längs des Oberlaufes des Platte River in der Presse die Runde zu machen und im ganzen Lande viel Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Die „Goldnachrichten“ hatten meinen Abenteurergeist schon vor dem Verlust meines Amtes wachgerufen und regten nun plötzlich den Gedanken an, als Korrespondent nach den Rocky Mountains zu gehen. Es griff allgemein die Hoffnung Platz, daß die Erschließung solch neuer Quellen nationalen Reichtums das Land von den zehrenden Wirkungen der Krise von 1857 befreien dürfte. Ihre zahllosen Opfer, das unermeßliche Heer der Arbeitslosen, fingen an, sich aufzuregen, und die Zeitungen verkündeten immer öfter, daß große Massen den Verlockungen des neuen Dorado erlagen und Vorbereitungen trafen, dasselbe aufzusuchen.

Bei meiner Ankunft in Cincinnati von Indianapolis ging Mr. Halstead, der mich in den redaktionellen Spalten nachdrücklich gegen die Angriffe des Senators von Indiana in Schutz genommen hatte, höchst bereitwillig auf meinen Vorschlag ein, die

Tatsachen in der Pike's Peak-Angelegenheit für das „Commercial" an Ort und Stelle einer Prüfung zu unterziehen. Wir einigten uns über die Bedingungen meiner neuen Arbeit, welche zwanzig Dollars die Woche und mäßige Reiseauslagen einbegreifen sollten. Die Länge meines Aufenthaltes in den Rocky Mountains sollte von der Entwickelung der Dinge daselbst abhängen.

Es war bei meinem Alter und leichtblütigen Temperament natürlich, daß ich mich infolge dieses nach meinem Sinne vielversprechenden Glückswechsels in der gehobensten Stimmung befand. Eine augenfällige Gewißheit von der Entdeckung eines zweiten Kaliforniens war nicht vorhanden, allein ich hatte viel von den in den Goldminen an der Küste des Stillen Meeres rasch erworbenen Vermögen gehört und gelesen, und meine Einbildungskraft gewann daher leicht die Oberhand über mein Urteilsvermögen, und obgleich meine Vernunft Einsprache erhob, gab ich mich doch der Betrachtung von allerlei bezaubernden Möglichkeiten zu meinen Gunsten hin. Ich hatte Visionen, — nicht nur von erfolgreicher Goldjagd, sondern auch von Ruhm und Glück, — als einer der Gründer von neuen Städten und Staaten. Sie sollten sich nicht in der allernächsten Zukunft verwirklichen, aber ich glaube wahrhaftig behaupten zu dürfen, daß ich meine gründliche Kenntnis des praktischen Lebens und den Unternehmungsgeist und die Energie, denen die Erfolge in meiner späteren Laufbahn hauptsächlich zugeschrieben werden müssen, meiner Lehrzeit als Bahnbrecher in den Rocky Mountains verdanke. In einer Beziehung waren meine Erwartungen sicherlich auf Tatsachen gegründet, nämlich in der Voraussicht außerordentlicher persönlicher Abenteuer im Verfolg meiner Sendung.

Zu jener Zeit war eine Reihe von Städtchen am Missouri River entstanden, hauptsächlich infolge der „Freiboden"-Auswanderung nach dem Territorium von Kansas, eines Ergebnisses der politischen Ereignisse von 1854—55. Auch erstreckte sich ein Saum von Ansiedlungen dreißig bis fünfzig Meilen weit an beiden Ufern des Flusses. Die westlichen Teile von Missouri und Jowa waren dagegen noch sehr dünn bevölkert. Mit Ausnahme dieser Städtchen und Ansiedlungen westlich vom Missouri

waren die ansteigenden, zwischen diesem Fluß und den Rocky Mountains gelegenen Ebenen, welche heute die Staaten Kansas, Nebraska, Colorado und Wyoming umfassen, abgesehen von einigen Handelsposten, vollständig unbewohnt. Eine einzige Eisenbahn, von Hannibal nach St. Joseph, verband den Mississippi mit dem Missouri. St. Louis war mit dieser Strecke durch die Nord-Missouri-Bahn verbunden. In Jowa war der Eisenbahnbau noch nicht in den westlichen Teil des Staates vorgedrungen. Eine andere Bahn erstreckte sich in westlicher Richtung von St. Louis, war jedoch nur etwa hundert Meilen weit, bis Jefferson City, der am Missouri gelegenen Hauptstadt des Staates, vollendet. Die einzigen Verkehrsadern für die ganze, westwärts vom Missouri River gelegene Region nach den Rocky Mountains und darüber hinaus nach den pazifischen Staaten waren der Missouri River für Dampfboote und die von der Regierung der Vereinigten Staaten angelegten Militärstraßen. Sie führten längs des Arkansas River nach Neu-Mexiko, als Santa Fé-Straße bekannt, von Leavenworth und Omaha nach Fort Kearny und von dort als gemeinsame Route die Platte und North Platte-Flüsse entlang, durch die Rocky Mountains und darüber hinaus. Schwere, zwei bis fünf Tonnen fassende, von Ochsen- und Maultiergespannen gezogene Wagen, unter dem Namen „Prärie-Schooner“ bekannt, waren die gewöhnlichen Transportmittel längs dieser Heerstraßen.

Nachdem ich in der öffentlichen Handelsbibliothek alles, was auf die zu besuchende Region Bezug hatte, ebenso die Regierungsberichte über die Forschungsreisen von Long, Pike, Frémont und anderen so gründlich wie möglich durchstudiert hatte, brach ich Ende Februar von Cincinnati auf. Ich reiste nach St. Louis und Jefferson City per Bahn und benutzte am letztgenannten Orte das Boot den Missouri hinauf nach Leavenworth, meinem unmittelbaren Bestimmungsort und, den allgemeinen Berichten zufolge, dem besten Ausgangspunkt, um nach Pike's Peak zu gelangen. Da wir oft landeten, waren wir beinahe dreißig Stunden unterwegs. Das Boot war gedrängt voll von „Pike's Peakers“ (meist junge Leute aus dem Westen) und deren Ausrüstungen.

Die Flußlandschaft war ziemlich malerisch, obgleich ohne ausgeprägten Charakter und derjenigen längs dem oberen Mississippi sehr ähnlich. Wir hielten eine Stunde lang in Kansas City an, das damals nichts weiter als ein zerstreutes Dorf von einigen Dutzend Häusern war, einschließlich mehrerer Ziegelwarenhäuser längs des Ufers. Es bildete den Landungsplatz für das fünf Meilen landeinwärts, genau an der Grenze von Missouri und Kansas gelegene Westport, einer Stadt von mehreren tausend Einwohnern und im ganzen Westen als der Hauptausrüstungs- und Abladeplatz für den Handelsverkehr mit Santa Fé oder Neu-Mexiko berühmt. Jedes Frühjahr machten sich große Karawanen von „Prärie-Schoonern", aus vierzig bis fünfzig, mit je zehn bis zwölf Ochsen oder Maultieren bespannten Wagen bestehend, mit amerikanischen Waren beladen, von diesem Punkte aus auf die Reise und kehrten im Herbste mit vollen Ladungen von mexikanischer Wolle, Häuten und Silberbarren wieder zurück. Der Baugrund von Kansas City erhob sich auf hohen und steilen Klippen, zwischen denen die Straßen sich ausdehnten. Einen ungünstigeren Boden für die Entwicklung eines Ortes, geschweige denn einer Stadt, konnte man sich kaum vorstellen, und wenn damals irgend jemand versucht hätte, mir weis zu machen, daß binnen dreißig Jahren eine Stadt von 130 000 Einwohnern auf demselben erstehen würde, so hätte ich ihn für einen lächerlichen Phantasten angesehen. Doch ist dies tatsächlich eingetroffen.

Von Kansas City bis Leavenworth wurde das rechte Ufer des Flusses belebter. Alle paar Meilen erschien ein im Werden begriffenes Städtchen, wobei Wyandotte an der Mündung des Kansas River den Anfang machte, und Sumner, Doniphan und mehrere andere, deren Namen mir entfallen sind, nachfolgten. Die meisten von ihnen erfreuten sich nur eines kurzen, pilzähnlichen Aufschießens. Leavenworth bot einen überraschend imponierenden Anblick. Ein Dutzend Dampfboote luden an dem Landungsplatz Passagiere und Waren ab und auf und gewährten ein Bild rühriger Geschäftigkeit. Oberhalb des Uferdamms erhob sich die Stadt amphitheatralisch auf einem allmählich ansteigenden Plateau. Obgleich erst fünf Jahre alt, betrug seine ansässige Bevölkerung

bereits zwischen sechs- und siebentausend, nebst einer zügigen von noch mehreren Tausend. Die Hauptgeschäftsstraße war dicht mit Ziegel- und Fachwerkbauten bedeckt. Die Wohnhäuser dehnten sich weit über die schöne parkartige, wellenförmige Prärie aus, über welche Naturwäldchen verstreut lagen. Die Stadt wimmelte von neuen Ankömmlingen, und ich fand es sehr schwer, irgendwo unterzukommen. Über tausend vermeintliche „Pike's Peakers" waren bereits eingetroffen, und jeder Tag fügte ihrer Hunderte hinzu. Alle schienen über Hals und Kopf beschäftigt, und ich hatte niemals soviel Tätigkeit an einem Orte von gleicher Größe gesehen. Leavenworth schien dazu bestimmt, ein wichtiger Handelsmittelpunkt zu werden, und die wetteifernden Ansprüche von Kansas City kamen mir ebenso abgeschmackt vor wie den Bürgern von Leavenworth. Gleichwohl geriet Leavenworth bald ins Stocken, und seine Bevölkerung übersteigt selbst heute kaum 20000 Einwohner.

Ich war mit Empfehlungsbriefen wohl versehen und machte rasch zahlreiche Bekanntschaften. Auch erneuerte ich eine alte mit John C. Vaughan, einem gewesenen Redakteur der „Chicago Tribune", einem äußerst gebildeten und feingesitteten Herrn, der leider sehr dem Trunke ergeben war. Er und sein Sohn Champion, der späterhin eine höchst exzentrische Laufbahn durchmachte, besorgten das Tageblatt. Wie natürlich, befand sich eine verhältnismäßig große Anzahl von tätigen, aufgeweckten jungen Leuten unter den Einwohnern. Diese enthielten auch einen ungewöhnlichen Prozentsatz von Berufsmännern aus den älteren westlichen und den östlichen Staaten, mit vielen Graduierten von Harvard und Yale darunter. Alle waren begierig, ihr Glück zu machen, und voll Vertrauen, dies schnell zu bewerkstelligen. Ein jeder hoffte bestimmt, daß sich Gold im Überfluß in Pike's Peak finden würde, was gewiß das rasche Aufblühen ihres Städtchens zu einer großen Stadt zur Folge haben müßte. Das große, von den Kaufleuten mit voraussichtlichen Goldsuchern bereits abgeschlossene Ausrüstungsgeschäft rechtfertigte diese Theorie. Viele machten sich bereit, aufzubrechen und selbst zu ergründen, wieviel des kostbaren Metalles die Rocky Mountains wirklich in sich schlössen.

Ich machte es mir sofort zur besonderen Aufgabe, jede erreichbare Auskunft bezüglich früherer und gegenwärtiger Entwicklungen am Pike's Peak einzuziehen, und durchstreifte zu diesem Ende nicht nur Leavenworth, sondern besuchte auch andere, nördlich davon gelegene Flußstädte, wie Atchison und St. Joseph, die leicht mittelst Boot zu erreichen waren. Es hielt schwer, die wenigen Weizenkörner von Wahrheit von den Spreuhaufen von Übertreibung und völliger Erdichtung, die mir überall in den Weg kamen, zu sondern. Diejenigen Flußposten, von Kansas City bis Omaha, welche mehr als andere Teile des Landes unter der Abnahme des Spekulationsfiebers von 1855—57 gelitten hatten, sahen in der Pike's Peak-Aufregung eine Gelegenheit zu raschem Wiederaufblühen, und alle arbeiteten aus Leibeskräften daran, jene durch ihre Lokalblätter und jedes andere Mittel zu schüren. Die Rücksichtslosigkeit, mit der diese systematischen Bestrebungen zur Verlockung des Publikums ins Werk gesetzt wurden, trugen bittere Früchte, wie ich sogleich zu erzählen die Gelegenheit ergreifen muß.

Das Folgende ist der wesentliche Inhalt dessen, was ich erkundete und dem „Commercial" berichtete. Die erste Wahrnehmung von Mineralreichtum in der South Platte-Gegend kam 1848 durch eine Bande von zivilisierten Cherokee-Indianern zutage, welche diese Gegend auf einem Jagdausflug von dem Indianischen Territorium aus erreichten und einige Proben von goldhaltigem Quarz mit nach Hause brachten. Im Laufe der Zeit kam die Nachricht von ihrer Entdeckung Mitgliedern ihres Stammes in Georgien, ihrer alten Heimat, zu Ohren. Ein gewisser Green Russell, der sowohl in Georgien als in Kalifornien Goldgräber gewesen war, vernahm die Geschichte bei seiner Rückkehr aus dem letztgenannten Staate und machte sich im Frühjahr 1857 mit einer Abteilung erfahrener Bergleute von Georgien auf, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Widerwärtige Umstände zwangen die Expedition, im westlichen Missouri zu überwintern. Sie setzte ihren Marsch im Februar 1858, den Arkansas hinauf, über die Santa Fé-Route fort, erreichte den Fuß der Rocky Mountains im Mai und begann sofort nach Gold zu schürfen. Anzeichen davon fanden sich den South Platte und seine Nebenflüsse ent-

lang, doch rechtfertigte nichts das Unternehmen von regelmäßigen Minenoperationen, infolgedessen die Expedition sich auflöste und nur neun von den ursprünglichen hundert bei ihrem Führer blieben. Dieser Rest setzte die Forschungen ohne befriedigendes Ergebnis fort und bezog schließlich am Cherry Creek für den Winter ein Lager. Im Frühjahr 1858 erschien „Fall-Leaf" (Herbstblatt), ein Delaware-Indianer, zu Lawrence in Kansas mit einer kleinen Quantität von Schuppengold, die er an den Quellwassern des Arkansas gefunden zu haben behauptete. Dies führte zur Bildung eines Trupps von jungen Leuten, die sich im Juni auf den Weg machten, den Fuß des Pike's Peak erreichten, die Gegend nördlich und südlich davon durchforschten, ohne mehr als die „Farbe" von Gold anzutreffen, und ebenfalls am Cherry Creek überwinterten.

Diese Expeditionen führten zur Annahme eines Gesetzentwurfs durch die Legislatur von Kansas, dessen Zweck die Organisierung des den ganzen westlichen Teil des Staates bis zu den Rocky Mountains umfassenden „County of Arapahoe" war. Die Grenzen des Staates waren nämlich nach jener Richtung hin niemals festgestellt worden. Späterhin ernannte der Gouverneur die Beamten dieses weitläufigen Kreises, der genug Land enthielt, um einen ganzen Staat daraus zu bilden. Zu Anfang des Herbstes von 1858 wurde zu Leavenworth eine öffentliche Versammlung abgehalten, um die Auswanderung nach der Goldregion zu regeln. In der ersten Woche des Oktober begann eine beträchtliche Abteilung von Bewohnern von Leavenworth die Pilgerfahrt durch die Ebene. Sie schlugen die Arkansas-Route ein und erreichten den Fuß des Gebirges um Mitte November. Dort holten sie die für den Arapahoe-Kreis ernannten Beamten ein und überredeten dieselben, mit ihnen bis zur Mündung des Cherry Creek vorzudringen.

Hier trafen sie die anderen, bereits erwähnten Abteilungen, wie auch ungefähr hundertundfünfzig ehemalige Bewohner von Ost-Nebraska und West-Jowa, die alle zusammen mehrere hundert Menschen, mit Einschluß zweier Familien, ausmachten. Zu dieser weißen Bevölkerung kamen während des Winters noch zügige Scharen von Neumexikanern spanisch-indianischer Abstammung hinzu, nebst Banden von Arapahoe-Indianern, welche die neuen

Ansiedler glücklicherweise nicht weiter als durch Erbetteln von Lebensmitteln belästigten. Mit richtigem „westlichem" Instinkt setzten die ersten Ankömmlinge ohne Zeitverlust das Geschäft des Städtebauens in Gang. Ihre Lager breiteten sich über die Niederung in den beiden, vom Cherry Creek und dem South Platte und den dieselben umsäumenden, niedrigen Klippen gebildeten Winkeln aus. Auf dem linken Ufer des Cherry Creek wurde eine zur Anlage einer Stadt geeignete Baustelle gewählt und Auraria getauft; ebenso auf dem rechten Ufer eine andere, die nach dem damaligen Gouverneur des Territoriums von Kansas Denver benannt wurde. Auf beiden Seiten ging jeder mit Lust und Eifer ans Werk, und im Laufe des Winters wurden etwa hundertfünfundzwanzig Wohnstätten jeder Art und von kunstlosester Mache — „dugouts" [1]), Luftziegelhäuser, Blockhäuser und bloß mit Axt und Säge hergestellte Fachwerkbuden errichtet, während viele überhaupt in ihren Zelten blieben. Der Winter erwies sich als unerwartet mild und brachte nur leichte Schneefälle. Unter den Ansiedlern befanden sich unternehmende Handelsleute, und es wurden mehrere Läden mit geringen Vorräten, sowie Handwerkstätten und natürlich auch einige Wirtshäuser eröffnet.

Trotz der emsigsten Nachforschungen konnte ich nur wenige unmittelbare Beweise für das Vorhandensein von Gold am Pike's Peak beibringen. Ich hielt mich für berechtigt, durch die Spalten des „Commercial" mitzuteilen, daß nicht mehr Waschgold als höchstens im Werte von tausend Dollars von den Rocky Mountains nach den Städten am Missouri River gelangt war. Green Russell kam im Laufe des Winters in Leavenworth an und brachte ungefähr fünfundsiebzig Unzen mit — das Ergebnis der von ihm und seinen Gefährten während des ganzen Sommers bewerkstelligten Schürfungen. Er wurde mit ungestümen Fragen bestürmt, doch gestand er offen, daß er auf keinen vollgültigen Beweis von dem Vorhandensein wirklich ergiebiger Minen gestoßen sei, und daß das Gold, welches er mitgebracht hatte, ihn und seine Begleiter nur sehr dürftig für die auf dessen Sammlung verwendete Zeit und

[1]) Grubenhäuser.

Mühe entschädigte. Er riet offen von einer Auswanderung im großen Maßstabe ab; allein seine Warnung blieb ziemlich wirkungslos.

Ich erfuhr, daß die unternehmende Firma Russell, Majors & Waddell, welche die sämtliche Frachtbeförderung nach den Militärposten in den Ebenen für die Regierung besorgte, kürzlich von einem behufs Ermittlung der Tatsachen nach den Rocky Mountains entsandten Agenten einen so günstigen Bericht erhalten hatte, daß sie beschloß, eine Eilwagenlinie nach dem Cherry Creek ins Leben zu rufen, und daß sie bereits Maultiere hinausgeschickt hatte, um dieselbe mit dem nötigen Zugtierstand zu versehen. Ich sprach bei der Firma vor und erfuhr von dem Geschäftsführer, daß ich recht berichtet sei, und daß sie hofften, den ersten Eilwagen binnen vierzehn Tagen abgehen lassen zu können. Aus allen Erkundigungen, die ich eingezogen hatte, ging deutlich hervor, daß mir, angesichts des vollständigen Mangels von Ansiedlungen auf sechs Siebenteln der Strecke bis zum Fuß der Rocky Mountains, nur die Wahl zwischen dem Eilwagen und dem Entschluß übrigblieb, mich einer Partie anzuschließen, welche mit auf Wagen verladener Lagerausrüstung und für eine Reise von fünf bis sieben Wochen berechneten Vorräten versehen war. Die Gefahr von seiten der in den Ebenen umherstreifenden Indianer mußte auch in Betracht gezogen werden. So viel Zeit unterwegs zu verbringen, sagte mir gar nicht zu, und ich beschloß, einen Sitz in dem ersten Eilwagen zu belegen, für welchen die Firma aus Artigkeit gegen mich als Zeitungsschreiber nur den halben Preis berechnete. Die Fahrt nach dem Cherry Creek sollte nur eine Woche in Anspruch nehmen.

Nachdem ich den gesamten in Leavenworth aufzutreibenden Stoff für das „Commercial“ verarbeitet hatte, beschloß ich, die Gelegenheit zu einem Ausflug nach dem südlichen Kansas zu benutzen, welche sich mir durch die freundliche Einladung des Staatsanwalts Alonzo G. Davis, eines geborenen New Yorkers, ihn auf einer amtlichen Bereisung nach Fort Scott zu begleiten, darbot. Da wir zu Pferde reisen und unterwegs kampieren sollten, so hielt ich dies für eine gute Vorbereitung zu meiner Reise durch die Ebenen. Wir waren eine Woche abwesend, während welcher

ich etwa hundertachtzig Meilen im Sattel zurücklegte. Da ich seit Jahren kein Pferd bestiegen hatte, so wurde ich von dem Ritt des ersten Tages so wund, daß ich auf dem ganzen Weg kein Vergnügen genoß, sondern beständiges Unbehagen und Schmerzen empfand. Dennoch hielt ich es bis zu Ende aus, ohne daß meine Reisegefährten eine Ahnung von meinen Leiden hatten. Wir ritten durch eine ununterbrochene Strecke wellenförmiger Prärie von offenbar außerordentlicher Fruchtbarkeit. Manchmal bekamen wir zwanzig Meilen weit kein Haus zu Gesicht und verließen uns den größten Teil des Wegs auf den Kompaß. Wir kamen nur an zwei oder drei kleinen Gruppen von Städte betitelten Fachwerkbuden vorbei. Fort Scott erwies sich als ein alter, von etwa zwanzig Häusern umgebener Handelsposten. Der Bezirksrichter der Vereinigten Staaten hielt an zwei Tagen Sitzung, und ich hatte Gelegenheit, die Rechtspflege unter den primitivsten Umständen ausüben zu sehen. Ein Gerichtshofsgebäude war nicht vorhanden, und der Richter amtierte in einem mit dem rohesten Mobiliar ausgestatteten Schulhause. Es wurden sowohl Kriminal- als Zivilprozesse verhandelt, und da kein Lokal zur Einsperrung von Gefangenen vorhanden war, so mußten der Gerichtsbezirks-Marschall und seine Unterbeamten dieselben in dem einzigen, elenden Gasthaus des Ortes beständig unter ihrer Aufsicht behalten. Alle Bemühungen, ein Geschworenengericht zustande zu bringen, schlugen in Anbetracht der geringen Zahl von Ansiedlern vollständig fehl.

Bei meiner Rückkehr erfuhr ich, daß der erste Eilwagen der „Leavenworth and Pike's Peak Expreß Co.", wie das neue Unternehmen sich betitelte, aus verschiedenen Gründen eine Woche später, als ursprünglich bestimmt war, abgehen sollte. Ein weiterer Aufschub fand jedoch nicht statt, und zur festgesetzten Zeit reiste ich frühmorgens unter den Zurufen einer wenigstens tausendköpfigen Menge von Zuschauern ab. Meine Fahrgelegenheit war eines jener rotbemalten, mit Segeltuch überspannten Fuhrwerke, inwendig drei Sitze für je drei Passagiere enthaltend und unter dem Namen „Concord coaches" bekannt, mit vier stattlichen Kentucky-Maultieren bespannt, die sich sogleich in vollen Lauf setzten. Seltsam genug war ich der einzige Passagier, ohne Zweifel infolge des hohen

Fahrpreises (zweihundert Dollars), der noch unerprobten Beschaffenheit der Linie, der Furcht vor feindlich gesinnten Indianern und vor allem infolge der herrschenden Ungewißheit hinsichtlich des tatsächlichen Standes der Dinge am Pike's Peak.

Am ersten Tage schlugen wir die Militärstraße von Fort Leavenworth nach Fort Riley ein, erreichten das Tal des Kansas nach zweistündiger Fahrt und setzten diese auf demselben Wege bis zu dem letztgenannten Orte an der Vereinigung des Kansas mit seinem Hauptzufluß, dem Republican River, fort. Bergan und bergab rollten wir den ganzen Tag auf einer guten Landstraße mit einer Schnelligkeit von acht bis zehn Meilen die Stunde dahin, unser Gespann an regelmäßigen, fünfzehn bis zwanzig Meilen voneinander entfernten Halteplätzen wechselnd. Der warme Frühlingstag hätte nicht schöner sein können, und die wellenförmigen Prärien sahen in ihrem frischen Grün prächtig aus. Schon fünfundzwanzig Meilen westlich von Leavenworth wurden die Farmen seltener und folgten einander in immer längeren Zwischenräumen. Wir kamen an einigen neuen, winzigen Orten vorbei, von denen Manhattan, an der Mündung des „Blue" Fork, der meistversprechende schien. Wir fuhren weiter, bis wir zwischen neun und zehn Uhr Junction City erreichten, wo übernachtet wurde. Wir hatten während einer Fahrt von dreizehn Stunden hundertdreißig Meilen zurückgelegt — eine vorzügliche Leistung für den ersten Tag. Fort Riley lag nicht ganz eine halbe Meile entfernt. Seine Besatzung bestand aus mehreren Kompagnien Kavallerie und Infanterie, und sämtliche Offiziere und wenigstens hundert Mann hatten sich eingefunden, um den ersten Eilzug zu begrüßen. Die Eröffnung der Linie war ein großes Ereignis in ihrem einförmigen Leben, namentlich da sie eine tägliche statt der bisherigen wöchentlichen Post versprach. Ich erhielt eine Einladung nach dem Offiziersquartier, wo ich mit Speise und Trank bewirtet und über Nacht in einem äußerst behaglichen Zimmer beherbergt wurde. Es war für lange Zeit das letzte Mal, daß mir der Luxus eines Bettes vergönnt war.

Wir brachen um sechs Uhr morgens wieder auf, begleitet von einem halben Dutzend Kavallerieoffizieren, die uns bis zum nächsten Halteplatz, wo sie herzlichen Abschied nahmen, redliches und lustiges

Geleite gaben. Mehreren von ihnen begegnete ich einige Jahre später unter Umständen wieder, von denen damals niemand eine Ahnung hatte, nämlich im Felde, während des Bürgerkriegs. Wir ließen nun den Kansas River beiseite liegen und schlugen eine nordwestliche Richtung ein. Es war wohl noch auf eine weitere Strecke von etwa zweihundert Meilen den Kansas entlang eine Art Straße vorhanden, allein die Eilwagengesellschaft hatte vorgezogen, eine eigene neue Route abzustecken, welche eine möglichst gerade Linie nach den Ansiedlungen am Cherry Creek bilden sollte. Diese überschritt die Quellwasser der verschiedenen, die Solomon-Gabelung des Kansas River speisenden Flüßchen südlichen Laufes und (gegen Ende der Route) einige von den Nebenflüssen des North Platte nördlichen Laufes. Da die Straße von einer Wasserscheide nach der anderen übersetzte und da die großen Ebenen stetig ungefähr fünftausend Fuß vom Missouri River zu den Rocky Mountains anstiegen, so gab es häufige und steile Steigungen und Senkungen.

Die Halteplätze waren notwendigerweise mit Rücksicht auf Wasser und Weideland gewählt worden. Es waren schlechthin kleine, aus einem großen und mehreren kleinen Zelten bestehende Lager, bemannt mit drei Personen — dem Stationswärter und einem Gehülfen, welche die zwölf Maultiere besorgten, mit denen die Station behufs frischen Vorspanns versehen war, und einem Koch, der die Mahlzeiten für die beiden anderen und die Passagiere bereitete. Das große Zelt diente als Schlaf- und Speisezimmer für die letzten, von denen wie von allen durch die Ebenen Reisenden erwartet wurde, daß sie ihr Bettzeug, das heißt in einem wasserdichten Tuche eingerollte Büffelhäute oder Decken, mit sich führten. Die Maultiere wurden bei Tag unter Aufsicht geweidet und des Nachts an Pfählen angebunden, zu welcher Zeit sie sich als äußerst lästige Genossen bewährten, indem die beständige Annäherung von umherspürenden Präriewölfen sie in panischen Schrecken versetzte.

Die Entfernung von Fort Riley bis zum Orte unserer Bestimmung betrug ungefähr fünfhundert Meilen, für deren Bewältigung wir siebeneinhalb Tage in Anspruch nahmen. Sie war in zwanzig

Stationen abgeteilt, von denen wir täglich drei bis vier zurücklegten. Wir machten uns bei Tagesanbruch auf den Weg und fuhren bis zu einbrechender Dunkelheit, um die vorgeschriebene tägliche Meilenzahl zu vollenden. Nur die ersten fünfundzwanzig Meilen weit war eine befahrene Straße vorhanden. Während der übrigen langen Fahrt dienten uns als Wegweiser durch das Urgelände die von dem Absteckungstrupp aus Steinen, Büffelknochen und Dünger errichteten Haufen, nebst den bei Versorgung der Stationen mit Zugtieren hinterlassenen Maultierspuren. Der Eilwagen hatte keine Federn und verursachte daher bei weitem zu viel Stoßen. Ich verließ denselben bei jeder Steigung, wurde aber dennoch wund und steif und war froh, mich am Ende jeder Tagesreise auf meinen Decken auszustrecken. Müde wie ich war, fühlte ich mich trotz der Härte meiner Lagerstätte des tiefsten Schlafes sicher. Auch schärfte die frische Prärieluft meinen Appetit für die zwei täglichen Mahlzeiten, auf die wir uns aus Mangel an Zeit beschränken mußten. Während des ganzen Weges waren wir vom herrlichsten Wetter begünstigt.

An den ersten zwei Tagen, nachdem wir Fort Riley hinter uns gelassen hatten, bekamen wir nur eine einförmige Reihenfolge von Plateaus zu Gesicht, häufig von Gebirgsrücken unterbrochen, deren Besäumung mit kanadischen Pappeln auf Wasserläufe schließen ließ. Wir wußten, daß wir uns in einer nur von Indianern und reißenden Tieren bewohnten Wildnis befanden. Die Gegenwart der letzteren wurde uns durch das nächtliche Geheul der Wölfe ringsumher in aller Form angekündigt. Am dritten Tage bemerkten wir, daß an die Stelle des gewöhnlichen Präriegrases die kurze, frühzeitig sprießende, unter dem Namen Büffelgras bekannte Gattung getreten war, die bereits ihr volles Wachstum erreicht hatte. Nachmittags, als wir eben ein neues, langgestrecktes Plateau erklommen hatten, schrie der Kutscher plötzlich: „Da sind sie!“ und wies mit der Peitsche auf eine lange schwarze Linie vor uns. Wir befanden uns in der Tat einer Büffelherde gegenüber. Wir nahten uns derselben rasch, und als wir näher kamen, erschien eine Reihe nach der andern vor uns, und wir bemerkten, daß wir uns mitten durch eine große Herde wilden Prärieviehs

bewegten. Bald konnten wir ihre plumpen zottigen Körper zu Tausenden erblicken, Stiere, Kühe und Kälber, nach allen Richtungen hin. Sie waren nicht in einer gemeinsamen großen Masse zusammengedrängt, sondern bildeten gleichsam unzählige Rotten, mit je einem kräftigen Stier als Führer. Sie weideten ganz ruhig, und unsere Fahrt mitten durch sie hindurch störte sie nicht im geringsten, obgleich wir uns mehreren Rotten bis auf zwanzig oder dreißig Schritte näherten. Nur hier und da gerieten einige von den Kälbern in Angst und setzten sich in ihren unbehilflichen Galopp. Wir waren mit Gewehren versehen und hätten viele von ihnen erlegen können, allein wir standen davon ab, denn es wäre ein unnützes Schlachten gewesen, da die Stationen reichlich mit frischem Fleisch versehen waren. Ich hatte von der beständigen Verfolgung von Büffelherden durch Wölfe gelesen und sah dies jetzt durch den Augenschein bestätigt. Wir zählten Stiegen einer großen, hellgrauen Gattung, die gleich einer Kette von Herdenhunden den Nachtrab der Herde einzeln umkreisten, bereit, sich auf einen unglücklichen Nachzügler zu stürzen.

Es nahm eine Stunde in Anspruch, die Herde zu durchkreuzen. Im Laufe des Nachmittags kamen wir an einer zweiten vorbei und an den beiden folgenden Tagen erfreuten wir uns desselben Schauspiels zu wiederholten Malen. Einige von den Fuhrleuten, welche lange Zeit in den Ebenen zugebracht hatten, behaupteten, wir wären auf die Vorhut der Millionen gestoßen, die jedes Jahr frühzeitig von Texas aufbrachen und, der deutlich ausgeprägten „Büffelspur“ folgend, im Frühjahr und Sommer nach den britischen Besitzungen zogen, um im Herbst und zu Anfang des Winters zurückzukehren. Wir konnten ohne Übertreibung behaupten, daß wir tagelang mitten unter Büffeln reisten. Zu Ende des fünften Tages hatten wir den Büffelgrasgürtel überschritten und allmählich eine Höhe von beinahe viertausend Fuß erreicht, wobei die Luft beständig trockener wurde. Verschiedene Anzeichen deuteten darauf hin, daß wir eine dürrere Gegend betreten hatten. Der Boden war grobsandig, und eine Art niederen Kaktus begann vorzuherrschen. Die Wasseradern schwanden zu bloßen Streifen roten Sandes zusammen, so daß Wasser nur

durch Nachgraben zu gewinnen war. Weidenbüsche traten an die Stelle der Gürtel von kanadischen Pappeln längs derselben, und schließlich verschwanden selbst die Weiden. Präriehundedörfer, von ihren drolligen bellenden Insassen bewacht, waren im Überfluß vorhanden. Schwärme von Antilopen kamen in Sicht, von denen einige ausrissen, sobald sie des Postwagens ansichtig wurden, während andere, den Fuhrleuten zufolge, dem Zauber seiner roten Farbe erlagen und regungslos stillstanden, während wir ganz nahe an sie herankamen. Es war ein Hochgenuß, die trockene, frische und stärkende Luft einzuatmen. Die Durchsichtigkeit der Luft dehnte den Gesichtskreis beträchtlich aus und brachte eine Luftspiegelung nach der andern hervor. Von Nutzholzwaldungen umsäumte und mit Inseln besäte Seen erschienen rechts und links, während auf den Kopf gestellte Gebirgsketten uns mit Ehrfurcht erfüllten. Die aufsteigenden Trugbilder waren ganz merkwürdig.

Gegen Mittag des sechsten Tages nach unserer Abreise von Leavenworth bemerkte ich in großer Entfernung gegen Südwesten etwas, das zuerst wie eine Wolke am klaren Himmel aussah. Ich erkannte es alsbald als eine Bergspitze und schloß aus der Richtung, in der sie sich befand, daß es keine andere als die nach dem Forschungsreisenden Pike benannte sein könne. Dies war auch der Fall, und die mächtige Landmarke erschien auf diese Weise in der dünnen Luft auf eine Entfernung von nicht weniger als hundertfünfzig Meilen. Ich fühlte mich von dem Anblick ganz erhoben. Binnen einigen Stunden wurde gegen Nordwesten eine andere Spitze sichtbar, welche ich für den nach Pike's Gefährten Long benannten Zwilling der ersten ansah. Vor Einbruch der Dunkelheit ragten gerade gegen Westen zu noch viele andere Gipfel empor, die Umrisse der Hauptkette der Rocky Mountains bezeichnend.

Ein außerordentlicher Zwischenfall ereignete sich in der letzten Nachtstation, deren Wärter uns erzählte, daß er fünf Tage vorher, während er sich auf der Jagd nach Antilopen befand, wenige Meilen von der Station plötzlich fünf Körper von Weißen entdeckt habe, vier davon mit zerbrochenen Schädeln und anderweitig

verstümmelt. Bei näherer Untersuchung fand er, daß noch Leben in dem Unverletzten war. Er eilte nach der Station zurück, um einen Wagen zu holen und brachte den Mann ins Lager. Augenscheinlich hatte Mangel an Nahrung und Wasser den zu einem wahren Skelett zusammengeschwundenen Überlebenden an den Rand des Todes gebracht. Sorgsame Pflege brachte ihn soweit wieder zum Leben, daß er imstande war, zu erzählen, wie er in seinen kläglichen Zustand geraten war. Er und noch zwanzig Gefährten, alle aus dem nördlichen Illinois, waren vor sechs Wochen von Kansas City nach dem Pike's Peak aufgebrochen. Gleich so vielen anderen hatten sie törichterweise, auf Empfehlung einiger rücksichtsloser Zeitungen, beschlossen, dem Beispiel der Mormonen-Auswanderer nach Utah folgend, die Ebenen mit kleinen Handkarren zu durchkreuzen. So ausgerüstet wanderten sie den Kansas River hinauf und gelangten rasch und ohne Unfall bis an den zweihundert Meilen westlich von Fort Riley entfernten Punkt, wo die Straße ihr Ende erreichte. Von dort aus unternahmen sie es, sich querfeldein nach Cherry Creek durchzuschlagen, wobei sie ihre Karren zogen oder vor sich her schoben und sich der Führung eines Kompasses überließen. Nach einigen Tagen wurden sie von einem Schneesturm überrascht, der zwei Tage dauerte und sie den heftigsten Leiden aussetzte, indem sie vom rechten Wege abgerieten und aufs Geratewohl umherwanderten. Ihre Vorräte gingen zu Ende, und von Müdigkeit, Hunger und Durst erschöpft, fiel einer nach dem andern zu Boden und blieb zurück, um einsam in der Wildnis sein Leben auszuhauchen. Als die Überlebenden auf zwölf zusammengeschmolzen waren, gingen sie, durch ihre Leiden zur Unmenschlichkeit getrieben, einen entsetzlichen Vertrag ein, sich von einander zu nähren, wobei das Los entscheiden sollte. Einige von den Opfern erschossen sich, während andere von den übriggebliebenen Kannibalen kaltblütig getötet wurden. Der gerettete Mann hatte drei Brüder in dem Trupp und gab zu, daß er an ihren Leibern sein Leben gefristet hatte. Spätere Nachforschungen meinerseits und durch andere ergaben die Wahrheit seiner Erzählung. Zehn Tage nachher brachte man ihn nach Denver, körperlich hergestellt, doch zerrütteten Verstandes. Er bestand darauf, sein Name sei

Blau, während eine Nachfrage in seiner Heimat ergab, daß er Grün hieß.

Während unserer letzten Tagereise gestaltete sich die Aussicht auf die Berge immer großartiger, da wir allmählich das letzte und höchste Plateau der Ebenen erklommen, welches die Wasserscheide zwischen dem Kansas- und dem South Platte-Flusse bildete. Zu Mittag hatten wir den höchsten Grat erreicht, und gegen Norden, Süd und West lag vor uns ausgebreitet eines der großartigsten Schauspiele in der ganzen Welt. Zwischen meinem Standpunkte und dem großen Gebirgsrücken lag, deutlich erkennbar, das Becken des South Platte mit dem halben Dutzend seiner Nebenflüsse von Ost und West. Das Tal schien fünfzig bis siebzig Meilen weit zu sein, war jedoch von vielen dazwischen liegenden Bergkämmen durchschnitten. Dreihundert Meilen weit erstreckte sich das mächtige Gebirge nach rechts und links, im Süden von den hohen Kegeln des Pike's Peak und des Spanischen Peakgebirges und im Norden von der gleich einem Strebepfeiler emporragenden Masse des Long's Peak flankiert. Sie glichen einer ungeheuren Wand, die den Kontinent wie mittels einer unübersteiglichen Schranke zerteilte. Von ihren Gipfeln bis zur Hälfte ihrer Höhe waren sie alle mit Schnee und weiter bis zum Fuße mit ununterbrochenen Waldungen bedeckt.

Die letzten fünfzig Meilen unserer Fahrt ging es beständig bergab, und wir rollten mit einer Schnelligkeit von acht bis zehn Meilen die Stunde dahin. Gerade als die untergehende Sonne die Gebirgskette glänzend beleuchtete, machte der Wagen zum letzten Male vor dem Blockhause in Denver Halt, in welchem die Eilwagengesellschaft ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Unsere Ankunft war unerwartet, allein die frohe Nachricht von dem Eintreffen des ersten Überland-Eilwagens verbreitete sich augenblicklich auf beiden Ufern des Cherry Creek, und die gesamte Bevölkerung rückte flugs aus, ihn zu bewillkommnen. Wir brachten eine Post von mehreren hundert Briefen und Zeitungen mit, und die Verkündigung dieser Tatsache rief ein dreifaches Hurra auf die Expreß-Kompagnie hervor. Es war eine große Wohltat, denn die letzten Nachrichten vom Missouri River waren beinahe fünf

Wochen alt. Natürlich war ich der Mittelpunkt des Interesses und wurde mit Fragen überschüttet. Irgend jemand schlug vor, ich solle ihnen allen die Neuigkeiten aus den „Staaten“ zum besten geben, worauf ich einen Holzklotz besteigen und die Zuhörerschaft eine halbe Stunde lang mit der Erzählung alles dessen unterhalten mußte, was sich während der vier Wochen vor meiner Abreise ereignet hatte. Dafür wurde mir der Dank der Versammlung votiert, und ich erwarb mir sofort das Wohlwollen sämtlicher Ansiedler.

Siebzehntes Kapitel.

Am Cherry Creek. 1859.

Mein Beglaubigungsschreiben von der Gesellschaft an ihren örtlichen Vertreter, Dr. J. M. Fox, entschied sofort die wichtige Frage, wo ich mir befriedigende Kost und Wohnung verschaffen könnte. Der Doktor erbot sich, mir beides in dem Amtsgebäude zu niedrigem Preise zu liefern, und dort wohnte ich und nahm meine Mahlzeiten während der nächsten drei Monate ein. Mein Wirt war aus Missouri gebürtig, etwa dreißig Jahre alt, hatte früher Medizin praktiziert, war aber seit einigen Jahren im Dienste von Russell, Majors & Waddell. Er war ein äußerst intelligenter und entschlossener Mensch, nur ein wenig zur Lethargie geneigt, und ermangelte mir gegenüber niemals der aufmerksamsten Gefälligkeit. Mehr als zwanzig Jahre später stand es in meiner Macht, ihm meine Dankbarkeit zu beweisen, indem ich ihn in verschiedenen Stellungen in meine Dienste nahm, wovon er eine in diesem Augenblicke bekleidet.

Ich will unsern Aufenthaltsort beschreiben. Er war herrlich am Rande einer hohen, schroff aus dem Bette des Cherry Creek emporragenden Klippe gelegen, die eine großartige Aussicht auf die Berge gewährte. Man stelle sich eine einstöckige Hütte der rohesten Art vor, aus Stämmen der kanadischen Pappel hergestellt, dreißig Fuß lang und fünfzehn Fuß breit und durch eine Blockscheidewand in zwei gleiche Räume geteilt, von denen der vordere zu Bureauzwecken benutzt wurde und der andere zum Kochen, Essen und Schlafen diente. Das Dach bestand aus mit Erde und Kies bedeckten Stämmen, und der Zugang fand durch zwei Türen ohne Schloß statt. Fenster irgendwelcher Art waren

icht vorhanden; in der Tat war Fensterglas damals und auf Monate hinaus am Cherry Creek überhaupt nicht zu haben. Wenn Licht von außen nötig war, mußten die Türen offen gelassen werden. Mutter Erde lieferte den Fußboden, da keinerlei Bauholz aufzutreiben war. Mit einer solchen Schlafstätte mußten wir uns begnügen und wir breiteten allnächtlich in der Hinterkammer Büffelhäute auf den Boden, auf dem wir es uns mit Sätteln und (späterhin) Heu als Kopfkissen bequem machten. Das Mobiliar bestand aus einem roh gezimmerten, aus einer Packkiste hergestellten Tisch und kleinen Fässern, die als Sitze dienten. Unser Koch war ein Mischling aus Neu-Mexiko, der nur spanisch sprach. Seine Kenntnis der Kochkunst war ziemlich begrenzt, allein wäre sie auch umfangreicher gewesen, so würde uns dies nicht viel genützt haben, insofern als das ihm zu Gebote stehende Material anfangs sehr beschränkt war. Büffel- und Antilopenfleisch, Speck, eingemachtes Obst, Pfannkuchen und Brot machten wochenlang unsere gleichförmige Kost aus. Später kamen noch Kaffee, Tee, eingemachte Gemüse und Kartoffeln aus Neu-Mexiko hinzu. Die Eilboten und Fuhrleute teilten unsere Tafel und unsere Schlafstätte, und unmittelbar hinter dem Gebäude befand sich eine Einfriedigung für die Eilwagen und Maultiere, woher das klägliche Geschrei der „Langohren" zu uns drang und unsere nächtliche Ruhe regelmäßig störte.

Die Beschreibung von Denver und Auraria vom Hörensagen erwies sich dem Wesen nach als richtig; doch war Auraria, welches das linke Ufer des Cherry Creek bis zum Platte River hinunter einnahm, dem am rechten Ufer gelegenen Denver weit voraus. Es enthielt mehrere Dutzend zerstreuter Wohnungen jeder Art, ein- und zweistöckige Bauten aus grob behauenen Stämmen, Kombinationen von dugouts und Zelten, Lehmziegelbauten und Blockwände mit Segeltuchdächern darüber und dazwischen Wigwams, bunt durcheinander. In Denver waren kaum mehr als ein Dutzend Gebäude errichtet. Es schien, als ob Auraria seiner Rivalin sicher auf immer den Rang ablaufen würde, doch traf gerade das Gegenteil ein. Auraria enthielt sämtliche Geschäftslokale, einschließlich mehrerer äußerst spärlich mit Vorräten ver-

sehener Läden, eine Schneider- und eine Schusterwerkst
einen Uhrmacherladen und, nicht zu vergessen, eine Dru
von Omaha gebracht und erst wenige Tage vor meine
in Gang gesetzt worden war. Aus derselben ging b
ganz lesbares Wochenblatt, die „Rocky Mountain Ne
vor, welches in der Folge zu einem blühenden und ein
Unternehmen heranwuchs und noch heute unter demsel
fortbesteht. Sein damaliger Redakteur, William N. Bye
ein hervorragender politischer Charakter im Territorium,
im Staate Colorado.

Natürlich bestanden die Bewohner beider Orte
schließlich aus Mannspersonen aus den verschiedenen
Staaten; die darunter befindlichen fünf Frauen und sieb
wurden als Raritäten betrachtet. Nur sehr wenige war
scheinlich daran gewöhnt, ihren Lebensunterhalt durch ih
Arbeit zu erwerben, während andere sich in dem Kampf
sein als Kaufleute, Bauspekulanten und Minengründer
gesunden Menschenverstand verließen; neben diesen k
noch eine geringe Beimischung von Rechts- und Medizi
in Betracht.

Ich brauchte nur einige Tage, um mit jedermann
zu werden und sämtliche zu ermittelnden „Goldnachri
sammeln und mit der Feder zu verarbeiten. Es war
nicht viel darüber zu sagen; seit mehreren Monaten
neuer Beweis von dem Dasein eines großen Mineral
aufgetaucht, und infolgedessen machte sich unverkennbare
gung allgemein bemerkbar. Dr. Fox war aufs eifrigst
gewesen, sich behufs Versendung mittels des ersten zurück
Eilwagens einiges Wasch- und Klumpengold zu verschaff
es gelang ihm, nur etwa zwanzig Unzen zusammenzubring
lich alles, was in beiden Orten aufzutreiben war. Die
vollsten Leute schüttelten die Köpfe und gestanden im S
ein, daß die Aussicht beinahe hoffnungslos sei. Nichtsdes
dauerte der Zufluß von Goldsuchern fort. Jeden Tag
allen Tageszeiten trafen sie vom Osten auf der Platte-R
vom Süden auf der Arkansas-Route in Zügen von

zwanzig Fuhrwerken ein. Die Zahl der Zuzügler vermehrte sich bis zu mehreren Hunderten den Tag, und die unbebauten Teile der Stadtanlage waren mit den Zelten der neuen Ankömmlinge übersät. Die Wagenzüge brachten eine bedeutende Anzahl von „Hand-Kärrnern" mit, die sie an verschiedenen Punkten der Ebenen in der schrecklichsten Not aufgelesen hatten.

Der Monat Mai brach ohne das geringste Zeichen eines Fortschritts an. Hoffnungslosigkeit bemächtigte sich immer mehr aller Gemüter, und das Aufgeben und Verlassen der Gegend wurde zum Gegenstand häufiger Besprechung. Diese Zerstörung aller meiner vertrauenssicheren und hochfliegenden persönlichen Erwartungen versetzte mich ebenfalls in die tiefste Verstimmung. In dieser Gemütsverfassung saß ich am zweiten Sonntage im Mai im Expreß-Bureau in Gesellschaft von Dr. Fox und Joseph Heywood, einem wohlbekannten Kalifornier, früher in Cincinnati ansässig. Wir besprachen eben die hoffnungslose Lage der Dinge, als ein kleines, schmächtiges, dichtbärtiges Individuum im Bergmannsgewande eintrat und nach Briefen frug. Man bot ihm einen Sitz an, und er ließ sich alsbald in ein Gespräch über die Hilfsquellen des Landes ein. Wider alle Erwartung schien er fest an dessen Mineralreichtum zu glauben. Über seine Erfahrungen in den Bergen befragt, von denen er eben angekommen zu sein behauptete, sagte er nach anscheinendem kurzem Zögern aus, daß er etwas über eine Woche vorher, von John H. Gregory und mehreren andern begleitet, in der Richtung der nördlichen Gabelung des Clear Creek, eines Zuflusses des South Platte, stromaufwärts gezogen sei und goldhaltige Erde in der Nähe von Quarzfelsenadern entdeckt habe, die in einer an das Tal des Flüßchens grenzenden Schlucht durch das Gebirge liefen. Die Erde, erklärte er, hätte ihm Gold im Werte von einem Dollar per Pfanne abgeworfen. Eine Kundgebung von Ungläubigkeit seitens seiner Zuhörer wahrnehmend, zog er zur Bekräftigung seiner Aussage eine Flasche hervor, die Staubgold im Werte von etwa vierzig Dollars enthielt, und zeigte uns auch mehrere Bruchstücke einer harten Substanz, die er als zersetzten goldhaltigen Quarz bezeichnete. Mr. Heywood trat mit einem der Stücke ins

Freie, um es mittels eines Vergrößerungsglases zu untersuchen und rief alsbald Dr. Fox hinaus, dem er mitteilte, daß das in seiner Hand befindliche Exemplar so schöner Quarz sei, wie er ihn je in den reichsten Quarzadern von Kalifornien gesehen hatte. Da inzwischen mehrere Personen in die Stube getreten waren und, von der Erzählung des Bergmanns hörend, geneigt schienen, deren Wahrheit in Zweifel zu ziehen, wurde derselbe ziemlich aufgeregt, wiederholte seine Aussage und erklärte auf das bestimmteste, er wolle irgend einer Anzahl von Leuten, die ihm nach der in Frage stehenden Örtlichkeit folgen würde, einen Dollar per Pfanne verbürgen; er fügte noch dazu, sie könnten einen Strick mitbringen und ihn aufknüpfen, falls er sich als Lügner erweisen sollte.

Dies war die erste Nachricht von der Entdeckung goldhaltiger Quarzadern in den Bergen, welche nach den Städtchen am Cherry Creek gelangte. Die Schlucht, in der die Entdeckung gemacht wurde, erhielt den Namen „Gregory-Mine“. Der Bergmann kehrte am folgenden Tage nach den Bergen zurück, begleitet von mehreren Aurarianern, welche dringend wünschten, seine Erzählung bestätigt zu finden. Mehrere Tage lang hörte man nichts weiter, doch am fünften Tage kam einer von dem Trupp, ein gewisser Bates, vormals aus Dubuque in Jowa, wieder und brachte ein ungefähr fünf Unzen Schuppen- oder Waschgold enthaltendes Fläschchen mit, dessen Inhalt er behauptete, allein aus neununddreißig Pfannen Erde gewaschen zu haben, und zwar nicht weit von der Stelle, an der Gregory eine ergiebige Ader entdeckt hatte. Da Bates als ein verläßlicher Mann bekannt war, so fand seine Erzählung allgemeinen Glauben, während er von Tür zu Tür geleitet wurde, um sie zu wiederholen. Überschwängliche Hoffnung trat sofort an die Stelle der herrschenden Niedergeschlagenheit. Die Leute riefen einander auf der Straße zu: „Nun ist alles in Ordnung“, „Wir haben's, es ist doch da“, „Das Land ist geborgen“, usw.

Am folgenden Tage fand ein allgemeiner Auszug nach dem North Clear Creek statt. Wer immer sich für einen Aufenthalt in den Bergen hinreichende Mundvorräte verschaffen konnte, machte

sich unverzüglich auf den Weg. Krämer sperrten ihre Läden zu, Schenkwirte brachen mit ihrem Whiskeyvorrat auf, die wenigen Handwerker, welche bei dem Bau von Häusern beschäftigt waren, ließen ihre Arbeit liegen. Der Kreisrichter und der Gerichtsvollzieher, Advokaten und Ärzte, ja selbst der Redakteur der „Rocky Mountain News“ schlossen sich dem allgemeinen Auszuge an. Natürlich blieb ich nicht zurück, sondern ritt auf einem stattlichen, von der Expreß-Kompanie entlehnten Maultiere landeinwärts, mein Bettzeug hinten aufgeschnallt und versehen mit einem dreitägigen Vorrat von altbackenem Brot und Speck, nebst gemahlenem, geröstetem Mais, der, mit Wasser gemischt, ein sehr kühlendes und nahrhaftes, in Neu-Mexiko vielgenossenes Getränk abgab.

Die Gregory-Schlucht war in der Luftlinie nicht weiter als dreißig Meilen von Cherry Creek entfernt, allein die einzige damals gangbare Route war sehr weitläufig und betrug volle fünfzig Meilen. Die ersten sechzehn Meilen waren nicht im geringsten beschwerlich. Der Boden stieg zwölf Meilen weit allmählich zu den sogenannten Fußhügeln hinan. Mein Maultier trabte gleichmäßig über die dazwischen liegenden, natürlichen Wiesen dahin, die in ihrem schimmernden Frühlingsgewande von frischem Gras und den mannigfaltigsten grellfarbigen Feldblumen vor uns ausgebreitet lagen. Die Fußhügel erwiesen sich als eine Kette von Anhöhen, tausend bis fünfzehnhundert Fuß hoch über der Prärie, mit Buschgras und einzelnen Kiefern bewachsen und von der Hauptkette durch ein schönes, etwa eine Meile breites Tal getrennt. Nachdem ich ein paar Meilen talaufwärts geritten war, kam ich an den Clear Creek, einen ungestümen Bergstrom, ungefähr fünfzig Fuß breit und vier bis sechs Fuß tief und reißenden Laufs. Mein Tier zeigte sich abgeneigt, das eiskalte Wasser zu durchkreuzen, und ich brachte es nur mit großer Schwierigkeit hinüber, nachdem ich es mehrere hundert Fuß stromabwärts hatte schwimmen lassen, wobei ich bis zu den Hüften durchnäßt worden war. Eine Meile von dem Übergang wandte sich der Pfad jählings einen sehr steilen Bergabhang hinan, der sich zu einer Höhe von wenigstens zweitausend Fuß über das Tal erhob und den zu erklimmen eine äußerst beschwerliche Aufgabe für mein Maultier

war, die mehrere Stunden in Anspruch nahm. Mindestens noch hundert Goldsucher mühten sich gleichzeitig die Höhe hinan, und einige versuchten sogar, mit Ochsen bespannte Wagen hinaufzubefördern. Einmal oben angelangt, erwies sich die übrige Reise verhältnismäßig mühelos über breite Gebirgsrücken, reich an Gras und Kiefernwaldungen, und es gelang mir, den Ort meiner Bestimmung an demselben Tage gerade bei einbrechender Dunkelheit zu erreichen. Ich litt den ganzen Nachmittag an heftiger Migräne und mußte mehrere Male Übelkeit halber anhalten. Die Atmosphäre in der beträchtlichen Höhe — zwischen neun- und zehntausend Fuß über dem Meeresspiegel — übte wohl diese Wirkung aus, die ich später noch mehrmals auf Ausflügen durch das Gebirge empfand, doch schließlich ganz überwand. Ich frug mich nach Gregorys Lager durch, stellte mich ihm vor und ersuchte um eine Schlafstelle für die Nacht. Er willfahrte meiner Bitte sogleich und wies mir eine Ecke in seinem Zelte an. Mein Tier bedurfte keiner Pflege, da es unterwegs reichlich mit Gras und Wasser versorgt gewesen war, und nachdem ich es an einen Pfahl gebunden hatte, breitete ich meine Decken aus und war in einem Augenblick fest eingeschlafen.

Des Morgens erfaßte ich die Lage der Dinge binnen wenigen Stunden. Die „Gregory-Mine" war in einer Höhe von neuntausend Fuß an dem steilen südlichen Abhang einer schmalen Kluft gelegen, die, gleich dem ganzen Gebiet der Rocky Mountains, mit Ausnahme der höchsten Gipfel, mit Gras und Kiefern bewachsen war. Sie wurde von den Quellwassern der nördlichen Gabelung des Clear Creek bespült, die einen Bach von nicht über sechs Fuß Breite und zwei Fuß Tiefe bildete. Obgleich erst zwei Wochen verflossen waren, seit Gregory das erste Quantum goldführender Erde in seiner Pfanne ausgewaschen hatte, war bereits eine große Anzahl von Leuten damit beschäftigt, die Bergabhänge mit Picke und Schaufel aufzureißen. Dutzende von Hütten aus Kieferästen waren errichtet und Zelte aufgeschlagen worden. Waschtröge, „long toms",[1]) oszillierende Wellen waren in vollem Betrieb,

[1]) Gleichfalls ein Goldwaschapparat.

Graben durchkreuzten die Schlucht und Verwerfungsklüfte waren im Bau begriffen — kurz, das getreue Bild eines geschäftigen, vielversprechenden Bergbaulagers stand vor meinen Augen.

Ich brachte beinahe eine Woche in der Gregory-Schlucht als Gast der Bergleute zu. Ich suchte jede zurzeit eröffnete Ader und jede Gerechtsame auf, war Zeuge des Ausgrabens, Förderns und Auswaschens von goldführender Erde, wusch selbst manche Pfanne voll aus, sah das Gold in den Rinnen der Waschtröge und war täglich zugegen, wenn die Arbeiter das zum Auflesen des feinen Goldes aus den Waschtrögen verwendete Quecksilber einsammelten und es in Retorten zu goldbeschwerten Kuchen erhitzten. Durch diesen augenscheinlichen Beweis vollkommen überzeugt, daß das neue Dorado wirklich entdeckt worden sei, kehrte ich nach Denver zurück und hielt mich für berechtigt, diese große Neuigkeit mit dem vollen Glauben und Nachdruck der Überzeugung zu verbreiten.

In den Städtchen am Cherry Creek war bereits eine merkliche Veränderung vorgegangen. Das Bauen wurde wieder aufgenommen, Kaufleute und Handwerker waren geschäftig, und Gold vom Clear Creek begann zu kursieren. Die Karawanen von Ankömmlingen aus dem Osten nahmen ihren Weg direkt nach den Bergen. Mehrere große, mit gemischten Vorräten und Waren beladene Züge waren eingetroffen und hatten die herrschenden übermäßigen Preise für Lebensbedürfnisse, z. B. fünfundzwanzig Cents das Pfund für Mehl, vierzig bis fünfzig Cents für Zucker, fünf Dollars den Scheffel für Korn usw., einigermaßen reduziert. Kurzum, eine allgemeine Rührigkeit und Geschäftigkeit war an die Stelle des Stillstandes getreten.

Ungefähr eine Woche nach meiner Rückkehr aus den Bergen bildete die Ankunft von Horace Greeley, dem berühmten Herausgeber der New Yorker „Tribune“, in Begleitung von Albert D. Richardson, einem wohlbekannten Korrespondenten des Bostoner „Journal“, ein bemerkenswertes Ereignis. Sie kamen in einem der Expreß-Eilwagen und waren von einem eigentümlichen und gefährlichen Unfall betroffen worden. Indem sie zwischen einer Büffelherde hindurchfuhren, hatten die Tiere, wahrscheinlich beim Anblick der rotfarbigen Kutsche in Wut geraten, diese angegriffen

und umgestürzt. Greeley hatte eine schwere Verwundung unterhalb des rechten Knies davongetragen, die ihn für mehrere Wochen lähmte, und beide Journalisten waren allenthalben gequetscht und zerschlagen. Sie fanden Unterkunft im Denver House, dem einzigen „Hotel" in Denver, das kurz vor ihrer Ankunft für die Aufnahme von Gästen fertiggestellt worden war.

Dieses Etablissement war etwa sechzig Fuß lang und dreißig Fuß breit. Seine vier Seiten bestanden aus grob behauenen Stämmen, und das schräglaufende Dach aus Sparrenwerk war mit Segeltuch bedeckt. Im Innern waren weder Fußböden, noch Zimmerdecken, noch Wandbekleidungen, noch solide Scheidewände zur Abteilung des Raumes vorhanden; doch diente auf Rahmen genageltes Segeltuch dazu, ihn für verschiedenartige Zwecke bis zur Höhe von sieben Fuß abzugrenzen. Ein Schenktisch für den ausschließlichen Verkauf von starken Getränken und ein Dutzend Spieltische, an denen Berufsverständige bei mannigfaltigen Spielen den Vorsitz führten, nahmen den vorderen Teil ein. Mehrere Individuen, die sich in den beiden Orten herumgetrieben hatten und die ich anfänglich für bemittelte Leute hielt, welche auf die Gelegenheit warteten, von ihrem Gelde einen anständigen Gebrauch zu machen, kamen in diesem Teile zum Vorschein. An die Schenkstube stieß ein anderer, durch Segeltuchverschläge abgegrenzter Raum, in dem die Mahlzeiten eingenommen wurden. Unmittelbar dahinter waren sechs Schlafkammern — auch nur mittels desselben leichten Stoffes abgeteilt — zu beiden Seiten eines Ganges hergerichtet. Die Küche befand sich auswärts, am Ende des Gebäudes unter einem Zelt, und stand unter der Oberaufsicht eines weißen Kochs. Außer den aus rohen Brettern hergestellten Spiel- und anderen Tischen, Bänken und Stühlen war keine Einrichtung vorhanden. Bettstellen aus demselben Material wurden beigeschafft — jedoch ohne Matratzen und Kissen — und auch zinnerne Waschbecken, welche die Gäste selbst aus im Gange aufgestellten Wasserfässern füllten und nach Gebrauch auf den Erdboden ausleerten.

Im ganzen genommen war dieses Hotel einzig in seiner Art: es entbehrte natürlich jeder Bequemlichkeit und gestattete auch nicht

die geringste Ruhe. In Ermanglung eines Abschlusses nach oben konnte man bei den dünnen Scheidewänden jeden Laut aus irgend einem Teile des Gebäudes in dessen ganzer Ausdehnung vernehmen. Greeley wurde nach diesem Wirtshaus getragen — er konnte sein wundes Bein nicht gebrauchen — und in eine der oben beschriebenen Schlafkammern gebracht. Der „Tribune-Philosoph", als welcher er dem gesamten amerikanischen Publikum bekannt war, war von Natur mit der sanftesten Gemütsart begabt und verlor die Geduld nur bei seltenen Gelegenheiten und unter der stärksten Herausforderung. Sein mildes Antlitz trug in der Tat gewöhnlich den Ausdruck von Ergebung und Langmut. Allein in Anbetracht der Schmerzen, die seine Wunde ihm verursachte und des unaufhörlichen Getöses um ihn her, während der ganzen vierundzwanzig Stunden, und der besonderen Aufregung, welche das bei Tag und Nacht wenige Schritte von ihm vor sich gehende Trinken und Spielen in dem Apostel strenger Enthaltsamkeit und guter Sitten hervorrief, verloren diese christlichen Tugenden allmählich ihre Gewalt über ihn. Ich besuchte ihn mehrmals des Tages und nahm diese Veränderung in seinem Temperament deutlich wahr. Sie gab sich nachgerade dadurch zu erkennen, daß er seine Friedensstörer so heftig verwünschte, daß ich meinen Ohren nicht traute. Sein Ingrimm erreichte am dritten Abend seiner Qualen den Kulminationspunkt. Glücklicherweise befand ich mich bei ihm und wurde auf diese Art Augen- und Ohrenzeuge dessen, was geschah. Gegen zehn Uhr erhob er sich und bestand darauf, nach der Schenkstube zu hinken. Obgleich seine Anwesenheit im Hause allgemein bekannt war, rief sein Erscheinen Überraschung und augenblickliches Schweigen hervor. Er bat um einen Stuhl und begann: „Meine Freunde, ich leide seit fast einer Woche Schmerzen und an Schlaflosigkeit und bin zu Tode erschöpft. Ich bin ein Gast in diesem Hotel, bezahle einen hohen Preis für Kost und Wohnung und bin des Nachts zur Ruhe berechtigt. Doch wie kann ich mir diese verschaffen bei all dem Lärm um mich her?" Hieran reihte er eine der ergreifendsten Ermahnungen, die ich je gehört, und forderte seine Umgebung auf, ihre lasterhafte Lebensweise aufzugeben und nüchtern und arbeitsam zu werden. Er sprach beinahe eine Stunde

lang, während wir ihm mit gespannter Teilnahme und der vollkommensten Ehrerbietung zuhörten. Auch erreichte er seinen Zweck. Das Spielen hörte auf, und die Schenkstube wurde jede Nacht um elf Uhr geschlossen, so lange er dablieb.

Dabei fällt mir noch eine andere, mit Greeleys Aufenthalt in Denver in Verbindung stehende Anekdote ein. Ein deutscher Barbier namens Murat, der seine Kunst daselbst ausübte und ein Abkömmling des Königs von Neapel zu sein behauptete, wurde geholt, um Greeley zu rasieren. Als seine Arbeit beendigt war und er um seine Rechnung gefragt wurde, gab er unverfroren dritthalb Dollars als den regelmäßigen Preis für seine Leistungen außerhalb seiner Barbierstube an. Greeley warf ihm einen sanften Blick zu, zog seine Börse hervor und reichte ihm das Geld mit der Bemerkung: „Nun, ich kann wohl etwas an die Auszeichnung wenden, von königlichen Händen abgeschabt zu werden.“

Nachdem er noch einige Tage länger ausgeruht hatte, fühlte Greeley sich kräftig genug, um einen Ausflug nach den Gregory-Minen zu unternehmen, und ich erbot mich, ihn und seinen Gefährten dahin zu geleiten. Er hatte seit fünfundzwanzig Jahren nicht zu Pferde gesessen und schrak vor der Notwendigkeit dies zu tun, zurück, entschloß sich jedoch endlich dazu. Wir fuhren bis zum Clear Creek und bestiegen dort drei Maultiere. Ich ritt an der Spitze des Zuges in den Fluß, wohin meine Begleiter mir ohne Zögern folgten. Das Wasser war wenigstens um einen Fuß gestiegen, seit ich es zuletzt durchschritten hatte, und mein Tier begann sogleich zu schwimmen, so daß ich bis zu den Hüften durchnäßt wurde. Die beiden andern Tiere folgten seinem Beispiel. Greeley bot einen sehenswerten Anblick. Erschreckt durch das plötzliche Untertauchen seines Maultiers, hatte er sogleich die Beine in die Höhe gezogen, um nicht naß zu werden. Durch diese Bewegung verlor er das Gleichgewicht und, um sich festzuhalten, schlang er die Arme um den Hals des Tieres. Offenbar gefiel diesem die Umarmung nicht, denn es begann sich dagegen zu wehren und trug seinen Reiter stromabwärts. Ich erfaßte die Situation beim Erreichen des andern Ufers, galoppierte den Fluß entlang und, abermals in denselben hineinreitend, gelang es mir, Greeleys

Tier in den Zügel zu fallen und es ans Ufer zu ziehen. Das Antlitz des Reiters trug einen unbeschreiblichen Ausdruck von Furcht, gemischt mit Belustigung über sich selbst. Als er, von Wasser triefend, das Ufer erstieg, begrüßte ihn eine Anzahl von Goldsuchern, die uns zugesehen hatten, mit einem dreifachen, donnernden Hurra, welches das charakteristische Lächeln auf sein Antlitz zurückrief.

Als wir auf dem Rückweg am Clear Creek anlangten, weigerte Greeley sich entschieden, noch einmal auf seinem Maultier hinüber zu schwimmen. Wie er selbst von sich sagte: „Meine dreitägigen rauhen Erlebnisse hatten mich vollständig mürbe gemacht und ich hatte weder Kraft noch Herz für den Übergang.“ Seine Weigerung erwies sich als sehr klug, denn als sein Maultier hinübergeführt wurde, riß der Sattelgurt und das ganze Gepäck, einschließlich der Schlafdecken, fiel ins Wasser und ging verloren. Die folgende Stelle aus einem seiner Briefe an die „Tribune“ bezieht sich auf einen Unfall, der mir plötzlich zwischen dem Clear Creek und Denver zustieß:

„Ein Unfall, der leicht hätte ernstliche Folgen haben können, traf ein Mitglied unserer Gesellschaft, Herrn Villard von dem Cincinnatier „Commercial“. Auf einige Entfernung vorausreitend, wurde er von seinem Maultier abgeworfen, dessen Sattel sich gelöst hatte, nach vorn gerutscht und umgeschlagen war, so daß der Reiter wuchtig auf den linken Arm fiel, der eine arge Quetschung davontrug. Herr Villard wurde hierauf noch eine Rute weitergeschleift, da er mit der Ferse im Steigbügel hängen geblieben war. Sein Maultier blieb sodann stehen, doch als ich von rückwärts heranritt, wagte ich nicht näher zu kommen, damit nicht etwa sein Tier aufgescheucht werde, und wartete auf den Freund, der auf seinen Ruf nach Hilfe von vorn herankam. Herr Villard wurde ohne weitere Verletzung befreit, doch wird er seinen Arm zeitweilig nicht gebrauchen können.“

In der Tat mußte ich den verletzten Arm mehrere Wochen lang in der Schlinge tragen.

Greeley, Richardson und ich verbanden uns zu einer öffentlichen Auseinandersetzung der damaligen tatsächlichen Minenergeb-

nisse. Dieselbe war in vollkommen gutem Glauben vorbereitet und genau auf die von den Unterzeichneten selbst beobachteten Tatsachen gegründet. Nichtsdestoweniger machten die politischen Gegner Greeleys sie lange Zeit zum Gegenstand des Spottes und von Schmähungen gegen ihn. Sein unversöhnlicher Feind, der ältere James Gordon Bennett, griff ihn ganz besonders deshalb im New Yorker „Herald“ an. Die Behauptung, daß wir uns hätten irreführen und beschwindeln lassen, wurde so beharrlich wiederholt, daß die tonangebenden Bergleute nachher beschworene Aussagen veröffentlichten, welche die Wahrheit unseres Berichtes bezeugten. Der stetig zunehmende Augenschein von dem Vorhandensein großen Mineralreichtums in den Rocky Mountains hielt unsere Angabe auf die Dauer siegreich aufrecht.

Achtzehntes Kapitel.

Von den „Rockies" nach dem mittleren Westen. 1859—1860.

Meine persönlichen Aussichten waren nun gesichert, wenigstens was die Fortdauer meiner Arbeiten für das „Commercial" während des Sommers und Herbstes anbetraf. „Pike's Peak" war das allüberwiegende Tagesgespräch in der Presse durch die ganzen Vereinigten Staaten hindurch, und Nachrichten von dort wurden von Redakteuren und Verlegern eifrigst begehrt. Es fanden sich nacheinander noch mehrere Korrespondenten auf dem Schauplatze ein, doch war ich ihnen gegenüber durch meine frühzeitige Ankunft und meine Kenntnis der Gegend sehr im Vorteil.

Mit dem fortschreitenden Sommer strömten noch mehr Wanderer auf der Suche nach Reichtümern durch die Ebenen. Nicht weniger als fünfzig- bis sechzigtausend Glücksjäger langten vor dem ersten September in den Rocky Mountains an, und binnen wenigen Wochen waren vier bis fünftausend in die Gregory-Schlucht und die benachbarten Schluchten gedrungen. Es war solch ein Überfluß, daß viele sich genötigt sahen, ihren Weg sodann längs anderen Wasserläufen nach Nord und Süd und selbst bis zum und über den höchsten Bergrücken nach der von den Grand und Green Rivers bewässerten Region zu nehmen. Tausende folgten dem Lauf des South Platte bis zu seinen Quellen und erreichten von da den westlichen Abhang durch den Ute-Paß. Ehe der nächste Winter eintrat, war in der Tat der größere Teil des gegenwärtig innerhalb der Grenzen des Staates Colorado gelegenen Gebietes bereist und bearbeitet, und an vielen Orten waren

bleibende Bergbaulager aufgeschlagen worden. Fast jeden Tag trafen Berichte von neuen Funden in verschiedenen Teilen des Gebirges in den Städtchen am Cherry Creek ein. Sobald sie hinreichend bestätigt waren, um meine Reise dahin zu rechtfertigen, machte ich mich auf den Weg, um sie an Ort und Stelle zu beglaubigen. So befand ich mich meistenteils unterwegs. Gewöhnlich schloß ich mich Schürfern an, welche selbständige Entdeckungen gemacht hatten und nach dem Cherry Creek gekommen waren, um sich mit den zu deren Ausbeutung erforderlichen Vorräten und Werkzeugen zu versehen.

Mehrmals zog ich aber auch mit Auskundschaftstrupps ohne ein bestimmtes Ziel aus und außerdem besuchte ich in Zwischenräumen mehrere bereits etablierte Bergmannslager, wie das von Gregory, wieder. Auf diese Weise erstreckte sich der Bereich meiner Beobachtungen von Long's Peak bis zum Pike's Peak, auf dem östlichen sowohl als auf dem westlichen Abhang des Gebirges. Ich überstieg dessen Hauptkamm in beiden Richtungen zu wiederholten Malen und besuchte jene schönen, beinahe kreisrunden Täler, bekannt als der Süd-, der mittlere und der Nordpark und bestehend aus Bergwiesen, einzeln und gruppenweise mit Kiefern bestanden, durchschnitten von rauschenden Bergströmen und umgeben von schneegekrönten Gipfeln. Diese Ausflüge, obgleich sie zuweilen große Beschwerden mit sich brachten, waren jederzeit von Anfang bis zu Ende, höchst genußreich, und ich gedenke ihrer jetzt noch mit neuentbrannter Begeisterung. Die Berührung mit der ursprünglichen Natur in ihren erhabensten Gestaltungen übte eine wahrhaft erhebende Wirkung aus. Wir reisten jeden Tag, so lange und so weit es uns beliebte, und gönnten uns reichlich Zeit zu allem — zum Anstaunen von Naturwundern, zum Genuß der Landschaft, zum Fischen und Jagen und zum Schürfen. Die Gebirgsbäche wimmelten von Forellen und die Täler von Elens und anderm Hochwild, wir begegneten oft großen Herden von Elentieren. Wir schliefen stets auf dem Boden — und welch friedlicher Schlaf war das, — zehn bis zwölf Stunden jede Nacht! Ich könnte ein halbes Dutzend blühender Städte in Colorado namhaft machen, auf deren Baustätten ich kampierte, noch ehe sie

selbst „belegt“ worden waren. Wir besorgten unsere Kocherei der Reihe nach und taten uns mit Forellen und Wild gütlich. Im ganzen tat es mir immer leid, wenn meine journalistischen Verpflichtungen mich zwangen, nach dem Cherry Creek zurückzukehren, um neugesammelten Stoff zu einem meiner regelmäßigen Berichte zu verarbeiten.

Mittlerweile gestaltete sich das Leben in Denver und Auraria gleichfalls von Tag zu Tag geschäftiger, mannigfaltiger und interessanter. Beide Orte machten erstaunliche Fortschritte. Eine beträchtliche Anzahl von tragbaren Sägemühlen war angekommen, die einen reichlichen Vorrat an Bauholz lieferten. Auch ganze Wagenladungen von Kurzwaren für Gebäude, fertigen Fenstern und Türen wurden zur Stelle geschafft, und geschickte Handwerker fanden sich zahlreich ein. Die raschen Beförderungsmittel vom Missouri durch die Eilwagengesellschaft — die Zeit war auf sechs Tage reduziert worden — brachten auch einen ansehnlichen Zuwachs an Kapitalisten. Bis zum Hochsommer wurde der Aufbau der Städte nach jeder Richtung hin mit bemerkenswertem Nachdruck betrieben. Täglich wurden neue Gebäude in Angriff genommen, und ihre Beschaffenheit verbesserte sich zusehends. Die ursprüngliche Baustätte von Auraria war von Männern aus Nebraska belegt worden, jene von Denver von den Beteiligten, die infolge der bereits erwähnten Versammlung zu Leavenworth hergekommen waren. Da eine Landesvermessung von Regierungs wegen niemals stattgefunden hatte, so war dieses „Belegen“ wirklich nur eine unberechtigte Niederlassung aufs Geratewohl. Die „Squatters“[1]) hatten nicht geringe Mühe, ihre Ansprüche gegen die „Jumpers“[2]) zu verteidigen. Wie nicht anders zu erwarten war, wurden, sobald die Zukunft des Landes gesichert schien, „Zusätze“ zur Stadtanlage meilenweit von ihren Grenzen nach allen vier Weltgegenden ausgesteckt. Die Denver-Kompagnie bestand ursprünglich aus zwölf Mitgliedern, von denen jedes einen

[1]) Ansiedler ohne Rechtstitel auf fremden, nicht urbaren (und gewöhnlich der Regierung gehörenden) Ländereien.

[2]) Ansiedler, die sich das Land anderer aneignen.

gleichen Anteil hatte. „General“ Larimer, aus Pittsburg geb
später in Leavenworth ansässig, war der führende Geist.
betracht des Umstandes, daß ich die Gegend so eifrig an
hatte, wurde mir ein hundertachtundvierzigstel Anteil an
sellschaft zuerkannt. Es mag hier gleich erwähnt werden,
noch andere Stadtanlagen in verschiedenen Teilen des
vermessen und bestimmen half und deren Mitbesitzer wur

Zu Ende August waren vollends fünftausend Men
Cherry Creek ansässig, darunter wenigstens hundert
Lange vorher hatte die Notwendigkeit, das Grund- und da
liche Eigentum der Einwohner zu beschützen, zur Bild
Stadtverwaltungen geführt. Obgleich die Bevölkerung a
Teilen der Vereinigten Staaten — es wäre kaum übert
behaupten, aus allen vier Himmelsgegenden — herbeigestr
war sie doch merkwürdig anständig und ordentlich. Ich
ohne Zögern, daß der Prozentsatz von lasterhaften Eleme
Spielern, Dieben, Mördern und schlechten Weibern — d
mals so groß war, wie in andern Bergwerkstädten in Kal
Nevada und Montana. Übergriffe in fremdes Eigent
Verletzungen von Personen kamen nicht häufig vor, indes
es so gut wie unmöglich, Vergehen in beiderlei Bezie
bestrafen, infolge des gänzlichen Mangels an Gerichtshö
Gefängnissen. Es war daher nicht zu verwundern, daß
rechthaltung von Ordnung und Sicherheit schließlich an
Lynch appelliert werden mußte. Landesverweisung und
waren ungefähr die einzigen anwendbaren Strafen. Wäh
Sommers und Herbstes wurden jedoch nur fünfzehn Män
Frauen aus der Gegend ausgewiesen, und nur zwei Männer
zur Strafe für Morde gehängt, die sie bei Streitigkeiten i
höllen und Bordellen begangen hatten. Ich wohnte einer d
richtungen bei. Das Opfer war ein schöner junger Man
über dreiundzwanzig Jahre alt, von achtbaren Eltern,
Intelligenz und feiner Bildung, aber durch Trunksucht und
schlimme Angewohnheiten zu diesem schrecklichen Ende g
Er gab zu, daß er den Tod verdiente, und ließ sein
standhaft über sich ergehen.

Bis zum Spätsommer enthielten die beiden Städtchen verschiedene Hotels mit mehr oder weniger „modernen“ Einrichtungen, etwa vierzig Kaufläden, zahlreiche Handwerksstätten, wenigstens hundert ärztliche Offizinen und Anwaltsstuben, und andere augenscheinliche Beweise fortschreitender Zivilisation, nebst einer großen Anzahl von Trink- und Spiellokalen. Auch wurden mehrere vortreffliche Speisehäuser eröffnet, in denen sehr gute Mahlzeiten ohne Logis zu mäßigen Preisen — nämlich zu fünfundsiebzig Cents (anstatt zu anderthalb bis dritthalb Dollars) die Mahlzeit — zu haben waren. Die Expreßkompagnie war schon seit einiger Zeit nach einem andern Gebäude übergesiedelt, und ich hatte anderswo Kost und Wohnung gefunden. Ich darf nicht vergessen, ein aufregendes Erlebnis zu erzählen, das uns vor dem Umzug des Expreßbureaus aus dem ursprünglichen Blockhause zustieß. Die Gesellschaft machte ein Geschäft daraus, Briefe aus dem Osten zu bringen, für deren Beförderung sie fünfundzwanzig Cents das Stück anrechnete, wie dies in Kalifornien und andern Bergwerkstaaten gang und gäbe war. Anfänglich wurde die Taxe ohne Widerrede bezahlt, doch mit dem Zunehmen der Bevölkerung machte sich ein Gemurre geltend, das allmählich zu allgemeiner und lauter Unzufriedenheit und zu heftigen Angriffen in der Presse gegen die „Erpressung“ der Expreßkompagnie anwuchs. Die Bewegung gipfelte in Indignationsversammlungen, in denen Beschlüsse gefaßt wurden, welche die Gesellschaft öffentlich rügten und ihr mit Gewalt drohten, wenn sie nicht eine niedrigere Taxe einführen sollte. Mehrere Tage hindurch versammelten sich bei der Ankunft der Eilwagen Menschenhaufen vor und in dem Expreßbureau und verlangten ihre Briefe, ohne Zahlung dafür anzubieten. Ich stand neben meinem Freund, dem Expreßagenten, hinter dem Zahltisch, und es sah zweimal danach aus als ob er sich gegen Tätlichkeiten zu verteidigen haben würde. Glücklicherweise kam es zu einem Vergleiche, demzufolge die Taxe auf zehn Cents herabgesetzt wurde. Sie wurde gänzlich aufgehoben, als vor Ende des Sommers die Regierung mit der Gesellschaft einen Kontrakt behufs Beförderung der Post abschloß.

Im Spätsommer hörte der Zuzug von Ankömmlingen beinahe auf, und es trat eine Rückflut ein — das heißt eine Auswanderung heimwärts —, die stetig zunahm, so daß es zu Anfang des Herbstes den Anschein hatte, als würde die Gegend des größten Teils ihrer Bevölkerung rasch verlustig gehen. Dies war nicht zu verwundern, denn vier Fünftel der Einwanderer waren mittellos und in der Erwartung angekommen, daß es ihnen gelingen würde, einfach durch ihrer Hände Arbeit und mit gewöhnlichem Werkzeug aus den Goldsandbänken in kürzester Zeit ein Vermögen zu gewinnen. Doch waren die Alluvial-Goldniederschläge in Wirklichkeit äußerst spärlich und bald erschöpft, und die edlen Metalle in den Rocky Mountains waren in Quarz- und Bleiglanzadern verborgen, deren ergiebige Bearbeitung Kapital und kostspielige mechanische Vorrichtungen erforderte, welche aus dem Osten herbeigeschafft werden mußten. Nur einige kleine Quarzhammerwerke waren über die Ebenen geschleppt und in den Bergen aufgestellt worden. Unter diesen Umständen war die Masse der Goldsucher unvermeidlich zu Enttäuschungen verurteilt und trachtete den Rückweg nach den Oststaaten zu finden, so gut sie konnte. Es stellte sich heraus, daß der ganze Ertrag an Gold und Silber aus der Pike's Peak-Region im Jahre 1859 drei viertel Millionen nicht überstieg, während mehrere Millionen in Ausrüstungen und vergeudeter Arbeitskraft angelegt worden waren, um diesen mageren Erfolg zu erzielen.

Mein Glaube an die Zukunft der Region war unerschütterlich, doch nach Eintritt des Herbstes drängte sich mir die Erwägung der Frage auf, ob ich über den Winter dableiben oder nach dem Osten zurückkehren solle. Es war offenbar, daß allemal, wenn Schneefälle und das Zufrieren der Flüsse die Einstellung der Minenarbeiten in den Bergen notwendig machen sollten, allgemeine Geschäftsstille und mit ihr eine große Dürftigkeit an Neuigkeiten eintreten würde, so daß ich eine Fortsetzung meines Gehaltes von seiten des „Commercial" kaum erwarten konnte. Andrerseits behagte mir das Klima und das Ansiedlerleben; auch war ich, wie bereits erwähnt, an Grundbesitz beteiligt. Nach mehreren Wochen des Zweifels entschied ich mich dafür, den Winter östlich vom Missouri zu verbringen, hiezu von einem Projekt bewogen, das mir plötzlich

aufdämmerte und nur dort ausgeführt werden konnte. Es bestand darin, meine Beobachtungen und Erlebnisse in einem Buch zu verarbeiten, das gleichzeitig der neuen Flut von Goldsuchern, die sicherlich im kommenden Frühjahr wieder eintreten würde, als Führer durch die Pike's Peak-Region dienen sollte. Ich unterbreitete den Plan meinen Freunden unter den tonangebenden Geschäftsleuten, die ihn für sehr zweckmäßig hielten und mir ihre Unterstützung durch Subskription auf mehrere Exemplare und anderweitig zusagten.

Demgemäß beschloß ich, in der letzten Woche des Oktober den Rückweg über die Platte-Route anzutreten. Kurz vor meiner Abreise erhielt ich ein Angebot für meinen Anteil in der Denver-Ländereigesellschaft, nämlich zwölfhundert Dollars bar, eine goldene Uhr, einen Wagen mit zwei Pferden und eine Flinte! Der Vorschlag schien mir sehr verlockend, denn die Baustellen hatten mich nichts gekostet und der Barbetrag kam mir, der niemals mehr als ein Zehntel davon auf einmal zur Verfügung gehabt hatte, erstaunlich groß vor. Ich hatte keine Erfahrung in derlei Sachen und nicht den geringsten Spekulationsgeist, und da ich jung und voll Selbstvertrauen war, lag mir über meine laufenden Bedürfnisse hinaus wirklich nicht viel am Gelde. Wagen und Gespann übten gerade damals eine besondere Anziehungskraft aus, da ihr Besitz das Problem der Reisegelegenheit durch die Ebenen zu lösen bestimmt war. Ich schlug folglich nach kurzem Zögern ein. Die Ausrüstung zur Reise war rasch vollendet. Ich nahm zwei Passagiere mit, welche dreißig Dollars die Person für die Fahrt von sechshundertundfünfzig Meilen in einem gewöhnlichen Farmwagen bezahlten. Dies reichte gerade zur Bestreitung des Proviants für uns Reisende und einiger Scheffel Korn hin, die ich vorsichtshalber für die Pferde mitnahm. Wir reisten am 29. Oktober früh morgens von Denver ab. Ich war damals fest entschlossen, zeitig im Frühjahr wiederzukehren, allein erst nach Ablauf voller siebzehn Jahre sah ich den Ort wieder und dann nur infolge einer außerordentlichen Wendung in dem Laufe meines Glücksrades.

Wir verfolgten den Weg, der zur großen Heerstraße für die nach dem Pike's Peak Reisenden geworden war, den South Platte

hinunter bis zu seiner Vereinigung mit dem North Platte, sodann den Hauptfluß entlang bis nach Fort Kearny, wo wir abbogen, um in südöstlicher Richtung die nach Fort Leavenworth führende Militärstraße einzuschlagen. Mit Ausnahme einiger sandiger Strecken von je mehreren Meilen Länge war die Straße beinahe auf die ganze Entfernung bis zum Fort Kearny hart und eben, so daß wir fünfundzwanzig bis dreißig Meilen den Tag zurücklegten, ohne die Pferde zu übermüden, die sich als prächtige Reisemähren erwiesen. Die unzähligen Tiere, welche während des Sommers über dieselbe Route gewandert waren, hatten auch nicht einen grünen oder trockenen Grashalm übriggelassen, aber glücklicherweise war eine Anzahl von Viehwirtschaften entstanden, wo, allerdings zu hohen Preisen, Heu feil war. Auch machte sich ein vollständiger Mangel an Brennholz fühlbar, so daß wir unsere Mahlzeiten mittels getrockneten Büffeldüngers kochen mußten, den wir ziemlich weit vom Flusse in Säcken sammelten. Meine Gefährten erwiesen sich als sehr hilfreich bei Besorgung der Pferde und Bereitung unserer Morgen- und Abendmahlzeiten, und überhaupt vertrugen wir uns vortrefflich. Wir schliefen in und unter dem Wagen, in unsere Büffelhäute und Decken gehüllt; die Pferde wurden nebenan an Pflöcke gebunden. Wir waren von herrlichem warmen Wetter begünstigt, bis uns innerhalb einer Tagereise von Fort Kearny des Nachts ein Schneesturm überraschte, der uns zwang, dreißig Stunden ruhig liegen zu bleiben. Kochen war natürlich außer Frage, und wir sahen uns auf Speck und Schiffszwieback angewiesen. Die Pferde wurden gut zugedeckt und mit Korn gefüttert. Als der Sturm aufhörte, lag der Schnee achtzehn Zoll hoch auf dem Boden, wurde jedoch von der Sonnenwärme rasch geschmolzen.

Wir ergänzten unsere Vorräte, soweit es nötig war, in Fort Kearny — einem Handels- und Militärposten mit einer Garnison von drei Schwadronen Kavallerie — und drangen so schnell wie möglich (durch den Schneesturm vor der bevorstehenden Jahreszeit der „blizzards" gewarnt) die noch übrigen hundertundachtzig Meilen vorwärts bis nach St. Joseph am Missouri, dem Orte unserer Bestimmung. Nach einer Fahrt von drei Tagen erreichten wir

die ersten Ansiedlungen zu Marysville, einer im Entstehen begriffenen Stadt am Blue River, achtzig Meilen von Fort Kearny entfernt. Hier fanden wir anständiges Unterkommen im Hotel und gute Stallung für die Pferde zu mäßigen, im Osten üblichen Preisen. Von hier an waren unsere Mühseligkeiten zu Ende, denn gute Wirtshäuser waren den ganzen Weg entlang in entsprechenden Entfernungen an der Landstraße gelegen. Ungefähr dreißig Meilen von St. Joseph ereignete sich ein außerordentlicher Zwischenfall. Ein Buggy mit zwei Insassen kam uns auf der offenen Prärie entgegen. Als es sich näherte, glaubte ich einen von ihnen zu erkennen, und richtig war es keine geringere Person als Abraham Lincoln! Ich hielt den Wagen an, rief ihn beim Namen an und sprang ab, um ihm die Hand zu schütteln. Er erkannte mich nicht mit meinem Vollbart und dem Ansiedlergewande. Als ich nun sagte: „Kennen Sie mich nicht?“ und meinen Namen nannte, sah er mich höchst erstaunt an und brach sodann in ein Gelächter aus. „Ei, Gott steh' mir bei! Sie sehen wie ein wahrhaftiger Pike's Peaker aus.“ Sein Erstaunen über die unerwartete Begegnung war ebenso groß wie das meinige. Er befand sich auf einer Vorlesungstour nach Kansas. Es war ein kalter Morgen und der Wind wehte schneidend vom Nordwesten her. Lincoln zitterte vor Kälte in dem offenen, nicht einmal mit einem Dach versehenen Gefährte; er war mit einem kurzen Überrock bekleidet und ohne Bedeckung für seine Beine. Ich bot ihm eine meiner Büffelhäute an, die er dankbar annahm. Er versprach natürlich, sie mir zurückzustellen, doch sah ich sie niemals wieder. Nachdem wir zehn Minuten geplaudert hatten, trennten wir uns. Das nächste Mal, als ich ihn sah, war er der republikanische Kandidat für die Präsidentenwürde.

Wir erreichten St. Joseph am nächsten Tag, vierundzwanzig Tage, nachdem wir Denver verlassen hatten — unter den Umständen eine sehr schnelle Reise. Ich beschloß, mein Gespann nicht in Winterquartier zu geben, sondern es zu verkaufen, obgleich ich nur einen geringen Preis dafür erzielen konnte. Ich benutzte dann den nächsten Zug nach St. Louis und Cincinnati. An beiden Orten bildete ich eine Art Anziehungspunkt, war der Gegenstand

von ziemlich viel Aufmerksamkeit, namentlich in Geschäfts- und Zeitungskreisen, und brachte mehrere Wochen sehr angenehm zu.

Gegen Ende des Jahres begann ich an meinem in Aussicht genommenen Buche über die Pike's Peak-Region zu arbeiten. Der größte Teil des Stoffes, dessen ich bedurfte, war bereits in meinem Besitz, doch war es nötig, neue Daten zu sammeln, um demselben den für einen „Führer“ erforderlichen verläßlichen Charakter zu verleihen. Zur Sicherung pekuniären Erfolgs beschloß ich überdies eine regelmäßige Werbungsrunde um Subskriptionen bei den Geschäftsleuten von St. Louis und Chicago und den Städten am Missouri River zu unternehmen. Demgemäß besuchte ich alle diese Orte und hatte alle Ursache mit dem Resultat zufrieden zu sein. Ich sicherte mir nicht nur Subskriptionen für ungefähr zehntausend Exemplare, sondern auch ziemlich viele, auf Ansetzblätter am Ende des Buches zu druckende Annoncen. Nachdem diese vorläufige Arbeit beendet war, ging ich frühzeitig in einem Hotel zu St. Louis an die Vorbereitung des Manuskripts und hatte es bis zu Mitte März für den Druck fertiggestellt.

Mein Unternehmen war unstreitig ein von jedem Standpunkte aus legitimes und versprach wirklich höchst befriedigende Resultate. In der Tat berechtigte mich die mir bereits zugesicherte Hilfe zu der Erwartung eines Gewinnes von mindestens mehreren tausend Dollars, und diese Aussicht erfüllte mich mit großer Geistesschwungkraft. Doch sollten alle meine schöne Hoffnungen unerfüllt bleiben. Zu einer unheilvollen Stunde fand ich mich bewogen, mit einer Firma, deren Geschäft es war, Stadt- und sonstige Orts-Adreßbücher für den ganzen Westen zu verlegen, einen Kontrakt für den Druck des Buches und die Lithographie der beigefügten Karten abzuschließen. Die Firma schien einen guten Ruf zu haben und war sicherlich im Besitz aller erforderlichen Druckmittel. Als jedoch das Buch halb fertig war, machte die Firma Bankerott, und ihre ganze Masse, einschließlich der Platten für mein Buch, wurde von ihren Gläubigern mit Beschlag belegt. Ein komplizierter Streit über die Masse war die Folge. Trotz meiner unaufhörlichen Bemühungen brachte ich es doch erst gegen Ende Mai zuwege, in den Besitz meines Manuskripts und der fertigen

Platten zu gelangen, und erst spät im Juni war das Buch fertig. Meinem Übereinkommen mit den Subskribenten und Anzeigern gemäß hätte es am ersten Mai abgeliefert werden sollen. Da die Frühjahrsauswanderung nach dem Pike's Peak, für welche das Buch berechnet war, ihr Ende erreicht hatte, so weigerten die Kontrahenten sich, dasselbe anzunehmen. Das Ende vom Liede war, daß zur Not genug Exemplare verkauft wurden, um die Kosten der ersten Auflage von zweitausendfünfhundert zu decken. Mit anderen Worten, anstatt des erwarteten finanziellen Erfolges schlug das Unternehmen fehl und gewährte mir keine Vergütung für die daran gewendete, monatelange Zeit und Mühe, nebstbei meine beschränkten Mittel noch bedeutend vermindernd. Ich konnte diese Enttäuschung lange Zeit nicht verschmerzen.

Anstatt als unabhängiger Kapitalist dazustehen, imstande künftighin nur solch literarischer Arbeit obzuliegen, die mir zusagte — ein glückseliger Zustand, dem ich vertrauensvoll entgegengeehen hatte —, sah ich mich abermals genötigt, mich um regelmäßige journalistische Beschäftigung zu bewerben. Zu meinem Glücke befanden wir uns in einem „Präsidentschaftsjahr“, dem aufregenden Vorläufer der schrecklichen Krise, welche das Land während der kommenden Jahre durchzumachen bestimmt war. Ich war von dem Cincinnatier „Commercial“ beauftragt worden, als sein Vertreter der republikanischen Nationalversammlung beizuwohnen, welche am 16. Mai in Chicago eröffnet wurde, und leistete der Aufforderung mit Freuden Folge. Was ich bei dieser denkwürdigen Gelegenheit sah und hörte, wird immerdar zu meinen teuersten und erhebendsten Erinnerungen zählen. Ich habe seither vielen nationalen Zusammenkünften der großen politischen Parteien beigewohnt, doch keiner, die sich auch nur im entferntesten mit den Teilnehmern an der Versammlung in Chicago, in bezug auf Intelligenz, Charakter, Ernst und Begeisterung vergleichen läßt. Sie enthielt die höchste Blüte unter den Führern der jungrepublikanischen Partei und war unstreitig, was sämtliche Gegenparteien — die Douglas-Demokratie, die Buchanan- oder Breckinridge-Demokratie und Bell und Everetts „amerikanische“ Partei — sie zu sein bezichtigten: eine partikularistische Versammlung, aus-

schließlich aus Vertretern der freien Staaten, mit Ausnahme der fünf angrenzenden Sklavereistaaten, zusammengesetzt. Die Verhandlungen waren von spannendem Interesse und im ganzen einträchtig. Dennoch machten sich zweierlei abweichende Bestrebungen in bezug auf die Sklavereifrage, eine radikale und eine konservative, bemerkbar, welche zu dem dramatischesten Zwischenfall während der Versammlung Anlaß gab. Dies geschah, als der Antrag von Joshua R. Giddings, der Unabhängigkeitserklärung die Einleitung einzuverleiben, „daß alle Menschen gleich erschaffen seien" usw. usw., niedergestimmt wurde und George William Curtis, damals erst sechsunddreißig Jahre alt, sich erhob, um denselben mit einem unvergleichlichen Ausbruch von Beredsamkeit zu erneuern, der die Zuhörerschaft unverzüglich mit sich fortriß.

In einer Hinsicht bereitete mir die Versammlung eine große Enttäuschung. Ich war für die Aufstellung von William H. Seward begeistert, der mir seit seiner großen Rede von 1858 über den „unaufhaltsamen Zusammenstoß" als der geeignetste und natürliche Führer der republikanischen Partei erschien. Die lauten Demonstrationen seiner Anhänger und namentlich der New Yorker Delegation zu seinen Gunsten hatten mir auch die Überzeugung beigebracht, daß seine Kandidatur unwiderstehlich sein würde. Ich teilte daher vollständig den tiefen Verdruß der Delegationen von New York und anderen Staaten, als bei der dritten Ballotage Abraham Lincoln mehr Stimmen erhielt als Seward und hierauf einstimmig nominiert wurde. Ich hatte das Vorurteil gegen Lincoln, mit dem mich meine persönliche Berührung mit ihm im Jahre 1858 erfüllt hatte, nicht überwunden. Es schien mir unbegreiflich und empörend, daß der ungeschlachte und alltägliche Politiker von Illinois, dessen einzige Erfahrung im öffentlichen Leben in der Dienstleistung als Mitglied der Staatslegislatur und im Kongreß während eines Termins bestanden hatte, den Sieg davontragen sollte über den ausgezeichneten und erprobten Staatsmann, in der Tat die hervorragendste Persönlichkeit des Landes.

Während des noch übrigen Sommers sowohl wie auch während des Herbstes bis zur Präsidentenwahl im November widmete ich meine ganze Zeit der Verfassung von Berichten über bemerkens-

werte politische Zusammenkünfte, für das „Commercial“ von Cincinnati, den „Missouri Democrat“, mit dessen wohlbekanntem Hauptredakteur, B. Gratz Brown, ich während meines Aufenthaltes in St. Louis genau bekannt geworden war, und für die New Yorker „Tribune“, mit der ich durch meine Bekanntschaft mit Horace Greeley in Verbindung trat. Ich stand fortwährend auf dem Sprunge und durchreiste Illinois, Indiana, Ohio und Michigan, mit gelegentlichen Streifzügen nach Kentucky, Wisconsin und Missouri — kurz, etwa vier- bis fünftausend Meilen. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß ich im Laufe von vier Monaten wenigstens fünfzig wichtigen Versammlungen beigewohnt habe. Obgleich eine höhere Art volkstümlicher Beredsamkeit zu den Seltenheiten gehörte, wurden doch sehr viele gute Reden gehalten. Ich hörte Lincoln, Douglas, S. P. Chase, J. C. Breckinridge, Carl Schurz, Schuyler Colfax, Tom Corwin und eine Schar geringerer Leuchten. Ich traf Hunderte von alten politischen Bekannten wieder und lernte buchstäblich Tausende von neuen kennen. Es war eine Gelegenheit, einzig in ihrer Art, die menschliche Natur im allgemeinen und das Kampfspiel praktischer Politik im besonderen zu beobachten und zu studieren. Im ganzen genommen genoß ich viel Vergnügen und erfreute mich überall herzlicher Gastfreundschaft. Dennoch war ich recht froh, als meine Arbeit zu Ende ging.

Am Tage der Wahl befand ich mich in Chicago. Obwohl kein großer Bewunderer des republikanischen Fahnenträgers, wünschte ich ihm natürlich doch Erfolg und war demgemäß von dem Resultat der Wahl äußerst befriedigt. Meiner Ansicht nach mußte der Sieg der republikanischen Partei offenbar eine nationale Krise herbeiführen. Ich glaubte in der Tat, daß das Land an der Schwelle höchst bedeutungsvoller Ereignisse stand, und es schien mir, als ob die Skavereifrage einer gewaltsamen Lösung entgegenginge. Allein ich hatte so wenig wie sonst jemand eine Ahnung davon, daß der größte und blutigste Bürgerkrieg, den die Geschichte kennt, in der allernächsten Zukunft ausbrechen sollte.

Neunzehntes Kapitel.

Mit Lincoln in Springfield. 1860—1861.

Ich begab mich von Chicago nach New York, teils um mich einige Wochen auszuruhen und zu unterhalten, wozu ich nach meiner beschwerlichen Arbeit während des Sommers und Herbstes gewiß berechtigt war, teils um mich neuerdings um eine bleibende Verbindung mit der hauptstädtischen Presse zu bewerben.[1] Die gründliche praktische Schulung als Berichterstatter, die ich mir seit meinen letzten Versuchen in dieser Richtung angeeignet hatte, versprach die Erreichung meines Zieles sehr zu erleichtern. Gegen Ende November erhielt ich ein Anerbieten in ganz unerwarteter Form. Die Vereinigte Presse von New York[2] machte mir den Vorschlag, daß ich mich nach Springfield, Illinois, verfügen und bis zur Abreise des erwählten Präsidenten nach Washington da bleiben solle, um sie mit regelmäßigen Depeschen über laufende Ereignisse an jenem Orte zu versehen, der für einige Zeit den politischen Mittelpunkt bilden sollte. Da man mir eine angemessene Vergütung anbot und auf meine Bedingung, daß es mir verstattet sein solle, mit westlichen Blättern per Post zu korrespondieren, einging, so übernahm ich diese neuartige und wichtige Sendung.

---

[1]) Er brachte einen ausführlichen Artikel über die Entwicklung des Bergbaues in den Rocky Mountains im Jahre 1860 mit, der schließlich vom „Herald" angenommen wurde. Damit erneuerte er seine Bekanntschaft mit Frederic Hudson, dem geschäftsführenden Redakteur.

[2]) Oder vielmehr der „Herald", durch Mr. Hudson, auf die Kunde von seinen Erfahrungen während der Lincoln-Douglas-Kampagne und seiner Bekanntschaft mit Lincoln. Nach den Regeln der Vereinigten Presse mußte der „Herald" seine Depeschen den anderen Mitgliedern der Vereinigung mitteilen.

Ich machte mich sofort auf den Weg nach Springfield. Da ich den Ort im Jahre 1858 und während der Präsidentschafts-Kampagne häufig besucht hatte, so war ich mit ziemlich vielen daselbst Ansässigen bekannt, einschließlich Lincolns; seines Rechts-associés, des Richters Logan; des erwählten Gouverneurs Richard Yates und des Staatsauditors Jesse K. Dubois.

Springfield war damals eine kleine, aber recht anziehende Stadt von ungefähr neuntausend Einwohnern. Den Mittelpunkt des Geschäftsteils bildete der Marktplatz, in welchem das Parlamentsgebäude stand, mit den Amtsstuben des Gouverneurs und der Departementschefs, sowie der Spitzen der Deputiertenkammer. Die bewohnten Straßen gingen rechtwinklig vom Platze aus; sie waren ungepflastert und bei nassem Wetter, das während des Winters vorherrschte, schlechterdings unpassierbar. Ich stieg in dem einzigen anständigen Hotel des Ortes ab, das auch zum Hauptabsteigequartier von tausenden von Besuchern wurde, die aus Neugierde oder behufs politischer Besprechung und Stellenjägerei während der nächsten Monate nach diesem zeitweiligen Mekka gepilgert kamen.

Als ich Mr. Lincoln von dem Zwecke meines Aufenthaltes in Kenntnis setzte, hieß er mich sehr freundlich willkommen und ermächtigte mich, zu jeder Zeit behufs Erlangung irgendwelcher Auskunft, deren ich bedurfte, bei ihm vorzusprechen. Er stellte mich seinem Privatsekretär, John G. Nicolay, vor, der ihm eine höchst erfolgreiche Laufbahn verdankt. Mr. Lincoln hatte ihn erst nach seiner Erwählung in seine Dienste genommen; bisher war er ein einfacher, kärglich besoldeter Schreiber an einem der Staatsämter gewesen. Damals traf ich auch zum erstenmal mit John Hay zusammen. Ich erinnere mich jetzt nicht, ob er bei meiner Ankunft bereits als Hilfs-Privatsekretär bei Mr. Lincoln angestellt war oder nicht, jedoch geschah dies, ehe Mr. Lincoln Springfield verließ. Er war sehr jung — kaum zweiundzwanzig —, schön und von einnehmenden Manieren, hatte einige Zeit als Korrespondent des „Missouri Democrat" von St. Louis fungiert und zeichnete sich durch seinen fließenden und blumenreichen Stil aus; seine Laufbahn als Literat und Diplomat ist wohlbekannt. Er führte

später den Titel eines Obersten, obgleich er nie in aktivem Dienste stand. Nicolay und er betätigten ihre Dankbarkeit gegen Lincoln durch ihre umfangreiche Biographie desselben, ein Werk, das unstreitig eine höchst wertvolle Quelle selbständiger Untersuchung bildet, doch keineswegs als ein Muster historischer Gerechtigkeit hingestellt werden darf.

Mr. Lincoln gelangte nach seiner Erwählung bald zur Überzeugung, daß sein bescheidenes, zweistöckiges Fachwerkwohnhaus für den Zudrang örtlicher Besucher und solcher aus der Ferne ganz und gar unzulänglich war, und machte demgemäß gern von dem Anerbieten Gebrauch, den Saal des Gouverneurs im Kapitolgebäude zu benützen. Bei meiner Ankunft hatte er bereits begonnen, einen ansehnlichen Teil des Tages daselbst zuzubringen. Er erschien täglich, mit Ausnahme der Sonntage, zwischen neun und zehn Uhr und hielt bis Mittag einen Empfang ab, zu dem sämtliche Ankömmlinge zugelassen wurden, ohne auch nur der Förmlichkeit genügen zu müssen, sich vorher durch ihre Karten anmelden zu lassen. Wer immer vorzusprechen beliebte, konnte derselben herzlichen Begrüßung sicher sein. Mittags ging er nach Hause zu Tische und erschien ungefähr um zwei Uhr wieder. Hierauf wandte er seine Aufmerksamkeit seiner Korrespondenz zu und empfing Besucher von hervorragender Stellung auf besondere Verabredung entweder im Kapitol oder im Hotel. Gelegentlich, doch äußerst selten, brachte er einige Stunden in seiner Advokatenstube zu. Des Abends fanden sich alte Freunde in seinem Hause ein, um Neuigkeiten und politische Ansichten auszutauschen. Zuweilen, wenn wichtige Nachrichten erwartet wurden, ging er nach dem Abendessen nach dem Telegraphenamt oder den Zeitungsexpeditionen und blieb daselbst bis zu einer späten Stunde. Überhaupt war kein erwählter Präsident so zugänglich für jedermann, wenigstens während der ersten Wochen meines Aufenthaltes. Er fand jedoch zuletzt, wie nicht anders zu erwarten war, daß diese populäre Gepflogenheit große Beschwerden mit sich brachte und daß er mehr Zeit für sich selbst bedurfte, weshalb die Stunden, welche er dem Publikum widmete, nach und nach eingeschränkt wurden.

Ich war beinahe täglich für längere oder kürzere Zeit bei seinen Empfängen an diesen Vormittagen zugegen, gewöhnlich als stiller Zuhörer, da ich mich zu anderen Stunden um Auskunft an ihn wenden konnte. Es war ein höchst interessantes Studium, die Art und Weise seines Verkehrs mit Besuchern zu beobachten. In der Regel legte er bemerkenswerten Takt in seinem Umgang mit jedem von ihnen an den Tag, ob es nun ungeschliffene Farmer aus Sangamon County waren, oder geschmeidige Handlungsreisende, gesetzte Kaufleute, verschlagene Politiker, oder Prediger, Advokaten und andere Berufsmänner. Er bekundete eine äußerst schnelle und scharfe Beurteilung individueller Charakterzüge und Eigentümlichkeiten und paßte sich denselben sogleich an. Er wich niemals einer schicklichen Frage aus oder ermangelte eine passende Antwort zu geben. Stets zu einem Argument bereit, dem niemals ein origineller Beigeschmack abging, gewann er in einer Auseinandersetzung in der Regel die Oberhand. Indessen hatte die Ungezwungenheit der Unterhaltungen mit seinen Besuchern eine bestimmte Grenze. Viele von denselben suchten ihn natürlich über seine künftige Politik als Präsident, der Sezessionsbewegung im Süden gegenüber, auszuforschen, allein er verriet seinen Standpunkt in keiner Weise. Der bemerkenswerteste und anziehendste Grundzug dieser täglichen „Levees“ war jedoch die beständige Befriedigung seines natürlichen Hanges zum Geschichtenerzählen. Selbstverständlich hatten sämtliche Besucher davon gehört und waren auf das Privilegium begierig, Ohrenzeugen einer praktischen Illustration seiner hervorragenden Begabung in diesem Fach zu sein. Er wußte dies und machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, ihren Wünschen entgegenzukommen. Er war nie um eine Geschichte oder Anekdote verlegen, um eine Meinung zu erklären oder einen Punkt geltend zu machen, und deren Anpassung war stets untadelhaft. Er hatte einen augenscheinlich unerschöpflichen Vorrat, und die Geschichten klangen so natürlich, daß es schwer zu entscheiden war, ob er nur wiederholte, was er von anderen gehört, oder ob er selbst erfunden hatte.

Keinem seiner Zuhörer bereitete der Witz — und Witz war ein unfehlbarer Bestandteil seiner Geschichten — halb so viel

Genuß wie ihm selbst. Es war in der Tat ein Vergnügen, die Wirkung, welche sie auf ihn ausübten, zu beobachten. Ein hochgestimmtes Gelächter ließ sein sonst melancholisches Antlitz vor gründlicher Fröhlichkeit aufleuchten. Er schüttelte sich am ganzen Leibe vor lustiger Erregung, und wenn er von seiner Leistung besonders erbaut war, folgte er seiner Gewohnheit, die von den Armen umschlungenen Knie bis zu seinem Gesicht hinaufzuziehen, wie ich es 1858 von ihm gesehen hatte. Es tut mir leid, konstatieren zu müssen, daß er sich bei dem Zuschnitte seiner Geschichten oft allzu große Freiheit gestattete. Er schien darauf erpicht, auf rechte oder schlechte Weise seinen Treffer zu haben. Mit anderen Worten, er zögerte niemals, eine derbe oder selbst entschieden unflätige Geschichte zu erzählen, wenn sie seinem Zweck entsprach. Alle seine persönlichen Freunde könnten hinsichtlich dieses Punktes dasselbe Zeugnis ablegen. Es ist eine notorische Tatsache, daß diese Vorliebe für vulgäre Redeweise ihm selbst im Weißen Hause anhaften blieb. Zu wiederholten Malen hörte ich ihn in „böswilliger Absicht" vorsätzlich irgendeine abstoßende Erdichtung zum besten geben, um sich eines unwillkommenen Besuchers zu entledigen. Immer wieder bemächtigte sich meiner ein Gefühl des Widerwillens und der Demütigung darüber, daß eine solche Persönlichkeit berufen sein sollte, die Geschicke eines großen Volkes während der schrecklichsten Periode seiner Geschichte zu leiten. Doch stellten ihn seine Leistungen während der nächsten Jahre als einen der großen Führer der Menschheit in Bedrängnis hin, und gerade seine niedrigen Neigungen ließen seine besseren Eigenschaften nur um so leuchtender hervortreten. Zu der Zeit aber, von der ich spreche, wäre ich nicht imstande gewesen, mich zu überreden, daß der Mann möglicherweise wahre Geistesgröße und Seelenadel besitzen könne. Ich möchte bei dem Leser jedoch keineswegs die Vorstellung erzeugen, daß er in seiner Unterhaltung hauptsächlich dem Alltäglichen und Gemeinen huldigte; denn trotz seiner häufigen Ausbrüche niedrigen Humors war er von Natur wirklich sehr nüchtern und ernsthaft, ja sogar in solchem Grade zur Schwermut geneigt, daß alle seine Biographen ihm eine stark melancholische Gemütsart zugeschrieben haben.

Ich machte von seiner Ermächtigung, mich zu irgendeiner Zeit um Auskunft an ihn zu wenden, häufig Gebrauch. In zwei Fragen war das Publikum natürlich auf das höchste interessiert und erwartete von mir Aufklärung über dieselben, nämlich die Zusammensetzung seines Kabinetts und seine Stellung zur Sezessionsbewegung, welche täglich an Ausdehnung und Macht gewann. In bezug auf jene gab er mir bald indirekt zu verstehen, daß, wie jedermann erwartete, William H. Seward und S. P. Chase, seine Mitbewerber um die Nomination zur Präsidentenwürde, sich unter seinen konstitutionellen Ratgebern befinden würden. Er konnte wohl kaum umhin, ihnen Anerkennung widerfahren zu lassen, und weigerte sich standhaft, auf die Einwendungen zu hören, welche gegen dieselben, als „Extremisten", von leitenden Politikern aus den Grenzstaaten, namentlich aus Kentucky und Missouri, gemacht wurden. Was die übrigen Mitglieder des Kabinetts betrifft, so wurden dieselben viel später und nach einem langwierigen und ermüdenden Kampf mit den Delegationen verschiedener Staaten gewählt, die nach Springfield kamen, um die Ansprüche ihrer „Lieblingssöhne" geltend zu machen. Ich werde auf dieses Thema zurückkommen.

Niemand, der ihn die andere Frage erörtern hörte, konnte umhin, seine „andere Seite" zu entdecken und von seinem tiefen Ernst, seiner ängstlich besorgten Beachtung der öffentlichen Angelegenheiten und seinem gründlichen Bewußtsein der außerordentlichen Verantwortung, die seiner harrte, überzeugt zu sein. Er weigerte sich niemals, mit mir über die Sezession zu sprechen, vermied es jedoch zumeist, auf spezifische Fragen zu antworten, und beschränkte sich auf Allgemeinheiten. Ich war bei vielen Unterhaltungen zugegen, die er mit leitenden öffentlichen Persönlichkeiten über diesen Gegenstand hatte, wobei er dieselbe Zurückhaltung an den Tag legte. Er zögerte nicht, es auszusprechen, daß die Union aufrechterhalten werden sollte und, seiner Meinung nach, werden würde, und sich in lange Argumente zum Beweise seiner Behauptungen einzulassen, welche auf die Geschichte der Republik, die Gleichartigkeit ihrer Bevölkerung, die natürlichen Charakterzüge des Landes — wie die gemeinsame Küste, die

Flüsse und Gebirge —, was alles zu politischer und handelstätiger Einigkeit nötigte, gegründet waren. Allein er war nicht zu bewegen, sich über seine Handlungsweise angesichts eines etwaigen Abfalls der Südstaaten zu äußern, und erklärte nur, daß er als Präsident den Eid leisten müsse, die Konstitution der Vereinigten Staaten aufrechtzuhalten, und daher gebunden sei, diese Pflicht zu erfüllen. In derselben allgemeinen Weise begegnete er den häufigen Fragen, ob er es als seine Pflicht betrachten würde, zur Waffengewalt gegen jene Staaten zu schreiten, die einen Abfall versuchen sollten. In bezug hierauf hörte ich ihn jedoch mehrmals den Zweifel aussprechen, ob es ausführbar wäre, die Sklavereistaaten durch bloße Gewalt in der Union festzuhalten, falls sie alle gesonnen sein sollten, sich von ihr loszusagen. Er wurde oft durch die Bemühungen radikaler sklavereifeindlicher Männer in Verlegenheit gesetzt, ihm irgendwelche Versicherung zu entlocken, die sie in ihrer Hoffnung, daß die Krise die Abschaffung der Sklaverei zur Folge haben würde, bestärken könnte. Er antwortete nicht ihren Wünschen gemäß und gab deutlich zu verstehen, daß er nicht als „Abolitionist" betrachtet zu werden wünschte und an der Meinung festhalte, daß der Konstitution gemäß das Sklaveneigentumsrecht schutzberechtigt sei und die in dessen Besitze Befindlichen nicht ohne gebührende Entschädigung für dieselben beraubt werden dürften. Bewußt oder unbewußt muß er, wie sonst jedermann, durch den Lauf der Begebenheiten in seinen Ansichten beeinflußt worden sein. Da die politischen Leidenschaften im Süden immer heißer entbrannten und tatsächliche Herausforderungen der bundesstaatlichen Autorität durch Gewalttaten nach seiner Erwählung fast zum täglichen Ereignis wurden, endlich in dem förmlichen Abfall von sieben Staaten und der Gründung des südlichen Staatenbundes unter Jefferson Davis zu Montgomery in Alabama seinen Gipfel erreichte, so muß der ursprünglich ohne Zweifel von ihm gehegte Glaube, daß es ihm durch eine versöhnliche Haltung als Präsident gelingen würde, die aufrührerischen Staaten zu beruhigen, stark erschüttert worden sein. Dennoch glaube ich, seine bis zum Zeitpunkt seiner Abreise nach Washington vorherrschenden Ansichten richtig zu verdolmetschen, indem ich erkläre, daß er

unentwegt an seinem Vertrauen auf die Erhaltung des Friedens zwischen Nord und Süd festhielt und nicht ahnte, daß seine Hauptverpflichtung darin bestehen würde, riesige Armeen und Flotten aufzustellen, wie auch die Mittel zu deren Erhaltung aufzutreiben, um die entschlossenste und blutigste Rebellion zugunsten der Sklaverei zu unterdrücken, deren Zeuge unser Planet jemals gewesen.

Die „Doktrin" Jacksons, daß „dem Sieger die Beute gehöre", war noch so allgemein der Glaubenssatz sämtlicher Politiker, daß ein Wechsel nicht nur in allen höheren, sondern auch in allen untergeordneten bundesstaatlichen Ämtern für ausgemacht galt. Auch erwartete man, daß es bei der andern altehrwürdigen Parteigepflogenheit einer Verteilung des Exekutivpatronats unter die verschiedenen Staaten bleiben würde. Dementsprechend fanden sich Deputationen aus allen nördlichen und den Grenzstaaten in Springfield ein, um ihre bezüglichen Ansprüche auf Anerkennung geltend zu machen. Einige von ihnen kamen nicht nur einmal, sondern mehrmals. Aus vielen Staaten tauchten mehrere Delegationen auf, welche wetteifernde Faktionen in den republikanischen Reihen vertraten und von denen jede den rechtmäßigen Anspruch zu haben behauptete. Beinahe jeder Staat stellte Kandidaten für das Kabinett und die wichtigsten diplomatischen und Departementsposten auf. Das Hotel war der Hauptversammlungsort der Stellenjäger. Die von ihnen zur Erreichung ihrer Zwecke ins Werk gesetzten Finten, Kabalen und Kunstgriffe spielten sich fast alle innerhalb des Bereiches meiner Beobachtungen ab, da es meine Pflicht war, von ihrem Erfolg oder Mißlingen baldmöglichst Nachricht zu geben. In der Regel waren die verschiedenen Cliquen von Stellenjägern sehr geneigt, mich ins Vertrauen zu ziehen, allein es war nicht immer leicht, zwischen der Wahrheit in ihren Mitteilungen und dem zu unterscheiden, was sie ausschließlich zur Förderung ihrer Interessen der Presse durch mich zukommen zu lassen wünschten.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß dem erwählten Präsidenten von den Amtsjägern übel mitgespielt wurde. Da er jedoch selbst ein entschiedener Anhänger des Grundsatzes vom bestimmten Amtswechsel war, so sah er es als seine Pflicht an, sich in diese

Heimsuchung zu ergeben. Die Ernennungen für das Kabinett waren besonders verdrießlich für ihn. Es bestand ein heftiger Wettstreit zwischen Indiana und Illinois, der ihm um so größere Verlegenheit bereitete, als sich unter mehreren Kandidaten aus seinem eigenen Staate lauter intime persönliche Freunde befanden. Dazu kam die erbitterte Fehde zwischen den Grenzstaaten Kentucky, Missouri und Maryland und die pennsylvanische Kabale für und gegen Simon Cameron. Inmitten aller seiner Verlegenheiten legte Lincoln in der Behandlung dieser persönlichen Probleme sehr viel Geduld und Scharfsinn an den Tag. Seine unfehlbaren Geschichten trugen gar oft dazu bei, verletzte Gefühle zu heilen und Enttäuschungen zu lindern. Man merkte ihm jedoch allmählich die aufreibende Wirkung dieser beständigen Prüfungen an, und sein vergrämtes Aussehen erregte schließlich allgemeines Mitleid.

Im Laufe des Monats Januar 1861 fand sich ein gewisser W. S. Wood in Springfield ein, vormals Hotelaufseher und Arrangeur von Vergnügungsausflügen, wie ich glaube, aus dem Innern des Staates New York, der auf Empfehlung von Thurlow Weed alle Vorkehrungen für die Reise des Präsidenten nach Washington besorgen sollte. Er war ein Mann von einnehmender Erscheinung, vollständig von der Wichtigkeit seiner Mission erfüllt und geneigt, ebensowohl dünkelhaft als herablassend aufzutreten. Da er gelaunt schien, mich zu ignorieren, so appellierte ich direkt an Mr. Lincoln, der ihn hierauf verständigte, daß ich der Begleitung des Präsidenten angehören solle. In der Tat war ich das einzige Mitglied der Presse, das bis nach Cincinnati einen Teil derselben bildete, obgleich die Herren Nicolay und Hay es aus irgendwelcher unerklärten Ursache unterlassen haben, meinen Namen zu erwähnen.

Die denkwürdige Abreise fand kurz nach acht Uhr, Montag morgens am 11. Februar statt. Es war ein klarer, frischer Wintertag. Nur etwa hundert Personen, zumeist persönliche Freunde, hatten sich auf der Station eingefunden, um ihrem ausgezeichneten Mitbürger zum letztenmal die Hand zu schütteln. Es war nicht befremdlich, daß er den traurigen Gefühlen nachgab, die ihn bei Betrachtung dessen, was hinter ihm lag und was ihm bevorstand,

bewegen mußten, und denselben in einer pathetischen förmlichen Abschiedsrede an die versammelte Menge in folgender Weise Ausdruck verlieh:

Meine Freunde! Niemand, der sich nicht in meiner Lage befindet, vermag den Kummer zu ermessen, der sich meiner bei dieser Trennung bemächtigt. Dieser Gemeinde verdanke ich alles, was ich bin. Hier habe ich mehr als ein Vierteljahrhundert verlebt; hier stand die Wiege meiner Kinder und hier liegt eines von ihnen begraben. Ich weiß nicht, wie bald ich Euch wiedersehen werde. Mir ist eine Pflicht anheimgefallen, schwerer vielleicht als sie irgend einem andern seit den Tagen Washingtons aufgebürdet wurde. Ihm wäre sein Werk niemals geglückt, ohne die Hilfe der göttlichen Vorsehung, auf die er jederzeit vertraute. Ich fühle, daß mein Erfolg von demselben göttlichen Beistande abhängt, der ihn unterstützte, und gleich ihm setze ich meine Zuversicht auf den Schutz des Allmächtigen; und ich hoffe, meine Freunde, Ihr werdet alle beten, daß mir jener göttliche Beistand zuteil werde, ohne den es kein Gelingen gibt, doch mit welchem der Erfolg gesichert ist. Nochmals sage ich Euch Allen ein herzliches Lebewohl.

Ich gebe diese Anrede hier wieder, da sie ohne mich nicht in der genauen Form erhalten worden wäre, in welcher sie vorgetragen wurde. Sie war gänzlich aus dem Stegreif gehalten, und da ich dies wußte, bewog ich Mr. Lincoln sofort nach unserm Aufbruch, sie für mich auf einem Notizblatt niederzuschreiben. Ich beförderte sie mittels Draht von der nächsten Telegraphenstation und bewahrte das Manuskript in Bleistift lange Zeit, verlor es aber leider auf meinen Wanderungen im Verlauf des Bürgerkriegs.

Unsere Reisegefährten zu Beginn waren (außer Mr. und Mrs. Lincoln und den drei Söhnen) W. S. Wood; J. G. Nicolay und John Hay; zwei alte persönliche Freunde Lincolns, Richter David Davis aus Bloomington, später Beisitzer am obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten, und N. B. Judd aus Chicago, dem das Ministerium des Innern versprochen war; Dr. W. S. Wallace, ein Schwager des Präsidenten; Lockwood Todd, ein Verwandter von Mrs. Lincoln, der während der nächsten Monate zu mehreren

wichtigen politischen Sendungen verwendet wurde; und Ward Hill Lamon, ein Rechtsanwalt aus Bloomington, nachher Gerichtsbezirksmarschall für den Distrikt von Columbia und als solcher eine Art Hausmeier im Weißen Hause und schließlich der Verfasser einer Biographie von Abraham Lincoln. Dafür, daß er ihn darin als einen Freidenker bezeichnete, wurde Lamon vielfach und ungerechterweise angegriffen. Er hatte ein Banjo mitgebracht und unterhielt uns mit Negerliedern. Auch eine militärische Eskorte war da, bestehend aus dem Obersten Edwin Vose Sumner, dem weißhaarigen Kommandanten eines Kavallerieregiments der regulären Armee, und aus dem Major David Hunter und den Hauptleuten John Pope und Hazard von derselben Waffengattung. Oberst Sumner, Major Hunter und Hauptmann Pope machten sich während des Krieges als kommandierende Generale wohlbekannt. Noch eine „militärische" Persönlichkeit, eine Art Schoßkind vor Mr. Lincoln, war der Oberst E. E. Ellsworth, der, obgleich noch ein Jüngling, von untersetzter aber breiter Gestalt, mit einem schwarzen Lockenkopf und schönen Zügen, als Hauptmann einer Muster-„Zuaven"-Milizkompagnie in Chicago ziemlich stadtbekannt geworden war. Eines der ersten Opfer des Bürgerkriegs, wurde er von einem Rebellen erschossen, da er zu Alexandria in Virginien die Flagge der Vereinigten Staaten hißte.

Die Gesellschaft hatte einen Separatzug zur Verfügung, zuerst nur aus einem gewöhnlichen Passagierwaggon — Salon- oder Schlafwaggons gab es damals noch nicht —, einem Gepäckwagen und der Lokomotive zusammengesetzt. Die erste Tagereise brachte uns von der Hauptstadt von Illinois nach jener von Indiana. Ehe wir die Grenze dieses Staates erreichten, waren die Ergebenheitsbezeigungen unbedeutend, mit Ausnahme von Decatur, wo eine große Volksmenge, an deren Spitze Richard J. Oglesby, dazumal Hotelbesitzer, doch später einer der am Kriege beteiligten Generale, Gouverneur und Senator der Vereinigten Staaten, das künftige Staatsoberhaupt begrüßte, welches daselbst eine Abschiedsrede hielt. An der Grenze bestieg den Zug eine zahlreiche Delegation von leitenden Staatsangehörigen einschließlich Schuyler Colfax, Henry S. Lane, Caleb B. Smith und Thomas H. Nelson. In Lafayette harrte eine zahlreiche

Menge unserer Ankunft, und der erwählte Präsident mußte sich zeigen und eine Ansprache halten. In Indianapolis, wo die erste Tagereise endete, wurde er von dem Gouverneur Oliver P. Morton in aller Form bewillkommt und antwortete ihm in ausführlicher Weise. Seine Rede war durch die darin enthaltene erste öffentliche Andeutung bemerkenswert, daß er es für seine Pflicht als Präsident halten würde, das Eigentum der Vereinigten Staaten, einschließlich der von den aufrührerischen Staaten gesetzwidrig eingenommenen Forts, zurückzufordern und auch anderweitig die Autorität der Bundesregierung wiederherzustellen.

Die nächste Strecke unserer Reise reichte von Indianapolis bis Cincinnati; die dritte von Cincinnati bis Columbus; die vierte von Columbus bis Pittsburg; die fünfte von Pittsburg bis Cleveland; die sechste von Cleveland bis Buffalo, wo über Sonntag Rast gehalten wurde.

Am achten Tage wurde die Reise bis Albany fortgesetzt und tags darauf langten wir in New York an. Überall fanden förmliche Begrüßungen von seiten der Staats- und Stadtbehörden und großer, von Musikbanden begleiteter Volksmengen, nebst öffentlichen und privaten Empfangsgesellschaften statt. An verschiedenen Orten wurde durch Serenaden, Fackelzüge und Galatheatervorstellungen angenehme Abwechslung geboten. Überhaupt hatte der Präsident alle Ursache, sich durch die ihm zu Ehren veranstalteten Kundgebungen geschmeichelt und ermutigt zu fühlen. Indessen erforderte die Reise einen großen Aufwand seiner körperlichen und geistigen Kräfte, und er war nahezu aufgerieben, als wir in Buffalo eintrafen. Er muß im Lauf der Woche wenigstens fünfzigmal gesprochen haben. In seiner Herzensgüte — keineswegs aus Vorliebe für Schmeichelei, denn er gebärdete sich dabei wirklich höchst unbeholfen — verweigerte er es niemals, einer Aufforderung, sich zu zeigen, Folge zu leisten, wo immer der Zug anhielt. Während er auf diese Weise die öffentliche Neugier befriedigte, enttäuschte er durch seine Erscheinung die meisten von denen, die ihn zum erstenmal erblickten. Ich konnte diesen Eindruck deutlich auf den Gesichtern seiner ländlichen Zuhörerschaften lesen. Auch war dies nicht zu verwundern, denn sie

sahen unzweifelhaft die alleruneinnehmendsten Gesichtszüge, die linkischste Gestalt und das unbeholfenste Wesen vor sich. Lincoln sah auch stets verlegen aus, wie ein Bauerntölpel vom Lande, der in vornehmer Gesellschaft erscheint, und seine unvorbereiteten Bemerkungen waren fast immer steif und unglücklich gewählt. Die unrühmlichste Leistung unterwegs war sein Versuch, in seiner Rede zu Pittsburg etwas über die Frage der Zolltarifgesetzgebung zu sagen. Was er vorbrachte, war wirklich nur unreifes, einfältiges Geschwätz ohne Sinn oder Zielpunkt. Es stellte ihn als vollständigen Neuling in volkswirtschaftlichen Angelegenheiten hin und bestärkte mich in meinem Zweifel an seiner Befähigung für das hohe Amt, das er zu bekleiden berufen war. So nichtssagend war sein Gerede, daß die meisten republikanischen Blätter, obgleich sie es abdruckten, sich jedes Kommentars enthielten.

Nach zehn Tagen der ermüdenden Einförmigkeit dieser „Funktionen" an den verschiedenen Halteplätzen war ich der „wandernden Schaustellung" höchst überdrüssig, und ich bat daher bei unserer Ankunft in New York, von meinen Verpflichtungen entbunden zu werden. Mein Gesuch wurde bewilligt und ich blieb zurück. Es ergab sich, daß mir nur der Empfang in der Unabhängigkeitshalle zu Philadelphia verloren ging, indem die Reise durch die Inkognito-Nachtfahrt des Präsidenten von Harrisburg nach Washington abgekürzt wurde. Dieser plötzliche Schritt seinerseits rief zurzeit, selbst bei seinen wärmsten politischen Anhängern, arge Enttäuschung hervor, da er als ein Zeichen unbegründeter Furcht angesehen wurde; allein die nachfolgenden Ereignisse und Entwicklungen bewiesen, daß sein Verfahren sehr klug gewesen war.

Drittes Buch.

Episoden aus dem Bürgerkriege.

Zwanzigstes Kapitel.

In Washington am Anfang des Bürgerkrieges. 1861.

Ich blieb bis zum 26. Februar 1861 in New York und begab mich hierauf ebenfalls nach der Bundeshauptstadt. Ich war mir meiner Befähigung zum politischen Schriftsteller und Beobachter nun so vollständig bewußt, daß ich beständiger und gut bezahlter Verwendung vollkommen sicher sein konnte, wobei mir noch der besondere Vorteil meiner genauen Bekanntschaft mit dem Präsidenten und seinen intimsten Freunden und Ratgebern zustatten kam. Auch war ich überzeugt, daß Washington das geeignetste und meistversprechende Feld für mich sei. Ich ersann das Projekt, eine Neuerung im Korrespondenzdienste von Washington aus zu versuchen, nämlich die gleichen politischen und sonstigen Neuigkeiten per Post und Telegraph an eine Anzahl von Blättern in verschiedenen Teilen des Landes zu befördern, die geographisch derart situiert waren, daß sie durch die gleichzeitige Veröffentlichung desselben Stoffes nicht miteinander in Konkurrenz geraten würden. Ich telegraphierte einen Vorschlag in diesem Sinne von New York aus an das „Commercial“ in Cincinnati und die „Tribune“ in Chicago, welche beide denselben unverzüglich annahmen. Die New Yorker „Tribune“ und „Times“, welche bereits einen

Spezialkorrespondenten in Washington hatten, lehnten ab: dag
erklärten der ältere Bennett und Frederic Hudson vom „Hera
sich bereit, mich als telegraphischen Korrespondenten anzustellen,
da sie auf meine Bedingung eingingen, daß es mir freist
solle, meinen Sympathien für die republikanische Partei in
Spalten des „Herald" Ausdruck zu verleihen, so kam es zu
Verständigung zwischen uns. Mein Unternehmen sollte eine
Ergänzung zur Vereinigten Presse bilden, deren damaliger K
spondent in Washington sehr untüchtig war und nur seiner
jährigen Dienste wegen in seiner Stellung belassen wurde. Dies
in der Tat der Beginn der Neuigkeitssyndikate oder Agenture
Amerika, wie solche gegenwärtig in Washington und New
in großer Anzahl bestehen. Ich glaube billigermaßen den
spruch erheben zu dürfen, als der Bahnbrecher in dieser Spezia
betrachtet zu werden, obwohl die heutige Generation der Jou
listen sich dieser Tatsache nicht mehr bewußt ist.

Demgemäß hielt ich meinen Einzug in Washington in
gehobensten Stimmung. Der „Herald" sollte mir fünfundzwa
Dollars die Woche bezahlen, das „Commercial" und die „
bune" je fünfzehn, wodurch mein Verdienst auf fünfundfünfzig
lars die Woche, oder nahezu dreitausend das Jahr erhöht wurde
wahrlich ein bedeutendes Einkommen für damals, wo selbst
binettsminister nicht mehr als sechstausend Dollars Gehalt
zogen. Ich mietete eine schön möblierte Wohnung für nur z
Dollars den Monat und abonnierte mich auf Kost in Willa
dem vornehmsten Hotel, für dreißig Dollars den Monat — Pr
die beinahe unglaublich niedrig scheinen werden, wenn man
mit den heutigen vergleicht. Ich fühlte mich völlig reich und
unabhängig. Durch den versammelten Kongreß, die Horden
Stellenjägern aus allen Teilen der Union und die vielen öff
lichen Persönlichkeiten aus Nord und Süd, welche die Haupts
in jenen kritischen Tagen aus rein patriotischen Beweggrün
besuchten, bot Washington ein äußerst lebhaftes Aussehen dar.
zählte damals etwa sechzigtausend Einwohner — eine Zahl, w
die Durchreisenden um zehntausend vermehrten. Abgesehen
den öffentlichen Gebäuden glich der Ort einem großen D

angesichts des Überwiegens von einfachen niedrigen Ziegel- und Holzbauten, der breiten, meist ungepflasterten Straßen, der unansehnlichen Läden, des allgemeinen Mangels an Geschäftstätigkeit und eines ausgesprochen südlichen Zuges von Trägheit und Fahrlässigkeit. Von seinen zahlreichen Hotels waren einige sehr räumlich, aber alle wurden schlecht betrieben. Die Stadt konnte sich nicht einer einzigen anständigen Restauration rühmen, hatte aber unzählige Schankstuben. Es gab weder Omnibusse noch Straßenbahnwagen, und die schäbigen Mietfuhrwerke mit ihren zerlumpten schwarzen Kutschern waren geradezu ekelerregend.

So wenig Anziehendes Washington in allen diesen Beziehungen bot, war es dennoch der wichtigste Ort in der Union und nahm täglich an Wichtigkeit zu; die Augen der ganzen zivilisierten Welt waren voll gespannter und sorgenvoller Erwartung darauf gerichtet. Das politische Leben konzentrierte sich um das Kapitol und die drei vornehmsten Hotels, nämlich Willards, Browns und das National Hotel, namentlich um Willards, wo Mr. Lincoln bis zu seinem Einzug in das Weiße Haus sein Quartier aufgeschlagen hatte. Unter den Republikanern sowohl, wie auch unter allen Klassen ihrer Gegner verursachte die völlige Unsicherheit des Ausblickes in die Zukunft ein Gefühl von unklarer Besorgnis. Einerseits waren alle Versuche im Kongresse, die offene Sezessionswunde im Körper des Bundes mittels des von Crittenden beantragten Ausgleichs zu heilen, sowie auch die von den Senatoren Seward, Anthony und Powell und den Volksvertretern Vallandigham, Clingman und Corwin vorgeschlagenen Maßnahmen, mißlungen; der sogenannte Friedenskongreß war gleichfalls gescheitert. Andrerseits nahmen die sieben aufrührerischen Staaten die herausfordernste Haltung an und bestrebten sich mit äußerster Entschlossenheit, das während des Winters errichtete Gebäude des Südbundes zu befestigen und es durch Hereinzerren der Grenzstaaten zu erweitern und zu kräftigen. Selbst unter den Stützen der besitzergreifenden Regierung herrschte eine große Meinungsverschiedenheit bezüglich des weisesten, von ihr einzuschlagenden Verfahrens. Tonangebende Republikaner, wie Horace Greeley und Thurlow Weed, sprachen sich offen eher zugunsten einer friedlichen Trennung aus,

als daß sie die Anwendung von Gewalt gegen die Rebellen seitens der Bundesregierung befürwortet hätten. Andere Führer waren bereit, zur Versöhnung des Südens durch bundesmäßige und staatliche Gesetzgebung in bezug auf die „eigentümliche Institution" (Sklaverei) weitgehende Zugeständnisse zu machen. Die Masse der republikanischen Partei und die Mehrheit ihrer Vertreter im Kongreß war jedoch entschlossen und eifrig darauf bedacht, zur Niederwerfung des Aufstandes im Süden und zur Aufrechthaltung der Union von der äußersten Bundesgewalt Gebrauch zu machen; mehrere von den Hauptführern, mit Einschluß Sewards, glaubten indessen noch immer, daß das Sezessionsfieber noch eine Zeitlang seinen Lauf nehmen, allein allmählich seine Kraft einbüßen und unter gehöriger Behandlung durch Lincoln absterben würde, denn auch dieser hielt an demselben Glauben fest. Die Aussicht auf Erhaltung des Friedens schien stetig abzunehmen, doch waren nur die ausgesprochenen Sonderbündler geneigt, dem Gespenst eines blutigen Zusammenstoßes gleichmütig ins Auge zu blicken. Die Unsicherheit der Lage wurde noch erhöht durch die von den Demokraten des Nordens an den Tag gelegte Teilnahme und Bereitwilligkeit, alle zur Besänftigung des Südens nötigen Zugeständnisse zu machen. Zahlreiche Massenversammlungen, von denen die in Philadelphia unter dem Vorsitz des Bürgermeisters Henry und in Albany unter dem des Gouverneurs Seymour abgehaltenen die ansehnlichsten waren, hatten in den nördlichen Staaten stattgefunden, um gegen „Zwangsgewalt" zu protestieren, die „schwarzen Republikaner" zu denunzieren und Anerkennung der „gerechten Forderungen unserer Brüder im Süden" zu verlangen. Ich wenigstens war bald vollständig von der Unvermeidlichkeit eines höchst blutigen Bürgerkrieges überzeugt — außer die neue Regierung verzichtete auf ihre Gewalt, soweit die aufrührerischen Staaten in Betracht kamen —, und ich gab dieser Überzeugung in meiner Korrespondenz unverhohlen Ausdruck.

Ich sprach Mr. Lincoln vor der feierlichen Einsetzung zweimal auf einige Minuten, bei welcher Gelegenheit er in Erwiderung auf den Ausdruck meines Mitgefühls für seine Prüfungen aufstöhnte: „Jawohl! es war schlimm genug in Springfield, aber das reinste Kinderspiel im Vergleich mit der Balgerei hier. Ich habe

kaum Zeit zu essen und zu schlafen und bin jagdbares Wild für jeden von dieser hungrigen Bande." Seine Frau trug nicht am wenigsten zu seinen Quälereien bei. Sie mengte sich nicht nur in die Verteilung von untergeordneten Stellen, sondern sogar in die Ernennungen zu Kabinettsämtern ein. Außerdem ließ sie sich die Annäherung und beständige Umgebung einer gemeinen Sippschaft von Männern und Frauen gefallen, welche ihre Empfänglichkeit für die selbst unverhüllteste Schmeichelei benutzten und dadurch leicht einen beherrschenden Einfluß auf sie gewannen. Unter den Personen, die auf diese Weise bei ihr zu Gnaden kamen, befand sich der sogenannte „Chevalier" Wikoff, dessen Name so häufig wie irgend einer in der damaligen Presse figurierte und der sich die Rolle einer Art weltbürgerlichen fahrenden Ritters anmaßte und überall Zutritt hatte, jedoch in Wirklichkeit nichts weiter war als ein besoldeter, gesellschaftlicher Spion oder Zuträger des New Yorker „Herald". Wikoff war in den besten Jahren, ein vollendeter Weltmann, mehrerer Sprachen kundig, von anmutiger Gestalt, eleganten Manieren und selbstbewußtem, herablassendem Wesen — kurzum gerade der Mann, zu dem eine nur an westliche Gesellschaft gewöhnte Frau wie zu einem höheren Wesen emporblicken mußte. Wikoff bewies die größte Dreistigkeit in seinem Appell an die Eitelkeit der Herrin des Weißen Hauses. Ich selbst hörte ihn sie über ihr Aussehen und ihre Toilette in so widerlicher Weise bekomplimentieren, daß sie hätte erröten und den unverschämten Menschen aus ihrer Nähe verweisen müssen. Statt dessen nahm sie Wikoff als Hausmeier im allgemeinen und im besonderen zu Gnaden an, als Führer in Sachen der gesellschaftlichen Etikette, als Ratgeber in häuslichen Anordnungen und persönlichen Bedürfnissen, einschließlich ihrer Toilette, und als stets willkommenen Gesellschafter für Besuche in ihrem Salon und bei ihren Ausfahrten.

Es wurden große Anstrengungen gemacht, die Einsetzung des Präsidenten zu einem imposanten Ereignisse zu gestalten. Die Stadt selbst zeigte durch die Spärlichkeit festlichen Schmuckes an, daß die Masse der Einwohnerschaft dem neuen Regiment feindlich gesinnt war. Doch waren viele Tausende, mit Einschluß von

Miliz und politischen Körperschaften, aus dem Norden gekommen und trugen viel dazu bei, dem traditionellen Umzug vom Weißen Hause bis zum Kapitol am entgegengesetzten Ende der Pennsylvania Avenue eine achtunggebietende Ausdehnung zu verleihen. Der Morgen war umwölkt und rauh; nichtsdestoweniger horchten wenigstens dreißigtausend Menschen dem Verlesen der Botschaft von der historischen Ecke des Kapitols. Wohl zwei Drittel der unermeßlichen Zuhörerschaft verstanden jedes Wort des deutlichen Vortrags des neuen Präsidenten. Weder dann noch zu irgendeiner Zeit des Tages fand die geringste Störung statt. Im Gegenteil, die Hauptperson der festlichen Gelegenheit wurde mit lauten Zurufen begrüßt. Aus irgendwelchem Grunde hatte man feindselige Kundgebungen und selbst Gewalttätigkeit gegen den Präsidenten befürchtet und die kleine reguläre Kriegsmacht zur Unterdrückung von derlei Versuchen in Bereitschaft gehalten. Der alte General Scott, der infolge seiner Gebrechlichkeit seine Wohnung nur selten verließ, machte eine besondere Anstrengung, in der Nähe des Kapitols Dienst zu versehen, wo er häufige Meldungen von den Offizieren entgegennahm, welche die durch die Stadt verteilten Truppendetachements kommandierten; jedoch machte sich nicht das geringste Zeichen von Unfug bemerkbar. Abends wurde der übliche große Inaugurationsball gegeben, der, wie gewöhnlich, eine sehr gedrängte, stark gemischte und im ganzen recht gewöhnliche Affäre war, obgleich die Zeitungen sie am nächsten Morgen als die glänzendste Festlichkeit priesen, die je in der Bundeshauptstadt stattgefunden hatte.

Die Antrittsrede, von der ihr Verfasser und diejenigen, auf deren Antrieb ihre ursprüngliche Fassung verändert worden war, erwartet hatten, daß sie eine sturmstillende Wirkung auf die politische Lage ausüben würde, wurde selbst von den Republikanern keineswegs mit Begeisterung aufgenommen und machte auf die Demokraten des Nordens und der Grenzstaaten schlechterdings keinen Eindruck, während sie von den aufrührerischen Staaten mit höhnischer Verachtung behandelt wurde. Diese unbefriedigende Wirkung war nicht zum Verwundern. Die Botschaft, um sie in Kürze zu kennzeichnen, war ein ungleichartiges Gemisch einerseits

von Geltendmachung der Pflicht des neuen Bundeshauptes, seinem Eid gemäß der Konstitution Folge zu leisten, die Gesetze nachdrücklich durchzuführen und die Union aufrechtzuhalten, und andrerseits von Andeutungen und Versicherungen, daß er jede zu Zwistigkeiten führende Handlung vermeiden wolle und Amendements zur Konstitution begünstige, die zur Versöhnung des Südens beitragen könnten. Es wurde ihr daher dasselbe Schicksal zuteil, wie allen andern bereits erwähnten Ausgleichsversuchen, die innerhalb und außerhalb des Kongresses gemacht worden waren. Anstatt, wie er gehofft hatte, sich von der Verantwortung befreit zu sehen, für sein Gelübde, den Rebellenstaaten gegenüber seine Pflicht zu erfüllen, einstehen zu müssen, war der Präsident geradezu gezwungen, dieser gefürchteten Möglichkeit ins Auge zu blicken.

Dieselbe trat in Gestalt der Frage an ihn heran, ob Fort Sumter zu halten oder aufzugeben sei. Dieses war das letzte von den Bundesbollwerken im Hafen von Charleston, welches nicht in den Besitz der Aufständischen übergegangen war. Es war — weder verstärkt noch verproviantiert, nach einem schwachen Versuch, die Besatzung mittels des Dampfers Star of the West zu entsetzen — von der Regierung Buchanans der neuen Bundesbehörde als das hinderlichste Vermächtnis hinterlassen worden. Schon den folgenden Morgen nach seiner Einsetzung fand der Präsident auf seinem Schreibtisch im Weißen Hause eine Mitteilung vom Kriegsministerium, begleitet von offiziellen Berichten, denen zufolge Fort Sumter, auch ohne angegriffen zu werden, sich nur noch einige Wochen länger halten konnte und auch Fort Pickens in der Bucht von Pensacola sich in großer Gefahr befand, wenn nicht Verstärkungen und Proviant einträfen. Von Stund an war das Schicksal der beiden Forts der Gegenstand seiner ernstlichsten Besorgnis. Er wandte sich um Auskunft und Rat an General Scott und andere Offiziere der Armee und Marine. Er ließ Kuriere an den das Fort Sumter kommandierenden Major Anderson absenden, um dessen eignes Urteil darüber einzuholen, ob er imstande sein würde, sich zu halten. Er unterbreitete den Gegenstand seinem Kabinett zur Beratung. Der kommandierende General der Armee, Scott, vergessend, daß man

ihn nur um seine militärische Meinung fragte, riet das Aufgeben beider Forts aus politischen Gründen an. Bei der Kabinettssitzung vom 15. März empfahl die Mehrheit schriftlich die Räumung von Sumter und die Verteidigung von Pickens. Bei der nächsten, vierzehn Tage später, waren die meisten dafür, beide Plätze besetzt zu halten. Nach wochenlangem Zögern und Zweifeln kam der Präsident zu demselben Schlusse und würde auch ohne die Zustimmung des Kabinetts danach gehandelt haben. Sogleich wurden den Kriegs- und Marineministerien Befehle zur Ausrüstung von Entsatzexpeditionen gegeben.

Mittlerweile waren die Presse und das Publikum im Norden, die von diesen Maßnahmen keine Kenntnis hatten, der Meinung, die Regierung scheue vor entscheidenden Schritten zurück und überlasse sich einfach der Strömung der Ereignisse. Mit Ausnahme der Weigerung, die Bevollmächtigten des Sonderbundes zu empfangen, die eine Woche vor der Inauguration nach Washington gekommen waren, um über dessen Anerkennung zu verhandeln, war kaum eine auf die Rebellion bezügliche Maßnahme der Regierung „augenfällig“. Natürlich erweckte dies große Gereiztheit und Entmutigung in patriotischen Herzen, und Washington war voll von entrüsteten Nordstaatlern, teils im Kongreß, teils außerhalb desselben, die ihrem Unmute über die vermeintliche Blindheit, Unfähigkeit oder Feigheit, was immer es sein mochte, Lincolns und seines Kabinetts Luft machten. Man war der Meinung, und sprach diese offen aus, daß der verblendete Glaube Sewards an die Möglichkeit einer friedlichen Lösung und dessen Furcht vor Zwangsmaßregeln bei dem Präsidenten die Oberhand gewonnen hatten. Die Verwaltung war allem Anschein nach von der Verteilung der „Spolien“, in Gestalt von Bundesämtern, unter die Sieger ganz in Anspruch genommen, infolgedessen unter treugesinnten Männern eine arge Demoralisation einriß. Ihre Entmutigung wurde außerdem erhöht durch die fortwährenden Desertionen von Armee- und Marineoffizieren hohen und niederen Ranges und deren Übertritt zu den Rebellen, die Niederlegung von Regierungsämtern seitens vieler Südstaatler oder mit dem Süden Sympathisierender und durch die auffällig betriebene täg-

liche Abreise Südlicher von nationalem Ruf, wie Senatoren und Kongreßmitglieder und andere, um sich der Legislatur und Regierung zu Montgomery anzuschließen. Dazu kam noch, daß die offenbare allgemeine Lethargie in den treugesinnten Staaten, die zunehmende Meinungsverschiedenheit unter Republikanern über die südliche Frage und das immer ungestümer werdende Geschrei der nördlichen Demokraten nach Frieden um jeden Preis das Gelingen des Aufstandes von Tag zu Tag wahrscheinlicher machte, und daß, selbst wenn die Regierung sich zu Anstrengungen, denselben niederzuwerfen, entschließen sollte, die Mehrheit der Bevölkerung des Nordens sie dabei nicht unterstützen würde.

Die ganze Lage der Dinge veränderte sich aber, sozusagen, mit einem Schlage. Die Torheit und Raserei des Südens befreite den Präsidenten Lincoln von aller Verlegenheit. Die Expedition zum Entsatz von Sumter, die er seinem Versprechen in der Antrittsrede gemäß — daß „die mir übertragene Machtvollkommenheit gebraucht werden solle, der Regierung gehörige Besitzungen und Plätze zu halten, zu besetzen und zu verteidigen" — beschlossen hatte, entfesselte den Sturm, durch welchen die politische Atmosphäre mit einem Male von allem Nebel geklärt und dem Steuermann des Staatsschiffes der richtige Kurs für dasselbe bezeichnet wurde. Am 29. März angeordnet, sollte die Expedition am 6. April in See stechen, wurde jedoch durch verschiedene Hindernisse aufgehalten und verfehlte infolgedessen ihren Zweck. Allein gerade ihr Mißlingen wirkte wie eine Fügung der Vorsehung für die gerechte Sache. Denn wie ihre Abfahrt das Signal zum Angriff der Rebellen auf Fort Sumter gab, so verursachte ihr Fehlschlagen dessen Übergabe. Die Niederwerfung der Flagge der Vereinigten Staaten durch die Kanonen der Rebellen aber ließ die patriotische Windsbraut hereinbrechen, die alle Zwietracht, alle Parteikämpfe, alle Furcht und Apathie hinwegfegte und den gesamten Norden in dem Entschluß vereinigte, die Union um jeden Preis an Gut und Blut aufrechtzuhalten. Es ist behauptet worden, daß Lincoln die ganze Maßregel in sicherer Voraussetzung ihrer wunderbaren Wirkung geplant habe, doch dürfte dies billigermaßen zu bezweifeln sein.

Am 6. April erließ der Präsident eine Mobilisierung für 75000 Mann. Tags darauf erhielt ich eine Depesche von James Gordon Bennett, die mich sogleich nach New York beschied, und ich leistete der Aufforderung Folge, indem ich den Nachtzug benutzte. In dem Bureau des „Herald“ angelangt, fand ich eine Einladung vor, ihn nachmittags nach seinem Hause in Washington Heights zu begleiten und dort zu übernachten. Der regelmäßigen Gewohnheit meines Wirtes gemäß fuhren wir Broadway und Fifth Avenue entlang durch den Zentralpark nach den „Heights“. Ich war mit Bennett nur zweimal vorher zusammengetroffen und dann nur je auf einige Minuten, und die Gelegenheit, mehr über diese anrüchige Persönlichkeit zu erfahren, war mir daher nicht unwillkommen. Ich muß gestehen, daß sein schamloser Sittenausweis als Journalist und namentlich die hinterlistige Parteinahme seines Blattes für die Rebellion, sowie die schnöde Beschimpfung der Republikaner wegen ihrer sklavereifeindlichen Gesinnung mich das allgemeine Vorurteil gegen ihn in solchem Grade teilen ließ, daß ich seit einiger Zeit daran gedacht hatte, meine Verbindung mit dem „Herald“ abzubrechen, obgleich das getroffene Übereinkommen, daß alle meine Depeschen ohne Veränderung oder Auslassung gedruckt werden sollten, genau eingehalten worden war. Mit seiner stattlichen, hohen und schlanken Gestalt, dem großen, geistvollen, mit einer Fülle blonden, gekräuselten Haares bedeckten Kopf und kräftigen regelmäßigen Gesichtszügen wäre sein Äußeres sehr eindrucksvoll gewesen, hätte nicht sein Schielen ihm ein unheimliches, abstoßendes Aussehen verliehen. In der Tat offenbarte der Verkehr mit ihm bald seine gefühllose, kalte, durchaus selbstsüchtige Natur und seine Unfähigkeit, hohe und edle Ziele zu würdigen.

Sein Wohnhaus war ein Fachwerkbau von ziemlich ansehnlicher Größe, von parkartigen Anlagen umgeben, und aus- und inwendig ziemlich anspruchslos. Während der Fahrt und beim Mittagessen, dem außer uns nur noch sein einziger Sohn, ein schöner, intelligenter Jüngling von zwanzig Jahren, beiwohnte, beschränkte er sich in der Unterhaltung auf die Charaktereigenschaften und Handlungsweise des Präsidenten Lincoln und auf Fragen über die Umstände meiner Bekanntschaft mit ihm. Nach Tische

enthüllte er den eigentlichen Zweck, zu welchem er mich zu sich beschieden hatte. Vor allem wünschte er dem Präsidenten durch mich Bescheid sagen zu lassen, daß der „Herald“ künftighin unbedingt „für die gründliche Unterdrückung des Aufstandes mit Waffengewalt und in möglichst kurzer Zeit“ eintreten, sowie irgendwelche „Kriegsmaßregeln“ seitens der Regierung und des Kongresses befürworten und unterstützen würde. Ich war natürlich über diese Mitteilung sehr erfreut und versprach, dem Präsidenten diese Versicherungen mündlich zu wiederholen. Der eigentliche Grund, aus dem der „Herald“ sich zu diesem vollständigen Wechsel in seiner Haltung gezwungen sah, waren die unheilverkündenden Anzeichen von der Zeitung drohender Pöbelgewalt, welche seit einigen Tagen in New York aufgetreten waren. Ferner wollte Bennett dem Minister Chase durch mich die vielgerühmte Segeljacht Rebecca seines Sohnes als Geschenk an die Regierung zum Zolldienst anbieten lassen und dafür ihrem Eigentümer die Ernennung zum Leutnant in derselben Branche verschaffen. Den letzten Wunsch fand ich recht ergötzlich, doch willigte ich ein, denselben dem Minister zu unterbreiten, bei dem ich als Vertreter des „Commercial“ von Cincinnati, seiner kräftigsten Stütze in Ohio, freien Zutritt hatte. Mein Wirt zog sich zeitig zurück und war am nächsten Morgen vor mir zur Rückfahrt bereit, auf der ich ihn abermals begleitete. Mr. Hudson, der geschäftsführende Redakteur, ein Mann von stattlichem Aussehen und einer der höflichsten und gefälligsten Menschen, denen ich je begegnet bin, teilte mir im Laufe des Tages mit, daß Mr. Bennett großes Gefallen an mir gefunden und meinen wöchentlichen Gehalt auf fünfunddreißig Dollars erhöht habe.

Ich reiste am nächsten Tag mit dem Nachtzug nach Washington zurück. Die heute in fünf Stunden bewerkstelligte Fahrt nahm damals deren zehn bis zwölf in Anspruch. Sie war sehr ermüdend, besonders des Nachts, da sie nicht weniger als fünf Waggonwechsel, drei Überfahrten mittels Fährboot über den Hudson, den Delaware und den Susquehanna, eine einstündige Straßenbahnfahrt durch ganz Philadelphia und die langsame Durchkreuzung von Baltimore in mit Pferden bespannten Eisenbahnwagen in sich

schloß. Wir langten um drei Uhr morgens in Perryville am östlichen Ufer des Susquehanna an, von wo Passagiere mittels Fährboot nach dem gegenüberliegenden Havre de Grace befördert wurden. Wir verließen den Zug und begaben uns auf das Boot. Da es an Ort und Stelle liegen blieb, wandte man sich um Aufschluß an den Kapitän, welcher erklärte, daß er angewiesen worden sei, bis auf weiteren Befehl zu bleiben, wo er war. Eine langweilige Stunde nach der andern verging, ohne daß man Aufklärung über die Ursache der Verzögerung erhielt. Man konnte sich auf dem Boote nicht einmal niedersetzen, außer auf dem Boden. Bei Tagesanbruch verfügte ich mich nach dem Telegraphenamt auf der Station, fand aber niemanden anwesend. Der Telegraphist erschien erst um sieben Uhr. Er erzählte mir, daß im Laufe der Nacht Depeschen an die Verwaltung der Gesellschaft in Philadelphia durchpassiert seien, mit der Meldung, daß die Brücken und hölzernen Viadukte zwischen Havre de Grace und Baltimore während der Nacht in Brand gesteckt worden waren und daß infolgedessen die Beförderung sämtlicher Züge zwischen diesen zwei Punkten eingestellt worden sei. Der Telegraphist wußte nicht, wer die Brandstifter waren, allein mir wurde es sofort klar, daß die Parteigenossen der Rebellen in Maryland die Freveltat begangen hatten, um den Truppentransport aus dem Norden nach der Hauptstadt einzustellen. Dieser hatte in großem Maßstabe erst tags vorher mit dem sechsten Regiment von Massachusetts begonnen, das der große Kriegsgouverneur, John A. Andrew, binnen vierundzwanzig Stunden nach dem Aufruf des Präsidenten, hatte — tausend Mann stark — von Boston ausmarschieren lassen. Auch eine gleiche Anzahl von Pennsylvanier-Freiwilligen war auf diesem Wege befördert worden. Meine Vermutung erwies sich als richtig, allein ich war weit davon entfernt, die blutigen Ereignisse des denkwürdigen neunzehnten April in Baltimore zu ahnen.

Ich befand mich in arger Verlegenheit. Einerseits machte die Unterbrechung der Verbindung mit Washington mein Dortsein um so wünschenswerter und notwendiger, um, falls die gewöhnlichen Mittel und Wege zur Beförderung von Nachrichten versagen sollten, deren ungewöhnliche ermitteln zu können. Andererseits

sah ich mich der Frage gegenübergestellt, wie dahin zu gelangen, da die unterbrochene Eisenbahnlinie die einzige Verbindung zu Lande zwischen dem Norden und der Hauptstadt bildete. Vor allem andern erbat ich mir indessen ein Frühstück in einem der wenigen Häuser des Weilers Perryville — denn ein Gasthaus war nicht vorhanden — und erhielt eines, das aus Speck, Maiskuchen und unbeschreiblichem Kaffee bestand. Zunächst sah ich mich nach den Eigentümern mehrerer kleiner Boote um, die am Ufer angebunden lagen, und fand einen von ihnen, der sich bereit erklärte, mich für einen Dollar nach Havre de Grace zu rudern, und der mich auch in einer Stunde daselbst ans Land setzte. Dieser Ort war ein Dorf von einigen hundert Einwohnern, die in Gruppen auf der Straße stehend, die Einstellung der Eisenbahnzüge besprachen. Sie bestätigten die Verbrennung der Oberbauten und nicht wenige gaben ihre rebellische Gesinnung dadurch zu erkennen, daß sie erklärten, darüber erfreut zu sein. Ich bemühte mich irgend ein Fuhrwerk aufzutreiben, mittels dessen ich nach dem etwa achtunddreißig Meilen entfernten Baltimore gelangen könnte. Ein Mietstall war nicht vorhanden und die wenigen Privatbesitzer von Wagen und Pferden fürchteten sich vor dem Unternehmen da man nicht wußte, was eigentlich geschehen war. Nachdem ich ein paar Stunden auf diese Weise vergeudet hatte, beschloß ich mich zu Fuß auf den Weg zu machen, gerade wie ich ging und stand — meine Reisetasche war nach Washington aufgegeben —, und es dem Zufalle zu überlassen, unterwegs auf ein Transportmittel zu stoßen. Nachdem ich ungefähr sechs Meilen zurückgelegt hatte, erreichte ich gegen Mittag das an der Straße gelegene Haus eines augenscheinlich wohlhabenden Pflanzers. Meine Bitte um eine Mahlzeit wurde bereitwillig gewährt. Der Pflanzer, obgleich Sklavenhalter, erwies sich als der Sezession feindlich gesinnt. Zu meiner großen Genugtuung verstand er sich dazu, mich gegen die von mir angebotene Vergütung von fünfundzwanzig Dollars in einem Buggy von einem seiner Sklaven nach Baltimore fahren zu lassen. Obwohl man mir in Havre de Grace und den ganzen Weg entlang erzählt hatte, daß die Gegend von Rebellen-Kavallerie wimmelte, begegnete uns weder ein Bewaffneter noch irgend ein Abenteuer, und wir

erreichten den Ort unserer Bestimmung lange vor Einbruch der Dunkelheit. Während wir durch die Stadt fuhren, bemerkte ich kein Zeichen von Aufregung; das Straßenleben schien seinen gewöhnlichen Gang zu gehen. Ich begab mich nach dem Eutaw House, dessen Eigentümer ich in New York als Hotelbesitzer gekannt hatte. Vor allem sammelte ich aus den Morgen- und Abendblättern die Einzelheiten der schrecklichen Begebenheiten des vorhergehenden Tages während des Durchmarsches der Truppen aus Massachusetts und Pennsylvanien. Sie enthielten auch die beunruhigende Nachricht, daß der Eisenbahnverkehr sowohl mit dem Norden als dem Süden vollständig unterbrochen sei. Das Problem, wie ich nach der Hauptstadt gelangen sollte, war daher für mich nur halb gelöst, doch war ich zu ermüdet, um die Lösung der zweiten Hälfte sogleich zu versuchen, und suchte daher nach dem Abendessen ohne Verzug mein Lager auf.

Ich war früh auf den Beinen, um meinen Wirt über das beste Mittel nach Washington zu gelangen zu Rate zu ziehen, denn ich war entschlossen, dies auf alle Fälle und sobald wie möglich zu bewerkstelligen. Da eine rasche Wiederherstellung der Eisenbahn sehr zweifelhaft schien, empfahl er mir einen Wagen zu mieten, und schickte nach dem Besitzer eines mit dem Hotel in Verbindung stehenden Mietstalles, der es jedoch entschieden ablehnte, mir zu irgend welchem Preise eine Fahrgelegenheit zu liefern. Mit andern Pferdeverleihern ging es uns ebenso. Endlich fiel mir ein, den Versuch zu machen, ein Reitpferd zu mieten, und dies gelang. Indessen mußte ich hundert Dollars als Unterpfand für die Zurückstellung des Tieres bei dem Hotelbesitzer hinterlegen und mich verpflichten, fünf Dollars per Tag nebst sämtlichen Kosten bis zur Zurückgabe zu bezahlen. Um neun Uhr saß ich im Sattel und ritt gemächlich, wie auf einem Spazierritt, nach den Vorstädten, wo ich statt der Hauptstraße Nebenwege nach dem Relay House einschlug, der neun Meilen von der Stadt entfernten Anschlußstation der Haupt- und Washingtoner Linie der Baltimore- und Ohio-Eisenbahn. Dort nahmen Reiter und Roß eine Mahlzeit ein und traten hierauf den über dreißig Meilen langen Ritt nach Washington an, wo ich um sieben Uhr abends eintraf, ohne

unterwegs außer harmlosem Landvolk einem lebenden Wesen begegnet zu sein. Nachdem ich das Pferd eingestellt, ein Bad genommen und mich umgekleidet hatte, begab ich mich nach Willards Hotel zum Abendessen. Ich war erstaunt, die Vorhalle und die öffentlichen Sitzzimmer beinahe leer zu finden, und noch mehr, als der Buchhalter auf meine Frage: „Was gibt es Neues?" antwortete: „Nun, da Sie abwesend waren, wird es eine Neuigkeit für Sie sein, daß dieses Hotel morgen geschlossen wird und diese Mahlzeit die letzte ist, welche Ihnen aufgetragen werden kann." Und so war es auch. Die große Karawanserei wurde auf unbestimmte Zeit geschlossen.

Seit meiner Abreise war in der Tat eine außerordentliche Veränderung in der Hauptstadt vorgegangen. Angesichts der Proklamation des Präsidenten, die wirklich einer Erklärung von dem Bestehen eines Bürgerkrieges gleichkam, der Aussicht, daß Washington zum Hauptangriffspunkt für Feindseligkeiten werden könnte, des Aufruhrs in Baltimore und der darauffolgenden Einstellung alles Eisenbahn-, Post- und Telegraphenverkehrs mit dem Norden, war eine wahrhafte Panik eingetreten. Zwischen dem fünfzehnten und neunzehnten hatte die zügige Bevölkerung sich zu Zehntausenden nach Nord und Süd zerstreut und war trotz der Eisenbahnblockade noch immer mit Hilfe von allerlei Beförderungsmitteln im Aufbruch begriffen. Von den beinahe tausend Gästen, die zur Zeit der Inauguration in Willards Hotel untergebracht waren, blieben kaum vierzig übrig, und aus dieser Ursache wurde es geschlossen. Auch die andern Hotels waren leer. Indem ich des Morgens die Pennsylvania Avenue entlang schritt, konnte ich die in Sicht befindlichen Menschen beinahe an den Fingern abzählen. Sehr viele Privathäuser und eine Menge Kaufläden waren ebenfalls geschlossen und die ganze Stadt sah verlassen aus.

Ein mildernder Umstand dieses Auszuges war, daß zumeist Sezessionisten an demselben teilnahmen, deren Abreise unter den Verhältnissen die Regierung geradezu aus einer Verlegenheit befreite. Doch war anderweitige Ursache zu ernstlicher Beunruhigung vorhanden, die, wie ich bei meinen Besuchen im Weißen Hause,

in den Departements und öffentlichen Bureaus wahrnahm, von allen Treugesinnten, vom Präsidenten und den Kabinettsbeamten abwärts, geteilt wurde. Der Telegraph stand stille, keine Post kam an oder ging ab. Von der Nacht des zwanzigsten angefangen, bestand tatsächlich keinerlei Verkehr zwischen der Bundeshauptstadt und irgend einem Teil des Landes, und die Regierung blieb mehrere Tage ohne Nachrichten von irgendwelcher Seite. Es war ihr nur im allgemeinen bekannt, daß infolge der Zerstörung des Schienenweges zwischen Perryville und Washington der Plan adoptiert worden war, die Truppen aus dem Norden zu Wasser nach der Hauptstadt zu befördern. Es sah buchstäblich so aus, als ob die Regierung eines großen Volkes plötzlich auf eine Insel mitten in der See in einen Zustand völliger Abgeschiedenheit versetzt worden wäre, mit allen dieselbe begleitenden Beschwerden, Zweifeln und Gefahren. Diese außerordentliche Lage der Dinge erfüllte mich und alle patriotischen Gemüter natürlich mit der bangesten Sorge.

Ich konnte weder damals noch jemals begreifen, warum die Hände der Rebellen sich nicht nach einer so leicht zugänglichen Beute ausstreckten, deren Besitznahme wahrscheinlich den unmittelbaren Sieg des Aufstandes zur Folge gehabt hätte. Denn trotz der hunderte von Ausscheidungen aus dem Armee-, Marine- und Staatsdienst und der zahlreichen Auswanderung nach dem Süden war Washington noch immer voll von Verrätern unter den Ansässigen und den zurückgebliebenen Offizieren und Beamten, die einen Versuch, von der Hauptstadt für den Sonderbund Besitz zu ergreifen, eifrigst unterstützt haben würden. Es standen nicht mehr als zweitausend Bewaffnete und Uniformierte zur Verteidigung zur Verfügung, wovon die eine Hälfte aus einem bunten Gemisch kleiner Truppenteile von verschiedenen Regimentern und Waffengattungen und die andere aus den frischen Rekruten des sechsten Regiments von Massachusetts bestand. Man bemühte sich, die loyalen Einwohner und Regierungsbeamten zu einem Freiwilligenkorps zu organisieren, allein obgleich beinahe zweitausend solcher Freiwillige sich hatten anwerben lassen, war kein großer Verlaß auf sie. Überdies hatte sich an den höchsten Stellen Verräterei kundgegeben, vor der die Regierung beschützt werden mußte. Der Generaladjutant der

Armee, Cooper, Oberst Robert E. Lee, der erste Adjutant und vertrauteste Ratgeber des Generals Scott, und Commodore Buchanan, Kommandant der Schiffswerfte, waren aus dem Dienst geschieden und zum Feinde übergetreten. Diese und viele andere Desertionen übten rasch eine demoralisierende und lähmende Wirkung auf die verschiedenen Branchen des öffentlichen Dienstes aus. Der Präsident vertraute auf General Scott als Hauptstütze der Regierung, und doch konnte man sich der Tatsache nicht verschließen, daß der Oberbefehlshaber körperlich und geistig zu gebrechlich war, um der schrecklichen Notlage gewachsen zu sein. Wie aus den offiziellen Aufzeichnungen hervorgeht, erhöhte er noch die Befürchtungen des Präsidenten und seines Kabinetts, statt sie zu beschwichtigen, indem er den übertriebenen und selbst erdichteten und abgeschmackten Gerüchten von der Ansammlung aufständischer Truppen in der Nähe von Washington Glauben beimaß. Es waren nur wenige Offiziere übrig, auf die man sich verlassen konnte, und diese waren untergeordneten Ranges und keiner von ihnen hatte jemals mehr als eine Kompagnie kommandiert. Ich konnte die zunehmende Hilflosigkeit und Angst der Regierung deutlich wahrnehmen und wurde von der Besorgnis gequält, daß das Erscheinen von tausend entschlossenen Rebellen das Schicksal Washingtons ohne jeden ernstlichen Kampf besiegeln würde.

Die Stadt bot einen Anblick, als ob sie sich im Belagerungszustand befände. Detachements von Linientruppen bezogen die Wache in allen öffentlichen Gebäuden, Patrouillen machten die Runde und alle Zugänge zur Stadt wurden bewacht. Das Weiße Haus stand unter dem besonderen Schutz der „Clay“ und „Frontier“ Garden, zwei Korps von auserlesenen Freiwilligen, die von Cassius M. Clay, dem wohlbekannten Unionisten aus Kentucky, und vom General James H. Lane, später Senator der Vereinigten Staaten für Kansas, der sich während der Grenzunruhen in jenem Territorium einen bedeutenden Ruf als entschlossener Raufer erworben hatte, organisiert worden waren. Diese kampierten tatsächlich mehrere Tage im Erdgeschoß des Bundespalastes. Auch patrouillierten kleine bemannte Boote den Potomac ab. Sämtliche

Vorräte an Proviant und Fourage wurden von dem Kriegsministerium mit Beschlag belegt und andere Vorbereitungen zur Verteidigung wurden so eifrig als möglich betrieben. Man hielt auch Material bereit, um die Gebäude der Ministerien des Innern und der Finanzen binnen kürzester Frist verbarrikadieren zu können, deren massive Beschaffenheit und isolierte Lage eine hartnäckige Verteidigung durchführbar erscheinen ließ.

Nichts bewies die Unfähigkeit der militärischen Behörden so vollkommen, als ihre mißlungenen Versuche mehrere Tage hindurch, genaue Auskunft über die Bewegung von Truppen aus dem Norden zum Entsatz der Hauptstadt zu erlangen. Wenn man bedenkt, daß nur vierzig Meilen zwischen Washington und Annapolis liegen, das man zum Landungsplatz für die Entsatztruppen ausersehen hatte und wo in der Tat am 22. und 23. mehrere Regimenter ausgeschifft worden waren, und daß überdies die, zwanzig von den vierzig Meilen betragende, Eisenbahnstrecke von Washington bis Annapolis Junction nicht unterbrochen war und Züge auf derselben verkehrten, muß man verblüfft darüber sein, daß die Regierung nicht imstande war, sich von dem Herannahen der Hilfe zu unterrichten. General Scott tat weiter nichts, als einzelne berittene Kundschafter die Eisenbahn entlang zu senden, welche einzelne regelmäßig nur unzuverlässige Gerüchte zurückbrachten. Eine Schwadron regulärer Kavallerie unter einem unternehmenden Offizier, mit dem unbedingten Befehl bestimmte Nachrichten einzuholen, würde den gewünschten Zweck erreicht haben. Wie die Sachen standen, fiel kein Lichtstrahl in das uns umgebende Dunkel bis zum 25., und mittlerweile wuchsen die Ungeduld, der Mißmut und die Niedergeschlagenheit mit jeder Stunde. Niemand empfand dies so sehr wie der Präsident. Ich sprach ihn zu wiederholten Malen, und er war durch die unerklärliche Verzögerung der Ankunft von Hilfe aus den loyalen Staaten fast deprimiert. Ich hörte auch seine von Nicolay und Hay genau zitierte Äußerung bei Gelegenheit der Revue des sechsten Regiments von Massachusetts: „Ich fange an zu glauben, daß es keinen Norden gibt. Das siebente Regiment von New York ist eine Mythe. Die Truppen von Rhode Island (als auf dem Weg den Potomac

hinauf angemeldet) desgleichen. Ihr seid das einzig Wahre." Indessen erwies sich die „Mythe" am Donnerstag den 25. schließlich doch als wahr. Mittels eines angestrengten vierundzwanzigstündigen Marsches von Annapolis gelang es dem siebenten Regimente von New York und dem achten von Massachusetts, Annapolis Junction am Morgen jenes Tages zu erreichen. Ein Zug stand bereit, und binnen wenigen Stunden hatte das ganze siebente Regiment den Ort seiner Bestimmung erreicht. Ich kann das Wiederaufleben der Hoffnung und des Vertrauens, den Jubel nicht beschreiben, der mich und alle treugesinnten Herzen erfüllte, als dieses Musterkorps von New-Yorker Freiwilligen, beinahe tausend Mann stark, eine prächtige Musikbande voran, die Pennsylvania Avenue entlang marschierte. Nachdem es vor dem Präsidenten und seinem Kabinett Revue passiert hatte, ergriff es von Willards Hotel Besitz und blieb daselbst bis zu seiner Übersiedlung ins Lager. Dem siebenten Regimente folgten unmittelbar das achte von Massachusetts und zwei Regimenter von Rhode Island, begleitet von ihrem jugendlichen Gouverneur Sprague. Danach trafen fortwährend täglich neue Verstärkungen aus verschiedenen loyalen Staaten ein und binnen einem Monat war mehr als das gesamte Aufgebot von 75 000 Mann in der Hauptstadt versammelt. Doch dauerte es bis Mitte Mai, ehe die Eisenbahnverbindung mit dem Norden vollkommen wiederhergestellt war.

Von da an gewann Washington ein äußerst belebtes Aussehen. Mit Einschluß der regulären Truppen und der Dreimonatsrekruten war die Bevölkerung um mindestens achtzigtausend Soldaten vermehrt. Gegen Nord und Ost umgab die Stadt ein fast ununterbrochener Gürtel von Feldlagern. Das Gepränge und die ganze Eigentümlichkeit eines tatsächlichen Kriegszustandes machten sich durch marschierende Infanteriekolonnen, Kavallerieabteilungen und Artilleriebatterien unaufhörlich bemerkbar. Tausende trafen täglich aus dem Norden ein, um die Truppen zu besuchen, und drängten sich auf den Straßen, die von Soldaten jeder Waffengattung und in allerlei Uniformen wimmelten. Im ersten Stadium des Aufstandes gestattete die Regierung denjenigen, die bevollmächtigt waren, Regimenter anzuwerben,

vollständige Freiheit hinsichtlich der Uniformen. Von diesem Vorrecht machten viele aus im Ausland geborenen Elementen rekrutierte Korps umfassenden Gebrauch. Ich war überrascht, eines Tages in echt bayrische Uniform gekleideter Infanterie zu begegnen; ebenso gab es preußische Uniformen; sodann die „Garibaldi-Garde" in der legendenhaften roten Bluse und den Bersaglierihüten; „Zuaven" und „Turkos", wie die in der französischen Armee gekleidet, mit irgendwelchen wunderlichen amerikanischen Merkzeichen darauf gepfropft.

Da der Kongreß keine Sitzungen abhielt, so bestand meine Hauptverpflichtung darin, durch tägliche Besuche im Weißen Hause und bei den verschiedenen Departements Nachrichten zu sammeln. Es gelang mir unschwer, mich binnen kurzem mit allen Spitzen der Departements und deren ersten Unterbeamten auf den besten Fuß zu setzen. Zu gewissen Tageszeiten, zumeist gleich nach den Amtsstunden, konnte ich des Zutritts bei den Ministern stets gewiß sein, so oft ich sie zu sprechen wünschte. Ich fand die Herren Seward, Chase und Cameron am zugänglichsten und mitteilsamsten. Aus kurzer Erfahrung lernte ich, daß selbst die beiden erstgenannten trotz ihres so fest begründeten, großen, nationalen Rufes Zeitungsschmeicheleien keineswegs unzugänglich, aber gegen journalistische Kritik höchst empfindlich waren. Seward litt unter einer ausgesprochenen Schwachheit in dieser Beziehung. Der „Herald" ließ es sich jedesmal angelegen sein, überschwängliche Lobreden auf ihn zu halten, die mitunter in lächerliche Übertreibungen ausarteten, um seinen Korrespondenten den Weg zum Vertrauen des Empfängers zu bahnen, dem es nicht immer gelang, seine dankbare Genugtuung vor ihnen zu verbergen. Chase war weitaus weniger leutselig als Seward und hielt jedermann durch sein vornehmes, mitunter pomphaftes Betragen in gemessener Entfernung. Es bedurfte keines großen Scharfsinns, um zu ergründen, daß er eine sehr hohe Meinung von sich hatte und geneigt war, andere ziemlich unbedachtsam zu bekritteln. Nichtsdestoweniger bewunderte ich seine natürlichen Fähigkeiten und gründlichen Kenntnisse, besonders aber seine hohen und lauteren politischen Ziele. Unsere Bekanntschaft nahm allmählich einen vertrauten Charakter an, so

daß er sich sehr freimütig über öffentliche Persönlichkeiten und Angelegenheiten äußerte.

Cameron war der typische amerikanische Politiker, dessen sämtlichen Aussprüchen und Taten ein wohldurchdachter Endzweck zugrunde lag. Auch er stand den Zeitungsmännern ein wenig zu bereitwillig zu Diensten, und von allen Ministern benahm er sich gegen sie am herzlichsten und gesprächigsten. Er erweckte sogleich das Gefühl in ihnen, als seien sie mit einem alten Bekannten oder Freunde zusammengetroffen. Unstreitig war er der gewandteste politische Führer im Kabinett und obwohl ohne Zweifel so ehrgeizig wie irgend ein Mitglied desselben, machte er sich niemals solcher Unbesonnenheiten schuldig, als die politischen Lebensläufe von Seward und Chase verraten. Er hatte eine sehr schlaue Art und Weise, Journalisten durch Andeutungen und Folgerungen zur Veröffentlichung von Dingen zu vermögen, die er über andere zu hören wünschte, ohne selbst dafür verantwortlich sein zu müssen.

Der Marineminister, Gideon Welles, erwies sich bald als ein ziemlich schwieriges Problem für journalistischen Unternehmungsgeist, und die Vertreter der Presse beschränkten ihre Aufmerksamkeit auf seinen Beirat, Hauptmann G. V. Fox, einen ehemaligen Marineoffizier. Fox war plötzlich zu wohlverdientem nationalen Ruf patriotischer Tapferkeit gelangt, indem er seine Dienste zur Ausführung einer Expedition — vom Charakter: „es mag kommen wie es will" — zum Entsatz von Fort Sumter anbot, die von ihm selbst ausgedacht, vom Präsidenten gutgeheißen und auch wirklich ins Werk gesetzt worden war, jedoch infolge einer Reihe von widerlichen Zufällen mißlang. Er war ein Kraftmensch, mit merkwürdigem Erfindungsgeist, Mut und Energie begabt, doch voll persönlicher Vorurteile, die ihn wohl kaum als einen zuverlässigen Leiter öffentlicher Angelegenheiten erscheinen ließen. Ein schonungsloser Kritiker, kümmerte er sich wenig um die Regeln der Disziplin, Staatsklugheit und Höflichkeit und war von erstaunlichem Freimut in seinem Verkehr mit unserer Brüderschaft.

Sein Schwager, der Generalpostmeister Montgomery Blair, war ein gleich fester, unduldsamer und entschlossener Charakter

und von allen Mitgliedern der Verwaltung galten beide als die unversöhnlichsten Feinde der Rebellion, deren Unterdrückung seitens der Regierung ihnen bei weitem nicht schnell und nachdrücklich genug erschien. Blair war indessen ein besonders praktischer Politiker, der beharrlicher als irgendeiner an dem Glauben an die Rechtmäßigkeit der Ämterverteilung unter die am Ruder befindliche Partei festhielt. Ich lernte auch seinen Vater, Francis P. Blair, den Älteren, und seinen Bruder, Francis P. Blair, den Jüngeren, aus St. Louis — späterhin Kongreßmitglied und Bundesgeneral — kennen. Vater und Söhne bildeten ein höchst bemerkenswertes Trio von gemeinschaftlichem Charakter. Es gab zurzeit keine einflußreichere Familie in den Vereinigten Staaten. Auch sie waren häufiger Erwähnung und Lobrednerei in den öffentlichen Blättern keineswegs abgeneigt.

Durch den ganzen Norden herrschte natürlich die größte Neugierde über die Tätigkeit der um Washington gelagerten Freiwilligen, und ich wurde daher von meinen Arbeitgebern angewiesen, mir deren Beschreibung in meinen täglichen Berichten zur besonderen Aufgabe zu machen. Zu diesem Zwecke besuchte ich regelmäßig die Regimentslager in der Umgebung der Stadt und wurde von dem „Herald" ermächtigt, zur Erleichterung meines Dienstes ein Reitpferd zu kaufen. Meine täglichen Ritte waren in mancher Beziehung höchst genußreich. Von den Mai und Juni hindurch herrschendem herrlichen Wetter begünstigt, gewährten mir die Stunden, welche ich jeden Nachmittag im Sattel zubrachte, eine angenehme und gesunde Leibesübung. Auch bildeten mehrere von den Regiments-Hauptquartieren, deren Runde ich machte, ungewöhnliche Anziehungspunkte. Unter den Offizieren einiger der Regimenter von New York, Neu-England und aus dem Westen traf man die wahre Blüte der Jugend des Landes an, bemerkenswert durch Intelligenz, Vaterlandsliebe und Pflichttreue. Weder ermangelten sie der Eigenschaften, welche die Quelle der flüchtigeren Freuden frühen Mannesalters bilden. In ihren Zeltgehäusen herrschten Lustigkeit und Frohsinn während der dienstfreien Stunden des Tages, und Besucher wurden eingeladen, an allerlei Possentreiben teilzunehmen. Jedoch waren, der Wahrheit gemäß, nicht wenige von den

Regimentern aus recht niedrigen Elementen zusammengesetzt. Einige von den Truppenkörpern aus New York und Philadelphia waren in der Tat aus den verderbten Schichten der Bevölkerung rekrutiert worden und von den allerschlimmsten Typen von Ortspolitikern befehligt. Die irländischen Regimenter von New York waren in dieser Hinsicht berüchtigt. Ich war verpflichtet auch diese aufzusuchen, tat es jedoch nur mit Widerstreben und so selten als möglich.

Für mich als Europäer hatten die Regimenter, in denen ausländische Elemente vorherrschten, besonderes Interesse. Von diesen waren vier ausschließlich deutsch, nämlich das siebente, achte, zwanzigste und neunundzwanzigste Infanterieregiment der New Yorker Freiwilligen, während die sogenannte „Garibaldi-Garde“ aus Italienern, Franzosen, Ungarn, Deutschen und anderen Nationalitäten zusammengesetzt war. Das achte stand unter dem Befehl von Louis Blenker, der nicht nur während des Aufstandes von 1849 in Rheinbayern, sondern auch als Freiwilliger unter König Otto in Griechenland einige Kriegserfahrung gesammelt hatte. Der Oberst des zwanzigsten war Max Weber, ein ehemaliger Offizier der badischen Armee und Besitzer des Hotels Constanz, in dem ich nach meiner Landung im Jahre 1853 abgestiegen war. Der Oberst der „Garibaldi-Garde“ hieß D'Utassy, der angenommene romantische Name eines ungarischen Juden deutschen Namens. Er sowohl als Blenker erschienen abwechselnd in den vorschriftsmäßigen und in den ausländischen Maskeradenuniformen, die sie für ihre Regimenter adoptiert hatten. Beide paradierten gerne zu Pferde in ihrem großartigen Aufputz, gefolgt von einem berittenen Stabe, durch die Straßen. Beide trugen den unverkennbaren Stempel von Abenteurern. Blenker, der eine kleine Meierei betrieben hatte, war von ziemlich achtunggebietender Haltung, besaß vollendete Manieren und entwickelte sich zu einem großen Stutzer. D'Utassy aber blieb stets nur ein anspruchsvoller Prahlhans. Es schien erstaunlich, daß Männer solcher Art mit der Organisierung ganzer Regimenter betraut wurden; allein angesichts der damaligen bedrängten nationalen Notlage und der Unerfahrenheit der Regierung in Kriegsangelegenheiten konnte sich jedermann

mit einer wirklichen oder geschickt erdichteten militärischen Laufbahn unschwer Anerkennung verschaffen.

Da eben von diesen Herren die Rede ist, dämmert noch eine andere Erscheinung jener Tage in meinem Gedächtnis auf. Thomas Francis Meagher, der irländische Verbannte, wohlbekannt durch sein politisches Märtyrertum, wie auch durch seine große natürliche Beredsamkeit und literarische Begabung, kam als Hauptmann einer dem neunundsechzigsten Irländer-Regiment von New York zugeteilten Zuavenkompagnie nach der Hauptstadt. Er hatte eine ganz außerordentliche Uniform nach Zuavenmuster, buchstäblich mit Goldtressen bedeckt, für sich ersonnen, und ihn mit Siegesheldenmiene die Pennsylvania Avenue einherstolzieren zu sehen war des Anblicks wert.

Unter den regelmäßigen Besuchern der Lager befand sich Mrs. Lincoln. Es wäre natürlich ganz angezeigt gewesen, hätte sie als Frau des Oberhauptes der Nation ihren Sympathien für die Verteidiger der Union dadurch Ausdruck verliehen, daß sie sich unter ihnen bewegte. Allein in Wirklichkeit hegte sie nicht die geringste Zuneigung für dieselben, da sie aus Kentucky gebürtig war und daher im innersten Herzen die Sezession begünstigte. Sie besuchte die Lager schlechterdings nur der Schmeicheleien und Gastfreundschaft wegen, die ihr daselbst geboten wurden. Niemand war damit so verschwenderisch wie die Offiziere der irländischen Regimenter von New York, die sie daher vor allen andern mit ihren Besuchen beehrte.

Die Bereitwilligkeit der loyalen Staaten, der Regierung alle zur Unterdrückung des Aufstandes erforderlichen Soldaten, Geld- und sonstigen Mittel zur Verfügung zu stellen, unterlag seit der Übergabe des Forts Sumter nicht dem geringsten Zweifel. Doch das große Problem für den Präsidenten Lincoln und seine Haupthelfer bestand darin, von den so freigebig dargebotenen Hilfsquellen geeigneten Gebrauch zu machen. Im ganzen Norden gab es nur einige hundert Männer, die regelrecht für den militärischen Beruf erzogen waren, während tausende zu sofortigem Dienst als Offiziere verlangt wurden. Selbst bei neun Zehnteln von den treugesinnten Offizieren der regulären Armee reichte die praktische Erfahrung

nicht über das Kommando einer Kompagnie hinaus. Bei einem derartigen Mangel an befähigten Leuten war es nicht zu vermeiden, daß die Mehrzahl der Offiziere aus den Reihen der Zivilisten gewählt wurde, die nicht einmal eine Waffe zu handhaben wußten. Dennoch hätten sowohl die Bundesregierung wie auch die Regierungen der einzelnen Staaten, wenngleich im Drange dieser Notwendigkeit handelnd, bei der Wahl von Offizieren gewiß den strengen Maßstab körperlicher, geistiger und moralischer Tauglichkeit anlegen können. Allein unglücklicherweise sah der Gewalthaber hier eine willkommene und reichhaltige Gelegenheit, politische Anhänger mit Offizierspatenten zu belohnen, und machte von diesem vielumfassenden neuen Patronat nur zu bereitwillig Gebrauch, ohne Rücksicht auf die Tauglichkeit der Empfänger. In der Regel sicherten die gewerbsmäßigen Politiker in allen Staaten sich die neuen Ehren und Einkünfte. Man kann mit Gewißheit annehmen, daß vier Fünftel von sämtlichen Stabsoffizieren der Dreimonats-Regimenter, die sich in Washington einfanden, diese Klasse von Leuten repräsentierten, und dieselbe Gepflogenheit herrschte bei den späteren ungeheuren Aufgeboten von Freiwilligen, obwohl in viel geringerem Maßstab.

Die Bundesbehörden machten es nicht besser. Bei der Anstellung von Offizieren in den mit Ermächtigung des Kongresses neuerrichteten Regimentern der regulären Armee fanden die außerordentlichsten Ernennungen statt. Anstatt, daß man die höheren Stellen mit Offizieren besetzte, welche der Fahne treu geblieben waren, wurde die Mehrheit der Obersten, Oberstleutnants und Majore aus dem Zivilstande berufen. Die meisten von den Ernannten waren gewöhnliche Politiker, ohne jedes andere Verdienst als ihre Parteizugehörigkeit. Ich erinnere mich deutlich mehrerer auf diese Weise Begünstigten. Einer der notorischen Fälle war des Kriegsministers Cameron Ernennung eines ergebenen politischen Anhängers und ersten Beamten im Kriegsministerium zum wirklichen Obersten, der bis zur Inauguration der kränkliche, ausgedörrte, pedantische Direktor einer mittelmäßigen Schule in Pennsylvanien gewesen war. Offizierspatente für die Linie wurden ebenfalls systematisch unter Günstlinge verteilt. Ich machte in

dieser Beziehung eine merkwürdige persönliche Erfahrung. Es wurde mir durch den Minister Chase aus Artigkeit gegen das „Commercial" von Cincinnati eine Hauptmannsstelle in der regulären Armee angeboten und ich muß gestehen, daß dieses Angebot mir im höchsten Grade verlockend erschien. Ungefähr zur selben Zeit wurde mein Interesse für die Bewerbung seitens eines jungen deutschen Arztes aus Buffalo um ein Leutenantspatent erweckt, der sehnlichst wünschte, das Seziermesser mit einem Schwerte zu vertauschen. Ich sprach seinetwegen mit Mr. Chase und wenige Tage nachher erhielt er, zu seinem höchsten Erstaunen, ein Patent als Hauptmann in der Infanterie. Ich bedaure sagen zu müssen, daß mein Schützling meiner Empfehlung keine Ehre machte, denn er wurde wegen Feigheit auf dem Schlachtfelde entlassen, ehe er ein Jahr lang gedient hatte. Einer meiner Zeitvertreibe in jenen Tagen bestand darin, den Privatlektionen in den Anfangsgründen militärischer Weisheit beizuwohnen, welche den zu den höheren Offiziersstellen in den neuen Linienregimentern Ernannten von alten Exerziermeistern erteilt wurden. Die Schwierigkeiten, welchen diese Obersten, Oberstleutenants und Majore anfangs selbst beim Schritthalten und Abschwenken und späterhin bei Handhabung der Waffen begegneten, führten zu äußerst ergötzlichen Szenen. Ich glaube, es ist urkundlich festgestellt, daß sehr wenige von diesen Angestellten der Regierung jemals irgendwelche wertvolle Dienste geleistet haben.





Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Schlacht bei Bull Run.

Die Kriegsvorbereitungen, deren Zeuge Herr Villard war, ließen in ihm den Entschluß reifen, Kriegskorrespondent zu werden. Um sich die dazu nötigen Kenntnisse zu erwerben, kaufte er eine Anzahl englische, französische und deutsche Werke über Strategie und Taktik sowie Geschichtswerke über die Kriege Friedrichs des Großen, Napoleons und Wellingtons und widmete seine ganze Mußezeit dem Studium dieser Bücher.

Von allen Schwierigkeiten, welche sich der Regierung entgegenstellten, war die größte die, geeignete Kommandeure für die loyalen Truppen auszuwählen, welche in der Nähe der Bundeshauptstadt und an andern Punkten formiert wurden. Generalleutnant Scott, der Sieger im Kriege mit Mexiko, der noch immer der oberste Befehlshaber der Landarmee unter der Leitung des Präsidenten war, konnte selbst die Pflichten des aktiven Führers nicht ausüben. Er war bereits beinahe fünfundsiebzig Jahre alt und zeigte körperlich und geistig die Folgen dieses Alters. Präsident Lincoln erkannte zwar die Notwendigkeit, ihn außer Tätigkeit zu setzen, scheute aber davor zurück, ihn abzusetzen, und griff zu dem Notbehelf, ihn nominell im Kommando zu belassen, aber die tatsächliche Leitung im Felde anderen zu geben. Die Funktion des Generalquartiermeisters — die nur der des Generalissimus im Felde an Wichtigkeit nachsteht — erhielt Brigadegeneral Meigs, das Kommando der zur Verteidigung der Hauptstadt gesammelten Truppen Brigadegeneral McDowell. Beide waren bis dahin Offiziere niederen Ranges im Ingenieurkorps, Meigs Kapitän, McDowell Major; sie wurden jetzt über die Köpfe der Offiziere

der regulären Armee fort zu Brigadegenerälen befördert. General McDowell lernte Herr Villard persönlich kennen. Er war ein gründlich gebildeter Mann und ein fester Charakter. Aber ihm fehlte die Fähigkeit schnellen Entschlusses und genügendes Selbstvertrauen.

Die öffentliche Meinung des Nordens verlangte ein schnelles und kräftiges Vorgehen gegen den Süden, da man meinte, ein solches würde die Rebellion sofort niederwerfen, und dieses Verlangen wurde stärker, als die Hauptstadt der Konföderation von Montgomery in Alabama nach Richmond in Virginien verlegt wurde. Man hielt es für einen Insult, die Zentralregierung der Bundeshauptstadt so nahe zu bringen, und besonders Horace Greeley wurde nicht müde, in seiner „New York Tribune" täglich „Auf nach Richmond" zu rufen. Obwohl alle kühl Denkenden und alle militärisch Geschulten es im Gegensatz dazu für gefährlich hielten, die Feindseligkeiten mit den Truppen zu beginnen, die nicht zu längerem als dreimonatigem Dienste verpflichtet waren, und zu einem Aufschub rieten, bis die zu dreijährigem Dienste angeworbenen Bundestruppen genügend einexerziert seien, gab man doch dem allgemeinen Verlangen nach. Am 29. Juni wurde in einem Kriegsrat, dem der Präsident mit seinem ganzen Kabinett beiwohnte, der Kriegsplan festgestellt, aber erst am 16. Juli befahl McDowell den Vormarsch: er hatte trotz aller Anstrengungen seine Armee nicht früher marschbereit machen können.

Herr Villard, der übrigens McDowells Befürchtungen nicht teilte und an einen schnellen Erfolg der Unionssache glaubte, erhielt durch Kapitän J. B. Fry, den Stabschef des kommandierenden Generals, die Erlaubnis, das Hauptquartier zu begleiten. Er schloß sich dem Stabe des Generals Tyler an, der die erste Division kommandierte und mit dieser die Führung hatte. Auf dem Marsch lernte er u. a. auch Oberst W. T. Sherman, den späteren Heerführer, kennen. Wie es ihm auf diesem Vormarsch erging, erzählt Herr Villard wie folgt:

„General Tyler bezog ein Lager in der Nähe des Gerichtshauses von Fairfax und einer der Herren seines Stabes bot mir Obdach für die Nacht in einem abgeteilten Zelte an. Zum ersten-

mal seit meinen Erlebnissen in Colorado schlief ich wieder auf dem Boden, ein Stück wasserdichten Zeuges unter mir und in eine Decke gehüllt, mit meinem Sattel als Kissen. Die Reveille wurde vor Sonnenaufgang geblasen und kurz nach fünf Uhr befanden wir uns wieder auf dem Marsch. Wir sahen dem ersten Zusammentreffen mit dem Feinde bei Centreville entgegen, einem kleinen Dorf mit zerstreuten Häusern, etwa sechs Meilen von Fairfax an der Fahrstraße nach Warrenton gelegen — doch fanden wir dasselbe geräumt. Die wenigen zurückgebliebenen Einwohner berichteten, daß die aufständischen Truppen sich hinter den Bull Run, einen kleinen Fluß ungefähr drei Meilen westwärts, zurückgezogen hätten. Bei Centreville wurde Halt gemacht, und die Division lagerte sich für den Tag um das Dorf herum. General Tyler hatte Befehl erhalten „die Straßen genau zu beobachten", und fühlte sich demgemäß berechtigt, eine Rekognoszierung in der Richtung der feindlichen Stellung zu unternehmen. Zu diesem Zwecke machte er sich daher, von einer Schwadron Kavallerie und zwei Kompagnien Infanterie begleitet, auf den Weg. Ich erhielt Erlaubnis mitzureiten. Wir schlugen eine in südlicher Richtung gegen die „Blackburn Furt" des Bull Run führende Straße ein. Gegen Mittag hatten wir einen Obstgarten auf einem, eine weite Aussicht auf die Umgegend gewährenden Plateau erreicht, von dem sich das freie Feld ungefähr eine Drittelmeile weit nach den dichtbewaldeten Ufern des Flusses hinabsenkte, an denen entlang die Aufständischen, den Nachrichten unserer Kundschafter zufolge, verborgen sein sollten. General Tyler beschloß, das Wild unten im Walde durch Artillerie aufzuscheuchen, und gab Befehl, die reguläre Batterie des Hauptmanns Rickett, von der Brigade des Obersten Richardson unterstützt, zur Stelle zu bringen. Die Batterie nebst ihrer Unterstützung nahm ihre Stellung ungefähr um drei Uhr ein, und eine Sektion protzte sofort ab und begann den Wald zu bombardieren. Dies waren die ersten gegen die Rebellen vor Washington abgefeuerten Kanonenschüsse und versetzten mich in gewaltige Aufregung. Das Feuer wurde nicht erwidert, weshalb der General dasselbe einstellen und Plänkler vorrücken ließ und den Abhang hinabritt.

Mit der Infanterie hatten sich noch zwei Zeitungskorrespondenten zu Fuß eingefunden — E. C. Stedman, der Dichter und Kritiker, und E. H. House, der lange mit der New-Yorker „Tribune" in Verbindung stand, wohlbekannt als Essayist und Kritiker bis zu seinem Aufgeben dieses Berufes, als er zum amerikanischen Konsul in Japan ernannt wurde, wo er viele Jahre blieb. Da wir drei sehr hungrig waren, stieg ich ab und übergab mein Pferd einem Offiziersdiener, worauf wir den Plänklern die Straße hinab zu einem vielleicht hundert Schritte vom Walde entfernten Meierhof folgten, in der Hoffnung etwas zu essen zu bekommen, allein wir fanden das Haus versperrt und anscheinend verlassen. Einen reichbeladenen Kirschbaum erspähend, erkletterte ich denselben, um mich und meine Freunde mit Obst zu versehen, und hatte mich eben auf einem Ast niedergelassen, als plötzlich, scheinbar nur wenige Schritte von uns, ein furchtbares Gekrach aus dem Walde hervorbrach, gefolgt von einem gewaltigen Schwirren und Klappern um uns her. Die Rebellen-Infanterie im Walde hatte eine Salve auf die Plänkler abgefeuert. Kaum eine Minute später folgte eine zweite Salve, begleitet von dem gleichen großen Krachen und all dem kleinen Getöse um uns her. Da fuhr es uns durch den Kopf, daß dieses durch tausende von Kugeln verursacht wurde, die an uns vorüber sausten und in die umherstehenden Wirtschaftsgebäude, Einfriedigungen und Bäume einschlugen. Wir befanden uns in der Tat gerade in der Schußlinie einer ganzen Rebellen-Brigade. Zugleich mit der zweiten Salve machten sich auch die dumpfen Explosionen des Artilleriefeuers vernehmbar. Hierauf kam ein betäubender Krach — und ich sah mich plötzlich, vom Baum herab, zu Boden geworfen. Stedman und House schrien aus ihrem Versteck hinter dem Farmhaus, wohin sie sich nach der zweiten Salve geflüchtet hatten, laut: „Sind Sie verletzt?" hervor. Glücklicherweise war mir nichts zugestoßen.

Das Feuer wurde von den Rebellen heftig fortgesetzt und von den Plänklern, wie den Regimentern und zwei Kanonen, die zu ihrer Unterstützung den Abhang hinuntereilten, ebenso erwidert. Da das Gewehr- und Artilleriefeuer des Feindes den ganzen Abhang beherrschte, schien es uns nicht geheuer den Versuch zu machen

aus dessen Bereich zu entfliehen, weshalb wir in unserer geschützten Stellung hinter dem Hauptwirtschaftsgebäude verblieben, bis das Gefecht vorüber war. Unsere Leute waren in den Wald gedrungen, doch durch das unwiderstehliche Feuer aus den verborgenen Reihen der Rebellen in Unordnung zurückgetrieben worden. Obwohl ein zweites Regiment zu unserer Unterstützung herbeigeeilt war, schlugen die wiederholten Versuche, ihre Linie zu durchbrechen, alle fehl. Es war beinahe sechs Uhr, ehe unsere Truppen sich zurückzogen und wir aus unserer unbehaglichen Lage befreit wurden.

Das Ergebnis dieses Treffens waren etwa sechzig Tote und Verwundete auf jeder Seite. General Tyler wurde in der Folge vielfach wegen des unnötigen und fruchtlosen Opfers von Leben und gesunden Gliedern getadelt, da er nicht ermächtigt war, eine so nachdrückliche Rekognoszierung zu unternehmen. Doch ist es eine offene Frage, ob die Beweisführung für die Gegenwart des Feindes in bedeutender Stärke an der Blackburn Furt dem General McDowell nicht bei dem Entwurf eines geeigneten Planes für die nachfolgenden Bewegungen behilflich war. Was mich anbetrifft, hatte ich sicherlich einen starken Vorgeschmack von wirklichem Krieg bekommen. Obgleich kein Kombattant, hatte ich förmlich die Feuertaufe empfangen und zwar unter einem so heftigen Feuer, wie es mir, während meiner mannigfaltigen Abenteuer als Kriegskorrespondent, auszuhalten je beschieden war. Ich kann wahrhaftig behaupten, daß sowohl ‚Flinten- als Kanonenkugeln und Kartätschen‘ ihre Schrecken hinfort für mich verloren hatten."

Die Kanonade bei Blackburns Furt hatte eine Beschleunigung des Vormarsches der andern Divisionen verursacht, da man annahm, daß ein heftiges Engagement der ersten Division mit dem Feinde im Gange sei. Die gesamte Armee war in und um Centreville konzentriert, wo auch General McDowell am Abend des 18. eintraf. Der General fühlte sich dort auf Grund der erlangten neuen Information über die Wege und die Stellung des Feindes veranlaßt, seinen ursprünglichen Plan aufzugeben und statt der beabsichtigten Flankenbewegung von Süden eine solche von Norden

anzuordnen, die durch einen Frontangriff maskiert werden sollte. Am Abend des 18. instruierte er die Divisionskommandeure entsprechend, aber da die Ingenieure nicht vor dem Nachmittag des 20. mit ihren Rekognoszierungen fertig waren, wurde die Ausführung des modifizierten Planes erst am nächsten Tage begonnen. Um Mitternacht wurde die Armee alarmiert, und bald darauf waren die drei Divisionen, die den Angriff übernehmen sollten, zum Abmarsch fertig. Während des Kampfes, der sich um zehn Uhr vormittags entspann, verloren einzelne Divisionen die Fühlung mit den andern, Hunters und Heintzelmans Divisionen griffen den Feind an und trieben ihn auch anfänglich zurück, mußten aber beim weiteren Vorgehen ihre Linien zu weit ausziehen und boten so dem Feinde eine geschwächte Front dar, ohne imstande zu sein, von den andern Divisionen Unterstützung zu erhalten. Es kam dazu, daß ihre Truppen, die seit Mitternacht auf dem Marsch gewesen, erschöpft waren, während der Feind frische Truppen ins Feld stellen konnte. Johnston und Beauregard, die feindlichen Führer, zogen weitere Regimenter herbei, so daß nach und nach ihre Truppen denen der Union an Zahl und Frische überlegen waren, ganz abgesehen davon, daß sie auch besser geführt wurden. Als die Unionstruppen ihren Vormarsch wieder aufnahmen, fanden sie daher erfolgreichen Widerstand, und bei jedem erneuten Angriff wurden ihrer weniger und weniger.

Herr Villard hatte angenommen, daß der Division des Generals Tyler der Hauptanteil am Kampfe zufallen werde, und hatte sich daher dieser angeschlossen. Sie kam jedoch nur auf kurze Zeit zum Engagement mit dem Feinde, und auch Herr Villard war dem Feuer ausgesetzt; es war dies alles, was er von der denkwürdigen ersten Schlacht von Bull Run wirklich zu kosten bekam. Den Rückzug und die Art, wie Offiziere und Mannschaften sich vor den andrängenden Feinden zu retten suchten, sah er allerdings mit an. Er schildert dies in folgendem:

„Gegen vier Uhr fühlten die Rebellen sich stark genug, die Offensive zu ergreifen. Einer Brigade nebst Batterie unter Earle gelang es, die Bundestruppen in der Flanke und im Rücken anzugreifen und sie so vollständig in Verwirrung zu bringen, daß die

sich rasch durch die ganze Front verbreitete. Und nun kam das unselige, schimpfliche Ende. Ohne ausdrücklichen Befehl zum Rückzug gab alles, was von den verschiedenen Truppenkörpern übrig geblieben war, dem allgemeinen Antriebe, das Feld zu räumen, nach. Offiziere und Mannschaft schienen nur von dem einen Gedanken beseelt, sich soweit als möglich vom Feinde zu entfernen. Drei Viertel derselben gerieten bald in den Zustand eines bunten, von panischem Schrecken ergriffenen Pöbelhaufens. Allerdings wurden von dem obersten Befehlshaber und mehreren ihm unterstehenden Kommandanten energische Anstrengungen gemacht, um einen geordneten Rückzug zustande zu bringen, allein vergebens. Die Armee war vollkommen demoralisiert und die fliehende Masse ausschließlich von dem Triebe der Selbsterhaltung beseelt.

Als ich von Keyes' Brigade, der steinernen Brücke zu, davonritt, hatte diese Bewegung nach rückwärts noch nicht ihre volle Ausdehnung erreicht, doch die Straße nach Warrenton wimmelte bereits von Feldflüchtigen, die sich gegen Centreville wandten. An der Brücke erkundigte ich mich bei jedem vorbeikommenden Offizier nach dem Hauptquartier des Generals McDowell, doch keiner konnte mir darüber Auskunft geben und ich beschloß, an der Brücke die Entwicklung der Begebenheiten abzuwarten. Ich hatte der Flut der Ausreißer kaum länger als zwanzig Minuten zugesehen, als einer der Offiziere vom Stabe Hunters die Straße heruntergejagt kam. Ich hielt ihn an, um meine Frage nach McDowell zu wiederholen, worauf er in großer Aufregung ausrief: „Sie werden ihn nicht finden. Vorne herrscht die größte Verwirrung. Die Schlacht ist verloren. Unsere Truppen geben überall nach und weichen ohne Befehl zurück. Reiten Sie nach Centreville zurück!" und weiter galopierte. Ich wartete noch ein wenig länger, bis andere Offiziere und der zunehmende Strom von retirierenden Soldaten die Nachricht von dem allgemeinen Rückzug bestätigte, und nahm dann meinen Ritt wieder auf.

Eine Viertelmeile östlich von der Brücke fand ich die Fahrstraße durch eine doppelte Reihe von Armeefuhrwerken versperrt, so daß mein Pferd kaum an denselben vorbei konnte. Eine halbe Meile weiter stieß ich auf eine unbewegliche Masse von Proviant-

und Munitionswagen, Ambulanzen und andern Fahrzeugen, die sich, so weit das Auge reichte, erstreckte und ferneres Vorrücken auf der Straße unmöglich machte. Glücklicherweise hatten die mit der Aufsicht Betrauten durch Niederreißen der Umzäunungen bereits einen Weg durch die Felder gebahnt, doch fiel mir ein, zu welch fernerem Unheil für die Unionsarmee diese Blockierung ihrer Hauptrückzugslinie führen könnte, und ich nahm es auf mich, einen vorbeikommenden Offizier des Quartiermeisteramts auf diese Gefahr aufmerksam zu machen, worauf dieser sofort sein möglichstes tat, das Gewirr aufzulösen. Immer wieder mußte ich, der gleichen Hindernisse wegen, von der Straße ablenken und meinen Weg durch die Felder nehmen, ja mir selbst einen bahnen, indem ich Umzäunungen niederriß. Zum Glück fand ich die kleine Kettenbrücke über den Cob Run nicht versperrt. Nicht weit davon stieß ich abermals auf eine Blockade, in die auch mehrere Mietkutschen verwickelt waren, worin sich Kongreßmitglieder befanden, von denen ich mehrere kannte. Sie kamen von Washington und suchten nach der Front zu gelangen, um Zeugen des großen Sieges zu sein, dem sie infolge des günstigen Verlaufs der Schlacht bis zum Nachmittag entgegengesehen hatten. Von der Niederlage war ihnen nichts zu Ohren gekommen, und sie wollten mir nicht glauben, als ich ihnen die schlimme Nachricht mitteilte.

Ich ritt weiter und hatte mich höchstens fünf Minuten von ihnen getrennt, als ich durch Artilleriesalven, ganz nahe hinter mir, aufgeschreckt wurde. Eine Kavallerieabteilung der Rebellen, mit einer Batterie-Sektion, entsendet, uns den Rückzug abzuschneiden, war plötzlich aus dem Walde südlich von der Straße aufgetaucht und begann diese zu bombardieren. Eine Granate traf die Pferde eines Proviantwagens. Granate auf Granate zerplatzte über und auf der Landstraße und ein Teil der feindlichen Kavallerie sprengte unter großem Geschrei heran. Die Straße und angrenzenden Felder wurden augenblicklich zum Schauplatz einer regellosen Flucht. Die Fuhrleute sprangen von ihren Wagen herab und liefen davon so schnell sie konnten. Selbst Ambulanzwagen mit Verwundeten darin wurden im Stich gelassen. Die retirierenden Soldaten auf der ganzen Strecke von der steinernen

Brücke an waren von Schrecken ergriffen und rannten in hellen Haufen von hunderten und tausenden durch die Felder, indem sie ihre Waffen und Ausrüstung, wie Tornister, Proviantsäcke und Decken, wegwarfen. Binnen wenigen Minuten, nachdem der erste Schuß gefallen war, kam eine wilde, gedankenlose Horde zu Fuß zu Pferde und auf Maultieren an mir vorübergejagt. Viele von den Soldaten spannten die Zugtiere aus und galoppierten auf denselben davon. Die Kongreßmitglieder und andere Zivilisten stiegen ebenfalls aus ihren Privatgefährten und schlossen sich zu Fuße dem Wettlaufe nach der Sicherheit an. Unter den Flüchtigen befand sich auch ein sehr bekannter Zeitungskorrespondent, der ein heftig blutendes Artilleriepferd gefangen und ohne Sattel bestiegen hatte und dasselbe durch erbarmungsloses Prügeln zum schnellsten Laufe antrieb. Die entsetzten Haufen boten einen kläglichen und herabwürdigenden Anblick. Indem ich mich wieder in Gang setzte, von größerer Bangigkeit um das Schicksal der Armee erfüllt als vorher, ritt ich die ganze Strecke inmitten von Ausreißern, Soldaten und Offizieren jeden Ranges — ich bemerkte darunter Leute mit Majors- und Oberstleutnantsrangzeichen — und einem Beigemisch von Zivilisten, bis nach Centreville, wo ich kurz vor sechs Uhr anlangte, von dem Ritt beschmutzt, staubbedeckt und so müde, hungrig und durstig und von aller Welt angeekelt wie ein menschliches Wesen es nur sein konnte.

Zwischen acht und neun Uhr trafen die Überreste der Truppenkörper von den Brigaden Keyes', Burnsides und Shermans im Orte ein, und ich erfuhr von deren Offizieren, daß McDowell ihnen auf dem Fuße folge, und daß Halt gemacht werden sollte. Wir sahen dem Treiben auf der Straße bis nach neun Uhr zu, da meine Gefährten beschlossen, sich Nachtruhe zu gönnen, in dem Glauben, daß die Armee sich um das Dorf herum wieder sammeln würde. Ich hielt es für geratener, mich dessen womöglich im Hauptquartier zu versichern, und machte mich abermals auf den Weg, um dasselbe aufzusuchen. Ich traf es am entgegengesetzten Ende des Dorfes. General McDowell nahm in einem Gebäude Meldungen entgegen, so daß ich nicht zu ihm dringen konnte. Doch teilte mir Hauptmann Fry mit, daß Befehl gegeben worden

war, die retirierende Armee bei Centreville zum Stehen zu bringen, daß jedoch die augenfälligen Beweise von der hoffnungslosen Demoralisation der Truppen, die ihm auf dem Wege vom Schlachtfelde zuteil wurden, den General in seinem Entschluß wankend gemacht hätten. Dieser suchte indessen durch Beratung mit den Unterkommandanten und den Offizieren seines Stabes darüber ins Reine zu kommen, ob ein Sammeln noch immer ratsam und ausführbar sei. Kurz nach zehn Uhr, wenn ich mich recht erinnere, wurde mir mitgeteilt, daß der Rückzug nach Washington beschlossen worden sei und sogleich angeordnet werden würde. Ich war davon nicht überrascht, da ich im Lauf des Abends die Überzeugung gewonnen hatte, daß nichts anderes übrig blieb.

Ohne Zeit zu verlieren, eilte ich nach dem Stall, sattelte mein Pferd und trabte wenige Minuten später die Straße nach Fairfax entlang. Mein Zeitungsinstinkt war vollständig erweckt. Ich sah eine günstige Gelegenheit, meine Mitkorrespondenten durch einen Bericht über die Schlacht zu überflügeln, indem ich Washington sobald als möglich erreichte. Zu diesem Zwecke war es erforderlich, den Vorsprung vor den in Ordnung sich zurückziehenden Truppen, sowie den Proviant- und andern Trains zu gewinnen. Mein Pferd hatte drei Stunden gerastet, war gut gefüttert worden und würde dem Ritt von achtzehn Meilen sicherlich gewachsen sein. Allein schon wenige hundert Schritte vom östlichen Ende des Dorfes sah ich mich nicht nur durch unabsehbare Züge von Armeefuhrwerken auf der Straße, sondern auch durch Lager von Fuhrleuten und Soldaten zu beiden Seiten derselben aufgehalten. Ich mußte absteigen und mir im Dunkeln mit der größten Schwierigkeit durch und um diese Hindernisse einen Weg bahnen. Es war beinahe ein Uhr morgens als ich mich endlich imstande sah, auf der freien Straße mein Pferd wieder in schnellen Trab zu setzen. Dennoch kam ich auch auf dem übrigen Wege häufig an Rotten von Fahnenflüchtigen vorbei, die das Schlachtfeld früh am Nachmittag verlassen und seitdem von ihren Beinen den besten Gebrauch gemacht haben mußten. Manche schleppten sich mühsam fort, andere rasteten am Wege oder kochten Mahlzeiten an Lagerfeuern. Einige von den Rastenden machten sich, durch die Dunkelheit

vor Entdeckung geschützt, den Spaß, Rebellenschreie auszustoßen, um die Vorüberziehenden durch den Glauben zu erschrecken, daß sie in einen Hinterhalt geraten seien, und sie zu schleuniger Flucht vor drohender Lebensgefahr oder vielmehr vor Gefangenschaft anzutreiben. Der erste Versuch dieser Art täuschte auch mich, so daß ich mein Tier zu seiner größten Leistungsfähigkeit anspornte.

Gegen Tagesanbruch kam ich an einem pennsylvanischen Regiment von „Dreimonats"-Leuten vorbei, deren Dienstzeit tags vorher abgelaufen war und die darauf bestanden hatten, mitten im Schlachtgetöse aus der Frontlinie abzumarschieren. So wenig kriegerischer Geist hatte sich bei einem beträchtlichen Teil der Armee entwickelt! Über eine kleine Weile hörte ich Hufgetrappel hinter mir und, mich umblickend, sah ich einen berittenen Offizier im vollsten Laufe herankommen. Als er sich näherte, bemerkte ich, daß er barhaupt und sehr kahlköpfig war. Ich erkannte alsbald Oberst Ambrose E. Burnside des ersten Freiwilligen-Regiments von Rhode Island, der in der Schlacht eine Brigade unter Heintzelman kommandiert hatte. Hier war er nun, ohne Hut, ohne Säbel und ganz allein, auf seinem schönen schwarzen Streitroß den besten Gebrauch von der Zeit machend. Ich hatte in seinem Lager zu Washington seine Bekanntschaft gemacht und redete ihn daher an, da er vorübereilte. Er hielt nicht an, um ein Gespräch anzuknüpfen, sondern rief nur aus: „Ich eile voraus, um Rationen für mein Kommando zu besorgen." Dies kam mir jedoch höchst widersinnig vor, da derlei Obliegenheiten doch nicht von Regimentskommandeuren besorgt zu werden pflegen und es auch keinen Aufschluß über das Verbleiben seines Hutes und Säbels gab. Dieser Zwischenfall flößte mir ein natürliches Vorurteil gegen seine Zuverlässigkeit als General ein, welches ich durch meine späteren Wahrnehmungen seiner Handlungsweise als Korps- und Armeekommandant bestätigt fand.

Gegen fünf Uhr langte ich an den Verschanzungen auf der Straße nach Alexandria, ungefähr eine Meile südlich vom westlichen Ende der Langen Brücke über den Potomac, an. Hier wurde ich eine Weile aufgehalten, da mein halb militärisches Gewand und die militärische Ausrüstung meines Pferdes die

Schildwache zwang, dem ihr erteilten Befehle, weder Offiziere noch Mannschaft nach Washington durchpassieren zu lassen, nachzukommen. Schließlich wurde der diensthabende Offizier herbeigerufen und ließ mich weiterziehen. Es war halb sechs, bis ich den Mietstall erreichte, in dem mein Pferd Unterkunft fand und von wo aus ich mich nach meinem Quartier verfügte. Die Straßen der Hauptstadt waren so unbelebt wie gewöhnlich zu dieser frühen Stunde und die Mehrheit der Bewohner befand sich ohne Zweifel in Unwissenheit über die unheilvollen Ereignisse des vorhergehenden Tages.

Man wird leicht begreifen, in welchem Zustand körperlicher Erschöpfung ich mich nach achtzehnstündigen großen Strapazen und Aufregungen und einer einzigen Mahlzeit befand; allein ich fühlte mich nicht zum Ausruhen berechtigt, ehe ich meiner Verpflichtung gegen den „Herald" nachgekommen war. Während meines nächtlichen Rittes hatte ich mir ausgedacht, was mir als das beste Verfahren bei meinem Bericht über die Schlacht erschien. Meine Kenntnis von den Einzelheiten des Kampfes war sehr beschränkt, doch hatte ich genug Auskunft gesammelt, um eine verständliche und beinahe richtige Übersicht der Begebenheiten zusammenzustellen. Ich beschloß daher, vor allem einen gedrängten Bericht von etwa sechshundert Worten, behufs Beförderung mittelst Draht nach Öffnung des Telegraphenamtes um sieben Uhr, zu verfassen. (Von der heutzutage bei der Presse allgemein üblichen unbeschränkten Benutzung des Telegraphen hatte man in jenen Tagen noch keinen Begriff, und es stand mir nicht frei, ohne besondere Ermächtigung seitens des Chefredakteurs mehr durch den Draht zu befördern; diese zu erlangen, hätte aber einen verhängnisvollen Aufschub zu bedeuten gehabt.) Dann wollte ich mir sechs bis sieben Stunden Schlaf gönnen und nachmittags versuchen, mehr Stoff zu einem ausführlicheren, mit der letzten Abendpost abzusendenden Bericht zu sammeln. Ich brauchte nur eine halbe Stunde, um meine Depesche niederzuschreiben, so daß mir, ehe ich sie auf dem Haupttelegraphenamte aufgab, noch Zeit zu einem Frühstück übrig blieb. Die Depesche erreichte den Ort ihrer Bestimmung vor acht Uhr und wurde sogleich als Separat-

ausgabe gedruckt. Es war die erste Offenbarung, die dem New Yorker Publikum von dem Umfang des nationalen Unglücks zuteil ward, und erregte als solche das größte Aufsehen, obwohl man ihr anfangs keinen Glauben beimaß.

Nachdem ich mich nachmittags vergebens bemüht hatte, im Kriegsministerium etwas Neues für meinen brieflichen Bericht auszukundschaften — man wußte dort weniger als ich —, ritt ich nach dem Hauptquartier des Generals McDowell auf Arlington Heights und war so glücklich, Hauptmann Fry zu treffen, den ich überredete, mir das Wesentliche von seinen Erinnerungen und Eindrücken der Schlacht zu diktieren. Da ich erst kurz vor sechs Uhr nach Washington zurückkehrte, war nicht mehr Zeit genug meinen Bericht bis zur letzten Abendpost fertigzustellen, und ich bat telegraphisch um die Erlaubnis, denselben vollinhaltlich dem Draht zu übermitteln, die mir auch erteilt wurde. Ich begann meine Arbeit um halb sieben und hatte sie um halb elf vollendet. Zwei Laufburschen trugen die nacheinander beschriebenen Blätter nach dem Haupttelegraphenamt, so daß wenige Minuten nach Beendigung meiner Arbeit die letzte Lieferung nach New York abgegangen war. Ich war von dem, was ich geschrieben hatte, vollständig befriedigt und überzeugt, daß ich damit einen Treffer machen würde. Aber ach! als ich es gedruckt wiedersah, entdeckte ich zu meinem großen Verdrusse, daß so viel davon gestrichen oder verändert war, daß ich den verstümmelten Überrest nicht mehr mit Stolz als mein eigenes Produkt betrachten durfte. Der Grund zu dieser Behandlung lag darin, daß ich mich in eine ziemlich erbarmungslose Kritik in dem von Hauptmann Fry angedeuteten Sinne eingelassen hatte, die man zu veröffentlichen sich fürchtete. Ich war besonders strenge mit einigen von den New Yorker Regimentern und ihren Offizieren verfahren und der Redakteur wagte es nicht, meine Verdonnerungen, bloß auf mein Zeugnis hin, drucken zu lassen. Die Entschuldigungen und Komplimente in dem vom Redakteur an mich gerichteten erklärenden Briefe waren eine armselige Entschädigung für meine Enttäuschung.

Das Sammeln und Beglaubigen von eingehenderen Nachrichten über die Schlacht, die Berichtigung ursprünglicher Mit-

teilungen im Lichte derselben und die Zusammenstellung der Verlustlisten gaben noch für längere Zeit in Washington viel zu tun. Doch zu Anfang August hatten die Regierung sowohl wie der Kongreß sich zu noch entschiedenerem Vorgehen zur Unterdrückung des Aufstandes, und in weit größerem Maßstabe als vorher, entschlossen. Offenbar mußte viel Zeit vergehen, ehe eine neue Armee aufgestellt und zu einer abermaligen Offensivbewegung von Washington aus bereit gemacht werden konnte, und demzufolge schien es, daß in der Hauptstadt einstweilen nichts für mich zu tun sein würde. Die Regierung teilte den allgemeinen Glauben, daß Missouri und Kentucky bald der Schauplatz von Kriegsoperationen sein dürften. Ich schlug deshalb dem Redakteur des „Herald" vor, mich nach einem dieser beiden Staaten zu entsenden. Man forderte mich auf, zu einer persönlichen Besprechung nach New York zu kommen, und als deren Ergebnis bewilligte man mir einen vierzehntägigen Urlaub, nach dessen Ablauf ich mich nach Louisville begeben sollte, um den Gang der Ereignisse in Kentucky zu beobachten. Ich traf während der ersten Woche des August, 1861, in Louisville ein und mietete ein Zimmer im Galt House, dem größten und besten Hotel der Stadt, betrieben von Kapitän Silas Miller, der als erfolgreicher Kapitän von Dampfschiffen auf dem Ohio und Mississippi durch den ganzen Südwesten sich eines ausgedehnten Rufes erfreute."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

General Sherman in Kentucky.

Louisville, das sich sonst eines recht lebhaften Handelsverkehrs rühmen konnte, war damals, da der Verkehr zwischen Nord und Süd aufgehört hatte, viele Geschäftsleute und die Mehrheit der jungen Männer sich den Truppen der Konföderierten angeschlossen hatten, nichts weniger als lebhaft, die Straßen erschienen beinahe verlassen. Auch das Hotel war leer. Herr Villard lernte jedoch den Dichter George D. Prentice, der das „Louisville Journal“ redigierte, sowie den Agenten der New Yorker Assoziierten Presse Tyler und dessen Gattin kennen und hatte so angenehmen Verkehr.

Die politische Situation des Staates war sehr aufregend und gab vielen Stoff für Korrespondenzen. Herr Villard irrte sich jedoch, als er annahm, die Einbeziehung Kentuckys in die offenen Feindseligkeiten würde gleichfalls viel Stoff ergeben. In diesem Staate standen Loyalisten und Begünstiger der Rebellensache einander gegenüber, ohne daß es der einen oder andern Partei gelang, entscheidende Maßregeln durchzusetzen. Man glaubte auch noch in maßgebenden Kreisen, „neutral“ bleiben zu können. Die Bundesregierung verhielt sich eine zeitlang passiv, bis die immer größer werdende Sympathie der obersten Staatsbeamten und der Kommandeure der Staatstruppen mit den Konföderierten eine andere Haltung erheischte. Jetzt wurden von Washington aus Emissäre nach Kentucky gesandt, um dort für die Union zu rekrutieren. Das hatte auch einen teilweisen Umschwung der öffentlichen Meinung zur Folge, so daß nach der Staatswahl im August drei Viertel der neuen Legislatur aus Unionisten bestanden.

Indessen drangen die Rebellen die Regierung der Konföderierten, durch Entsendung von Truppen den Staat zum Beitritt zu zwingen. Sie hatten insofern Erfolg, als im September von drei Seiten aus Rebellentruppen in Kentucky einmarschierten und Teile des Staats besetzten. Nur das Aufreißen einer Eisenbahnschiene seitens eines Loyalisten verhinderte, daß solche Truppen, die bereits von einer Strecke der Louisville und Nashville-Eisenbahn Besitz ergriffen hatten, Louisville erreichten. Nunmehr wurden die bis dahin geworbenen Unionstruppen trotz ihres offenbaren Mangels an Vorbereitung in Bewegung gesetzt. Doch kam es vorläufig zu keinen offenen Feindseligkeiten. Die Anführer auf beiden Seiten hielten die Truppen der Gegner für stärker, als sie waren, und wagten daher nicht, ihnen entgegenzutreten. Rebellen wie Unionisten richteten sich vielmehr darauf ein, Winterquartiere in Kentucky zu nehmen. So blieb Herrn Villard Ende September nichts mehr übrig, als die eigentümlichen Entwicklungen in Washington und in Louisville zu beobachten, die er nun in Verbindung mit militärischen Begebenheiten in Kentucky beschreibt.

„Infolge seines Alters und seiner geschwächten Gesundheit sah General Anderson sich der Aufgabe und Verantwortlichkeit seines Kommandos nicht gewachsen und suchte bald, nachdem er sein Hauptquartier nach Louisville verlegt hatte, um Enthebung vom Dienste an. Seinem Wunsche wurde vom Präsidenten Lincoln nur mit Widerstreben entsprochen und eine amtliche Verordnung in diesem Sinne vom Kriegsministerium am 7. Oktober 1861 erlassen, die zugleich General Sherman an seiner Stelle ernannte. Der Wechsel war nicht günstig für mich, denn während General Anderson den Vertretern der Presse gegenüber sehr zugänglich und mitteilsam war, betrachtete General Sherman sie als eine Landplage und Gefahr im Hauptquartier wie im Felde und behandelte sie dementsprechend, damals sowohl, wie auch während seiner ganzen großen Kriegslaufbahn. Ich war zurzeit bezüglich meines Berufes natürlich nicht derselben Meinung, doch mußte ich, aufrichtig gesagt, schließlich eingestehn, daß er vollkommen recht hatte. Denn was ich einerseits von der natürlichen Begierde der Freiwilligen-Offiziere jeden Ranges (von denen so viele in ihrer

Heimat strebsame Politiker waren), sich selbst auf Kosten von Indiskretionen in den Zeitungen lobend erwähnt zu finden, und andererseits von der Gleichgültigkeit der Preßangehörigen gegen militärische Interessen bei der Veröffentlichung von Armeenachrichten zu sehen bekam, muß jeden Unparteiischen zu dem Schlusse führen, daß der von Kriegskorrespondenten sicher angerichtete Schaden jeden von ihnen etwa bewirkten Nutzen bei weitem überwiegt. Wäre ich kommandierender General, so würde ich keinen von dem Gelichter innerhalb meiner Truppenaufstellung dulden.

Unter diesen Umständen wäre es vollkommen nutzlos gewesen, mich dem General Sherman förmlich als Neuigkeitssammler zu nähern, doch kam ich auf andere und befriedigendere Weise mit ihm in Berührung. Gleich mir, fand er sich jeden Abend gegen neun Uhr im Bureau des Mr. Tyler ein, um die in dem Abendbericht der Vereinigten Presse erschienenen Nachrichten zu erfahren. Ich war ihm von dem Bull Run-Feldzuge her als Zeitungskorrespondent bekannt und ihm überdies von seinem Bruder John (damals Kongreßmitglied und später Senator für Ohio und Finanzminister) besonders empfohlen worden; da wir einander auf neutralem Boden begegneten und ich keine Fragen an ihn richtete, so standen wir bald auf dem besten Fuße. Er war sehr gesprächig und äußerte mit besonderer Vorliebe seine Meinung über die einlaufenden Nachrichten. Da saß er, eine Zigarre rauchend (ich sah ihn kaum je ohne eine solche), in seinen Stuhl zurückgelehnt, die Daumen in den Ärmellöchern seiner Weste. Oder er schritt paffend im Zimmer auf und ab, den Kopf vornüber gebeugt und die Hände auf dem Rücken gekreuzt. Jede militärische Neuigkeit rief eine Bemerkung seinerseits hervor und es war leicht ihn in ein langes Gespräch zu verwickeln, wenn der Gegenstand ihn interessierte. Er sprach sich ohne Rückhalt über Menschen und Dinge aus, vollständig auf Treu und Glauben seiner Zuhörer bauend, die in der Regel nur aus Mr. Tyler und meiner Wenigkeit bestanden. Wie man uns leicht glauben wird, betrachteten wir die in seiner Gesellschaft zugebrachten Stunden als einen Hochgenuß, obgleich wir uns von der künftigen Berühmtheit des Generals nichts träumen ließen. Ich habe seitdem oft gewünscht, daß ich mir von seinen

Aussprüchen Notizen gemacht hätte. Seine Urteile über militärische und politische Führer wären besonders der Bewahrung wert gewesen, denn fast alle erwiesen sich als richtig.

In seinen Unterhaltungen mit uns besprach er auch die politische und militärische Lage Kentuckys und seine eigene, damit in Verbindung stehende Aufgabe, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß er mehr sagte, als klug und schicklich war. Er gestand offen, nachdem ihm das Kommando übertragen worden war, daß er es nicht gewünscht hatte und daß seine neue Verantwortlichkeit ihn mit Bangen erfüllte. Mit der dem Genie angebornen lebhaften Einbildungskraft erkannte er deutlich die furchtbaren Schwierigkeiten der Rolle, die er bei der Unterdrückung des Aufstandes zu spielen bestimmt war. Er war von denselben schlechterdings entsetzt. Er sah sich an der Spitze von ungeübten Truppen von nicht mehr als zwanzigtausend Mann, deren Zahl seiner Meinung nach hätte vielfach vermehrt werden müssen. Er besorgte, daß die Kriegsmacht der Rebellen im Staate die seinige an Stärke bei weitem übertraf, und konnte die Befürchtung nicht los werden, daß, wenn er angegriffen werden sollte, keine Aussicht auf Erfolg vorhanden war. Dieser Gemütszustand ging nicht sowohl aus Mangel an Selbstvertrauen hervor als vielmehr, wie mir schien, aus seiner inbrünstigen Vaterlandsliebe und seinem Verzweifeln an der Erhaltung der Union, angesichts der fanatischen und blutdürstigen Feindseligkeit gegen dieselbe, welche den ganzen Süden beherrschte. Diese Furcht bemächtigte sich seiner in so hohem Grade, daß, wie ich von denen erfuhr, die in fortwährendem dienstlichen Verkehr mit ihm standen, er buchstäblich Tag und Nacht darüber brütete. Infolge derselben verfiel er selbst außerhalb seines Hauptquartiers in anhaltende Anfälle vollkommenen Schweigens. Er bewohnte im Galt House eine Zimmerflucht im Erdgeschoß. Stundenlang schritt er, rauchend und offenbar in bedrückende Gedanken vertieft, in dem zu derselben führenden Gange auf und ab. Dies geschah in solchem Umfange, daß es von den Gästen und Bediensteten des Hotels allgemein bemerkt und besprochen wurde. Sein sonderbares Benehmen verursachte Geklatsch und man flüsterte sich sogar zu, daß er direkt geistig deprimiert sei.

In diesem Zustande befand er sich, als der Kriegsminister Cameron, behufs einer Besprechung mit ihm, in Louisville eintraf. Derselbe kam von St. Louis, wo er General Frémont seine Verschwendung und willkürliche Machtanmaßung vorgehalten hatte, und wollte nun mit General Sherman reden, von dem es den Behörden in Washington schien, daß er angesichts seiner übertriebenen Theorien in bezug auf die Ausrottung der Rebellion im Mississippital zur Vernunft gebracht werden müsse. Cameron war von Samuel Wilkeson begleitet, dem Washingtoner Korrespondenten der New Yorker „Tribune“ — später beinahe zwanzig Jahre lang Sekretär der Northern Pacific-Eisenbahngesellschaft, — dem er gestattete, seinen amtlichen und vertraulichen Besprechungen mit dem General beizuwohnen, ohne jedoch Wilkesons journalistischen Charakter zu enthüllen. Die Unterredung ist in den Memoiren Shermans ausführlich beschrieben. Der General erklärte seinen strategischen Plan zur Unterwerfung des Sonderbundes auf einer Karte. Er bezeichnete die Operationslinien, welche die verschiedenen, in der Errichtung begriffenen Bundesheere im Süden zu verfolgen hätten. Auch berechnete er die für dieselben erforderliche Stärke und behauptete, daß zur Vernichtung der Kriegsmacht des Sonderbundes in den vom Mississippi und seinen östlichen und westlichen Zuflüssen bewässerten Rebellenstaaten nicht weniger als zweimalhunderttausend Mann nötig sein würden. Diese Behauptung war so sehr der damals noch herrschenden Idee von der beschränkten Widerstandsfähigkeit des Sonderbundes und der zu seiner Überwindung erforderlichen Mittel entgegen oder vielmehr voraus, daß sie den Minister verblüffte und ihn an dem gesunden Verstande des Generals zweifeln ließ. In der Tat teilte mir Wilkeson sogleich nach der Unterredung mit, daß Cameron dächte, der General sei durch übertriebene Furcht vor der Stärke der Rebellen aus seinem geistigen Gleichgewicht gebracht, und es ginge nicht an, ihm das Kommando zu belassen.

Das war nun allerdings eine große Neuigkeit, allein im öffentlichen Interesse fühlte ich mich nicht berechtigt, davon Gebrauch zu machen. Da jedoch mein Freund Murat Halstead, der Redakteur des Cincinnatier „Commercial“, der Familie Sherman sehr

zugetan war, so teilte ich ihm dieselbe in einem Privatbriefe an demselben Abend mit. Er konnte der Versuchung, die sensationelle Nachricht für sein Blatt zu verwerten, nicht widerstehen. Zu meiner peinlichen Überraschung und großen Entrüstung ließ er in der ersten Ausgabe nach Empfang meines Briefes einen kurzen Leitartikel erscheinen, der im wesentlichen die Überzeugung aussprach, „das Land würde mit Erstaunen und Bedauern vernehmen, daß der Brigadegeneral Sherman irrsinnig geworden sei." Auf diese Weise wurde ich die unschuldige Ursache der Veröffentlichung dieser grausamen falschen Angabe, welche dem General und seinen Freunden so viel Verdruß und Schmerz verursachte. Aber das schlimmste Resultat der Unterredung sollte noch folgen. Trotzdem daß Cameron die Verbindung Wilkesons mit der Presse verheimlicht hatte, so daß Sherman sich mit viel größerem Freimut äußerte, als er sonst getan hätte, wurde Wilkeson von dem Minister gestattet, sämtliche Einzelheiten des Gesprächs in der „Tribune" zu veröffentlichen. Obendrein waren die Mitteilungen von sarkastischen Bemerkungen begleitet über die Ängstlichkeit des Generals und seine ungereimten Forderungen von Truppen, wie aus seinem Ansuchen um zweimalhunderttausend Mann ersichtlich sei, ferner von unzarten Andeutungen, daß sein Verstand gelitten habe und man ihm nicht ohne Gefahr gestatten könne, ein wichtiges Kommando zu bekleiden. Das war nun eine schmähliche Beleidigung und eine augenfällige Illustration der damals in Regierungskreisen sowohl, wie auch im großen Publikum herrschenden Ahnungslosigkeit von dem Nachteil, der den öffentlichen Interessen und namentlich der militärischen Disziplin aus derlei niederträchtigen Ungehörigkeiten erwuchs. Wie vorauszusehen war, suchte General Sherman um Enthebung von seinem Kommando nach, und in den ersten Tagen des November wurde ihm dieselbe ohne Verzug bewilligt. In der Tat war man allgemein der Meinung, daß es der Zweck jener Veröffentlichung in der „Tribune" gewesen sei, ihn zum Rücktritt zu zwingen."

Es wurde eine neue militärische Abteilung, die „vom Ohio" formiert und Brigadegeneral Don Carlos Buell zum Kommandanten ernannt. Er schlug sein Hauptquartier in Louisville auf und

übernahm das Kommando in der zweiten Novemberwoche. Präsident Lincoln und das Kriegsdepartement wünschten, daß Buells Armee nach Ost-Tennessee vorgehe, um die dortigen Parteigänger der Union zu beschützen. Der General jedoch konnte sich nicht dazu entschließen, den Vormarsch zu beginnen, da er seine Leute für zu wenig vorbereitet erachtete, und er blieb trotz der dringendsten Vorstellungen bei seiner Weigerung. Herr Villard hatte also wenig Gelegenheit, kriegerische Ereignisse zu melden, zumal die Übermittlung von Nachrichten per Post oder Telegraph unmöglich war. Da ermittelte er, daß Personen, die regelmäßig zwischen Louisville und Nashville reisten, Briefe, Zeitungen und anderes mitzunehmen bereit waren, und durch ihre Dienste ermöglichte er es, Nachrichten von den Vorgängen im Süden an den New Yorker „Herald“ gelangen zu lassen.

Die Monate November, Dezember und Januar gingen mit Korrespondenzen zwischen dem Kriegsdepartement und den Generälen Buell, McClellan und Halleck hin, und die Untätigkeit und Streiterei der Heerführer hätte wohl noch länger gedauert, wenn nicht die unerwarteten Erfolge des Generals Grant, der damals in Kairo kommandierte, und des Kontreadmirals Foote, der die Flottille der Flußkanonenboote befehligte, einen Umschwung herbeigeführt hätten. Diese beiden hatten nach längeren vergeblichen Anstrengungen von dem kommandierenden General Halleck Ende Januar die Erlaubnis erwirkt, das von den Rebellen zur Verteidigung des Tennessee-Flusses errichtete Fort Henry anzugreifen und, wenn möglich, zu nehmen, und am 6. Februar konnte Grant melden: „Fort Henry ist unser. Am achten werde ich Fort Donelson nehmen und zerstören.“ Wenige Tage darauf ergab sich in der Tat Fort Donelson mit seiner zahlreichen Besatzung und seinen bedeutenden Vorräten dem General. Der Triumph Grants entfachte den Enthusiasmus der Loyalisten aufs neue und verscheuchte alle Befürchtungen, welche die Unionsgenerale veranlaßt hatten, in der Defensive zu bleiben. Jetzt wurde ein schleuniges Vorrücken Buells nach Nashville notwendig. Nashville wurde am 23. erreicht. Herr Villard war zunächst nach Fort Donelson gefahren und begab sich von dort nach Nashville. Die

Stadt war nicht im Besitze der Rebellen. Der Oberbefehlshaber der Rebellentruppen Johnston hatte den städtischen Behörden bereits am 17. Februar eröffnet, daß die Stadt nicht verteidigt werden könnte, und war abgezogen, nachdem die mit Materialien und Vorräten gefüllten Lagerhäuser, deren Inhalt nicht mitgenommen werden konnte, den Einwohnern zur Plünderung überlassen worden. Herr Villard hatte dort zwei Wochen Zeit, seine Berichte zu schreiben, und war damit vollauf beschäftigt.

Gelegentlich sah er auch einmal den General Grant, der unerwartet zu Schiffe zu einer Konferenz mit General Buell von Clarksville anlangte. Von dem gewöhnlichen und durchaus nicht imponierenden Aussehen des Generals war er sehr enttäuscht. Auch Andrew Johnson, den späteren Präsidenten der Vereinigten Staaten, bekam er zu Gesicht. Johnson hatte sich als Bundessenator für Tennessee durch seine enthusiastische Teilnahme für die Sache der Union hervorgetan, und als Nashville gefallen war, ernannte ihn Präsident Lincoln zum Brigadegeneral der Freiwilligen und zum Militärgouverneur des Staates Tennessee. Er trat in Nashville sehr energisch auf; aber Herr Villard bekam von ihm den Eindruck, daß er vermöge seines heftigen Temperaments und seines Hangs zum Trinken zur Erfüllung seiner Aufgabe unfähig war.

Der konföderierte General Johnston zog von Nashville nach Corinth, unterwegs die verschiedenen Truppen der Rebellen sammelnd. Infolgedessen beschlossen die Generale Halleck und Buell, daß sich letzterer in Savannah am Tennessee-Flusse mit General Grant vereinigen sollte. Am 14. März wurde der Befehl zum Abmarsch gegeben. Herr Villard begleitete die Armee in der Abteilung des Generals McCook. Der Marsch wurde durch die Notwendigkeit aufgehalten, über den angeschwollenen Duck River eine Brücke zu bauen, welche Arbeit von den vielen im 32. Indiana-Regiment befindlichen Handwerkern in zehn Tagen ausgeführt wurde. Dieses Regiment bestand vollständig aus Deutschen und wurde von Oberst August von Willich kommandiert. Glücklicherweise wartete General Nelson, einer der Divisionsführer, die Beendigung des Brückenbaus nicht ab. Er durchschritt mit seinen

Leuten den Fluß und kam daher vor dem Hauptkorps, und zwar am 5. April, in Savannah an. Der Marsch ging weiter nach Pittsburg Landing. Herr Villard befand sich in Nelsons Abteilung. So sah er denn selbst in Pittsburg Landing die zur Grantschen Armee gehörenden Offiziere und Mannschaften, die vor den Rebellen geflohen waren. Grant war bei Shiloh vom Feinde überrascht und seine Truppen beinahe aufgerieben worden. Am folgenden Tage, dem 7. April, konnten die Buellschen Korps zum Angriff vorgehen und die Niederlage in einen Sieg verwandeln. Die Schlacht war eine der blutigsten. Darüber spricht sich Herr Villard wie folgend aus:

„Ich hatte ziemlich viel Zeit darauf verwendet, die ‚Schrecken des Krieges', wie sie durch alle die furchtbaren Anblicke über das ganze Schlachtfeld hin sich kund taten, zu studieren oder — um nicht einen zu kräftigen Ausdruck zu gebrauchen — zu beobachten. Nur einmal noch, später während des Krieges, war ich Zeuge eines gleich grimmigen, erschütternden und widerwärtigen Schauspiels. Überall konnte man die blutigen Beweise von dem Umfang des Gemetzels wahrnehmen. Auf beiden Seiten lagen die Toten, in blauen und grauen Uniformen, in ihrer Starrheit, einzeln hier und buchstäblich in Reihen und Haufen dort, noch unberührt auf dem Schlachtfeld umher. Ich kam an mehr als tausend von ihnen vorbei. Ein vielleicht krankhaftes Verlangen, die Wirkung eines plötzlichen, gewaltsamen Todes auf Gesichtszüge und Gliedmaßen zu beobachten, hemmte meine Schritte. Ich war darüber verwundert, daß die Gesichter der meisten Opfer einen friedlichen und beglückten Ausdruck trugen und viele dalagen, als hätten sie sich bewußterweise zum Schlafe hingestreckt. Doch gab es auch viele grausige Ausnahmen, die Züge abstoßend von Schmerz und Haß verzerrt. Nur wenige schienen von schweren Geschossen getötet. Hunderte von Schwerverwundeten lagen gleichfalls umher, einige im letzten Todeskampf, andere ruhig ihrem Schicksal entgegensehend und ach! gar viele sich vor Schmerz krümmend und, von ihren entsetzlichen Wunden gequält, laut aufschreiend. Nicht weit von der Stelle, an der ich Sherman getroffen hatte, stand eine kleine Kirche, als das Bethaus von Shiloh bekannt (nach

welcher die Schlacht benannt wurde), deren Inneres die jammervollste Szene in all dieser traurigen Umgebung darbot. Die für die Andächtigen bestimmten Sitze waren entfernt worden und auf dem Boden ausgestreckt lagen in zwei Reihen siebenundzwanzig tote und sterbende Rebellen, Offiziere und Gemeine, auf den bloßen Brettern und unbedeckt. Kein menschliches Wesen war zu sehen, das ihnen Barmherzigkeit erwiesen hätte. Man hatte sie ihrem Schicksal überlassen, da sie offenbar rettungslos verloren waren. Da ich die Feldhospitale passierte, drängten sich mir noch andere schauderhafte Belege für die Blutarbeit in Gestalt von Haufen amputierter Gliedmaßen auf. Niemand konnte noch die Höhe der Verluste angeben, allein ich war überzeugt, daß die Zahl der Toten und Verwundeten auf unserer Seite sich auf acht- bis zehntausend belief, welche Schätzung der Wirklichkeit ziemlich nahe kam."

Die Kampagne gegen Corinth folgte. Gegen Ende des Monats April 1862 waren die Wirkungen der Tage von Shiloh beseitigt. Nur für Grant hatten sie die Folge, daß er des Kommandos über die Tennessee-Armee enthoben und zum Unterkommandeur der Gesamtarmee unter Halleck ernannt wurde. Das bedeutete, daß letzterer keine Verwendung für ihn hatte. Kommandeur der Tennessee-Armee wurde General George H. Thomas. Halleck, der die Stärke des Feindes überschätzte, ging nur vorsichtig und langsam vor. Tatsächlich kam es zu Renkontres zwischen einzelnen Abteilungen und dem Feinde, und auch die letzten Tage, bevor man Corinth gegenüberstand, der 28. und 29. Mai, waren nicht frei davon. Corinth wurde belagert, wenigstens nach der Meinung der Unionsgenerale. Letztere glaubten noch am frühen Morgen des 30. Mai, daß der Feind fortgesetzt Verstärkungen erhielte. Wenige Stunden später entdeckten sie, daß Corinth von den Rebellentruppen geräumt war.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Weitere Kämpfe im Westen.

General McCook erhielt den Befehl, Corinth zu besetzen. Am 8. Juni hatte Herr Villard Gelegenheit, mit einem aus Güterwagen bestehenden Eisenbahnzuge von dort nach Memphis in Tennessee zu fahren. Er kam gerade zu rechter Zeit, um den Kampf zwischen den feindlichen Flottillen vor Memphis und die Einnahme der Stadt durch die Unionstruppen mitanzusehen. Auf die Nachricht, daß General Buell Befehl zum Weitermarsch erhalten, reiste er am 11. Juni nach Corinth zurück. Es gelang ihm, sich wieder McCook anzuschließen. Die Aufgabe Corinths seitens des Feindes stand mit dessen Absicht in Zusammenhang, die Rebellenarmee vom mittleren Mississippi nach Chattanooga in Tennessee zu bringen und eine Flankenbewegung gegen Buell auszuführen. Buell beschloß, seine Armee schleunigst nach Murfreesboro' zu konzentrieren. Herr Villard berichtet weiter:

„Einen Tag vor dem Ausmarsch McCooks nach Murfreesboro' erschien Edward McCook, der Kavallerieoberst, ganz unerwartet mit einem kleinen Gefolge zu Pferde zu kurzem Besuch bei seinem Vetter. Beinahe zwei Monate lang, nachdem wir uns getrennt hatten, war er zur Bedeckung von Proviantzügen auf dem Tennessee River verwendet worden, doch der Division des Generals Nelson gefolgt, als dieser nach McMinnville vorrückte. Er war mehrere Wochen hindurch mit der Auskundschaftung, Verfolgung und Bekämpfung von Freischärlern beschäftigt gewesen. Er forderte mich auf, ihn zu begleiten, und da ich der einförmigen Märsche müde war, willigte ich ein und ritt mit ihm davon.

Meine Erlebnisse während der folgenden Woche erinnerten mich beständig an das Lied in Schillers ‚Die Räuber' —

‚Ein freies Leben führen wir.'

Der Oberst kommandierte eine Brigade, nominell drei berittene Regimenter, in Wirklichkeit aber nur elfhundert Mann stark. Diese waren gut bewaffnet und verhältnismäßig gut beritten, da ihr Kommandant es sich zur Regel gemacht hatte, die abgenutzten Pferde seines Detachements gegen gute, die er auf dem Lande fand, einzutauschen. Indessen waren die Leute seit dem Frühjahr nicht neu bekleidet worden und ein bedeutender Prozentsatz derselben hatte für Teile ihrer Uniformen Zivilgewänder substituiert, die ihnen ein recht gemischtes Aussehen verliehen. Mehr als die Hälfte hatte sich in Besitz von verschiedenfarbigen Stroh- und Filzhüten gesetzt und ungefähr zwanzig waren mit „Nußbraun" oder „Sonderbundsgrau" angetan und bildeten die „Rekognoszierungs-Rotte" in Rebellenverkleidung behufs wirksamerer Erfüllung ihrer gefährlichen Obliegenheiten.

Im ganzen genommen entsprach das buntscheckige Aussehen der Brigade den verschiedenartigen Dienstleistungen, zu denen sie verwendet wurde. Es war buchstäblich eine „fliegende Kolonne", die, sich rasch von Ort zu Ort bewegend, im Schritt, im Trabe und Galopp täglich zwanzig bis vierzig Meilen zurücklegte. Jeden Morgen wurden mehrere Detachements voraus-, sowie nach rechts und links von der Haupttruppe zum Durchstreifen der Gegend ausgeschickt, um den Feind aufzuspüren, Fourage zu requirieren und geeignete Lagerplätze zu ermitteln. Der Oberst und ich ritten stets mit der Vorhut. Dreimal gab es eine Jagd auf Rebellenwild und lebhafte Hinterhaltsgefechte mit einigen Verlusten auf beiden Seiten. Jede Nacht biwakierten wir im Freien, nur unsere Regenmäntel zur Unterlage und durch Decken und aus Zaunlatten oder Baumästen hergestellte Dachungen geschützt, während unsere Sättel als Kissen dienten. Einige Ambulanzen und ein Dutzend Munitionswagen machten unsern ganzen Transport aus. Wir nährten uns buchstäblich vom Lande und ließen, gleich einem Schwarm Heuschrecken, nichts Eßbares übrig. Unsere Leute hatten sich eine merkwürdige Fertigkeit darin angeeignet, mit Speise und Futter

vollständig aufzuräumen, und waren besonders schlau in der Entdeckung verborgener Vorräte und des Viehes, das von den Einwohnern weggetrieben worden war. Dabei wurden sie häufig von den Schwarzen unterstützt, von denen eine Schar, auf Maultieren reitend, sich nachgerade um uns gesammelt hatte und uns in die „Freiheit“ folgte. Unsere Mahlzeiten waren natürlicherweise sehr unregelmäßig und zeichneten sich mehr durch Einfachheit als durch Abwechslung aus; doch, obgleich wir mitunter ohne eine Mahlzeit uns zur Ruhe legten oder des Morgens auf den Weg machten, schlugen wir uns ganz erträglich durch. Jedenfalls sagte mir das abenteuerliche Leben zu, das mir wie eine Wiederholung meiner Streifzüge in Colorado erschien.

Ein aufregender Zwischenfall machte einen besonders tiefen Eindruck auf mich. Während wir eines Nachmittags mit der Vorhut voranritten, bat einer der Leute um die Erlaubnis, zu einem gewissen Zwecke auszutreten. Er band sein Pferd an den Zaun und kletterte über diesen in ein Kornfeld. Ungefähr fünf Minuten später hörten wir einen Schuß aus dieser Richtung und in der Befürchtung, daß dem Manne etwas zugestoßen sei, hielten wir an und sandten ein Peloton nach ihm zurück. Bald danach kam einer davon herangaloppiert, mit der Meldung, daß sie den armen Teufel erschossen gefunden hätten. Da dies offenbar ein Fall heimtückischen Mordes war, kehrten wir sofort nach dem Schauplatz zurück, wo der Oberst ein Beispiel zu statuieren beschloß. Wir eilten nach dem Wohnhaus des Farmers, in dem sich nur Frauen und Kinder zu befinden schienen, konnten aus diesen nichts herausbringen, entlockten jedoch einem der Sklaven durch Drohungen das Geständnis, daß sein junger „Massa“ den Schuß abgefeuert hätte. Hierauf wurden alle menschlichen Wesen und Tiere aus den Gebäuden gewiesen, diese in Brand gesteckt und binnen einer Stunde niedergebrannt. Dergleichen strenge und selbst strengere Wiedervergeltung war zur Notwendigkeit geworden, infolge der häufigen Meuchelmorde, die während des Sommers im mittleren Tennessee stattgefunden hatten. Der ärgste Frevel dieser Art war die Ermordung des Generals L. McCook (dessen ich als Oberst des neunten Regiments von Ohio

Erwähnung tat), während er krankheitshalber beurlaubt, in einer Ambulanz nach der Eisenbahnstation gebracht wurde. General Buell hatte Befehl erteilt, jeden als Freischärler betretenen Zivilisten sofort zu hängen, und das Kommando des Obersten McCook hatte bereits in fünf Fällen die Todesstrafe vollzogen."

General Buells Armee konzentrierte sich nach Murfreesboro' zu; doch mußte sie, nachdem die Konzentration am 5. September vollendet war, von dort in Eilmärschen nach Nashville aufbrechen und von da wieder nordwärts vorgehen, da der Feind offenbar eine Flankenbewegung ausführte, um nach Zentral-Kentucky und speziell nach Louisville zu gelangen. Die Tatsache, daß Buell, statt selbst anzugreifen, sich von den Bewegungen Braggs leiten lassen mußte, untergrub sein ohnehin wankendes Ansehen gänzlich. Der Marsch, den Herr Villard im Gefolge des Generals McCook mitmachte, war außerordentlich beschwerlich. Am 27. September wurde Louisville erreicht, wo Herr Villard sein vor acht Monaten zurückgelassenes Gepäck vorfand. Am Tage nach seiner Ankunft in Louisville wurde Buell benachrichtigt, daß Präsident Lincoln ihn seines Kommandos enthoben und dieses dem General Thomas übertragen hatte. Auf Thomas' Empfehlung wurde diese Maßnahme jedoch widerrufen. Herr Villard erfuhr diese Vorgänge am 29. September, machte aber keinen Gebrauch davon, da er um Geheimhaltung ersucht worden war. Am 1. Oktober verließ die Armee Louisville, um General Bragg mit seinen Truppen aufzusuchen und anzugreifen. Der Zusammenstoß erfolgte am 8. Oktober in der Schlacht von Perryville oder auf den Chaplin Hills. Der Kampf war ein furchtbarer und dauerte, bis ihm die Nacht ein Ende machte. Er gestaltete sich in seinem nächsten Resultat zu einem entschiedenen Siege der Rebellenarmee. Als jedoch nach in der Nacht abgehaltenem Kriegsrat und ausgegebenen Ordres die Unionstruppen am nächsten Morgen zum Angriffe geführt werden sollten, zeigte es sich, daß General Bragg den Rückzug angetreten hatte. Herr Villard, der den Kampf von einem der bedrohtesten Punkte der Schlachtlinie mitangesehen hatte, erzählt folgendes von diesem grauenvollen Schlachtfelde:

„Ich brachte den Morgen des neunten damit zu, meinen
sten Bericht über die Schlacht zu verfassen, den ein mit einem
mbulanzzug von Verwundeten nach Louisville abgehender Chirurg
f der nächsten Eisenbahnstation zur Post zu geben versprach,
nd widmete den Nachmittag einem Ritt über das ganze Schlacht-
ld. Ich konnte den Verlauf des Gefechts von den ersten An-
riffspunkten seitens der Rebellen bis dahin, wo sie dasselbe abends
abgebrochen hatten, leicht an den grausigen Reihen von Toten und
Schwerverwundeten verfolgen. Auf unserer Seite lagen die meisten
Opfer in Reihen längs unserer Front, wo der kräftigste Wider-
stand geleistet worden war. Der Schlachtlinie Jacksons entlang
waren die Verluste offenbar gering gewesen, was zu dem Schluß
berechtigte, daß der größte Teil seiner Division sein Heil in der
Flucht gesucht hatte. Die Zahl der Gefallenen war am größten
bei der Brigade Starkweather, während die Verluste von Harris
und Lytle sich ungefähr das Gleichgewicht hielten. Fast alle
unsere Verwundeten waren entweder während des Treffens oder
in der Nacht fortgeschafft worden. Die Richtung des Vorrückens
der Rebellen war buchstäblich durch blutige Fährten, eine Viertel-
bis zu einer halben Meile lang, bezeichnet. Ich zählte mehr als
fünfhundert ihrer Toten. Die meisten schienen augenblicklich durch
Flinten- oder Kanonenkugeln getötet worden zu sein, doch viele
ließen in ihren verzerrten Gesichtszügen erkennen, daß sie einen
längeren oder kürzeren Todeskampf durchgemacht hatten. Ich
fand etwa vierzig, die von Kanonenkugeln oder Kartätschen ge-
troffen und verstümmelt worden waren, einige der oberen und
unteren Gliedmaßen beraubt, andere mit Brust und Eingeweide
bloßgelegt, einen, dessen Kopf halb weggerissen war und einen
andern, dem er gänzlich fehlte. Unser Sanitätskorps war damit
beschäftigt, hunderte von Verwundeten aufzulesen, die der Feind
erbarmungslos auf dem Felde hatte liegen lassen. Diese hatten,
seit sie gefallen waren, vor Schmerz, Kälte und aus Mangel an
Speise und Trank unbeschreibliche Leiden ausgestanden. Die
hoffnungslosen Fälle überließ man ihrem Schicksal da, wo sie lagen,
und ich kam an Dutzenden von ihnen vorbei, die sich im letzten
Todeskampfe wanden. Die Spur des Gemetzels legte schauder-

erregendes Zeugnis ab von dem blinden, einer fanatischen Hingebung für eine ungerechte Sache entsprossenen Heldenmut, mit welchem die Rebellen dem Tod die Stirne boten, ja um ihn freiten. An drei Punkten stieß ich auf einem Raum von nicht mehr als fünfhundert Fuß Länge und Breite, der Reihe nach auf Schwaden von zwanzig bis fünfzig Leichen, die, von unserem Kleingewehr- und Batteriefeuer niedergemäht, bewiesen, daß das mörderischste Feuer ihnen keinen Einhalt zu tun vermochte. Es bot sich fürwahr hier ein ebenso entsetzliches Schauspiel, als jenes auf dem Felde von Shiloh."

Der Ausgang des Kampfes und besonders die Tatsache, daß Bragg unbehelligt seinen Rückzug bewerkstelligen konnte, rief viele der Leitung ungünstige Kommentare hervor, die von verschiedenen Offizieren speziell Herrn Villard gegenüber ausgesprochen wurden. Bei dieser Gelegenheit hatte Herr Villard auch eine lange Unterredung mit General Sheridan, den er bereits, als Sheridan noch Oberst war, in der Corinth-Kampagne mehrfach getroffen hatte. Auf dem Weitermarsch der Armee stellte es sich heraus, daß Bragg Kentucky aufgegeben hatte, und so entschloß sich Herr Villard am 15. Oktober, nach Louisville zurückzukehren. Er hatte seinen Weg über Perryville zu nehmen, um nach der nächsten Eisenbahnstation zu gelangen. Er erreichte diese am 17. jenes Monats.

Am 18. traf Herr Villard in Louisville ein. Er depeschierte der „Tribune", daß die Kampagne zu Ende sei, erhielt darauf die Aufforderung, so bald als möglich nach New York zu kommen, und fuhr am 20. dorthin ab.

Nach einwöchiger Ruhepause erbot sich Herr Villard, eine vollständige Darstellung der Operationen der Ohioarmee unter Buell zu schreiben, und ersuchte um die Erlaubnis, nach Washington zu reisen, um dort die inzwischen eingetroffenen dienstlichen Berichte einsehen zu können. Das Anerbieten führte dazu, daß Herr Villard zum Korrespondenten bei der Potomac-Armee bestimmt wurde. Er reiste daher zunächst nach der Hauptstadt. Er schrieb dort die beabsichtigte Darstellung, nachdem er mit vielen Schwierigkeiten Abschriften eines Teiles der dienstlichen Berichte erlangt hatte. Der Artikel erschien am 12. November in der „Tribune",

zu der er vom „Herald" übergegangen war, und füllte mehr als eine ganze Seite des Blattes. Natürlich erfuhr Herr Villard viel über die Kontroverse hinsichtlich der Absetzung und Wiedereinsetzung des Generals McClellan als kommandierender General der Potomac-Armee sowie über die mehrfachen Meinungsverschiedenheiten zwischen Präsident Lincoln und den Hauptmitgliedern seines Kabinetts. Mit dem Präsidenten selbst hatte er eine lange Unterredung. Sie fand nach der Publikation der Villardschen Beschreibung der Feldzüge Buells statt und eine Bezugnahme des Präsidenten auf diese Beschreibung machte sie zum alleinigen Gegenstand der Unterhaltung. Präsident Lincoln erkundigte sich nach Herr Villards Ansichten über die Hauptheerführer unter Buell, und Herr Villard sprach sich über diese ohne Rückhalt aus. Er war von der Vertrautheit des Präsidenten mit den Einzelheiten der Bewegungen und Schlachten, von denen er angenommen, daß sie überhaupt nicht zur Kenntnis Lincolns gekommen seien, überrascht. Am Ende des Gesprächs und nachdem Herr Villard auf eine entsprechende Frage mitgeteilt, daß er die Potomac-Armee begleiten werde, versicherte der Präsident, es werde ihn freuen, Herrn Villard wiederzusehen.

Als dann General Burnside im November 1862 aufbrach, um Lee entgegenzutreten, begab sich Herr Villard wieder zur Armee. Burnside hatte gegenüber dem Präsidenten und dem Kriegssekretär sowie dem Höchstkommandierenden auf Durchführung eines andern Feldzugsplanes bestanden, als dieser vorgeschlagen, und in den Debatten darüber ein Kompromiß erzielt, wich aber später doch von letzterem ab, und lediglich seiner unrichtigen Taktik ist der unglückliche Kampf bei Fredericksburg zuzuschreiben.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Schlacht bei Fredericksburg.

Herr Villard sah die Vorbereitungen zum Sturm auf die von dem konföderierten General Lee besetzten Höhen bei Fredericksburg, war auch am 10. Dezember Zeuge der vergeblichen Versuche, Brücken über den Fluß zu schlagen, und ritt dann am nächsten Tage, als das Wagnis mit großen Verlusten gelungen war, mit den Truppen nach Fredericksburg. Auch einen Teil des Marsches nach den Höhen machte er mit, und er sah, wie ein Korps nach dem andern zurückgeschlagen wurde und wie schließlich sämtliche Unionstruppen sich zurückziehen mußten. Die einreißende Demoralisation entging ihm so wenig, wie die ungeheure Größe der Verluste. Er war daher erstaunt, daß General Burnside nach persönlicher Besichtigung der zurückgeworfenen Truppen und mehrfacher Konferenzen mit ihren Führern die Wiederholung des Sturmes anordnete. Glücklicherweise ließ sich der General bewegen, davon Abstand zu nehmen.

Darauf schreibt Herr Villard wie folgt: „Überzeugt von der Richtigkeit meines Urteils, daß keine weiteren Feindseligkeiten stattfinden würden, und meinen Instruktionen gemäß, nach jeder wichtigen Aktion den Bericht über dieselben, wenn tunlich, persönlich nach New York oder Washington zu bringen, hatte ich mich entschlossen, nach einigen Stunden der Ruhe nach der Bundeshauptstadt aufzubrechen. Ich wurde in dieser Absicht bestärkt, als ich erfuhr, daß Burnside alle die Schlacht betreffenden telegraphischen Mitteilungen nach dem Norden verboten hatte, denn dies gab mir Gelegenheit, durch ausschließlich gebrachte erste Nachrichten einen großen Treffer für die „Tribune“ auszuspielen.

Ich suchte mein Quartier kurz vor elf Uhr auf und gab den Auftrag, mich zu rechter Zeit zu wecken, so daß ich mich um drei Uhr morgens auf den Weg nach Acquia Creek machen könnte. Ich trat meine Reise zu Pferde an und habe weder vor= noch nachher einen gleich schrecklichen Ritt gemacht. Es war stockfinster — in der Tat konnte ich über den Kopf meines Pferdes hinaus nichts unterscheiden. Es war keine deutliche Straße vorhanden, doch hatten die verschiedenen Armeezüge, in dem Bestreben den Schmutz zu vermeiden und sich auf festem Grund zu bewegen, Geleise von anscheinend unermeßlicher Ausdehnung gezogen, die aber alle in schlammigen Zustand versetzt waren. Ich wanderte daher zumeist durch ein Meer von Schlamm, von einem bis zwei Fuß Tiefe. Von Zeit zu Zeit stieß ich auf Knüppelwege, allein da die Knüppel lose waren, machten sie das Reiten nur um so schwieriger und gefährlicher. Viermal stolperte und fiel mein Pferd, mich einmal abwerfend, so daß ich in eine Pfütze zu liegen kam, aus der ich mit flüssiger Erde bedeckt auftauchte. Der Richtung, in welcher ich weiter holperte, vollständig unbewußt, mußte ich, da mir Niemand begegnete, mich ganz auf den Instinkt meines Tieres verlassen. Ich war deshalb nur zu froh, als der Tag anbrach und zusammengebrochene Wagen und Trümmer aller Art mich darüber beruhigten, daß ich nicht von meinem Wege abgeraten war. Ich hatte darauf gerechnet, denselben in drei bis vier Stunden zurückzulegen, erreichte Acquia Creek jedoch erst um neun Uhr.

Ich begab mich geradeswegs nach dem Zelt des Quartiermeisters, der dem Vorrats= und Transportmagazin vorstand. Es war derselbe Beamte, den ich auf meinem Weg nach dem Süden getroffen hatte. Er hatte Tags vorher das Dröhnen des Artilleriefeuers gehört und wußte, daß eine allgemeine Aktion stattgefunden hatte, war aber nicht von dem Ergebnis unterrichtet. Folglich war er froh und dankbar für die spärlichen Brocken von Neuigkeiten, die ich geneigt war, gegen ein reichliches, von seinem Koch für mich bereitetes Frühstück auszutauschen. Natürlich hegte ich die Hoffnung, daß mein Nachtritt mir einen Vorsprung vor meinen Rivalen, den Korrespondenten anderer nördlicher Blätter, geben

würde, und wurde in die gehobenste Stimmung versetzt, als ich erfuhr, daß keiner von ihnen vor mir angekommen sei. Man stelle sich daher meine Bestürzung vor, als der Quartiermeister auf meine Frage, wann das nächste Boot nach Washington abgehen würde, mir erklärte, er hätte vor Tagesanbruch vom General Burnside Befehl erhalten, keinen Offizier oder Soldaten, oder sonst jemand der Armee Angehörigen, auch keinen Zivilisten und namentlich keinen Zeitungskorrespondenten ohne einen besonderen Passierschein vom Hauptquartier noch Norden ziehen zu lassen.

Das war ein niederschmetternder Schlag, denn es sah nun nicht nur danach aus, als sollte ich in meiner Hoffnung, meinen Konkurrenten zuvorzukommen, getäuscht werden, sondern auch daß mein Kommen nach Acquia Creek sich als ein grobes Versehen erweisen würde, indem es mich von der Armee trennte und außerstande ließ, vor Ablauf wenigstens eines Tages zu ihr zurückzugelangen, infolge meiner eigenen äußersten Ermüdung und der Erschöpfung meines Tieres. Zu meinem weiteren Verdruß tauchte C. C. Coffin, Korrespondent des Bostoner „Journal", der unter dem Namen „Carleton" schrieb und mir als einer der intelligentesten, tatkräftigsten und unermüdlichsten Berichterstatter im Felde bekannt war, in dem Zelt des Quartiermeisters auf, als ich eben mein Frühstück beendete. Freilich bezog sich das Verbot auf ihn ebenso gut wie auf mich und er war stets ein munterer Gesellschafter; allein man entdeckt niemals gern, daß andere Leute ebenso schlau sind wie man selbst ist.

Mein Ehrgeiz als Korrespondent war indessen zu stark, als daß ich mich sanftmütig in meine Lage ergeben hätte. Im Gegenteil lag mir nichts ferner, da ich meine Lebensgeister durch ein ausgiebiges Frühstück erfrischt hatte, und ich beschloß mein möglichstes zu tun, um Burnside Trotz zu bieten und Coffin zu überlisten. Doch war der Entschluß leichter als seine Ausführung, und ich schritt auf dem langen Dock — dem einzigen trockenen Fleck in Sicht — etwa eine Stunde lang auf und ab, mir vergeblich den Kopf zerbrechend, um ein Entrinnen aus der Falle, in die ich geraten war, zu ersinnen. Natürlich dachte ich zuerst daran, heimlich auf einem der vier Fahrzeuge zu entwischen, welche am

Dock abluden, doch Nachfragen stellten heraus, daß nur eines davon direkt nach Washington fahren würde, nachdem es abgeladen hatte, und daß wenigstens vierundzwanzig Stunden vergehen würden, ehe das Schiff sich auf den Rückweg machte. Plötzlich jedoch schien mir die Möglichkeit einer Befreiung aus meiner Schwulität zu winken. Ich sah zwei Neger in einem kleinen Boot vom Dock wegrudern und ungefähr hundert Schritt davon ankern, um zu fischen. Der Gedanke fuhr mir durch den Kopf, daß ich sie bewegen könnte, mich ungefähr eine halbe Meile weit hinaus in den Fluß zu rudern, um einem der zahlreichen Dampfschiffe zu begegnen, die zwischen der Hauptstadt und Hampton Roads verkehrten. Bei Ausführung dieses Planes war es jedoch notwendig, Entdeckung und Nachahmung von seiten Coffins zu verhindern. Ich ging nach dem Quartiermeisteramt zurück, wo ich zu meiner großen Freude entdeckte, daß der Korrespondent des Bostoner „Journal" seiner Ermüdung erlegen und auf einem Feldbett fest eingeschlafen war. Ohne eine Minute zu verlieren, eilte ich zurück und rief die Neger an, welche auch unverweilt meinem Wunsch entsprachen und an das Dock heranruderten. Da ich es nicht für geraten hielt, meinen wahren Zweck zu enthüllen, im Falle irgend ein Bevollmächtigter mich sehen und anhalten sollte, bot ich jeden von ihnen einen Dollar an, damit sie mich mit ihren Angelruten fischen ließen. Sie willigten mit vergnügtem Grinsen ein und ich ließ mich in das Boot hinab. Ich sagte ihnen, daß ich weiter draußen fischen wollte, und veranlaßte sie, mich nach dem eigentlichen Flusse hinaus zu rudern, um ein Erkennen vom Docke aus unmöglich zu machen. Hierauf setzte ich sie davon in Kenntnis, daß ich an Bord des ersten vom Süden kommenden Dampfbootes gesetzt zu werden wünschte; dann zog ich zwei Fünfdollarbanknoten hervor und versprach ihnen dieselben als Belohnung, falls sie meinem Verlangen willfahren würden. Der Betrag war offenbar überwältigend und sie willigten ohne Zögern in meinen Vorschlag ein.

Wir ruderten langsam den Fluß hinab und innerhalb einer Stunde kam ein Dampfboot in Sicht, das sich als ein von der Regierung gemieteter Frachtdampfer entpuppte. Nachdem wir so nahe wie tunlich herangekommen waren, rief ich eine auf dem

[illegible]

[illegible] ach [illegible] nicht [illegible] gemacht [illegible] dass ich nicht darauf rechnen konnte, Washington vor sieben oder acht Uhr abends zu erreichen. Es [illegible] somit hinreichend Zeit, mich und meine Kleider zu [illegible], was mein nächtlicher Ritt höchst notwendig gemacht hatte, [illegible] Stunden zu schlafen und, was am wichtigsten war, meinen Bericht über die Schlacht für augenblickliche Beförderung [illegible] Post und Telegraphen fertig zu stellen. Ich hatte ihn um sieben Uhr beendigt, doch erreichten wir das Dock in Washington erst um ein Viertel auf neun. Ehe ich das Boot verließ, dankte ich dem Kapitän auf das wärmste für seine Freundlichkeit und bat ihn eine Fünfzigdollarbanknote als Anerkennung des großen Dienstes, den er mir geleistet hatte, anzunehmen. Er war sehr erstaunt und lehnte das Geschenk zuerst ab, ließ sich jedoch überreden, als ich in ihn drang, es für seine Frau und Kinder anzunehmen.

Ich eilte so schnell als möglich nach dem Bureau der „Tribune“, wo ich jedoch den Bescheid erhielt, daß es unnütz sein würde zu versuchen, meinen Bericht durch den Telegraphen zu

senden, da der Regierungszensor am Haupttelegraphenamt vom Kriegsminister Befehl erhalten hätte, keine Nachrichten von Fredericksburg befördern zu lassen, die ihm nicht vorher unterbreitet und von ihm gutgeheißen worden wären. Es war indessen noch Zeit, einen expressen Boten mit dem Nachtzug abzusenden, was ich auch tat. Es mag hier gleich erwähnt werden, daß meinem Bericht dasselbe Schicksal widerfuhr, wie jenem über die erste Schlacht von Bull Run. Ich hatte darin in den stärksten Ausdrücken erklärt, daß die Armee am Potomac abermals eine große allgemeine Niederlage erlitten hatte, daß man einen unverzeihlichen, mörderischen Verstoß begangen hatte, indem man versuchte, den Feind durch einen direkten Angriff zu überwältigen, und daß die Sache der Union von dem größten, ihr noch zugestoßenen Mißgeschick bedroht sei, angesichts der gefährlichen Stellung, in welcher die Niederlage die Armee zurückgelassen hatte. Der Redakteur scheute sich, die „Tribune" die ausschließliche Verantwortlichkeit dafür übernehmen zu lassen, was dem loyalen Publikum ohne Zweifel zu großer Bestürzung gereichen würde, und aus Furcht, daß ich mich in meiner Meinung geirrt haben könnte, wurde mein Bericht beträchtlich gemildert, aber am folgenden Morgen als Separatausgabe gedruckt.

Da ich nun meinen Verpflichtungen vollständig nachgekommen war, begab ich mich zum Abendessen nach Willards Hotel. Am Eingange begegnete ich dem Senator Henry Wilson von Massachusetts, allen örtlichen Korrespondenten als der beharrlichste Neuigkeitsjäger in Washington bekannt. Er wußte, daß ich mich der Potomac-Armee angeschlossen hatte, vermutete sofort, daß ich von der Front kam, und begrüßte mich mit den Fragen: „Kommen Sie von der Armee? Was gibt es Neues? Haben wir gesiegt?" Ich antwortete ihm: „Senator, Sie wissen, daß alle Nachrichten die ich etwa habe, Eigentum meines Blattes sind, doch will ich Ihnen um der guten Sache willen anvertrauen, daß Burnside geschlagen ist und sich in einer so mißlichen Lage befindet, daß ich glaube, Sie könnten dem Lande keinen größeren Dienst erweisen, als indem Sie sich sofort nach dem Weißen Haus begeben und dem Präsidenten raten, falls er noch nicht weiß, was sich am

Rappahannock ereignet hat, unverweilt die Wahrheit zu verlangen. Sie mögen ihm auch ferner erklären, daß, da ich ihm als wahrheitsliebender Mann bekannt bin, ich ihm ohne Zögern durch Sie mitteilen lasse, daß meinem wohlerwogenen Urteil zufolge er nicht auf eine Berichterstattung warten, sondern augenblicklich den Befehl erteilen solle, daß die Armee sich auf das nördliche Ufer zurückziehe." Nachdem wir noch einige Worte gewechselt hatten, machte der Senator sich auf den Weg zum Präsidenten. Ich ging nach dem Abendessen zum Bureau der „Tribune" zurück, war aber kaum daselbst eingetreten, als der Senator wieder erschien und, mich beiseite nehmend, mir mitteilte, daß er den Präsidenten gesprochen hätte, der wünschte, daß ich ihn sofort nach dem Weißen Hause begleite. Natürlich entsprach ich diesem Wunsch, obgleich ich noch meine Feldbekleidung anhatte und mich kaum sehen lassen konnte. Es war beinahe zehn Uhr. Unterwegs vertraute mir der Senator an, daß er dem Präsidenten meine Botschaft nicht ausgerichtet hätte.

Wir trafen Mr. Lincoln in dem alten Empfangszimmer im zweiten Stockwerk, gegenüber der Einfahrt. Er begrüßte mich mit einem herzlichen Händedruck und sagte: „Ich bin Ihnen für Ihr Kommen sehr verbunden, denn wir sind äußerst besorgt und haben wenig gehört." Hierauf ersuchte er mich, ihm, soweit meine persönliche Kenntnis reichte, eine allgemeine Übersicht der Begebenheiten zu geben, was ich so vollständig tat, wie dies in wenigen Minuten möglich war. Über eine halbe Stunde lang folgte er meinem Bericht mit einer Frage nach der andern. Er erkundigte sich bezüglich der Verteidigungswerke der Rebellen unserem rechten Flügel gegenüber, ihrer Beherrschung der Stadt und des Flusses, des physischen und moralischen Zustandes unserer Truppen vor und nach dem Kampf, der Möglichkeit des Erfolges eines neuen Angriffs seitens eines oder des andern unserer Flügel, des Umfangs unserer Verluste und der Stimmung unter den Generalen. Er hütete sich wohl, eine Frage zu stellen, die eine Kritik irgend jemandes in sich geschlossen hätte, obgleich ich mich erkühnte, unter meinen Auseinandersetzungen des Tatbestandes ziemlich viel Tadel mit einzustreuen. Seine Fragen und sein

Gesichtsausdruck bewiesen jedoch, daß er glaubte, ich trachte ihm die Wahrheit zu sagen, und daß er zunehmende Besorgnis empfand. Als er die Unterredung beendete, indem er abermals seinen Dank aussprach, erkühnte ich mich, mit dem größten mir zu Gebote stehenden Ernst zu bemerken: „Herr Präsident, es ziemt mir natürlich nicht, Ihnen Rat zu erteilen, allein ich hoffe, daß mein aufrichtiger Bürgersinn als Entschuldigung dienen möge, wenn ich mir die Freiheit nehme, Ihnen zu sagen, daß es nicht nur meine Überzeugung, sondern auch die jedes Generals ist, den ich während des Kampfes und nach demselben zu sprechen Gelegenheit hatte, daß ein Erfolg außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegt und daß das größte Unheil, von dem unsere Truppen noch betroffen wurden, über die Potomac-Armee hereinbrechen würde, sollte der Angriff erneuert und die Armee nicht unverweilt auf das nördliche Ufer zurückgezogen werden. Verzeihen Sie, Herr Präsident, wenn ich nicht umhin kann, noch ferner zu bemerken, daß Sie dem Lande keinen größeren Dienst erweisen könnten, als indem Sie dem General Burnside Befehl erteilen, sich unverzüglich von dem südlichen Ufer zurückzuziehen, wenn er dies nicht bereits getan hat."

Der Präsident nahm keinen Anstoß an meinen Worten, bemerkte jedoch mit melancholischem Lächeln: „Nun, ich hoffe, die Sache steht nicht ganz so schlimm," worauf wir uns empfahlen. Der Senator war von der Gefahr der Lage vollkommen durchdrungen und sehr davon befriedigt, daß ich mich so freimütig ausgesprochen hatte. Ich selbst war dankbar für die Gelegenheit, an höchster Stelle eine Anstrengung zur Rettung der Armee zu machen, und ging mit dem Gefühl davon, eine patriotische Pflicht erfüllt zu haben. Ich bin stets auf meine Handlung stolz gewesen, obgleich sie keine Wirkung hatte. In der Tat ließ man Burnside ohne Einmischung von Washington aus über das Schicksal der Armee entscheiden; doch glücklicherweise ward ihm nach zweitägigem Schwanken und Zögern schließlich die Tatsache klar, daß Sicherheit nur im Rückzug zu suchen sei, und die Potomac-Armee kehrte in der Nacht vom 15. auf den 16. unbelästigt auf das nördliche Ufer zurück."

„Die Tatsache, daß die Potomac-Armee von Fredericksburg aus ihren Rückzug bewerkstelligen konnte, ohne verfolgt zu werden, ist nur daraus zu erklären, daß General Lee weder den Umfang ihrer Verluste noch den Grad ihrer Demoralisation erkannte. Er war der Meinung, daß die Schlacht am nächsten Morgen erneuert werden würde. Seine Armee war vor Beginn des Kampfes nicht halb so stark gewesen, wie die Burnsides. Unsere Verluste betrugen an Toten 124 Offiziere und 1160 Mann, an Verwundeten 654 Offiziere und 8946 Mann, an Vermißten oder Gefangenen 20 Offiziere und 1749 Mann (wovon, da der Feind nur 900 Gefangene beanspruchte, die Hälfte ohne Zweifel geblieben war), im ganzen 12653. Das Verhältnis von Offizieren an Toten und Verwundeten war ungewöhnlich groß und wurde in keiner der anderen Schlachten des Bürgerkriegs wieder erreicht. Der Verlust der Rebellen ist nur unter dem allgemeinen Titel von Toten und Verwundeten, mit 458 und 3743 beziehungsweise, oder einer Gesamtheit von 4201, angegeben. Die von uns gemachten Gefangenen brachten die Zahl auf ungefähr 5000 oder vierzig Prozent unserer Verluste. Das Korps Jacksons verlor drei Fünftel der Gesamtsumme, nämlich 328 Tote und 2354 Verwundete und mehr als die Hälfte der von uns gemachten Gefangenen. Unsere Divisionen, die ihn angegriffen hatten, verloren zusammen 4284. Nach Abzug der Verluste Jacksons und Franklins von den Gesamtsummen stellt sich die entsetzliche Tatsache heraus, daß unser Verlust auf dem rechten Flügel mehr als viermal so viel betrug, als jener des Feindes, was das unnütze Hinschlachten unserer Soldaten in blutigem Relief erscheinen läßt.

Hiermit schließe ich nur zu gerne die grauenhafte Geschichte von dem entsetzlichen Unglück, für das Ambrose E. Burnside bis zum Ende aller Tage verantwortlich bleiben wird."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Flottenangriff auf Charleston.

Ein paar Tage lang war Henry Villard als der erste der
von der Front Zurückgekehrten eine viel gesuchte Persönlich-
in Washington. Armeeoffiziere, Kongreßmitglieder und viele
ere bestürmten ihn mit Fragen, und seine Mitteilungen trugen
auch viel dazu bei, daß ein Kongreßkomitee zur Untersuchung
Fredericksburg-Kampagne eingesetzt wurde. Herr Villard war
zeugt, daß vor der Hand an weitere Feindseligkeiten zwischen
Potomac-Armee und der von Nord-Virginien nicht zu denken
und ersuchte daher den Chefredakteur, ihn nach der Küste
Süd-Carolina zu senden, um den kombinierten Armee- und
rineangriff auf Charleston mitmachen zu können. Dem
uchen wurde willfahrt und Herr Villard fuhr daher in der
en Januarwoche 1863 nach New York und von dort am
Januar an Bord des Dampfers „Arago" nach dem Hafen
Port Royal. Seine Erwartungen, daß es bald zu lebhaften
gagements kommen würde, erfüllten sich jedoch nicht. Die
rbereitungen dazu seitens der Marine waren durchaus nicht,
er angenommen hatte, vollendet; es war vielmehr von den
t Panzerschiffen, die von Norden erwartet wurden, erst ein
iges anwesend. Erst Ende März war die Flotte vollzählig.
zwischen mußte sich Herr Villard damit begnügen, in seinen
richten an die New Yorker „Tribune" die Gegenden, die er
zu beschreiben und gelegentlich von der Formierung eines
giments von Farbigen zu melden. Diese letztere Neuigkeit
gte im Norden bedeutendes Aufsehen, ein Teil der konservativen
ublikanischen Presse nannte sie eine Ente, die „Copperhead"-

Presse aber sprach von einer Aufreizung der Sklaven zum Aufstand. Über die beabsichtigten Operationen und die Verteilung der Streitkräfte wurde Herr Villard zwar infolge seiner intimen Beziehungen zu Admiral Dupont und Kapitän Rodgers informiert, aber nur gegen sein Versprechen, nichts davon zu melden. Endlich am 31. März durfte er berichten, daß nur ungünstige Seen den Beginn des geplanten Angriffs aufhielten und daß dieser unmittelbar bevorstände. In einem Briefe vom 6. April meldete er, wie die Flotte, mit der „Bibb“ in der Führung, sich in Bewegung setzte:

„An Bord der Bundes-Fregatte „New Ironsides“.
Am 6. April 1863, morgens 9 Uhr.

Ein stiller Morgen war es, und ruhig lag die See, als ich zu früher Stunde das Quarterdeck der „Bibb“ betrat. Alles deutete darauf hin, daß wir am Jahrestage der Schlacht von Shiloh unsere Geschütze auf Fort Sumter richten würden. Gegen sieben Uhr morgens verabschiedete ich mich von meinen liebenswürdigen Gastfreunden auf der „Bibb“, und wenige Minuten später befand ich mich auf dem Spardeck der „New Ironsides“. Admiral Dupont und sein Stab, der sich aus dem Flottenkapitän C. R. P. Rodgers, Leutnant zur See und Geschützoffizier A. S. Mackenzie, dem Flaggenoffizier S. W. Preston, Seekadett M. L. Johnson, Aide-de-camp und Signaloffizier, und Herrn A. McKenly, dem Sekretär, zusammensetzte, hatten am Morgen von dem Schiffe „James Adger“ aus unsere Fregatte betreten. Zwar war es nicht die Pflicht des Admirals, auf einer der Panzerfregatten zu sein, aber die chevalereske Sympathie, welche den hohen Vorgesetzten mit seinen Untergebenen verband, veranlaßte ihn, mit ihnen die bevorstehenden Gefahren zu teilen.

Beim Anblicke der Panzerfregatte wurde man eher mit Furcht und Schrecken, als mit Bewunderung erfüllt. Es ließe sich nicht behaupten, daß die Fregatte Anspruch auf Schönheit, Symmetrie, gefällige Form und Eleganz der Einrichtung hätte erheben können, aber sie machte auf den Beschauer den Eindruck eines Kriegswerkzeuges, einer tadellosen Zerstörungsmaschine durchweg. Sowohl äußerlich als auch innerlich deuteten Bau und Ausrüstung Zoll um Zoll an, daß dieses Fahrzeug für den Krieg

und nur für den Krieg bestimmt war. Vollständig abgetakelt, die Seiten mit Schmierfett fast bis zur Unkenntlichkeit bedeckt, dazu die gähnenden ehernen Schlünde der Geschütze, machte das Schiff den Eindruck, als ob es zur Führerin all der mehr oder weniger formlosen Turmschiffe ringsumher ausersehen sei. Außer der Eisenbekleidung war das Verdeck hinten mit Rohhäuten geschützt, nach vorn mit einer Lage von Sandsäcken. Zum Schutze gegen Granaten und andere Geschosse, die den ungepanzerten Bug und Stern durchbohrt haben würden, waren Barrikaden von Sandsäcken von drei bis vier Fuß Dicke placiert worden, und zwar so, daß sie, von Deck zu Deck reichend, auf dem Geschütz- und Munitionsdeck aufgehäuft waren. Auch die Kabinen waren mit diesen Säcken angefüllt, so daß erstere von den Offizieren nicht benutzt werden konnten. Sämtliches Schiffsmobiliar war nach den unteren Schiffsräumen gebracht worden. Um die Widerstandsfähigkeit des Sandes zu erhöhen, wurde derselbe in feuchtem Zustande erhalten, indem aus Schläuchen beständig Wasser in den Kabinen über die Säcke gegossen wurde. Auf dem Geschützdeck erglitzerten die 11zölligen Dahlgren- und die 200pfündigen Parrot-Kanonen, die dem Ganzen ein, man möchte sagen, festliches Aussehen verliehen. Überall lagen Gewehre, Säbel und Pistolen aufgehäuft umher. Die Zugänge zu den Pulvermagazinen waren geöffnet. Die Schiffsärzte hatten Messer, Zangen und Sägen in Bereitschaft. Alles in allem übte auf den, der das düstere Pathos der Vorbereitungen zu einer bevorstehenden Schlacht zu empfinden weiß, das Flaggenschiff trotz des fehlenden Komforts eine gewisse Anziehungskraft aus.

Ich war kaum zwei Stunden an Bord, als das Signal „Fertig zum Abdampfen!“ für alle Panzerschiffe außerhalb der Barre gegeben wurde. Gleichzeitig brachten Trommeln und Pfeifen die Bemannung auf Posten, und wenige Minuten später war jedermann auf seinem vorgeschriebenen Platze. Das Schiff selbst aber war bereit, jeden Moment zur Aktion vorzugehen. Das Hauptkommando über das Schiff war dem Commodore Thomas Turner und dem Leutnant Commander George E. Belknap übertragen worden. Gleichzeitig war auch der Kommandant des

Kanonenboots „Dawn“, Leutnant Commander Barnes, zum Spezialdienst bei dieser Gelegenheit ausersehen worden. Das Passieren der Barre war mit nicht geringer Gefahr verbunden, da wegen der Seichtheit des Wassers Strandung zu befürchten war, aber alle Fahrzeuge passierten die Barre wohlbehalten und ankerten innerhalb derselben gegen zehn Uhr.

Die Panzerschiffe hatten ihren Kurs durch den Hauptschiffskanal genommen. Man hatte erwartet, daß die Schiffe, ehe sie in die Schußlinie von den Forts Sumter und Moultrie gerieten, sich auf eine Distanz von drei Meilen von der Barre bewegen müßten. Vier Festungswerke drohten ihnen an der Küste von Morris Island, von denen sich das eine am Lighthouse Inlet befand, ein zweites unweit Lawford Beacon, ein drittes am Morris-Leuchtturm, und das vierte in der Nähe von Cummings Point. Man hatte allgemein erwartet, daß erstgenanntes Werk das Passieren der Barre verhindern würde, und aus diesem Grunde wurde die gesamte Mannschaft unter Deck beordert. Vergeblich waren die Befehlshaber des Geschwaders und die Piloten bemüht, die Umrisse des Werks zu erspähen, und schließlich einigte man sich dahin, daß dieses Werk überhaupt nicht vorhanden sei. Dagegen waren die Mauern und Brüstungen verschiedener Forts deutlich wahrzunehmen. Um sich nun die Ebbe zu nutze zu machen, gingen die Panzerschiffe vor Anker, eine kluge Vorsichtsmaßregel, indem auf diese Weise scharfe Beobachtungen angestellt zu werden vermochten, soweit etwaige Hindernisse im Schiffskanal entweder vermieden oder hätten zerstört werden müssen. Kurz nach elf Uhr aber stellte sich Nebel ein, so daß im Laufe einer Stunde die Küste unsichtbar wurde.

Vom Spardeck des Schiffes aus bot sich nun dem Auge ein wahrhaft einziges Panorama. Nachdem man keine weiteren Befürchtungen bezüglich der Nähe feindlicher Batterien hegte, wurden auf Kommando die Luken aller Panzerschiffe geöffnet, und die Verdecke wimmelten von Menschen, so daß sich die Turmschiffe und die Whitney-Battery wie kleine dichtbevölkerte Inseln mit niedrigen Hügeln ausnahmen. In nordwestlicher Richtung wurden durch den Nebel hindurch die Festungsmauern von Fort Sumter

sichtbar. Seewärts gewahrte man am fernen Horizont in einem weiten Halbkreis aufgestellt die Fahrzeuge „Powhatan“, „Canandaigua“, „Huron“, „Housatonic“, „Wissahickon“, „Unadilla“, „Flambeau“, „Ladona“, „Flag“, „Bibb“, „Ben Deford“ und andere Schiffe. Am Strande von Morris Island waren Tausende von Rebellen wahrzunehmen, die mit sichtlichem Erstaunen all diesen Vorgängen zusahen. Die ehernen Schlünde des Feindes verkündeten von den Forts und den Batterien von Zeit zu Zeit, daß der Feind bereit sei, den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen. In meiner Umgebung schien man ob der erlittenen Enttäuschung recht ungehalten zu sein, bald aber verlor sich diese üble Stimmung, und man trieb allerhand Kurzweil, was mit dem Ernste der Situation kaum in Einklang zu bringen war. Die Mannschaft schien ungewöhnlich heiter zu sein und gab sich solchen Spielen hin, wie man sie bei Seeleuten zu finden gewohnt ist.

Spät am Nachmittage kamen General Seymour und Major Duane, Chef des Ingenieurwesens, an Bord, wo eine kurze Konsultation mit dem Admiral stattfand. Es wurde bekannt, daß eine Brigade der Division des Generals Ferry sich auf dem Wege nach Folly Island befände und Belagerungsgeschütze mit sich führe, ferner daß die Armee sich während des Angriffs des Panzergeschwaders passiv verhalten werde. Letzteres sei unbedingt sicher.

Unter meinen Schiffskameraden äußerte sich der Geist ungezwungener Heiterkeit. Überall auf Deck sang man heitere Matrosenweisen. Gruppen hier und dort vertrieben sich die Zeit mit allerlei Späßen. Nichts ließ vermuten, daß man am Vorabend eines heißen Kampfes stände, der an Schrecklichkeit keine Parallele in der Geschichte haben dürfte. Diese vergnügten Menschen an Bord machten eher den Eindruck, als kehrten sie von einer langen Übungsfahrt zurück.

Der Admiral und sein Stab hatten die Kabinen des Commodore Turner und seiner Offiziere im Stern des Schiffes inne, da aber diese Kabinen mit Sandsäcken gefüllt waren, so schliefen wir alle auf Matratzen auf dem Geschützdeck. Dort

waren auch die Hängematten für die Mannschaft angebracht worden. Obwohl in diesem einen Raume an die vierhundert Offiziere und Mannschaften untergebracht waren, herrschte während der Nacht die größte Stille.

7. April, abends.

Um die Mittagsstunde wurde das Signal zu einer allgemeinen Musterung auf dem Geschützdeck gegeben. Vom Admiral abwärts bis zum Schiffsjungen knieten alle gottergeben nieder und erflehten Stärke für die bevorstehende Prüfung in dem von dem Commodore Turner inbrünstig gesprochenen kurzen Gebet. Nie in meinem Leben werde ich jene Szene vergessen, als die wackeren vierhundert zu Gruppen formierten, kampfbereiten Männer vor ihrem Schöpfer knieten, umgeben von all den schrecklichen Kriegswerkzeugen. Zehn Minuten nach zwölf Uhr verabschiedete sich der wackere Kapitän Barrymore, Kommandant des Avisos „Dandelion", und mit seiner Abreise war das letzte Glied der Kette, welche uns mit der Außenwelt zusammenhielt, gesprengt. Gleichzeitig wurde der Befehl zum Lichten der Anker erteilt. Um halb ein Uhr wurde das Signal zur Abfahrt an Bord des Flaggenschiffs aufgehißt.

Geraume Zeit war es mir ein Rätsel, wie während des Gefechts die Panzerschiffe miteinander Verbindung unterhalten würden, aber bald überzeugte ich mich davon, daß mittels eines höchst sinnreichen, von den Offizieren der „Ironsides" und dem Admiralitätsstabe ersonnenen Arrangements diese Frage leicht gelöst wurde. Man hatte nämlich eine enge Öffnung in der Platte neben dem Großmastloche angebracht, in welcher eine lange Stange mit kleinen Flaggen befestigt war, von denen jede ihre Bedeutung hatte und die mit Leichtigkeit die Verbindung zwischen den verschiedenen Fahrzeugen ermöglichten. Die Turmschiffe vor uns hatten eine kleine Verzögerung verursacht, aber zehn Minuten vor zwei Uhr setzte sich die gesamte Linie in Bewegung. Als die Flügel der Schrauben sich zu drehen begannen, telegraphierte uns General Seymour ein „Gott segne euch!" zu.

Gleichzeitig wurde das Signal „In die Quartiere!" gegeben. Einige Sekunden lang herrschte ein ziemliches Durcheinander, aber

bald trat an Stelle des Chaos die allerbeste Ordnung und Ruhe auf dem Geschütz- und Munitionsdeck. Unmittelbar nach gegebenem Befehle waren, mit Ausnahme des Leutnants Town vom Armee-Signalkorps, seiner beiden Assistenten und meiner Wenigkeit, alle zur Aktion bereit. Es war nichts von jenem lärmenden, dann rasch schwindenden Enthusiasmus zu beobachten, wie ich ihn so häufig in der Armee wahrgenommen habe, einem Enthusiasmus, dem nur zu schnell gänzliche Verzagtheit folgt; es war vielmehr der ruhige Entschluß und der unbedingte Gehorsam, der in erster Reihe zum Erfolge im Gefecht führt. Obwohl auf beiden Verdecken an die vierhundert Mann untergebracht waren, wurde dennoch eine bewundernswerte Ruhe beobachtet.

Die eisernen Querschotten im vorderen und hinteren Teile des Geschützdecks, welche die eisenbekleideten Schießscharten bilden, wurden zunächst geschlossen, worauf man wiederum die Rohhäute und Sandsäcke in den unteren Räumen mit Wasser anfeuchtete. Das Steuerhaus wurde nochmals mit dicker Fettpütze bedeckt. Nachdem diese letzten Sicherheitsmaßregeln getroffen worden, gab der Commander Belknap Befehl zum Schließen der Portluken. Dieser Befehl wurde sofort vollstreckt, und von diesem Augenblicke an mußte sich die Mannschaft unter Deck mit dem Licht zufrieden geben, das durch die Luken hinunter in den Schiffsraum drang. Auf ein zweites Signal des Befehlshabers hin nahmen die Schiffskanoniere Aufstellung an ihren Geschützen. Gleichzeitig wurden die Gitter über den Luken befestigt, ausgenommen eine kleine Öffnung nach hinten zu, welche den auf dem Spardeck gebliebenen Leuten Ein- und Ausgang gewährte. Unsere Fahrgeschwindigkeit betrug zurzeit etwa vier Seemeilen die Stunde. Die kleinen Fahrzeuge vor und hinter uns machten energische Anstrengungen, sich mit ihren stumpfen Bügen den Weg durch die Wasser zu bahnen, und beobachteten dabei vortreffliche Ordnung. Immer näher rückten wir heran, und immer deutlicher gaben sich die Verteidigungswerke der Rebellen zu erkennen. Schon waren wir imstande, die Geschütze auf Fort Wagner zu zählen (letzteres lag in fast unmittelbarer Nähe des Morris-Leuchtturms), sowie die auf Cummings Point; auch die Fenster

der Häuser in St. Vincent und Moultrieville waren leicht zu zählen. Fünf Minuten vor halb drei Uhr wurde es uns zum ersten Male klar, daß beim Ebbe- und Flutwechsel wir uns auf ernstliche Schwierigkeiten gefaßt machen müßten. Unser Schiff lehnte sich nach der Portseite hin, so daß die Maschinen zum Stillstand gebracht werden mußten, sollte das Schiff den vorgezeichneten Kurs innehalten. Wenige Minuten später nahmen wir dann auch unsern Kurs wieder auf.

Die ersten vier Turmschiffe hatten bereits Fort Wagner passiert, wir selbst befanden uns auf gleicher Höhe mit genanntem Fort. Tatsächlich waren wir imstande, den Geschützen in die Schlünde zu schauen. Die Kanonen aber beobachteten Schweigen. Wir wußten nicht, was wir davon halten sollten. Vorwärts dampften wir, den ersten Kanonenschuß ungeduldig erwartend. Endlich, es war etwa um drei Uhr, wurden von Fort Moultrie aus die Feuerzungen zweier Geschütze sichtbar und gleichzeitig sausten zwei Projektile über den Bug des „Weehawken", des an der äußersten Spitze unseres Geschwaders befindlichen Turmschiffes, das sich augenscheinlich auf weniger als eine halbe Meile diesem Fort genähert hatte. Damit war tatsächlich das Gefecht eröffnet. Zunächst waren alle Leute vom Spardeck unter Deck beordert worden, worauf die letzte Luke geschlossen ward. Der Steuermann Godfrey, der Admiral, Kapitän Rodgers und Commodore Turner verfügten sich nach dem Steuerhause. Über das Geschützdeck hin erschallte das Kommando, die Fünfzehnpfünder in Bereitschaft zu halten, und in der nächsten Sekunde war die ganze Schiffsbatterie schußfertig. Dann folgte eine mehrere Minuten währende, intensive Spannung. Mit den anderen betrat ich das Steuerhaus. Durch die Luke, welche geöffnet worden war, um den Aufzug der Munition zu ermöglichen, sahen wir, was draußen sich abspielte. Die meisten an Bord aber müssen, wenigstens momentan, bei dem Gedanken Unbehagen empfunden haben, während eines tödlichen Kampfes mit dem Feinde in dem herrschenden Dunkel umherzutappen.

Indessen währte dieses Hangen und Bangen nur kurze Zeit. Denn schon ertönte die dritte Stunde der Wache, als ein dumpfer

Knall, ähnlich dem Schlage eines Schmiedehammers auf den Ambos, an der Bugpforte vernommen wurde. Es war gewissermaßen ein Gruß des Feindes von Fort Sumter her, das jetzt 1200 Ellen von uns entfernt lag. Ein zweiter und dritter Gruß, noch heftiger als der erste, ließen die Seiten unseres Schiffes erzittern; und bald darauf hörten wir über uns das Surren und Pfeifen der Voll- und Hohlgeschosse. Noch immer vermochten wir die rasch aufeinanderfolgenden Schüsse deutlich zu unterscheiden; noch hatte sich das Krachen der einzelnen Schüsse nicht zu anhaltendem Kanonengebrüll vereinigt. Doch horch! Schon erdröhnt ein Widerhall, der einer Anzahl Donnerschläge gleicht. Dann aber erschüttert ein nicht enden wollendes Gebrüll die Luft so gewaltig, daß unser Schiff erzittert. Ein Blick durch eine Öffnung auf der Portseite läßt die Ursache des schrecklichen Getöses erkennen. Die ersten vier Turmschiffe hatten den Vereinigungspunkt der konvergierenden Schußlinien von der Cummings Pointer Batterie, von Fort Sumter und Moultrie und von der Batterie „Bee" erreicht. Ein Turmschiff nach dem andern war ruhig und ohne einen Schuß abzugeben, vorwärts gedampft, bis sie am äußersten Konzentrationspunkte der Schußlinien angelangt waren. Augenscheinlich hatte der Feind mit seinem Hauptfeuer bis zur Annäherung des Gegners gewartet; als der „Weehawken" aber auf sechshundert Ellen dem Fort Sumter nahe gerückt war, wurde plötzlich von diesem Fort aus Feuer auf unser Geschwader eröffnet. Fast gleichzeitig wurde auf Cummings Point und Moultrie das Feuer aufgenommen, mächtige Rauchwolken und ein Hagel von Projektilen folgten, und die fehlgegangenen Granaten ließen das Wasser hoch aufspritzen, dessen Schaum die Türme förmlich dem Blicke entzog. Immer und immer wiederholte sich diese Schreckensszene in ihrer verhängnisvollen Schönheit. Als von den Forts und Strandbatterien aus gleich kleinen feuerspeienden Vulkanen ein vernichtender Geschützfeuerstrom folgte, krampfte sich momentan mein Herz zusammen, denn ich glaubte, die Monitorflottille in Atome zerschmettert zu sehen. Als indessen auf ein vom Flaggenschiff gegebenes Signal hin die Turmschiffe das Feuer aus schwerem Geschütz zu erwidern begannen, da war es mir klar, daß es sich

nicht länger um einen einseitigen Kampf handelte, und so faßte ich von neuem Vertrauen.

Inzwischen war die „Ironsides“ vergeblich bemüht, mit den vorausfahrenden Turmschiffen gleiche Fahrgeschwindigkeit zu behaupten. Um 3 Uhr 37 Minuten wurden wir plötzlich von dem Kommando „An die Steuerbordanker!“ aufgeschreckt. Diesem Befehle folgte fast unmittelbar das Kommando „Steuerbordanker los!“ Unser Schiff hatte abermals dem Steuer den Gehorsam verweigert und machte Miene, mit seiner Portseite in Untiefen zu geraten. Sofort hatte der Feind unsere peinliche Lage erkannt, denn schon benutzte er diese Gelegenheit, seine bisher auf die Turmschiffe gerichteten Geschütze zeitweilig auf unser Schiff zu dirigieren. Schneller als wir sie zu zählen vermochten, schlugen die feindlichen Geschosse gegen die Seiten unseres Fahrzeuges. Glücklicherweise richteten die Anker unser Schiff auf, und in wenigen Minuten setzten wir unsern Kurs fort. Kaum hatten wir uns um etwa hundert Ellen Fort Sumter genähert, da erwies sich das Schiff abermals unlenksam, so daß die Anker nochmals herabgelassen werden mußten. Alsbald erteilte der Admiral den uns folgenden Turmschiffen den Befehl, von den Bewegungen des Flaggenschiffes keine weitere Notiz zu nehmen, vielmehr uns zu passieren und auf die Forts loszusteuern.

Die beiden uns unmittelbar folgenden Turmschiffe „Catskill“ und „Nantucket“ jedoch, die sich nur schwer steuern ließen, streiften unser unlenksames Schiff an der Backbord- und Steuerbordseite, machten sich aber wieder frei und dampften ungeordnet mit dem „Nahant“ und „Keokuk“ voran.

Die „Ironsides“ war fast hilflos der Strömung preisgegeben. Bald ging sie ein wenig voran, bald bewegte sie sich rückwärts, bald fuhr sie fest, bald rollte sie nach rechts und links. Offiziere und Mannschaften wurden unruhig. Die feindlichen Geschütze gaben beständig Feuer auf uns. Nicht einen einzigen Schuß hatten wir erwidert. Wahrlich, es lag etwas Erhabenes in unserer stolzen Verachtung des Rebellenfeuers, aber unsere Kanoniere grollten. Endlich aber — es mochte halb fünf Uhr sein —, als sich unser Fahrzeug nach der Steuerbordseite legte, wendete sich die

Backbordbreitseite dem Fort Moultrie zu. Diese Gelegenheit ließ Commodore Turner nicht unbenutzt. „Schießscharten geöffnet! Scharf gezielt! Feuer!" gefolgt von einer heftigen Lufterschütterung, und der erste und einzige Offensivversuch der „Ironsides" während des ganzen Kampfes war gemacht. Kurz darauf machte die starke Ebbe das Weiterkommen des Schiffes gänzlich unmöglich, und so mußte der Befehl zum Rückzuge gegeben werden. Nie zuvor war ein Befehl zögernder erteilt, niemals einem Befehle zögernder gehorcht worden. Die größte Enttäuschung bemächtigte sich aller. Aber es war uns keine andere Wahl geblieben, und so dampften wir langsam zurück, nachdem wir den Turmschiffen signalisiert hatten, sich rückwärts aus dem Gefecht zu ziehen, und dem Flaggenschiffe zu folgen. So ankerten wir unter den Kanonen von Fort Wagner.

Während aber die „Ironsides", von der Ebbe eingehemmt, zur passiven Zielscheibe geworden war, wurden die anderen acht Panzerschiffe nacheinander in eine heiße Seeschlacht verwickelt, die trotz der Kürze ihrer Dauer in der Geschichte unseres Landes fortleben wird. Ich habe bereits einen Versuch gemacht, die Wucht und das damit verbundene Getöse des konzentrierten Feuers der Rebellenwerke zu schildern. Ganze Seiten ließen sich mit der Schilderung füllen, ohne von der schrecklichen Wirklichkeit auch nur einen annähernden Begriff zu geben."

Herr Villard sprach mit allen Kapitänen der Panzerschiffe, als sie sich an Bord versammelt hatten. Sie waren übereinstimmend der Ansicht, daß es nach den gemachten Erfahrungen Torheit sein würde, den Angriff zu erneuern. Zwei Panzer („Keokuk" und „Passaic") waren vollständig, drei andere („Nahant", „Nantucket" und „Patapsco") teilweise kampfunfähig gemacht. Der Admiral beschloß, die „Bibb" mit seinem Bericht und denjenigen aller ihm unterstellten Kommandeure sofort nach Washington zu senden, und Herr Villard erhielt die Erlaubnis, die Fahrt mitzumachen. Er hoffte, damit allen anderen Korrespondenten zuvorzukommen, und war sehr enttäuscht, als er den Vertreter der „New York Times" gleichfalls an Bord kommen sah. Am 13. erreichten beide New York, Villards Bericht wurde noch an demselben Tage in

einer Extraausgabe der „Tribune“ veröffentlicht und dann am nächsten Morgen in der regulären Ausgabe wiederholt. Dabei konstatierte die Redaktion besonders, daß Herr Villard der einzige Korrespondent gewesen, der die Attacke auf einem der angreifenden Schiffe mitgemacht hatte, daß er mit großen Schwierigkeiten vom Admiral die Erlaubnis dazu für sich und die übrigen Korrespondenten erwirkt, daß aber letztere es abgelehnt hatten, davon Gebrauch zu machen. Seine Tätigkeit wurde indessen auch von anderer Seite als der Redaktion der „Tribune“ gewürdigt, wie sich aus einem von Kapitän Rodgers an ihn gerichteten Briefe vom 25. April 1863 ergibt. In diesem Briefe betont der Flaggenkapitän, daß Herrn Villards Bericht über den Angriff auf Charleston viel zur Bildung einer öffentlichen Meinung beigetragen und daß Herrn Villards persönlicher Mut während des Kampfes in Verbindung mit der Hingabe an seinen Dienst ihm das Vertrauen und die Achtung aller betreffenden Offiziere erworben hat. Rodgers wiederholte dieses Lob in einem an den Fachredakteur der „Tribune“ gerichteten Briefe.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Weitere Kriegserlebnisse.

Am 3. Mai verließ Herr Villard New York, um sich der westlichen Armee wieder anzuschließen. Er fuhr direkt nach Cincinnati und blieb dort zehn Tage, um den Prozeß gegen einen des Verrats angeklagten Parteigänger der Sezession abzuwarten, nahm aber dann seine Reise wieder auf, da er ersucht worden war, über den Prozeß vor dessen Beendigung nichts zu veröffentlichen, und erreichte nach fünf weiteren Tagen das Hauptquartier des Generals Rosecrans, der inzwischen General Buell als Kommandeur der westlichen Armee gefolgt war, in Murfreesboro' in Tennessee. Dessen Armee hatte am letzten Tage des Jahres 1862 und an den ersten Tagen des Jahres 1863 gegen General Bragg bei Stone's River gefochten, und der Kampf war ein derart blutiger und schwerer gewesen, daß Rosecrans außerordentlich große Verluste erlitten und zeitweilig an einen Rückzug gedacht hatte. Er zögerte nun monatelang, wieder vorzugehen, um erst Verstärkungen heranziehen und seine Truppen mehr einüben zu können. So lag die Armee noch untätig, als Herr Villard in Murfreesboro' eintraf. General Rosecrans machte auf ihn nicht den besten Eindruck. Der General bot ihm so überschwenglich Gastfreundschaft und alle möglichen Bequemlichkeiten an, daß Herr Villard die Überzeugung erhielt, jener wolle sich besonders beliebt machen, um in den Zeitungsberichten speziell gelobt zu werden. Herr Villard lehnte daher die Annahme der ihm gebotenen Vorteile ab und schloß sich seinem alten Freunde General McCook an. Rosecrans blieb auch verschiedener Anweisungen von Washington aus ungeachtet bei seiner Weigerung zu neuen Aktionen, bis

er einer Order vom 16. Juni gegenüber nicht mehr seinen Standpunkt festhalten konnte. Am 24. Juni meldete er den Beginn des neuen Vormarsches. Am Abend zuvor hatte er den Korpskommandeuren seinen Schlachtplan dargelegt, und General Garfield, sein Stabschef (der spätere Präsident der Vereinigten Staaten) hatte Herrn Villard von dem, was bevorstand, informiert. Was ihm auf diesem Marsche geschah, schildert Herr Villard in folgender Weise:

„Da die Armee nur mit zwölftägiger Ration und mit möglichst wenig Gepäck abrücken sollte, so arrangierte ich es so, daß mein Koffer mit dem Hauptquartierzuge des Korps McCooks befördert werden sollte, und führte nicht mehr mit mir als einige Toilettengegenstände und zwei Garnituren Unterwäsche, welche ich in den Satteltaschen unterbrachte. General Garfield hatte sich bereit erklärt, während der Kampagne im Generalhauptquartier für mich Sorge zu tragen; da aber nach seinem Dafürhalten das McCooksche Korps wahrscheinlich als das erste mit dem Feinde zusammenstoßen würde, so beschloß ich, es wenigstens auf einige Tage zu begleiten. Als ich in Erfahrung brachte, daß General Johnsons Division vorausrücken würde, nahm ich eine Einladung, eine Nacht in seinem Hauptquartier zuzubringen und folgenden Tages mit ihm zu reiten, gerne an.

Erst kurz nach Mitternacht wurde der Befehl zum Abrücken der Armee erteilt. Die Division wurde um vier Uhr alarmiert und war um fünf Uhr marschbereit, rückte aber erst um acht Uhr ab. Die Monotonie der täglichen Routine in Murfreesboro' hatte ich gegen das Ende hin herzlich satt bekommen und so begrüßte ich freudig den bevorstehenden Wechsel, welchen der aufregende Feldzug mit sich bringen sollte. Meine Gesundheit war die denkbar beste und ich war in gehobenster Stimmung; ich erwartete und erhoffte eine lange Periode ununterbrochener Tätigkeit. Aber es war beschlossen, daß meine neue Karriere eine kurze sein und gleich nach Beginn zu Ende gehen sollte. Die größte Enttäuschung, die meiner während des Bürgerkrieges harrte, stand unmittelbar bevor.

Die zweite Division marschierte zuerst sechs Meilen über den Shelbyviller Schlagbaum hinaus und schlug dann einen links

liegenden Landweg ein, der nach dem verwahrlosten Örtchen Old Millersburg führte und weiter hinaus nach ‚Liberty Gap‘, einem mehrerer enger Hohlwege durch die rauhen Hügel nördlich des Duck River. Fünf Kompagnien berittene Infanterie ritten der Division voraus, unmittelbar gefolgt von General Johnson, seinem Stabe und meiner Person. Von dem Feinde war nicht eher etwas zu sehen oder zu hören, als bis wir am Nachmittage den ‚Gap‘ erreichten, welcher, wie die berittene Infanterie berichtete, vom Feinde stark besetzt war. Ein lebhaftes Scharmützel entwickelte sich und da das Terrain für einen Kavallerieangriff sich ungeeignet erwies, so befahl der General, daß die erste Brigade unter dem Kommando des Generals Willich das Terrain säubere. General Willich hatte sein Kommando in kurzer Zeit zum Kampfe in Bereitschaft und rückte mit einer starken Schützenkette vor, sowie mit mehreren Kompagnien zur Bedeckung. Dazu kamen noch ein Regiment links und ein anderes rechts vom Wege, sowie zwei Regimenter und eine Batterie Artillerie in Reserve. Die feindlichen Plänkler retirierten zu ihrer Deckung auf die hohen Hügel, welche den Zugang zum ‚Gap‘ bildeten. Da ein direkter Angriff kaum durchführbar war, umging Willich mit seinen Regimentern die feindlichen Flanken und trieb dann gegen einbrechende Dunkelheit mit Hilfe eines Teiles einer anderen Brigade den Feind aus seiner Stellung, worauf die Hügel mit Elan erstürmt und viele getötet, verwundet oder zu Gefangenen gemacht wurden. Gleichzeitig ward das Lager des Feindes erbeutet. Unsere Verluste an Toten und Verwundeten waren gering. Unsere Truppen legten große Bravour an den Tag.

Bis zu diesem Tage hatte das Wetter wochenlang nichts zu wünschen übrig gelassen. Kurz nach Sonnenaufgang aber bewölkte sich der Himmel und gegen Mittag fiel ein Regen, der sich im Laufe des Nachmittags zu einem anhaltenden Gusse entwickelte. Es war der Anfang eines der schlimmsten Regenstürme, die jemals diesen Landteil heimgesucht hatten. Der Regen hielt tatsächlich fast ohne Unterbrechung vierzehn Tage lang an. Im Handumdrehen wurden die Wege fast unpassierbar und die hierdurch entstandene Unmöglichkeit eines weiteren Vordringens der Armee

vereitelte den strategischen Erfolg General Rosecrans'. Ich führte keinen Regenmantel bei mir, sondern einen gewöhnlichen Soldatenmantel, der wenig Schutz gewährte. Gegen Einbruch der Nacht war ich buchstäblich naß bis auf die Haut. General Johnson war erbötig, sein Zelt mit mir zu teilen, und ließ ein mächtiges Feuer unter einem über dem Eingange zum Zelt angebrachten Vordache oder ‚Fly' anmachen. Da ich meine Unterkleider nicht zu wechseln vermochte, indem selbst die in der Satteltasche befindliche Garnitur naß war, so mußte ich die Nacht in durchnäßten Kleidern zubringen. In wenigen Stunden hatte ich einen Fieberanfall und verbunden damit im ganzen Körper rheumatische Schmerzen. Zudem litt ich die ganze Nacht hindurch an heftigem Kopfweh. Folgenden Morgens hatte ich ein solch hochgradiges Fieber und der Rheumatismus war solch akuter Natur, daß ich mich nicht bewegen konnte. Der General ließ den Chefarzt der Division holen, der alsbald erschien und nach gründlicher Untersuchung die Erklärung abgab, daß ich einen starken Malariafieberanfall hätte und außerdem am entzündlichen Rheumatismus litt. Er fügte hinzu, daß mein weiteres Verbleiben bei der Armee ein Ding der Unmöglichkeit sei und daß er mir nur raten könne, mich nach Murfreesboro' oder Nashville ins Hospital zu begeben. Er erklärte sich bereit, mich mittels Ambulanztrains nach erstgenanntem Orte bringen zu lassen. Dieser Zug sollte kurz darauf mit unseren am vorherigen Tage verwundeten Leuten abgehen. Der Gedanke, daß ich schon nach dem ersten Tage der Kampagne das Feld verlassen sollte, quälte mich, als sich aber meine Sinne zu verwirren begannen, die Füße mich nicht länger tragen wollten und mir nur die Wahl blieb, zurückgesandt oder allein in einer wilden feindlichen Gegend zurückgelassen zu werden, so beschloß ich, mich in das Unvermeidliche zu fügen.

Kurz darauf fuhr eine Ambulanz vor, in welche ich mittels einer Tragbahre gehoben wurde. In dem Wagen befanden sich bereits zwei verwundete Offiziere, von denen der eine aufrecht zu sitzen imstande war, so daß ich Raum genug fand, um ausgestreckt zu liegen. Ein Arzt gab uns das Geleit. Inzwischen fiel ununterbrochen heftiger Regen, so daß infolgedessen, sowie der

Artillerie und Wagenzüge wegen der Fahrweg in solch
ablen Zustand geriet, daß unser Gespann den ganzen Vor-
g hindurch im Schritt gehen mußte, ehe wir den Schlagbaum
ten. Die Fahrt war überaus elend und ich würde viel
n haben, wäre ich nicht halb bewußtlos gewesen. Der
war längst herangebrochen, als wir Murfreesboro' er-
n, wo ich in einem Militärlazarett untergebracht wurde,
s sich in einem großen Backsteingebäude befand, das ehedem
ännischen Zwecken diente. Unterwegs hatte ich einen heftigen
l von Gallenbeschwerden mit Übelkeit verbunden, der sich
end der Nacht wiederholte, mich erheblich schwächte und es mir
glich machte, irgendwelche Nahrung zu mir zu nehmen. Der
htsführende Arzt nahm spezielles Interesse an meinem Falle
erbot sich, mich folgenden Tages in einem Eisenbahnhospital-
en nordwärts zu schicken, welcher mit Kranken und verwundeten
zieren und Soldaten nach Louisville abzufahren bereit stand.
mwunden erklärte er mir, daß meine Genesung geraume Zeit
spruchen werde, und riet mir ernstlich, mich dieser Gelegenheit
edienen. Demgemäß wurde ich auf den Eisenbahnzug ge-
ht, der am folgenden Morgen von Murfreesboro' abging und
welchem wir folgenden Tages in Louisville eintrafen. Während
r langen Eisenbahnfahrt verschlimmerten sich sowohl das Fieber
auch die rheumatischen Schmerzen, und als ich an meinem
immungsort ankam, hatte meine Krankheit einen hohen Grad
cht. Der Besitzer des Galt House war telegraphisch benach-
gt worden und so wurde ich bei meiner Ankunft abgeholt
nach seinem Hotel gebracht.

Hier mußte ich bis zum 21. Juli das Bett hüten, worauf
nich hinreichend erholt hatte, um per Boot nach Cincinnati
acht zu werden, wo ich im Burnet House Unterkommen fand.
Hauptereignis des Tages war die außerordentlich kühne
sion des feindlichen Guerillaanführers Morgan in den süd-
Teil von Indiana und Ohio. Es war dies das bemerkens-
este Wagnis dieser Art seit Beginn des Krieges. Seine aus
eren tausend berittenen Leuten bestehende Streitmacht durch-
mm zu Pferde den Ohio nicht weit von Louisville und

schickte sich dann zu ihrem Raubzuge an, indem sie sich zunächst nordwärts wandte, dann östlich durch das südöstliche Indiana und quer durch den ganzen Staat Ohio, ungefähr halbwegs zwischen Cincinnati und Columbus. Diese plötzliche Invasion verursachte die größte Aufregung und Bestürzung nicht nur in diesen Staaten, sondern in dem gesamten Nordwesten. Energische Anstrengungen wurden seitens der Miliz und der Truppen von den Rekrutenlagern in Cincinnati, Indianapolis und Columbus gemacht, die Rebellen aufzufangen; indessen bewegten sich die Guerillas mit solcher Geschwindigkeit und störten den Telegraphen= und Eisenbahnverkehr derartig, daß die Truppen nicht rechtzeitig konzentriert zu werden vermochten, um dem Ansturm Einhalt zu gebieten. Mehrere aus Miliz und Truppen bestehende Detachements jedoch hatten verschiedene Zusammenstöße mit kleineren Abteilungen des Feindes, töteten und verwundeten eine nicht unbedeutende Zahl und machten auch Gefangene. Erst als die Guerillas sich dem Ohio im östlichen Teile des Staates näherten, wurde eine beträchtliche Streitmacht, mit Morgan an der Spitze, in die Enge getrieben und gefangen genommen, während die übrigen über den Fluß entkamen.

Nachdem ich mich genügend erholt hatte, beschäftigte ich mich damit, für die „Tribune" per Post und Telegraph Berichte über die Invasion zu schreiben; zu diesem Zwecke begab ich mich nach Columbus, der Staatshauptstadt, wo ich einen längeren Bericht über den Einfall der Rebellen anfertigte. Von Columbus ging ich nach Yellow Sulphur Springs unweit Springfield, Ohio, um vierzehn Tage lang Schwefelbrunnen zu trinken; aber statt mich dort gänzlich zu erholen, bekam ich plötzlich wieder Wechselfieber und war kaum imstande nach Cincinnati zurückzukehren, wo ich abermals nahezu drei Wochen lang das Bett hüten mußte. Es hatte den Anschein, als wolle das Fieber in Typhus umschlagen, glücklicherweise aber kam es nicht dahin. Ich war Rekonvaleszent, als die Nachricht eintraf, daß zwischen den Armeen Rosecrans' und Braggs eine zweitägige Schlacht in Chickamauga stattgefunden habe, welche für uns mit einer schweren Niederlage endete. Bislang hatte ich gehofft, mich wieder unserer Armee anschließen zu

können, ehe der Zusammenstoß mit dem Feinde stattgefunden; um so größer war meine Enttäuschung, daß ich dieser Schlacht nicht als Augenzeuge beiwohnen konnte. Ich machte jedoch, so gut wie es eben ging, von den Berichten der Lokalpresse für die „Tribune“ Gebrauch. In Cincinnati verblieb ich bis zum 29. September, worauf ich mich wieder ins Feld begab.“

In etwas über eine Woche, nachdem Herr Villard die Cumberland-Armee verlassen, zwang diese in der sogenannten Tullahoma-Kampagne Braggs Truppen, das mittlere Tennessee aufzugeben. Rosecrans bemühte sich, den Feind zu verfolgen, sobald dessen Rückzug bekannt geworden; allein die Ungunst der Witterung und der schlechte Zustand der Wege machten es ihm unmöglich. General Halleck und das Kriegsdepartement in Washington erachteten die Schwierigkeiten, die sich seinem weiteren Vormarsch nach Chattanooga in den Weg stellten, nicht für so groß, wie er, und am 5. August erhielt er den peremptorischen Befehl zum Aufbruch dorthin. In der Tat überwand Rosecrans jene Schwierigkeiten. Am 8. September entdeckte Oberst Wagner, der Chattanooga gerade gegenüber Aufstellung genommen, Anzeichen dafür, daß der Feind die Stadt räumte. Letzterer konzentrierte seine Kräfte auf dem Wege, den die Unionstruppen nach Besetzung Chattanoogas zu nehmen hatten. Der Zusammenstoß beider Armeen erfolgte am 19. September in der zweitägigen Schlacht am Chickamauga. Herr Villard war dabei nicht zugegen. Nach dem von ihm geprüften Urkundenmaterial sagt er von der Schlacht: „Der Beginn des Kampfes war so zufällig, wie seine spätere Ausdehnung. Rosecrans, der noch nicht kampfbereit war, hatte noch keinen Plan dafür entworfen, und Bragg operierte nach einem vorher überlegten Programm, das durch die späteren Vorgänge gegenstandslos wurde. Anfänglich nur ein Rencontre zwischen kleinen Truppenkörpern, wuchs der Kampf durch das allmähliche Vorschieben weiterer Kräfte zur Unterstützung der bereits engagierten zu einem allgemeinen Konflikt.“ Er überdauerte die Nacht und setzte sich am 20. September fort. In der Nacht wurden die Unionstruppen derart in Konfusion gebracht, daß zwei ihrer Brigaden

auf eine dritte schossen. Über die Resultate dieser blutigen Schlacht schreibt Herr Villard:

„Mit diesem Nachtgefecht, einer der außerordentlichsten Episoden des Krieges, wurde der erste Kampftag zum Abschluß gebracht. Es war in der Hauptsache ein blindes Draufgehen auf beiden Seiten von Anfang bis zu Ende. Weder die kommandierenden Generale noch die verschiedenen Korpsführer hatten viel zu befehlen. Sie beschränkten sich darauf, einen Truppenteil nach dem anderen ins Gefecht vorzuschicken, worauf sie deren Befehlshaber nach Gutdünken schalten und walten ließen, indem das dicht bewaldete Gefechtsterrain und daher die Unmöglichkeit, miteinander Fühlung zu halten, die allergrößten Schwierigkeiten bereiteten. Wie sich später General Longstreet in seinen Memoiren äußerte, waren es die Divisionsgenerale, die die Schlacht schlugen. Aus den offiziellen Kriegsberichten ist ersichtlich, daß nicht nur Divisions-, sondern auch Brigade-, ja selbst Regimentskommandeure auf eigene Faust ins Treffen gehen mußten. Dieselben Berichte geben zu, daß in keiner anderen großen Schlacht des Rebellionskrieges so viel Beschwerden von Kommandeuren beider Armeen darüber geführt wurden, daß ihnen beim Angriffe keine Unterstützung gegeben wurde, daß ihre Flanken exponiert waren, ihnen Deckung im Rücken fehlte, so daß sie zum Rückzuge genötigt waren, weil sie tatsächlich von allen Seiten und im Rücken attackiert wurden. Es wurde mehrfach berichtet, daß in den Reihen der Union wie der Konföderierten Lücken bis zur Breite von fünf Viertelmeilen entstanden seien. Aus diesem Grunde holten sich die Befehlshaber nur geringe Lorbeeren für ihre taktischen Leistungen auf dem Schlachtfelde. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß in diesem Gefecht mehrere Offiziere, so namentlich General Willich, sich durch besondere Tapferkeit hervortaten. In seinem Bericht sagt Major Williams vom 89. Illinois-Infanterieregiment, nachdem er geschildert, wie sein Regiment des furchtbaren feindlichen Feuers wegen zu schwanken begann: „In diesem Augenblick trat General Willich vor und stellte sich an die Spitze des Regiments. Es fiel zurzeit ein heftiger Kugelregen. Willich beglückwünschte das Regiment zu seinem früheren tapferen Ansturm, beschwichtigte dessen

momentane Aufregung, instruierte es im Vorrücken und Feuern und zeigte, wie man Ordnung in Reih' und Glied halten müsse, worauf er mit dem Regiment einige Übungen vornahm. Seiner unvergleichlichen Kaltblütigkeit gelang es, Ordnung und Vertrauen wiederherzustellen, so daß das Regiment auf sein Kommando in bester Ordnung vorrückte." Unter dem ärgsten Feuer ein Regiment zu exerzieren, ist gewiß ein ungewöhnliches Beispiel des größten und besonnensten Mutes."

Der erste Tag des Kampfes ergab für keinen der beiden Teile einen Vorteil über den anderen; der zweite Tag endete mit der Niederlage und dem Rückzug der Unionstruppen. Noch vor vollständiger Beendigung der Schlacht gab General Rosecrans sie verloren, da der rechte Flügel und das Zentrum seiner Armee geschlagen waren. Er überließ die Truppen ihrem Schicksal und ritt nach Chattanooga, ohne sich um den linken Flügel zu kümmern, der unter General Thomas' Führung auf dem „Snodgraß Hill" standhielt. Die Ausdehnung und Bedeutung der Schlacht wird im folgenden beschrieben:

„Gemäß den amtlichen Berichten verloren wir an den beiden Tagen 140 Offiziere, einschließlich des Brigadegenerals (Lytle) und 1517 Unteroffiziere und Gemeine, der Verlust an Verwundeten belief sich auf 609 Offiziere und 9147 Unteroffiziere und Gemeine, während 248 Offiziere und 4503 Unteroffiziere und Gemeine zu Gefangenen gemacht wurden, ein Gesamtverlust von 16164 Mann. Das Verhältnis von je einem Offizier auf je 16 Mann ist ein ungewöhnlich großes. Auf der feindlichen Seite hatten mehrere Truppenteile keine Verlustlisten eingereicht, so daß korrekte Gesamtverlustlisten nicht erhältlich gewesen sind. Nach sorgfältigster Abschätzung verloren die Rebellen etwa 18000 Mann. Da 2000 Gefangene in unsere Hände fielen, muß der Verlust des Feindes an Toten und Verwundeten fast so hoch wie unser Gesamtverlust geschätzt werden, wohingegen der feindliche Verlust an Toten und Verwundeten mindestens ein Drittel größer gewesen sein dürfte als unser entsprechender Verlust. Das war die natürliche Folge der beharrlichen Offensive des Feindes an beiden Tagen. Drei Generale unseres Gegners wurden getötet und

vier verwundet. Betreffs unserer Verluste an Geschützen gehen die Berichte der Chefs des Artilleriewesens auf beiden Seiten weit auseinander. So berichtet der Chef des General Rosecrans den Verlust von nur 36 Geschützen, wohingegen Braggs Chef behauptet, 52 unserer Geschütze genommen zu haben.

Die Schlacht von Chickamauga wird als eine der blutigsten, die jemals geschlagen worden, in der Geschichte fortleben. Die Zahl der Toten und Verwundeten an beiden Tagen betrug 25 Prozent der engagierten Truppen der Unionsarmee und 33 Prozent der Konföderierten. Aber auf beiden Seiten war der Prozentsatz an Verlusten bei den einzelnen Truppenteilen in der Tat weit höher. So betrug er in verschiedenen Regimentern und Brigaden 40 bis 50 Prozent und darüber, mit noch höheren Prozentsätzen, was Offiziere anbetrifft, so daß Regimenter von Kapitänen und Leutnants befehligt werden mußten und Brigaden von Majoren. Der relativ größte Verlust wurde gegen das Ende des zweiten Schlachttages erlitten; die größten Verluste aber hatten innerhalb zweier Stunden die den Snodgraß-Hügel stürmenden Truppen sowie die Verteidiger dieses Hügels und einige Brigaden kurz vor eintretender Dunkelheit zu verzeichnen. Auf seiten der Konföderierten litten Bushrod Johnsons und Cleburnes Divisionen und auf der der Unionisten Steedmans am meisten."

Am 29. September, als Herr Villard sich gerade bereit machte, Cincinnati zu verlassen und nach Chattanooga zu fahren, trafen dort die Generale Hooker und Butterfield ein, die gleichfalls Chattanooga zu erreichen hatten. Sie luden ihn ein, in ihrem Zuge mitzufahren, und er nahm die Einladung an. Am 2. Oktober traf die Gesellschaft in Bridgeport ein; die Reise, die sonst in vierzehn Stunden zurückgelegt werden konnte, hatte zwei und einen halben Tag gedauert. Beinahe gleichzeitig trafen die Generale Carl Schurz und Steinwehr mit ihren Truppen an den Ufern des Tennessee ein.

In Chattanooga sprach sich Rosecrans eingehend über das Unglück von Chickamauga aus. Er betrachtete sich als das Opfer der Washingtoner Behörden. Auch Garfield hielt mit

seinem Urteil nicht zurück, das sich allerdings von dem seines Vorgesetzten sehr wesentlich unterschied. Herr Villard hatte nämlich in Anbetracht, daß die Berichte über die Vorgänge von Chickamauga voller Widersprüche waren, beschlossen, genaue Informationen darüber zu sammeln und eine Beschreibung der Schlacht zu verfassen. Die beiden Generale erklärten sich sofort bereit, ihm dazu die in ihrem Besitze befindlichen Schriftstücke zur Durchsicht zur Verfügung zu stellen, und ergänzten dann deren Inhalt mündlich. Rosecrans wurde bald darauf seines Kommandos enthoben und durch Generalmajor George H. Thomas ersetzt. Garfield reiste nach seinem Heimatsstaate Ohio zurück, wo er bei der Wahl als Kandidat aufgestellt war.

Die Ankunft des Generals Grant in Chattanooga und die Übernahme des Generalkommandos durch diesen folgte. Herr Villard machte dessen Kampagne im Hauptquartier des Generals Willich mit. Er sah den Kampf im Chattanooga-Tal und die „Schlacht über den Wolken“ (Lookout Mountain) am 24. November 1863. Mit einer ausführlichen Beschreibung dieser für die Unionisten glorreichen Schlacht schließt der die Erlebnisse des Herrn Villard im Bürgerkriege behandelnde Teil der Memoiren. Es folgen andere Ereignisse seines tatenreichen Lebens, von ihm selbst, obwohl, wie im Vorwort erklärt, in der dritten Person geschrieben.

Viertes Buch.

Eisenbahnerbauer und -Präsident.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

In Washington, Boston und Deutschland.

1863—1873.

Im November 1863 sah sich Herr Villard, da er abermals am Fieber litt, genötigt, seine Verbindung mit der im Felde stehenden Armee zu lösen. Er brachte den Winter in Washington zu, wo er zu Anfang des Jahres 1864 im Verein mit Horace White, der die „Chicago Tribune“ in genannter Stadt vertrat und der den Posten eines Clerk des Senatsausschusses für Militärangelegenheiten bekleidete, sowie mit Adams S. Hill, der damals Chef des Bureaus der „New York Tribune“ in Washington war und der seit den letzten dreißig Jahren eine Professur für Rhetorik auf der Harvard Universität innehat, die erste Nachrichtenagentur als Konkurrentin der Assoziierten Presse gründete. Indem er Zeitungsleiter und Redakteure in eigener Person besuchte, gelang es ihm, die „Chicago Tribune“, den „Missouri Democrat“, den „Cincinnati Commercial“, den „Rochester (N. Y.) Democrat“, den „Springfield (Mass.) Republican“ und den „Boston Advertiser“ für das neue Unternehmen zu gewinnen, das den bittersten Angriffen seitens der Assoziierten Presse ausgesetzt war, weil letztere ihr Monopol gefährdet sah. Aber Herr Villard war von allem Anfang erfolgreich. Als Repräsentant dieser

neuen Agentur schloß er sich im Mai des Jahres 1864 der Potomac-Armee an, die unter Befehl des Generals Grant in Culpepper Court House stand. Er war der erste Korrespondent, der die Nachricht von den blutigen unentschiedenen Kämpfen in der „Wilderneß" nach Washington brachte. Er kehrte zur Armee zurück, als letztere die „Peninsula" erreichte, und überschritt mit ihr den James River, war Augenzeuge der Belagerung von Petersburg bis zur Explosion der Minen (30. Juli 1864), als er auf dringlichen Wunsch seiner Angehörigen nach Deutschland reiste.

Er langte in seinem Geburtsort Speyer kurz vor dem Tode seiner älteren, an der Schwindsucht leidenden Schwester Anna an, die wenige Tage zuvor ihr neugeborenes Kind durch den Tod verloren hatte. Die Mutter des Herrn Villard war fünf Jahre früher gestorben. Fast den ganzen Winter verbrachte er in Gesellschaft seines Vaters und seiner noch lebenden Schwester, die mit einem in Nürnberg garnisonierenden Offizier verheiratet war. Am letzten Tage des Monats März 1865 segelte er von Liverpool ab, in der Erwartung, rechtzeitig genug einzutreffen, um Augenzeuge des letzten Kampfes zwischen Grant und Lee zu sein, und war nicht wenig überrascht, als er bei seiner Ankunft in Boston am 15. April erfuhr, daß Richmond gefallen sei, Lee sich ergeben habe und der Präsident Lincoln ermordet worden war.

Horace White, der Freund Villards, der inzwischen Chefredakteur der „Chicago Tribune" geworden war, bot ihm die Stelle des regelmäßigen Washingtoner Korrespondenten besagten Blattes an, welche dieser akzeptierte und ein Jahr lang bekleidete. Anfangs Januar 1866 heiratete er die einzige Tochter William Lloyd Garrisons und nahm seine junge Gattin mit sich nach Washington. Wie er Fräulein Garrison kennen lernte, möge hier in seinen eigenen Worten geschildert werden.

„Während meiner Ferien im April 1863 trug sich eine Episode zu, die bestimmt war, mir den Weg meines ganzen späteren Lebens vorzuzeichnen. Als der leitende Redakteur der „Tribune", Sidney Howard Gay, mir einen zweiwöchigen Urlaub zuerkannte, bedankte ich mich hierfür und fügte die Frage

hinzu, wo ich denselben zubringen solle. „Sind Sie jemals in Boston gewesen?“ fragte er mich. Als ich diese Frage verneinte, sagte er: „Besuchen Sie unter allen Umständen den „Hub“. Demgemäß befolgte ich seinen Rat, nachdem ich es mir einige Tage in New York bequem gemacht hatte. Ich traf am Donnerstag dem 21. April in Boston ein und brachte den nächsten Tag damit zu, daß ich mich in der Stadt umsah. Am 23. sprach ich bei Frau Severance vor, der ich einen Empfehlungsbrief von ihrem Gatten überreichte, der das Amt des Zollkollektors in Port Royal bekleidete. Frau Severance war nicht zu Hause, dagegen empfing mich deren Tochter Julia, die liebenswürdig genug war, mich zum Besuche der Turnschule des Dr. Diocletian Lewis einzuladen, um dort den Übungen einer Klasse junger Herren und Damen beizuwohnen. Ich nahm die Einladung an und wohnte mit der jungen Dame dem Schauturnen bis zum Ende bei. Dort wurde ich dem Dr. Lewis und anderen vorgestellt, darunter auch dem Sohne des Herrn William Lloyd Garrison, des berühmten Bekämpfers der Sklaverei. Letzterer lud mich ein, mit ihm am Sonntag eine Predigt des liberal gesinnten, freireligiösen Pastors Samuel Johnson von Salem anzuhören und nach dem Gottesdienste mit seiner Familie zu speisen, um auf diese Weise mit ihr bekannt zu werden. Freudig akzeptierte ich die Einladung.

Im Laufe unseres Gespräches erwähnte ich mein hohes Interesse an der Frémontschen Kampagne im Jahre 1856 und betonte, daß ich, den meisten Europäern gleich, die Sklaverei als elende Schmach und abscheulichen Schimpf für die amerikanische Republik erachtete. Ich sagte, daß das unerklärliche und verdammenswerte Vorurteil in den nördlichen Staaten gegen die inspirierten Patrioten, die die Abschaffung der Sklaverei trotz beharrlicher, bitterer Verfolgungen und persönlicher Gefahr verlangten, mich mit Ekel und Abscheu erfülle. Für jene hatte ich stets die aufrichtigste Sympathie und Bewunderung; schon aus diesem Grunde war ich hocherfreut über den Empfang eines Empfehlungsschreibens von George W. Smalley an Wendell Phillips, welches ich bis dahin noch nicht abgegeben hatte. Selbst-

redend machte es mir große Freude, Gelegenheit zu haben, mit seinem edlen Gesinnungsgenossen bekannt zu werden.

Der junge William Lloyd und dessen jüngerer Bruder, ein etwa fünfzehn Jahre zählender Knabe, sprachen der Abmachung gemäß bei mir vor und geleiteten mich zu Herrn Johnson, der in einer öffentlichen Halle predigte. Die Schwester der beiden war ebenfalls anwesend und schloß sich uns nach dem Gottesdienste an, worauf wir uns alle nach deren Behausung begaben. Dort wurde ich von deren Eltern herzlich bewillkommt und fühlte mich sofort bei ihnen wie zu Hause. Frau Garrison war eine schöne Erscheinung mit freundlichen Gesichtszügen, augenscheinlich aber etwas zurückhaltend und schüchtern. Das Äußere des Herrn Garrison war für mich eine vollständige Überraschung. Der Eindruck, welchen dieser entschlossene und furchtlose Vorkämpfer für Abschaffung der Sklaverei in der Öffentlichkeit machte — ein Eindruck, den auch ich wie so viele andere von ihm gewonnen —, ließ mich vermuten, daß sein Äußeres im Einklang mit seinem Charakter stehen müsse. Mit anderen Worten: ich hatte mir eine heroische Figur mit kräftigem Körperbau vorgestellt, mit dichtem Haarwuchs, Vollbart und mit feurigen, herausfordernden Augen. Schier spaßhaft war der Eindruck, den ich in Wirklichkeit gewann. Ich hatte vor mir einen Mann von mittlerer Statur, vollständig kahlköpfig, mit glattrasiertem Gesicht und freundlich blickenden, bebrillten Augen. Sein Gesichtsausdruck war nicht grimmig, vielmehr sehr wohlwollend. In der Tat, er nahm sich eher wie ein typischer Prediger Neuenglands aus, als wie der unbeugsame Agitator, der er in Wirklichkeit war. Sein Inneres stimmte vollkommen mit seinem Äußeren überein. Er war nachsichtig und die Milde selbst, sowohl was sein Benehmen als auch sein Gespräch anbetraf. Da er selbst Journalist war, interessierte er sich ganz besonders für meine Erfahrungen als Kriegskorrespondent, die ich während des Diners und auch nachher auf Wunsch der Familie zum besten geben mußte. Man hörte mir höchst aufmerksam zu.

Folgenden Tages, zu früher Stunde, sprach der jüngste Sohn Garrisons, Frank, bei mir vor, um mir auf einer Tour durch

den ältesten Teil Bostons als Führer zu dienen. Wir bestiegen die Kuppel des Legislaturgebäudes und dann das Bunker Hill-Denkmal. Wenn ich mich recht entsinne, geleitete er mich ebenfalls in die Wohnung des Herrn Wendell Phillips, dem ich Herr Smalleys Empfehlungsschreiben einhändigte. Letzterer unterhielt mit dem großen Redner enge, nahe Beziehungen, seitdem er ihn gegen Gewalttaten seitens eines Boston-Pöbels geschützt hatte, und heiratete später die Adoptivtochter Wendell Phillips'. Herr Phillips bewohnte ein sehr kleines Haus, so klein, daß es ihm kaum den allergewöhnlichsten Komfort gewährte. Er hieß mich herzlich willkommen und ich unterhielt mich eine Stunde lang mit diesem berühmten Manne, dessen fesselnde Persönlichkeit einen tiefen Eindruck auf mich machte.

Die übrigen Tage meines Aufenthalts in Boston verbrachte ich häufig in Gesellschaft der Familie Garrison, besuchte mit ihr nebst anderen Ortschaften auch Readville, etwa fünfzehn Meilen südlich von Boston, wo die 54. und 55., aus Farbigen bestehenden Massachusetts-Regimenter (die ersten, die im Staate Massachusetts organisiert worden waren), ein Lager bezogen hatten. Der älteste Sohn des Herrn Garrison, George Thompson, war in die Armee gegen den ausdrücklichen Wunsch seines Vaters eingetreten, der stets ein Befürworter der Doktrin der absoluten Widerstandslosigkeit („non-resistance“) gewesen war. Schließlich aber hatte Herr Garrison doch seine Zustimmung gegeben, und so wurde George Quartiermeister im 55. Regiment. In Readville erregte Oberst Robert G. Shaw vom 54. Regiment ganz besonderes Aufsehen, und niemand ahnte damals, wie bald er sein prächtiges, junges Leben verlieren sollte. Er fiel beim Angriffe auf Fort Wagner.

Als ich vom Lager in mein Hotel zurückkehrte, fand ich einen Brief von Herrn Gay vor, in welchem mir mitgeteilt wurde, er habe zuverlässige Information erhalten, daß die Armee Rosecrans' schon anfangs Mai aggressive Bewegungen machen werde, und zwar von Murfreesboro' aus, und gleichzeitig frug Herr Gay an, ob ich gewillt sei, meinen Urlaub abzukürzen und mich sofort nach Tennessee zu begeben, um über die bevorstehende Kampagne zu

berichten. Es war bereits Mitternacht, als ich zu einem endgültigen Entschlusse gelangt war, und so schrieb ich, bedauernd, meinen Urlaub kürzen zu müssen, in Erwiderung auf den Brief des Herrn Gay, daß ich übermorgen zum Dienst antreten würde. Diesem zufälligen Besuche in Boston habe ich das größte Glück meines Lebens zu verdanken — meine Vermählung mit Fräulein Fanny Garrison, der einzigen Tochter des großen Abolitionisten, deren geistige und persönliche Vorzüge mich bei der ersten Begegnung gefesselt hatten.

Mit dem Nachtzuge kehrte ich nach New-York zurück."

Im Juni 1866 wurde Herr Villard von der „New York Tribune" beauftragt, sich nach Europa zu begeben, um dort Berichte über den bevorstehenden Krieg zwischen Preußen und Österreich zu schreiben. Ein zweiter Spezialkorrespondent war George W. Smalley. Das Anerbieten bereitete ihm große Freude und so reiste er anfangs Juli ab; seine Gattin gab ihm das Geleit. Damals war das atlantische Kabel noch nicht gelegt, und gemäß den letzten Nachrichten vor der Abreise Villards hatten die Feindseligkeiten zwischen den beiden Mächten noch nicht begonnen. Bei seiner Ankunft in Southampton war er nicht wenig überrascht, als man ihm mitteilte, daß die Schlacht von Königgrätz geschlagen worden, daß die Preußen bereits auf dem Marsche nach Wien seien, daß die Friedensunterhandlungen schon eingeleitet worden und der Krieg so gut wie beendet sei. Trotzdem begab er sich nach Böhmen und besuchte mehrere Schlachtfelder, folgte den Spuren der preußischen Armee in Böhmen und Mähren, und traf in Nikolsburg ein, wo sich nach Einstellung der Feindseligkeiten das Hauptquartier des Königs Wilhelm und des Kronprinzen befand und auch Bismarck anwesend war. Herr Villard brachte dann einige Zeit in Wien zu, wo ihm seitens des Vereinigten Staaten-Gesandten Herrn J. L. Motley die freundlichste Aufnahme zuteil wurde.

Während des Winters 1866—1867 hielt sich Herr Villard mit seiner Gattin und ihrem jüngsten Bruder in München auf. Seine Schwester war inzwischen dorthin verzogen. In Übereinstimmung mit den Wünschen der „Chicago Tribune" begab sich

Herr Villard im März des Jahres 1867 mit seiner Gattin nach Paris, um als Spezialkorrespondent über die Weltausstellung zu berichten. Beide blieben dort bis zum folgenden Februar, abgesehen von einem kurzen Besuch in England, wo sie mit William Lloyd Garrison zusammentrafen, der damals in England sehr fetiert wurde. Herr Villard brachte auch mehrere Wochen an dem Krankenlager seines Vaters zu, der noch während der Anwesenheit seines Sohnes anfangs September des Jahres 1867 aus dem Leben schied. Im Februar folgenden Jahres machten Herr Villard und Gattin ihre erste Tour nach Italien von Paris aus. Unterwegs besuchten beide John Stuart Mill in Avignon, worüber Herr Villard einen längeren Bericht für die „Chicago Tribune" schrieb. Gleichzeitig sandte er einen Bericht an dasselbe Blatt, über einen heftigen Ausbruch des Vesuvs, wobei ihm von dem bekannten Professor und Astronom Professor Palmieri dessen Observatorium zur Verfügung gestellt wurde.

Im Mai des Jahres 1868 kehrten Herr und Frau Villard nach den Vereinigten Staaten zurück und bezogen Wohnung im Hause des Herrn Garrison in Roxbury, einer Vorstadt Bostons, bis zum Herbst des Jahres 1870; in diese Zeit fällt die Geburt deren einziger Tochter und ältesten Sohnes. Herr Villard wurde Mitarbeiter des „Boston Daily Advertiser" und verschiedener anderer Blätter, für die er editorielle und andere Beiträge schrieb, und veröffentlichte auch einen Artikel über Bismarck in der „North American Review". Im Herbst des Jahres 1868 wurde er zum Sekretär der American Social Science Association gewählt, mit einem Bureau in Boston, eine Stelle, welche er zwei Jahre innehatte. In Verbindung hiermit kam er mit hervorragenden Männern des Landes in Berührung und ward so in den Stand gesetzt, nach verschiedenen Richtungen hin das öffentliche Interesse zu fördern. Von dem, was er geschaffen, war seine bahnbrechende Tätigkeit in betreff der Zivildienstreformen eine seiner hervorragendsten Leistungen. Er war bei der Organisierung der ersten diesbezüglichen Reformgesellschaften in Boston, New York und Philadelphia in hervorragender Weise behilflich. Die ersten öffentlichen Versammlungen zu diesem Zwecke in Boston und New

York wurden hauptsächlich von ihm zustande gebracht, um der ersten Zivildienstreformvorlage, die zurzeit dem Kongreß vorlag, Gehör zu verschaffen. Thomas A. Jenckes, der Verfasser dieser Vorlage, Kongreßmitglied von Rhode Island, hatte sich persönlich mit der Erläuterung dieser Vorlage befaßt.

Mit dem Antritte seines Amtes als Sekretär der „Social Science"-Gesellschaft widmete Herr Villard seine Aufmerksamkeit der Untersuchung und dem Studium des öffentlichen und korporativen Finanzwesens, einschließlich dem der Eisenbahnen und Banken. Ganz besonders interessierte er sich für die Eisenbahnsekuritätenbranche, und die Kenntnisse, welche er sich nach dieser Richtung hin erwarb, bereiteten ihn gewissermaßen auf seine spätere Geschäftskarriere vor, obzwar ihm damals noch nicht der Gedanke gekommen, sich auf diesem Gebiete zu betätigen. Seine Aufmerksamkeit wurde ebenfalls auf die in Europa weit verbreiteten sogenannten Hypothekenbanken gelenkt, von denen man in den Vereinigten Staaten so gut wie nichts wußte; und er verfaßte und veröffentlichte eine diesen Gegenstand berührende Schrift, in welcher er deren Einrichtung in diesem Lande befürwortete.

Das Klima von Boston sagte ihm nicht zu; er litt an solch heftigem Katarrh, daß er sich veranlaßt sah, im Herbst 1870 in Deutschland ärztlichen Rat einzuholen. Während seines Aufenthalts daselbst unterbreitete er der Verwaltung einer großen Berliner Bank einen Plan zur Etablierung von Hypothekenbanken in den Vereinigten Staaten. Dieser Plan fand günstige Aufnahme, und das erwähnte Bankinstitut erklärte sich bereit, das erforderliche Kapital in der in Europa üblichen Weise aufzubringen, vorausgesetzt, daß ein besonderer Freibrief in einem der älteren Staaten der Union erwirkt werden könne. Nach seiner Rückkehr nach Boston anfangs des Jahres 1871 gelang es ihm, gewisse Personen für den Plan zu interessieren, und so wurde beschlossen, die Legislatur von Massachusetts um einen Freibrief anzugehen. Ein diesbezügliches Gesuch wurde abgelehnt und aus der Sache wurde nichts; aber die Beziehungen, in welche Herr Villard mit den Finanzkreisen in Deutschland getreten war, erwiesen sich in der Folge von großem Wert für ihn.

Seine Gesundheit ließ während des Jahres 1871 abermals viel zu wünschen übrig, und so entschloß er sich im Herbst mit seiner Familie zu seiner Erholung wieder nach Deutschland zu reisen. Während seines Aufenthalts in Wiesbaden im folgenden Winter suchten ihn mehrere Bostoner Bekannte auf, damit er ihnen bei den Unterhandlungen in betreff einer Eisenbahnanleihe in Frankfurt a. M. und Berlin behilflich sei. Damit erweiterte sich denn auch sein Bekanntschaftskreis unter der deutschen Finanzwelt. Herrn Villards Familie, die sich inzwischen um einen zweiten Sohn vermehrt hatte, verbrachte den Sommer des Jahres 1872 in der Schweiz und den Winter 1872—1873 in Heidelberg, wo mehrere seiner Verwandten ansässig waren. Kurz nach seiner Ankunft daselbst hatte er einen Schlaganfall solch ernster Natur, daß die Ärzte rundweg erklärten, er müsse sich fortan aller geistigen Arbeiten enthalten, wenn ihm sein Leben lieb wäre. Indessen sollten die Ärzte die Unrichtigkeit ihrer Prophezeiung selbst nicht erleben!

Während Herr Villard sich gemach von seinem schweren Leiden erholte, machte ihm an einem Tage des Monats Februar 1873 ein Bekannter seine Aufwartung, der in derselben Stadt wohnte. Der Besucher befragte Herrn Villard um Rat betreffs einer verunglückten Geldanlage in amerikanischen Eisenbahnbonds. Er erklärte, eine beträchtliche Zahl siebenprozentiger Bonds der Oregon- und California-Eisenbahngesellschaft von Oregon gekauft zu haben, und zwar auf die Versicherung eines Bankinstituts hin, welches die Bonds zur öffentlichen Subskription angeboten hatte. Da dem Herrn Villard besagte Eisenbahngesellschaft gänzlich unbekannt war und er selbst nicht viel von Oregon wußte, so war er nicht in der Lage, die erwünschte Auskunft zu geben. Auf seinen Rat hin erhielt der Besucher von dem Schutzausschuß der Aktionäre in Frankfurt die nötige Information bezüglich der in Frage stehenden Eisenbahngesellschaft. Die erlangte Information genügte, um Herrn Villard davon zu überzeugen, daß die Sachlage keine günstige sei, worauf der Vorsitzer und ein anderes Mitglied des Ausschusses Herrn Villard zu besuchen beschlossen, um mit ihm die Angelegenheit zu besprechen. Gleichzeitig wurde er von den Herren ersucht, sich dieser Körperschaft anzuschließen, wozu er

sich nach einiger Zögerung bereit erklärte, nachdem ihm versichert worden, daß man nur wenig von ihm verlangen werde. Damit begann seine geschäftliche Laufbahn. Es ist klar, daß er während der zwanzig Jahre, die er bis dahin in Amerika verlebt, Finanzfragen nicht studiert hatte, aber die als Pionier in Colorado und als Kriegskorrespondent gesammelten Erfahrungen hatten seine Entschlossenheit und Energie bedeutend entwickelt. Dazu gesellten sich noch sein praktisches, gesundes Urteil und seine ausgedehnten und sorgfältigen Beobachtungen in nationalen Angelegenheiten, seine große Bekanntschaft in den Vereinigten Staaten, dann der Anteil, welchen er an dem Hypothekenbankprojekt nahm, sowie die soeben erwähnten Bondunterhandlungen. Alles dies bereitete ihn hinlänglich für seinen neuen Wirkungskreis vor.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Oregon-Eisenbahnen. 1873—1879.

Im Laufe des Sommers 1873 hatte das Frankfurter Komitee eine Delegation nach Oregon entsandt, um die Bahn und die Aussichten im Staate gründlich zu untersuchen. Nachdem die Delegation zurückgekehrt war und berichtet hatte, daß die Gesellschaft es tatsächlich unterlassen habe, die Zinsen zu zahlen, trat der Ausschuß im Oktober an seine Arbeiten heran. Es waren nahezu elf Millionen Oregon & California-Bonds für etwas über 70 Prozent in Deutschland und England verkauft worden, von denen ersteres weitaus den größten Teil an sich gebracht hatte. Aus dem Bericht der Delegaten ging aber hervor, daß die Gesellschaft nur die Hälfte des nominellen Betrages der Bonds in barem Gelde erhalten hatte. Ferner besagte der Bericht, daß von der Strecke von 375 Meilen von Portland bis zur Staatsgrenze Kaliforniens, nur 200 Meilen vollendet und im Betrieb seien, und daß in Anbetracht der geringen Bevölkerung und der beschränkten Entwicklung des westlichen Teiles von Oregon die Bahn nur etwa ein Drittel der nötigen Zinsen abwerfe und in absehbarer Zeit nicht mehr als das zu gewärtigen sei.

Die erste dem Komitee vorgelegte Frage ging dahin, ob es von dem Rechte der Bondinhaber unter der Hypothek Gebrauch machen, d. h. sich mittels Präklusionsverfahrens in Besitz der Bahn setzen, oder sich auf einen Kompromiß mit der Bahngesellschaft einlassen sollte, welche von Ben Holladay, der einer früheren Generation als Besitzer von Überland-Postlinien nach Kalifornien und von Dampferlinien an der pacifischen Küste genügend bekannt war, kontrolliert wurde. Nach längerer Diskussion einigte man

sich, letzteres Verfahren einzuleiten. So wurde die Ausarbeitung eines Vertrages mit der Bahngesellschaft notwendig, wonach die Interessen fundiert und andere Zwecke verfolgt werden sollten. Da keines der Mitglieder des Ausschusses der englischen Sprache mächtig war, so lastete der größte und schwierigste Teil der Arbeit auf den Schultern des Herrn Villard. Den ganzen Winter des Jahres 1873 hindurch verblieb er in Frankfurt, und so wurde ihm schließlich auch der Auftrag, sich als Repräsentant des Komitees nach den Vereinigten Staaten zu begeben, den Vertrag mit Hinzuziehung eines amerikanischen Rechtsbeistandes anfertigen zu lassen und persönlich darauf zu achten, daß er in Oregon vollstreckt werde. Zu diesem Zwecke reiste Herr Villard im April 1874 mit seiner Familie nach New York ab.

Dort traf er mit Ben Holladay zusammen. Mit ihm und dessen Rechtsbeistand S. L. M. Barlow, sowie mit dem Bundes-Senator Mitchell von Oregon hatten Herr Villard und sein Rechtsanwalt Professor James B. Thayer, der Harvard-Rechtsschule zugehörig, einen langwierigen Kampf, der sich um die Einzelheiten des Kompromisses drehte. Holladay erwies sich als echter Typus eines westlichen „Pioniers" vergangener Tage, ungebildet, roh, anspruchsvoll, herausfordernd, falsch und verschlagen. Herr Villard erkannte auch gar bald, daß der große Reichtum Holladays eigentlich nur in der Einbildung existierte, und daß es mit seinen Finanzen sogar äußerst traurig aussah. Daß es einem Mann von solchem Charakter so leicht geworden war, über Millionen ausländischen Kapitals zu verfügen, war Herrn Villard ein Rätsel, das ihn geradezu verblüffte. Die Erklärung hierzu fand er später in der Unehrlichkeit der Geschäftsleute an der pacifischen Küste, die diese den europäischen Bankiers gegenüber, die die Aktien negozierten, an den Tag gelegt hatten.

Im Mai begab sich Herr Villard in Begleitung Richard Köhlers, eines deutschen Eisenbahningenieurs, nach Oregon. Letzterer war zum Lokalfinanzagenten der Aktionäre in Portland unter den Vertragsbestimmungen ernannt worden, ist seither dort verblieben und jetzt (1900) Generalbetriebsleiter der Southern Pacific Railroad Co. für deren Bahnlinien in Oregon. Herr Villard brachte

mehrere Wochen in Kalifornien zu, wo er die materiellen und finanziellen Zustände der Pacifischen Bahnlinien genau untersuchte, die, unabhängig von der Central Pacific-Bahn, mit dem Erlös von Sekuritäten gebaut worden waren, die man gleichfalls in England und Deutschland auf den Markt gebracht hatte. Da stellte es sich heraus, daß eine dieser Linien, von der 3000000 Dollars in siebenprozentigen Bonds verkauft worden waren, überhaupt noch nicht gebaut war, und daß die zehnprozentigen Einkommenbonds derselben Gesellschaft, welche ausländische Bankiers als Primasekuritäten besaßen, tatsächlich wertlos waren. Die Entdeckung dieses Betruges trug wesentlich dazu bei, das Ansehen Herrn Villards in den finanziellen Kreisen Europas zu befestigen.

Mitte Juli trat Herr Villard mit seinem Begleiter (Köhler) von San Francisco aus via „Overland Route“ die Reise nach Oregon an, wobei mehrere hundert Meilen mit der Postkutsche zurückgelegt werden mußten. In Roseburg, dem Endpunkte der Oregon & California-Bahn, traf er mit Ben Holladay und seinem Stabe zusammen. Mit hoher Begeisterung erfüllten ihn auf der Reise durch Oregon nach Portland die Szenerien in den California-Yoncalla und Willamette-Tälern. Einen tiefen Eindruck machten auf ihn die vielen Anzeichen eines ungewöhnlichen Bodenreichtums längs der Route. Überraschend wirkte auch die malerische Lage Portlands und dessen Umgebung, desgleichen die sehr große Zahl stattlicher Geschäftsbauten und schöner Privathäuser, sowie das rege Geschäftsleben Portlands. Hier hielt er sich gerade lange genug auf, um seine Geschäfte abzuwickeln und kürzere Ausflüge in das Innere des westlichen Oregon zu machen. Er hatte damals sich nicht träumen lassen, was ihm vorbehalten sei, noch daß er die Stadt je wiedersehen werde. Bald nach seiner Rückkehr zur atlantischen Küste reiste er nach Deutschland, um über den Erfolg seiner Mission zu berichten. Sein langer, für das Komitee gedruckter Bericht enthielt ausführliche Schilderungen der von ihm im westlichen Oregon gewonnenen Eindrücke, die ihm die Versicherung gestatteten, daß die Aussichten in Oregon sich für die Aktionäre gewiß günstiger gestalten würden. Die bestimmteste Versicherung in dieser Beziehung lag in der Zunahme

Bevölkerung. In Verbindung damit machte er dem Komitee
Vorschlag, in den atlantischen Staaten ein Bureau zu eta-
…n, um von dort aus die Einwanderung nach Oregon zu be-
…rn. Seine Vorschläge fanden Beifall und er wurde beauftragt,
Verwirklichung seiner Pläne zu schreiten.

Übrigens hatte die Rückkehr Herrn Villards nach Amerika
…ahre 1874 noch einen anderen Grund. Anfangs des vorher-
…den Winters war er dringend ersucht worden, sich einem
…ren Komitee anzuschließen, das zum Schutze der Aktionäre
Kansas Pacific-Eisenbahngesellschaft gebildet worden war.
…re war nämlich infolge der Finanzkrise jenes Jahres
…tigt gewesen, um die Fundierung zweijähriger Zinsen von
Klassen Bonds nachzusuchen, welche die Summe von
…000000 repräsentierten. Der größere Teil dieser Bonds
…d sich in deutschen Händen. Herr Villard wurde zum
…gaten dieses Komitees ernannt, mit der Weisung, die Fun-
…ngsangelegenheit genannter Gesellschaft in den Vereinigten
…ten zum Abschluß zu bringen. Bei seiner Ankunft in New
fand er ein Telegramm aus Portland von dem Finanz-
…ten Köhler vor, welches besagte, daß es zwischen ihm und
Holladay der Vollstreckung des verabredeten Kompromisses
…n zu ernstlichem Zerwürfnis gekommen sei. Weiter hieß es,
…day habe sich in mehr als einer Beziehung des Vertrauens-
…es schuldig gemacht. Dazu komme noch der Umstand, daß
…day Geldmangels wegen größere Barzahlungen unterlassen,
…ie er persönlich haftbar gewesen. Und schließlich hieß es,
…day sei weder gewillt, noch fähig, den Kompromiß durchzuführen.
Herrn Villard wirkte diese Hiobspost sehr entmutigend. Er
… sich sagen, daß die ganze Arbeit, welche nahezu ein Jahr
…prucht hatte, umsonst gewesen. Kurz entschlossen suchte er
… einen Ausweg aus diesem Dilemma. Er wußte nur zu
… daß es ein Ding der Unmöglichkeit war, in Anbetracht
Tatsache, daß zwischen Deutschland und Oregon siebentausend
…len lagen, zum Schutze der Interessen der deutschen Aktionäre
gerichtliches Verfahren einzuleiten. Dies verbot schon der be-
…tliche Kostenaufwand und große Zeitverlust. Deshalb brachte

er einen anderen Kompromißplan in Vorschlag, wonach sich Holladay, ohne viele Worte zu machen, verpflichten sollte, nicht nur auf die Kontrolle der Oregon & California-Bahn, sondern auch auf die zweier anderer Transportgesellschaften unter gewissen Bedingungen Verzicht zu leisten. Ein großes Opfer wäre damit für die Klienten des Herrn Villard nicht verbunden gewesen. Eine der beiden Transportgesellschaften war die Oregon Central-Bahn, die sich überhaupt nicht rentierte und die, von Portland in südwestlicher Richtung ausgehend, eine Länge von nur fünfzig Meilen hatte. Die andere Gesellschaft, die Oregon Steamship Company, besaß eine Anzahl Dampfer, welche zwischen Portland und San Francisco fuhren und die einzige Verbindung zwischen Oregon und der Außenwelt bildeten. Holladay hatte von demselben Syndikat ausländischer Bankiers, welches die Oregon & California-Eisenbahnbonds übernahm, einen Vorschuß von einer Million Dollars auf Oregon Central-Bonds hin erhalten. Mit dieser Summe war die unproduktive Strecke gebaut worden. Ferner hatte man Holladay die Summe von $ 800000 auf das Eigentum der Dampfergesellschaft hin geliehen, das kaum einem Viertel des Darlehens an Wert gleichkam. Alles dies hatte Holladay auf betrügerische Weise fertiggebracht, und der Agent des deutschen Syndikats in San Francisco war ihm dabei behilflich gewesen.

Holladay kam nach dem Osten, um dort, wie es seine Gewohnheit war, den Winter zu verbringen, und erklärte sich mit den Vorschlägen einverstanden, nachdem er geraume Zeit bemüht war, günstigere Bedingungen zu erzielen. Da aber nicht nur die Zustimmung der Oregon & California-Bahn, sondern auch die der beiden Gläubigergruppen zum neuen Kompromiß erforderlich war, so sah sich Herr Villard veranlaßt, im Frühjahr des Jahres 1875 nochmals nach Europa zu reisen, um diese Zustimmung zu erlangen. Den ganzen Sommer hindurch und bis spät in den Herbst hinein unterzog er sich der schwierigsten Arbeit und besuchte wiederholt Frankfurt und London, ehe es ihm gelang, die Zustimmung aller interessierten Parteien zu gewinnen. Dem Vertrage gemäß, der schließlich formuliert wurde, sollte Holladay gänzlich von der Leitung der drei erwähnten Korporationen

zurücktreten und seine Interessen in deren Aktienkapital denen und den beiden respektiven Gläubigergruppen ausliefern. Es war vorgesehen worden, daß, soweit wie die Verwaltung der Gesellschaften in Betracht kam, beide Parteien Hand in Hand miteinander arbeiten sollten. Obzwar die Dampfschiffahrtsgesellschaft erfreuliche Einnahmen aufzuweisen hatte, so waren doch ihre hölzernen Schiffe alt, langsam und zu klein, außerdem waren die Betriebskosten beträchtlich und die Schiffe selbst kaum mehr zu gebrauchen. So war es klar, daß um das Geschäft zu erhalten, an Stelle der alten Dampfer neue treten mußten. Zu diesem Zwecke war in dem Plane stipuliert worden, daß die Aktionäre für neue Fahrzeuge Sorge tragen müßten. Als Gegenleistung sollten dieselben so lange im Besitz der Aktien der Dampfergesellschaft bleiben, bis die Forderungen der Gläubiger bezahlt worden seien. Einen beträchtlichen Teil der Forderungen hatte man bereits aus den Einnahmen beglichen. Die Aktionäre hatten ebenfalls ein Vorrecht zur Übernahme der Forderungen der Gläubiger gegen die Oregon Central-Bahn für ein Viertel der Summe des Darlehens erwirkt.

Die Basis dieser Kombination war, daß die drei Transportgesellschaften, falls sie Hand in Hand miteinander arbeiteten, imstande sein würden, den größten Teil ihrer Verluste zu decken, nachdem deren Einnahmsquellen durch verschiedene Verbesserungen und weitere Ausdehnungen vermehrt worden waren. Das Resultat wäre alsdann, daß nach und nach die Klienten des Herrn Villard die ausschließliche Kontrolle über das Ganze erhalten würden. Um diesen Zweck zu erreichen, war es notwendig, einen Einwandererstrom nach Oregon zu leiten, dann aber die Oregon & California-Bahn mit dem Central Pacific-Bahnsystem in Verbindung zu bringen und die Oregon Central-Bahn soweit zu verlängern, daß sie sich rentiere, und schließlich auch schnellere und größere und daher verhältnismäßig weniger kostspielige Dampfer in den Dienst der Linie zu stellen.

Sein Glaube an die Zukunft des westlichen Oregon war so fest, in der Tat weit fester, als die Hilfsquellen es rechtfertigten, daß er das vollste Vertrauen in die glückliche Lösung seiner

schwierigen Aufgabe setzte. Sein Plan fand sowohl in England als auch in Deutschland solchen Anklang, daß eine der Bedingungen zur Annahme desselben dahin ging, daß er für die Verwirklichung des Projekts persönlich verantwortlich gemacht werde und die Leitung der Gesellschaften übernehme. Es war ihm nichts anderes übrig geblieben, als auf diese Bedingungen einzugehen. Er gedachte mit seiner Familie auf mehrere Jahre nach Portland überzusiedeln, doch kam es anders. Im November 1875 war er nach New York zurückgekehrt, wo er sich alsbald zur Verwirklichung des Planes anschickte. Herr Villard hatte bereits im vorhergegangenen Frühjahr im Osten für die Oregon & California-Bahngesellschaft ein Einwanderungsbureau eröffnet. Von diesem Bureau aus agitierte er energisch für die Einwanderung nach Oregon teils durch Zuhilfenahme der Presse, teils durch Flugschriften, welche Beschreibungen der Zustände des Landes aus seiner Feder enthielten. Diesen Pamphleten wurde die weiteste Verbreitung gegeben. Er hielt zunächst Umschau nach einem neuen Dampfer und kaufte anfangs Frühjahr von der Old Dominion-Dampfergesellschaft den „George W. Elder", der alsbald nach San Francisco in See stach. Inzwischen war Holladay wieder nach dem Osten gekommen, um mit Herrn Villard den Vertrag endgültig abzuschließen, aber diverse Formalitäten verzögerten diesen Schritt, so daß der letztgenannte nicht vor Ende April des Jahres 1876 nach der pacifischen Küste zurückzukehren vermochte. Er traf zwei Wochen später in Portland ein, wo er sofort zum Präsidenten der Oregon & California-Bahn sowie auch zu dem der Oregon-Dampfschiffahrtsgesellschaften gewählt wurde, deren Verwaltung und indirekt die der Oregon Central-Bahn er alsbald übernahm. Er verblieb mehrere Monate in Oregon, wo er sich mit den Geschäften der verschiedenen Gesellschaften vertraut machte und sich durch eingreifende Reformen im Eisenbahndienste die Gunst nicht nur der Bürgerschaft von Portland, sondern auch der Gesamtbevölkerung des Staates erwarb. Seine emphatische Erklärung, dem Regime Holladays, der die Bürger zu politischen Zwecken ausgebeutet, ein Ende zu machen, gewann ihm allgemeines Vertrauen. Was ihm an freier

Zeit verblieb, benutzte er dazu, den östlichen und westlichen Teil des Staates gründlich zu besichtigen, und er gewann dabei mehr und mehr die Überzeugung von der zukünftigen Größe Oregons. Die günstigen Aussichten, die sich ihm in seiner neuen Stellung darboten, spornten ihn zu immer neuer Tätigkeit an.

Im Herbst desselben Jahres hatte Herr Villard beabsichtigt, sich mit seiner Familie in Portland seßhaft zu machen, er wurde aber infolge von unerwarteten Komplikationen betreffs der Kansas Pacific-Bahngesellschaft im Osten zurückgehalten. Wegen mehrjähriger gänzlicher Mißernten im Staate Kansas hatten sich die Einnahmen genannter Bahn nicht nur nicht vermehrt, sondern beträchtlich vermindert, so daß sie außerstande war, die Vertragsbedingungen unter dem Fundierungsplan einzuhalten. Die Folge war, daß mit Zustimmung der Aktionäre in Frankfurt für das Eigentum der Bahngesellschaft eine Zwangsverwaltung eingesetzt wurde. Herr Villard wurde als einer der beiden Masseverwalter für Amerika in Vorschlag gebracht. Er sträubte sich anfangs seiner neuen und verantwortlichen Stellung in Oregon wegen dagegen, besann sich aber schließlich eines anderen und erklärte sich mit der Ernennung einverstanden, weil ja doch hauptsächlich durch seinen Einfluß die temporäre Interessenfundierung in Deutschland gutgeheißen worden war. Seine Ernennung zum Konkursverwalter wurde denn auch am 3. November 1876 vom Bundes-Distriktsgericht des östlichen Kansas bekannt gegeben. Zunächst inspizierte Herr Villard die Hauptbahnlinie und deren Zweiglinien in Gemeinschaft mit den Bahnbeamten. Alsdann führte ihn sein Weg nach Denver, dem westlichen Endpunkte der Bahn, wo er seit dem Jahre 1859 nicht mehr gewesen. Welch ein Wechsel der Dinge! Vor siebzehn Jahren hatte Herr Villard Denver verlassen, das damals aus etwa hundert Holzhütten und Blockhäusern bestand und kaum tausend Seelen zählte. Ganz bescheiden durchquerte er damals mit einem gewöhnlichen Fuhrwerk die weite Ebene und jetzt sollte er in einem Separat-Eisenbahnzuge nach der prächtigen Stadt Denver mit ihren 30—40 000 Einwohnern zurückkehren. Auf derselben Fahrt wurde

ihm ein zweiter Beweis dafür erbracht, welche Veränderungen in diesem kurzen Zeitraum vorgegangen waren. Während er im Sommer des Jahres 1859 auf der Fahrt nach den Felsengebirgen riesigen Herden von Büffeln begegnete, gewahrte er jetzt nur noch deren verbleichtes Gebein, das man nach dem Osten verschickte, um es zu allerhand Artikeln verarbeiten zu lassen. Der amerikanische Büffel war inzwischen beinahe ausgestorben.

Während des folgenden Winters und Frühjahrs 1877 war Herr Villard emsig mit den Angelegenheiten der Oregon- und Kansas Pacific-Bahnen beschäftigt. In Übereinstimmung mit dem Oregoner Programm fuhr er mit seiner Einwanderungspropaganda fort und ging gleichzeitig seine Kommittenten in Europa um Gelder zum Ankaufe neuer Dampfer und zum Weiterbau der Oregon Central-Bahn an. Aber ungeachtet aller seiner Argumente, welche er auf den rapid zunehmenden Verkehr zur See und die Mangelhaftigkeit der bisher benützten Schiffe gründete, gelang es ihm nur, zwei weitere Dampfer zu sichern, von denen er den einen käuflich erwarb, während der andere erst erbaut werden mußte. Für letzteren mußte er einen persönlichen Kontrakt abschließen. Für Eisenbahnbauzwecke wurde ihm nichts zugestanden. Was die Kansas Pacific-Bahnangelegenheit anbelangt, konnte wegen der andauernd geringen Einnahmen nichts geschehen, doch wurde ein amerikanischer Ausschuß von Aktionären organisiert, der ihn kräftig unterstützen und sich später mit dem deutschen Komitee über einen Reorganisationsplan beraten und einigen sollte.

Anfangs Sommer des Jahres 1877 begab sich Herr Villard mit den Seinen zu längerem Verbleib nach Colorado, um später Oregon zu besuchen. Nach mehrwöchigem Aufenthalt im erstgenannten Staate setzte er mit seiner Familie die Reise nach San Francisco fort. Hier fand er bei seiner Ankunft ein Telegramm vom Bundeskriegsdepartement vor, des Inhalts, daß in aller Eile ein Regiment Infanterie per Bahn abgesendet worden, um den rebellischen Indianerstamm der Modocs zu bekämpfen, und daß seine Dampfergesellschaft eines ihrer Schiffe

zur sofortigen Weiterbeförderung des Regiments nach Portland in Bereitschaft haben möge, sobald dieses an der Küste eingetroffen. Herr Villard überwachte persönlich die nötigen Vorbereitungen und fuhr im kalten Nebelwetter, wie sich dies an der kalifornischen Küste im Sommer oft einstellt, über die Bai, um das Regiment zu empfangen. Schon in Colorado hatte er sich eine heftige Erkältung zugezogen, aus der sich noch am selben Tage in Oakland eine Lungenentzündung entwickelte. Wohl war er noch imstande, mit seiner Familie das Abendessen einzunehmen, verlor aber um Mitternacht das Bewußtsein. (Kurz darauf folgten bange Nächte, in welchen Kearney's „Sandlot“ Anarchisten den Versuch machten, die Stadt in Brand zu stecken.) Beide Lungenflügel waren angegriffen, und eine Woche später gaben die Ärzte alle Hoffnung auf, den Patienten am Leben zu erhalten, so daß sich Frau Villard veranlaßt sah, ihre Verwandten auf telegraphischem Wege zu benachrichtigen, daß nach dem Ausspruch der Ärzte ihr Gatte kaum noch eine Stunde zu leben habe. Die größte ärztliche Geschicklichkeit und seine kräftige Körperkonstitution retteten ihn indessen, doch schwächte ihn die lange Krankheit derart, daß der geplante Aufenthalt in Oregon aufgegeben werden mußte und die Familie nach New York zurückkehrte.

Während Herr Villard zwischen Leben und Tod schwebte, wurde ein konkurrierender Dampfer dem Verkehr mit Portland einverleibt, was eine beträchtliche Verringerung der Einnahmen der Dampfschiffahrtsgesellschaft zur Folge hatte. Dieser Umstand entmutigte seine Kommittenten in Europa in solch hohem Grade, daß es ihm erst recht schwer wurde, einen weiteren Kapitalzuschuß zu erlangen. Anfangs war man wohl mit seiner Taktik, der Konkurrenz die Spitze zu bieten, einverstanden, als der Kampf aber sechs Monate gewährt hatte, wurde er von Europa aus genötigt, einen Kompromiß zu schließen, welcher im Frühjahr 1878 in Kraft trat. Diese für die Dampfschiffahrtsgesellschaft so trüben Aussichten führten zu einer Reibung zwischen dem Ausschuß der Oregon & California-Bondbesitzer und den europäischen Gläubigern der Dampfschiffahrtsgesellschaft, indem die Frage auf-

geworfen wurde, wer für die Kosten der neuen Dampfer aufzukommen habe. Dieser Zwist endete mit der Auflösung der gemeinsamen Interessen, die gemäß dem zweiten Holladayschen Übereinkommen im Jahre 1876 geschaffen worden waren. Mit gegenseitiger Zustimmung wurden die Beziehungen, welche damals existierten, abgebrochen, so daß die Gläubiger der Dampfschiffahrtsgesellschaft schließlich die Kontrolle der Linie übernahmen. Die Bondbesitzer aber machten von ihrem Bezugsrechte auf die Oregon Central-Bahn Gebrauch und brachten genügende Geldmittel auf, um dieselbe um fünfzig Meilen zu verlängern. Herr Villard blieb nicht nur Präsident der Oregon & California-Bahn, sondern auch der Dampfschiffahrtsgesellschaft, doch war es ihm von vornherein klar, daß dies Verhältnis auf die Dauer nicht bestehen könne.

Gänzlich unerwartete Komplikationen hatten auch seine Beziehungen zu der Kansas Pacific-Bahn im Gefolge. Seit einer Reihe von Jahren war diese Bahn bemüht — tatsächlich seit ihrer Verbindung mit der Union Pacific-Bahn mittels einer Zweiglinie von Denver nach Cheyenne —, einen Teil des Geschäfts an sich zu reißen, welches in den Staaten Utah, Nevada und California von der Union Pacific-Bahn erzielt wurde. Die Kansas Pacific-Bahn war nach ihrer Behauptung dazu berechtigt, in Übereinstimmung mit einem Kongreßgesetze, demgemäß beide Bahnen Subsidien empfingen. Die Union Pacific-Bahn hatte jedoch bisher aufs entschiedenste sich geweigert, auf ein pro rata-Verfahren einzugehen. Zunächst wandte sich die Kansas Pacific-Bahngesellschaft um Beistand an den Kongreß und an die Gerichte und verfocht ihre Ansprüche so energisch, daß die Union Pacific-Aktionäre, von denen Jay Gould der bedeutendste war, sich mit dem Plane einverstanden erklärten, durch den Gould selbst die Kontrolle über die rivalisierende Bahn zu erlangen gehofft hatte. Jay Gould und Sidney Dillon, letzterer Präsident der Union Pacific-Bahn, ließen sich zu diesem Zwecke auf Unterhandlung mit einer Anzahl St. Louiser Kapitalisten ein, die im Besitze einer Mehrheit der Aktien der Kansas Pacific-Bahn waren, sowie mit Herrn Villard, dem Repräsentanten der Bondbesitzer, brachten aber eine solch beträchtliche Reduktion des Kapitals

und der Zinsen der Bonds in Vorschlag, daß das Anerbieten vom Komitee abgelehnt wurde. Vergeblich war Gould bemüht, Villard auf seine Seite zu bringen, indem er ihm einen profitablen Anteil in einem zu bildenden Syndikat zwecks Reorganisierung der Kansas Pacific-Bahn in Aussicht stellte. Nach einer kurzen Pause eröffnete Gould abermals Unterhandlungen und erklärte sich nach mehreren Konferenzen mit dem Plane Herrn Villards und des New Yorker Komitees der Bondbesitzer einverstanden. Gould ging sogar so weit, daß er behufs Reorganisierung ein Geheimkartell („Pool") im Interesse der Sekuritäten der Gesellschaft bildete einschließlich fast aller Aktien, mit Ausnahme der ersten Hypothekenbonds. Als Beweis des Vertrauens, welches er ihm schenkte, setzte Gould Herrn Villard zum Kustos all dieser deponierten Wertpapiere ein, welche nach den Marktquotierungen eine Summe von über zehn Millionen Dollars repräsentierten. Ungeachtet dessen änderte Gould seine Meinung, kehrte sich nicht an die Abmachung und versuchte, die Bondbesitzer zu zwingen, sich seinen frühern Bedingungen zu fügen, und intrigierte derart, daß die Direktoren in St. Louis, die anfangs auf seiten der Bondbesitzer standen, zu Gould übergingen.

Um die Bondbesitzer einzuschüchtern, veranlaßte Gould den Bau einer neuen Bahn zwischen Cheyenne und Denver, um die Kansas Pacific-Bahn zu zwingen, ihr Hauptgeschäft, den Denver Verkehr, mit der Union Pacific-Bahn zu teilen. Er nötigte die Gesellschaft ein Gesuch um Enthebung des Herrn Villard als Massenverwalter einzureichen, dieses Gesuch dahin motivierend, daß dieser als Repräsentant der Hypothekenbondinteressen nicht unparteiisch gehandelt habe. Dieser Schachzug war Gould gelungen, denn Herr Villard konnte und wollte nicht in Abrede stellen, daß er sich nach jeder Richtung den Bondbesitzern gefällig erwiesen habe, da er doch deren Repräsentant war. Gould ging noch um einen Schritt weiter, indem er durch einen Teil der Presse, den er zu beeinflussen wußte, Herrn Villard und das New Yorker Komitee auf die roheste Weise angreifen und verleumden ließ. Das New Yorker Komitee und der deutsche Ausschuß hielten jedoch zueinander und veranlaßten, daß ein Präklusionsverfahren eingeleitet

wurde. Der Hauptzweck, welchen Gould verfolgte, war, wie er so häufig Herrn Villard versicherte, wenn er ihn auf seine Seite bringen wollte, die Verschmelzung der Kansas Pacific- mit der Union Pacific-Bahn auf dem Aktientauschwege durchzusetzen, wobei Kansas Pacific-Hypothekenbonds gegen die anderen Sekuritäten im „Pool" ausgegeben werden sollten. Da Gould von den Direktoren in St. Louis Kansas Pacific-Aktien im Betrage von vielen Millionen gekauft hatte und deren Marktwert weniger als 12½ betrug, während zur selben Zeit Union Pacific-Aktien im Markte zwischen 60 und 70 schwankten, da ferner mit der Ausgabe neuer Bonds ihm ebenfalls ein großer Profit sicher war, unterliegt es keinem Zweifel, daß er auf eine Millionenernte abzielte. Der Beginn des großen „Boom" in Wallstreet im Jahre 1879, als die Wiederaufnahme von Hartgeldzahlungen herannahte, erschien Gould als die günstigste Gelegenheit, neue Sekuritäten auf den Markt zu bringen, und er beschloß daher, um diese Gelegenheit nicht zu verlieren, sich mit den Bondbesitzern zu einigen.

Eines Tages, anfangs des Jahres 1879, sprach Gould im Bureau des Herrn Villard vor und erklärte diesem, er sei des langen Haders müde und bereit, auf die Bedingungen des Komitees einzugehen. Diesmal hielt er sein Wort, und das Resultat war, wie er es vorausgesehen hatte, ein außerordentlich rapides Steigen der Aktien der Kansas Pacific-Bahn. Den Ausgleichungsbedingungen zufolge wurden zwei der drei ersten Hypotheken für voll anerkannt, während bei der dritten die Zinsen von sieben auf sechs Prozent reduziert wurden. Als die Massenverwalter ernannt wurden, brachten die Bonds der ersteren im Markte fünfzig und die der letzteren weniger als dreißig. Sie stiegen rapid auf pari und darüber; letztgenannte Bonds, auf welche seit sechs Jahren keine Interessen bezahlt worden waren, stiegen sogar auf 140. Gould hatte absichtlich kein Geheimnis aus seinem Plane gemacht, die Kansas Pacific- mit der Union Pacific-Bahn zu verschmelzen; und so wurden die Aktien ersterer, welche vor vier Jahren noch zu drei verkauft worden, so hoch quotiert wie letztere und stiegen dann noch weit über pari. Kurze Zeit nach der Konsolidierung

erkaufte Gould seine sämtlichen Aktien. Wie es hieß, hatte er
ei dem Verkauf einen Reingewinn von $ 10000000 und darüber
rzielt, eine Transaktion, die eine der hervorragendsten Episoden
ener Spekulationsperiode bildete. Der Ausgang des Kampfes
nit Gould, diesem gewissenlosesten und gefürchtetsten Ränkeschmied,
gestaltete sich zu einem Triumphe für Herrn Villard. Sein Sieg
und seine Pflichttreue gegenüber seinen Kommittenten erhoben ihn
u einer einflußreichen Stellung in amerikanischen Finanzkreisen
und vermehrten erheblich seinen Ruf im Auslande.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Oregon Railway & Navigation Co.

1879—1880.

Die freundlichen Beziehungen zwischen Herrn Villard und den maßgebenden Leitern der Union Pacific-Bahn zeitigten nach einer anderen Richtung hin gute Früchte. Seit seinem ersten Besuche Oregons hatte er von Zeit zu Zeit mit den Kreisen, welche sowohl in San Francisco, als auch in New York die Central Pacific-Bahn kontrollierten, einen gemeinschaftlichen Plan erörtert betreffs der Herstellung einer Verbindung der Bahnen in Oregon mit dem Central Pacific-Bahnsystem. Die Leiter der letzteren Bahn waren nicht abgeneigt, diese bis nach Oregon zu erstrecken, vorausgesetzt, daß dieser Staat ihnen Subsidien gewähren würde. Sie hatten im Jahre 1876 einen diesbezüglichen Vorschlag unterbreitet, doch fand letzterer keinen Beifall, und so ließ man das Projekt wieder fallen. Nichts war einleuchtender, als daß ein direkter Bahnverkehr zwischen Oregon und den übrigen Landesteilen den Lokaltransportlinien zum größten Vorteile gereichen müßte, und so kam es Herrn Villard in den Sinn, seine neuen Freunde bei der Union Pacific-Bahn zu veranlassen, diese von Ogden bis zum Columbia River auszudehnen. Es war gerade ein Zeitpunkt, der sich für neue Eisenbahnunternehmungen eignete, da sich überall großes Verlangen nach Eisenbahnsekuritäten bekundete. Unter Aufsicht des Generals Grenville M. Dodge hatte die Union Pacific-Bahn vor mehreren Jahren Präliminarvermessungen vom westlichen Terminus ihrer Bahn bis zum Columbia-Flusse vornehmen lassen. Den Bericht dieser Vermessungsexpedition studierte Herr Villard,

sorgfältigst das wichtigste Material herausgreifend, und fügte diesem hinzu, was er selbst am oberen Columbia beobachtet, worauf er einen Plan ausarbeitete, welchen er Jay Gould und Sidney Dillon vorlegte. Beide waren mit dem Plane einverstanden, und nach mehreren Beratungen wurde ein schriftliches Übereinkommen zur Bildung einer Bahnbaugesellschaft ausgearbeitet, die das Projekt zur Verwirklichung bringen sollte. Diesem Übereinkommen gemäß sollte die Union Pacific-Bahn die Hälfte der Kosten tragen und Herr Villard und seine Freunde die andere Hälfte. Herr Villard wurde, wie er es vorgeschlagen, beauftragt, sich zunächst des kontrollierenden Interesses der „Oregon Steam Navigation Co." zu versichern, deren Hauptsitz Portland war und deren Geschäfte florierten. Besagte Gesellschaft monopolisierte den Schiffahrtsverkehr auf dem oberen und unteren Columbia- sowie auf dem Snake-Flusse, wobei ihr der Umstand zugute kam, daß sie im Besitze des Zwischentransportes mittels kleiner Bahnen war, welche die Schiffahrtshindernisse im Columbia-Flusse an den Kaskaden und den Dalles-Fällen umgingen. Mit dieser Absicht verließ Herr Villard im April 1879 New York, um Oregon seinen üblichen Frühjahrsbesuch abzustatten.

Inzwischen hatte die Oregon Steamship Co. abermals mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Der „Pool" mit dem ursprünglichen Gegner war etwa sieben Monate in Kraft, als sich der erste Konkurrent an der Portland-San Francisco-Linie zeigte. Mehrere kalifornische Spekulanten hatten den alten Raddampfer „Great Republic" aufgekauft, welcher längst nicht mehr im Dienste war, dabei aber eine beträchtliche Tragfähigkeit besaß. Dieses Fahrzeug hatten sie reparieren und in den Dienst einstellen lassen, augenscheinlich zu Erpressungszwecken. Die Folge war, daß schon in kurzer Zeit die Passagier- und Frachtraten derart reduziert wurden, daß die Einnahmen bis auf einen Punkt fielen, der jeden Nutzen ausschloß. Die europäischen Gläubiger, die seit geraumer Zeit auf ihr vorgeschossenes Kapital nebst Zinsen nichts erhalten hatten, wegen der Anschaffung neuer Dampfer sowie wegen der großen Verluste, welche der erste Konkurrent verursacht hatte, verloren nunmehr alle Hoffnung. Anfangs des Jahres 1879 wurde Herr

Villard benachrichtigt, daß die europäischen Gläubiger gewillt seien, ihre Guthaben mit Verlusten zu verkaufen. Er drang in sie, von ihrem Vorhaben abzustehen; als sie aber darauf bestanden, machte er seinen ersten Versuch, ein Konsortium in New York zu bilden, welches die Offerte der Gläubiger akzeptieren sollte. Dies gelang ihm mit Leichtigkeit, und das Geschäft wurde abgeschlossen, ehe er sich nach dem Westen begab. Er atmete auf, als seine Abhängigkeit von den Gläubigern zu Ende war, denn die Aufgabe, eine Anzahl europäischer Bankiers, die sich enttäuscht sahen, zu befriedigen, war im Laufe der Zeit immer schwieriger geworden. Der Erfolg dieses neuen Wagnisses des Herrn Villard und seiner Freunde hing von der Einstellung der Opposition ab. Auf seiner Reise über den Kontinent hörte er zu seiner Überraschung die Nachricht, daß der Dampfer „Great Republic" an der Mündung des Columbia gestrandet und vollständig zerstört worden sei, glücklicherweise ohne Verlust von Menschenleben. Diese Kunde veranlaßte ihn, die Zweckmäßigkeit eines Planes zu prüfen, wonach unter den Auspizien der neuen Schiffsbaugesellschaft eine See- und Flußschiffahrtsgesellschaft aus der Oregon Steamship Company und der Oregon Steam Navigation Company gebildet werden sollte. Noch ehe er in Portland eintraf, war er fest entschlossen, seinen Zweck zu erreichen. Dies war der Keim seines großen Werkes, der Oregon Railway & Navigation Company.

Im Jahre 1862 war die Oregon Steam Navigation Company mit einem Kapital von $ 2000000 gegründet worden, und zwar von einer Vereinigung einzelner Besitzer von Dampfbooten, welche den Willamette- und den Columbia-Fluß befuhren. Bald darauf wurde das Aktienkapital auf $ 5000000 erhöht, nachdem aus den Einnahmen der Gesellschaft Geld für diverse Neuanschaffungen entnommen worden war. Es war dies eine Korporation mit begrenzter Mitgliedschaft, von der fünf Mitglieder die Majorität der Aktien besaßen. Diese fünf Leute, hervorragende Bürger von Portland, bildeten den Direktionsrat und leiteten tatsächlich die Geschäfte. Im Jahre 1871 trafen dieselben mit einer Anzahl Repräsentanten der Northern Pacific-Bahn zusammen, die die Küste besucht hatten, um den westlichen Endpunkt der Bahnlinie fest-

zustellen. Gleichzeitig wünschten sie, Vorbereitungen zum Bau einer Strecke in Washington oder Oregon zu treffen. Die Direktoren der Navigation Company witterten aber eine Eisenbahnkonkurrenz, welche dem Dampferverkehr auf dem Columbia-Flusse schaden müßte, und so machten sie der Delegation der Northern Pacific den Vorschlag, dieselbe möge die Navigation Company auskaufen. Die Delegation nahm eine Abschrift des Vorschlags mit sich nach dem Osten. Nach diesem Pakt sollte die Kaufsumme $ 2000000 betragen oder 40 Prozent des nominellen Wertes von $ 5000000 der Gesamtaktien der Navigation Company. Mehrere Monate später wurde in Philadelphia ein Arrangement zustande gebracht, wonach Jay Cooke & Co. für Rechnung der Northern Pacific-Bahn drei Viertel der $ 5000000 Navigationsaktien zu 40 Prozent kaufen sollten, und zwar die Hälfte des Betrages in bar und die andere in Northern Pacific-Bonds zum Kurse von 90. Die Direktoren in Portland behielten das andere Viertel und beteiligten sich weiter an der Leitung.

Jay Cooke & Co. hatten die drei Viertel der erwähnten Aktien als Sicherheitsstellung für das von ihnen der Northern Pacific-Bahn vorgestreckte Geld in ihrem Besitze, als diese Firma im Jahre 1873 fallierte. Da die Aktien derselben einen Teil der Aktiven der bankerotten Firma bildeten, so verteilten die Administratoren der Firma die Aktien in kleinen Partien auf die vielen Gläubiger als Teilzahlung für ihre Forderungen. Die Empfänger dieser Aktien wußten nichts von der Navigation Company, und so gelangten die Aktien zu sehr niedrigen Preisen auf den Markt. Die Direktoren in Portland benutzten diese Gelegenheit, um die Kontrolle über die Gesellschaft zurückzukaufen, und sie und deren Freunde waren im Frühjahre des Jahres 1879 wieder im Besitze von mehr als vier Fünftel der Aktien.

Nach seiner Ankunft in Portland, Ende April, sprach Herr Villard bei Herrn J. C. Ainsworth, dem Präsidenten der Navigation Company, vor, und fragte an, ob er und seine Associés gewillt wären, ihre Aktien zu verkaufen. Nach einiger Beratung benachrichtigten sie ihn, daß sie nicht abgeneigt wären sich von ihren Aktien zu trennen, doch verlangten sie einen hohen Preis

dafür, und ersuchten ihn, ehe zu den Unterhandlungen geschritten werde, deren gesamtes Eigentum zu inspizieren und zu diesem Zwecke nochmals das obere Columbia- und Walla-Walla-Gebiet zu besuchen. In Begleitung eines der Direktoren brachte er zehn Tage mit der Inspizierung zu, wobei er von neuem die günstigsten Eindrücke von dem Land, besonders aber von dem oberen Columbia-Gebiet gewann. Er war fest von den Erfolgen der Navigation Company und ihren günstigen Aussichten für die Zukunft überzeugt. Bei seiner Rückkehr nach Portland wurde ihm ein Inventar des Eigentums der Gesellschaft vorgelegt, aus welchem hervorging, daß dasselbe $ 3320000 repräsentierte, einschließlich einer Flotte von Raddampfern, sowie 21 Meilen Portagebahn. Ein Bericht über die Einnahmen während mehrerer Jahre wurde unterbreitet, mit der Offerte, 40320 Aktien zum Nennwerte zu verkaufen. Zwar waren die Direktoren der Ansicht, Herr Villard habe sich zu viel zugemutet, da aber der Nettogewinn zwölf Prozent von $ 5000000 während des verflossenen Jahres betrug und eine beträchtliche Zunahme während des laufenden Jahres bevorstand, so erblickte er in der Offerte eine günstige Gelegenheit, die er sich nicht entgehen lassen wollte. Die Direktoren erklärten sich mit einem Plane einverstanden, den er am oberen Columbia-Flusse erdacht, nachdem er sich von den Schwierigkeiten überzeugt hatte, welche sich bei dem stets wachsenden bedeutenden Getreideversand der Schiffahrt durch verschiedene natürliche Hindernisse in den Weg stellten, Hindernisse, welche eine dreiteilige Fracht und die Benutzung dreier besonderen Boote notwendig machten. Diesem Plane gemäß sollte eine neue Gesellschaft gebildet werden, die die Oregon Steamship Co. und die Oregon Steam Navigation Co. absorbieren und, mit genügendem Kapital versehen, eine schmalspurige Bahn bauen sollte, und zwar von den unteren Kaskaden aus, das linke Flußufer hinauf, wo unweit der Mündung des Snake-Flusses ein Konnex mit der bereits vorhandenen schmalspurigen Bahn nach Walla-Walla herzustellen war. Nach Ansicht des Herrn Villard würde diese Bahn mit Besitznahme des Columbiatals, dieses einzigen Ausgangs des östlichen Oregon und Washington nach dem Stillen Meere hin, gegen Eisenbahn- und Navigations-Konkurrenz geschützt

und gesichert sein — eine weit wichtigere Sache als die Frage des möglichst billigen Weizentransports.

Nach mehrtägigen Unterhandlungen einigte man sich dahin, die neue Gesellschaft unter dem Namen „Oregon Railway & Navigation Company" mit einem Aktienkapital von $ 6000000 zu organisieren und sechsprozentige Bonds zum selben Betrage auszugeben. Herr Villard sicherte sich für $ 100000 bar das Kaufrecht bis zum 1. Oktober auf 40320 Aktien der Oregon Steam Navigation Co. zum Nennwerte zahlbar 50 Prozent in bar, 20 Prozent in den Bonds und 30 Prozent in den Aktien der neuen Gesellschaft. Es wurden ihm $ 1000000 in Aktien und $ 1200000 in Bonds für die Erwerbung des Gesamteigentums der Oregon Steamship Co. und für einen vierten großen neuen Dampfer bewilligt, ferner $ 2000000 in Aktien und $ 2500000 in Bonds, um das nötige Bargeld für Ainsworth und dessen Freunde aufzubringen, so daß $ 1800000 in Aktien und $ 1500000 in Bonds für den Ankauf von 35 Meilen der Walla-Walla-Bahn und für den Bau der neuen Bahn längs dem Columbia-Flusse übrig blieben. Für die Summe von $ 10000 erlangte er auch das Kaufrecht bis zum 1. Oktober auf die Walla-Walla-Bahn zu einem mäßigen Preise.

Die Direktoren der Schiffahrtsgesellschaft bezweifelten, ob Herr Villard so viel Bargeld aufzutreiben imstande sein würde, und hielten ihn für einen waghalsigen Narren, weil er $ 100000 für das erwähnte Kaufrecht deponierte, eine Summe, die sie sicher einzustecken erwarteten. Ende Mai verließ Herr Villard Portland, hocherfreut über seine Erfolge, und traf am 8. Juni in New York ein. Der Plan, welchen er mit sich genommen hatte, stimmte nicht mit dem überein, den die Union Pacific-Leute gutgeheißen hatten, da der Plan selbst aber so vielversprechend war, so hegte er keinen Zweifel an dessen bereitwilligster Aufnahme. Zunächst legte er ihn Herrn Jay Gould vor, der sich der Sache gegenüber sehr kühl verhielt und ihn wenige Tage später benachrichtigte, daß weder er noch seine Freunde etwas mit der Sache zu tun haben wollten. Keineswegs entmutigt, vielmehr erfreut darüber, daß sich nunmehr beider Wege trennten, ersuchte Herr

Villard seine Freunde, sich an dem Austausch der Sekuritäten der Oregon Steamship Co. gegen solche der Oregon Railway & Navigation Co. zu beteiligen und auf die erforderlichen Barzahlungen für die Bonds zu 90 mit einem Bonus von 70 Prozent in Aktien zu subskribieren. Er war so erfolgreich, daß er schon nach zehn Tagen die Direktoren in Portland telegraphisch ersuchen konnte, deren Aktien bis zum 1. Juli einzusenden, worauf alles, was an Bar, Bonds und Aktien darauf fällig sei, prompt bezahlt und ihnen zugeschickt werden würde. Alles dies geschah tatsächlich und außerdem konnten die restierenden Forderungen der ausländischen Gläubiger der Dampfergesellschaft beglichen werden, und es verblieb der neuen Gesellschaft noch genug Bargeld, um den vierten Dampfer zu beschaffen und mit dem Bau der Eisenbahnlinie längs des Columbia-Flusses zu beginnen, zu welchem Zwecke die nötigen Vermessungen so rasch als möglich vorgenommen würden. Sowohl in Amerika als auch in europäischen Finanzkreisen erregte die schnelle Erledigung dieser Transaktion das größte Aufsehen. Sein Werk brachte Herrn Villard weit mehr Ehre und Ansehen ein, als er erwartet und als ihm lieb war. Heutzutage würde man vielleicht von einer ähnlichen Leistung nicht viel Aufhebens machen — jetzt, wo von Konsortien Millionen und Abermillionen zur Reorganisierung von Bahngesellschaften und zur Bildung von industriellen Kombinationen zustande gebracht werden; in jenen Tagen aber erschien die Transaktion des Herrn Villard als ein beispielloses Unternehmen.

Aus nachstehendem dürfte erhellen, daß die Entgegennahme der Sekuritäten der neuen Gesellschaft beim Publikum ebenfalls einen „Rekord" schuf. Herr Villard hatte sich überarbeitet und begab sich deshalb, nachdem er die neue Gesellschaft gegründet hatte, mit seiner Familie nach Europa, um dort mehrere Monate der Ruhe zu pflegen. Die Aktien waren im Laufe des Sommers auf der New Yorker Börse eingeführt worden. Er kehrte erst Ende November zurück. Bei seiner Ankunft am New Yorker Dock sah er in der wartenden Menge einen seiner Anwälte, der ihm mit einem Papier zuwinkte. Dieses Papier war der Bericht

eines Maklers, der besagte, daß die Aktien, die vor fünf Monaten als Bonus hergegeben worden waren, jetzt zu 95 verkauft wurden. Dies rapide Steigen erklärte sich aus der Tatsache, daß der Reingewinn der beiden vereinigten Schiffahrtsgesellschaften groß genug war, um die Zahlung von den Zinsen der Bonds und 8 Prozent Dividenden auf die Aktien zu rechtfertigen. Tatsächlich hatte man mit dieser Zahlung bereits begonnen. Diese erstaunliche Zunahme trug selbstredend dazu bei, das Ansehen des Herrn Villard in Wallstreet noch mehr zu heben. Und doch war es erst der Anfang einer Reihe ähnlicher Erfolge.

Der große, vom Columbia und seinen Nebenflüssen drainierte Landkomplex bildete an sich, soweit seine Ausdehnung in Betracht kommt, tatsächlich ein Reich. Die materielle Entwicklung dieses Komplexes hing gänzlich von den vorhandenen und zukünftigen Transportfazilitäten innerhalb seiner Grenzen ab. Herrn Villards Herrschaft über diese (und dadurch über die ganze Zukunft dieses vielversprechenden Landes) wurde durch seinen persönlichen Erfolg fast eine absolute. Er war sich der Pflichten, die ihm seine große Aufgabe der neuen Korporation und der Bevölkerung von Oregon und Washington gegenüber auferlegte, völlig bewußt. Mit aller ihm innewohnenden Energie gab er sich der Ausübung dieser Pflichten hin. Vor seiner Reise nach Europa hatte er einen Kontrakt zum Bau des vierten Dampfers namens „Columbia“ abgeschlossen, der in jeder Beziehung das prächtigste Fahrzeug dieser Art war, das jemals von dem bekannten Schiffbaubesitzer John Roach gebaut worden war. Nachdem er sich von der Verwendbarkeit der Edisonschen Glühlichter überzeugt hatte, bestand er darauf, die „Columbia“ mit solchen versehen zu lassen. Anfangs war Herr Roach mit dieser Idee durchaus nicht einverstanden, lenkte aber schließlich ein. So war die „Columbia“ tatsächlich das erste Fahrzeug, welches elektrisch beleuchtet in See ging. Bemerkt sei übrigens, daß auch die Marineassekuranz diese moderne Art der Beleuchtung anfänglich beanstandet hatte.

Der Versand von Eisenbahnbaumaterial für die Columbia-Linie nahm ebenfalls die Aufmerksamkeit des Herrn Villard in hohem Grade in Anspruch. Da man beschlossen, die beiden

Gesellschaften mit derjenigen, die die Kontrolle ausübte, zu verschmelzen, hatte Herr Villard die Aufgabe vor sich, die Minorität der Aktien der Oregon Steam Navigation Co. zu erwerben, was ihm große Schwierigkeiten verursachte. Dazu kamen noch andere in Verbindung mit der Wiederaufnahme der Bautätigkeit seitens der Northern Pacific-Bahn im Territorium Washington, welche das Monopol der Oregon Railway & Navigation Co. am oberen Columbia gefährdete. Der ersteren Gesellschaft war es gelungen, hinreichend Kapital aufzubringen, um den Teil der Hauptlinie zu bauen, der sich vom Pend d'Oreille-See bis zur Vereinigung des Columbia mit dem Snake-Flusse erstreckte und geraume Zeit unter dem Namen Pend d'Oreille-Zweigbahn bekannt war. Die Verlängerung dieser Linie längs des rechten Columbia-Ufers, parallel mit der Linie der Oregon Railway & Navigation Co. auf dem gegenüberliegenden Ufer, mußte letzterer gefährlich werden, und es läßt sich nicht leugnen, daß sich genannte Gesellschaft einen Eingriff in die Rechte der Northern Pacific-Bahn, auf beiden Ufern zu bauen, erlaubt hatte. Anfangs des Jahres 1880 trat Herr Villard in Unterhandlungen mit der Northern Pacific-Bahn bezüglich der Erwerbung des Wegerechts auf dem linken Ufer, wofür er ihr einen höchst liberalen Verkehrskontrakt versprach. Dagegen sollte sich die Gesellschaft verpflichten, nicht auf dem anderen Ufer zu bauen. Man entschied sich indessen nur dahin, daß er mit Joseph D. Potts von Philadelphia, einem der Direktoren, an der pacifischen Küste zusammentreffen sollte, um mit ihm das Terrain zu besichtigen und sich womöglich mit ihm über ein beide Teile zufriedenstellendes Arrangement zu einigen. Beide trafen sich denn auch und einigten sich über gewisse Bedingungen, die sie ihren respektiven Gesellschaften empfehlen sollten. Anfangs Herbst wurde in New York mit den Vorbereitungen zu einem Kontraktabschluß begonnen, welcher die erwähnten Vorschläge enthielt. Den größeren Teil des Sommers brachte Herr Villard an der Küste zu und beschleunigte nach Kräften die Bauten der verschiedenen Bahnlinien. In Anbetracht der Unterhandlungen mit der Northern Pacific-Bahngesellschaft bezüglich der Benutzung seiner Columbia-Linie und des überraschend

zunehmenden Flußschiffahrtsverkehrs beschloß man an Stelle des schmalspurigen Geleises das Normalgeleise treten zu lassen. Auf einer Forschungstour durch das östliche Oregon und das südöstliche Washington, welche Herr Villard mit den Herren George M. Pullman und William Endicott jr. veranstaltet hatte, kam man zu dem Entschluß, sofort mit dem Bau einer Anzahl Zweigbahnen zu beginnen, welche sich der Flußlinie dienlich machen sollten. Auf dieser Tour hielt er an verschiedenen Punkten Ansprachen in Ansiedlerversammlungen, bei welcher Gelegenheit er den Leuten seine Pläne auseinandersetzte, ihnen Bahnfazilitäten zu gewähren versprach und ihnen nur riet, immer mehr Weizen anzupflanzen. Bei dieser Gelegenheit fragte er bei den Ansiedlern an, welche Raten für Weizen bis zum Schiff ihnen genehm sein würden, und er konnte ihnen niedrigere Raten versprechen, als die, welche sie genannt hatten. Er bezeichnete sein Verfahren als ein „wohltätiges Monopol", und seine Handlungsweise bestätigte dies; denn nach Vollendung des Bahnsystems der Oregon Railway & Navigation Co. wurden die Transportkosten für Getreide bis zur See sofort um 40 Prozent und darüber verringert.

Um das nötige Kapital für die Änderung der Geleisweite und für den Bau der erwähnten Zweigbahnen aufzubringen, wurde das Aktienkapital der Oregon Railway & Navigation Co. um $ 6 000 000 erhöht, das den Aktionären al pari offeriert wurde, die sich auch gern damit einverstanden erklärten, da die Marktpreise der Aktien vor der neuen Ausgabe auf 180 gestiegen waren. In seinem ersten Jahresbericht, welchen Herr Villard als Präsident im Sommer des Jahres 1880 veröffentlichte, kündete er an, daß 115 Meilen der Bahn längs dem Flusse vollendet und die Steigungsarbeiten an den Zweigbahnen im südöstlichen Washington fertiggestellt worden seien.

Während seines Aufenthalts an der Stillen Küste im Jahre 1880 beschäftigte sich Herr Villard mit dem Projekt einer neuen Gesellschaft, welchem die Erschließung und Ausbeutung mineralischer, landwirtschaftlicher und anderer natürlicher Hilfsquellen in Oregon und Washington und an der nördlichen Pacific-

küste überhaupt, im Verein mit der Oregon Railway & Navigation Co., zugrunde lag. Diese neue Gesellschaft wurde die „Oregon Improvement Company“ benannt und zur Ausgabe von fünf Millionen Aktien und fünf Millionen Bonds ermächtigt. Letztere wurden zum Nennwerte mit dem gesamten Aktienbetrage als Prämie offeriert. Die Anhänger des Herrn Villard subskribierten mit der größten Bereitwilligkeit. Mit diesem Unternehmen hatte Herr Villard noch bedeutenderen Erfolg als mit der Oregon Railway & Navigation Co., indem die Subskriptionen mit einem Aufgeld von vierzig bis fünfzig Prozent verkauft wurden, noch ehe die Listen geschlossen waren und die Aktien an der New Yorker Börse in wenigen Monaten bis auf 91½ stiegen. Im westlichen Washington kaufte die neue Gesellschaft eine Kohlenbahn und -mine und betrieb beides. Gleichzeitig erstand sie von der Northern Pacific-Bahn einen großen, für den Ackerbau höchst geeigneten Landkomplex, der im östlichen Washington, dem sogenannten Palouse-Distrikt gelegen war. Auch ließ sie drei neue große Kohlentransportschiffe von der atlantischen Küste kommen, in San Francisco ein großes Kohlenwerft errichten und brachte schließlich das Aktienkapital der Pacific Coast Steamship Co. an sich, in betreff deren Einnahmen mit der Oregon Railway & Navigation Co. für die San Francisco-Portland-Linie ein Kartell eingegangen worden war. Da die letztgenannte Gesellschaft mit der Improvement Co. sehr viel geschäftlich zu tun hatte, wünschte Herr Villard weder Präsident noch Direktor derselben zu werden, überwachte aber alle Kapitalanlagen, von denen an anderer Stelle die Rede sein wird.

Zu Beginn des Sommers 1880 traten hinsichtlich seiner Beziehungen zu der Oregon & California-Bahngesellschaft Änderungen ein. Während seines Aufenthalts in Deutschland im Jahre 1879 hatte sich nämlich Herr Villard mit dem Frankfurter Komitee der Bondinhaber dahin geeinigt, der Oregon Railway & Navigation Co. den Vorschlag zu machen, alle Interessen der Bondinhaber beider Oregonbahnen anzukaufen, wogegen sie das Kapital nebst sechs Prozent Zinsen in Höhe der Hälfte des Nennwertes ihrer Oregon & California-Bonds garantieren sollten. Ein aus den Herren Pullman und Endicott bestehendes Komitee — die Genannten waren

Direktoren der Oregon Railway & Navigation Co. — erhielt den Auftrag, die Bahnen zu inspizieren und über den Vorschlag Bericht zu erstatten, doch zog Herr Villard letzteren zurück, als eine schottische Gesellschaft mit dem Bau einer schmalspurigen Konkurrenzbahn im Willamette-Tale begann. Da die Navigation Co. Schiffe auf dem Willamette-Flusse im Betrieb hatte, die den Bahnverkehr beeinträchtigten, erachtete es Herr Villard als seine Pflicht, sein Amt als Präsident der Oregon & California-Bahn niederzulegen und gleichzeitig als Mitglied des Ausschusses auszuscheiden, was er denn auch zur besagten Zeit tat. Indessen knüpfte er bald wieder Beziehungen mit genannter Gesellschaft an. Zwischen 1879 und 1880 war die Kontrolle der Majorität der Bonds der Oregon & California-Gesellschaft nach und nach aus den Händen deutscher in die englischer Kapitalisten übergegangen und letztere hatten in London eine Bewegung zur Reorganisierung der Bahnen inszeniert. Der Plan kam denn auch zustande und wurde mit Wissen des Herrn Villard und seiner Gutheißung einstimmig in einer Spezialversammlung der Bondinhaber genehmigt.

Zwecks Aufbringung von Kapital zur Vollendung der Oregon & California-Bahn bis zur kalifornischen Grenze, wo sie planmäßig sich mit der Central Pacific-Bahn vereinigen sollte, wurde die Ausgabe neuer sechsprozentiger Bonds — die Kosten pro Meile auf $ 20000 berechnet — angeordnet. Es waren zwölf Millionen Dollars bevorzugter und sieben Millionen Dollars gewöhnlicher Aktien gegen die siebenprozentigen Bonds auszutauschen. Unter Leitung der Improvement Co. mit Hinzuziehung des Herrn Villard wurde die Bildung eines Emissionskonsortiums für sechs Millionen Dollars der neuen Bonds vollzogen, worauf er abermals zum Präsidenten der Oregon & California Company gewählt wurde. Letztere hatte die Oregon Central-Bahn absorbiert. Der Weiterbau an der Hauptlinie in südlicher Richtung von Roseburg aus wurde sofort aufgenommen und energisch betrieben.

Dreißigstes Kapitel.

Die Vollendung der Northern Pacific-Bahn. 1880—1883.

Im September des Jahres 1880 wurden die Unterhandlungen mit der Northern Pacific-Bahngesellschaft von Herr Villard im Verein mit Herrn Thomas F. Oakes wieder aufgenommen. Letzterer war von Herrn Villard veranlaßt worden, seinen Posten als Generalsuperintendent der Kansas Pacific-Bahn niederzulegen und den eines Vizepräsidenten und Oberleiters der Oregon Railway & Navigation Co. anzunehmen. Wohl waren die Northern Pacific-Leute lau und schwer zu befriedigen, doch wurde der Kontrakt am 20. Oktober unterzeichnet. Herr Villard und sein Anhang hatten mit Ausnahme der Zustimmung der anderen Partei, nicht auf dem nördlichen Columbia-Ufer zu bauen, sich alle wesentlichen Bedingungen, auf denen sie bestanden, gesichert. Diese Zustimmung hätte die andere Partei auch nicht geben können, ohne den größeren Teil der ihr gemachten Landschenkung in Oregon und Washington einzubüßen. Die Northern Pacific-Bahn erkannte das Wegerecht der anderen Bahngesellschaft am südlichen Ufer an, ebenfalls den Besitztitel für den Grund und Boden, auf welchem die Bahngebäude standen, verzichtete auf alle Schadensansprüche und, was das Wichtigste war, erklärte sich zu einer Gebietsteilung bereit, wonach der Columbia- und der Snake-Fluß die Teilungslinie sein sollten, mit dem Zugeständnis, daß eine Bahn durch das Palouse-Gebiet von der Oregon Railway & Navigation Co. gebaut werde. Als Gegenleistung erklärte sich letztgenannte Gesellschaft bereit, innerhalb dreier Jahre eine normalspurige Bahn vom

westlichen Ende der Pend d'Oreille-Zweigbahn an der Mündung des Snake-Flusses bis nach Portland zu vollenden. Ferner war die Gesellschaft gewillt, der Northern Pacific-Bahn das Recht, ohne die Verpflichtung, zur Benutzung dieser Linie für ihre Züge zu einem festgesetzten Tarif per Meile zuzugestehen. Schließlich war die Gesellschaft bereit, zu festen und mäßigen Raten Bahnbaumaterial der Northern Pacific-Bahn zu befördern, sowie den Verkauf von dreihunderttausend Acres Land zu $ 2,50 per Acre, welches Land Eigentum der Northern Pacific-Bahn längs der Palouse-Linie war, an die Oregon Improvement Co. zu effektuieren.

Herr Villard und seine Freunde waren hocherfreut, und nachdem es kein Geheimnis mehr war, daß der Kontrakt unterzeichnet sei, stiegen die Aktien der Oregon Railway & Navigation Co. um ein Beträchtliches. Hätte die Unterhandlung noch etwas länger gedauert, so ist es zweifelhaft, ob die Northern Pacific-Bahn überhaupt ihre Zustimmung zum Kontrakte gegeben hätte. Der Verwaltung der letzteren war es kein Leichtes gewesen, Geld zur Wiederaufnahme der Bahnbauten in östlicher und westlicher Richtung aufzutreiben, ebensowenig wie für die Bauten längs des Columbia-Flusses. Sie scheute sich vor einem hitzigen Kampfe mit einem kräftigen und jungen Gegner, wie es die Oregon Railway & Navigation Co. war, die über anscheinend unbeschränkte Geldmittel verfügte und an deren Spitze ein kühner und aggressiver Führer stand. Innerhalb eines Monats nach Abschluß des Kontraktes änderte die Gesellschaft ihre bisherige Defensivstellung, veranlaßt durch den Verkauf von 40 Millionen Dollars ihrer ersten Hypothekenbonds an ein mächtiges Konsortium, an dessen Spitze Drexel, Morgan & Co., Winslow, Lanier & Co. und A. Belmont & Co. standen. Diese, in ihrer Größe damals beispiellose Transaktion brachte der Gesellschaft $ 36000000 ein, eine Summe, die damals hinreichend schien, um die Hauptbahn gänzlich fertig zu stellen und vollständig auszurüsten.

Herr Villard wurde erst wenige Tage später hiervon in Kenntnis gesetzt, als das riesige Geschäft bereits abgeschlossen war. Jetzt wurde es ihm klar, warum seine eigene Offerte gelegentlich der Unterhandlungen mit dem Präsidenten Billings — $ 10000000

für die Northern Pacific-Bahn gegen deren Hypothekenbonds aufzubringen — anfangs freundliche Aufnahme fand, hinterher aber abgelehnt wurde. Er erkannte sofort, welch verhängnisvolle Folgen die der anderen Gesellschaft zugeführte finanzielle Verstärkung für die von ihm repräsentierten Interessen haben könnte. Und die Befürchtung, seine Gesellschaft könnte mit dem Weiterbau der Hauptbahn der Northern Pacific, den Columbia hinunter, einen vernichtenden Schlag erleiden, hatte ihre vollste Berechtigung. Er sah ein, daß die bloße Drohung einer solchen Gefahr genügen würde, den Marktwert der Sekuritäten seiner Gesellschaft zu schädigen und die Erlangung weiterer Kapitalien für diese erheblich zu erschweren. Gegen diese drohenden Konsequenzen ersann Herr Villard in kurzer Zeit ein Radikalmittel. Er führte den kühnsten Coup in seiner gesamten Geschäftskarriere aus. Sein Plan war nichts Geringeres als in den Besitz einer genügenden Anzahl von Northern Pacific-Aktien zu gelangen, um damit die Leitung dieser Gesellschaft zu beeinflussen und deren Aktienanteil permanent mit der Majorität der Aktien der Oregon Railway & Navigation Co. zu verschmelzen, die ihm und seinem Anhang gehörten. Auf diese Weise hoffte er dauernde Harmonie zwischen den beiden Korporationen zu erzielen.

Diesen Zweck im Auge haltend, entwarf er einen Plan zur Bildung einer neuen Gesellschaft, die sowohl das kontrollierende Interesse der Northern Pacific-Bahn, als auch das der Oregon Railway & Navigation Co. für sich erwerben sollte. Wohl wissend, daß auf Jahre hinaus Kapital für den Bau von Zweigbahnen für das gewaltige unentwickelte Territorium beider Bahnen notwendig werden müsse, erweiterte er sein Projekt dahin, daß die neu zu bildende Korporation für die beiden anderen gewissermaßen eine Art Finanzgesellschaft bilden solle. Herrn Villards langjährige Erfahrungen in Wall Street mußten ihm sagen, daß es ihm nimmermehr gelingen könne, den erforderlichen großen Aktienvorrat beider Gesellschaften auf offenem Markt und zu annehmbaren Bedingungen zu kaufen, falls es bekannt werden würde, daß eine so mächtige Gesellschaft zu einem derartigen Zwecke gebildet worden sei. So kaufte er denn zunächst in aller

Stille und mit eigenen Mitteln und durch Ausnützung seines Kredits so viel wie er vermochte. Nur wenige seiner intimsten Freunde wußten um dieses Vorgehen. Im Februar des Jahres 1881 aber, und nachdem seine eigenen Mittel erschöpft waren, wandte er sich um weitere Geldmittel an seine Freunde, wohl darauf bedacht, den Zweck seines Vorhabens nicht zu verraten. Sein Vertrauen in sein Projekt war so absolut, daß er die größten Verantwortlichkeiten übernahm und nicht zögerte, den kühnsten Appell an das persönliche Vertrauen seiner Anhänger zu wagen, indem er sie ersuchte, ihm ihr Geld anzuvertrauen, ohne daß er ihnen den Zweck angebe, zu dem er des Geldes bedürfe. Demgemäß sandte er an etwa fünfzig Personen ein Geheimzirkular, worin er darum nachsuchte, daß sie ihm zur Aufbringung eines Fonds von $ 8000000 durch Zeichnungen behilflich sein sollten; er selbst sei gewillt, einen beträchtlichen Teil zu zeichnen. Gleichzeitig besagte das Zirkular, er wünsche mit diesen Geldern die Basis zu einem Unternehmen zu gewinnen, über das er sich am 15. Mai 1881, oder schon früher, näher auslassen werde. Es sollten drei Abschlagszahlungen gemacht werden.

Das Zirkular brachte eine erstaunliche Wirkung hervor. Das Neue und Geheimnisvolle des Vorschlags übte eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Ein Drittel der einzelnen Personen und Firmen, denen das Zirkular zugegangen war, erklärte sich bereit den vollen Betrag zu zeichnen, noch ehe den andern zwei Dritteln die Subskriptionsliste vorgelegt war. Dann aber erfolgte ein förmlicher Ansturm auf die Subskriptionsliste. Innerhalb vierundzwanzig Stunden nach Ausgabe des Zirkulars war mehr als das Doppelte des erforderlichen Betrages gezeichnet. Die Verteilung geschah so gleichmäßig als möglich; trotzdem war kaum ein einziger Subskribent mit dem ihm zugewiesenen Betrage zufrieden. Alle verlangten mehr, und das Bureau des Herrn Villard war mit Personen angefüllt, die für größere Beträge zu subskribieren wünschten, einschließlich hervorragender New Yorker Bankiers, von denen einige energisch protestierten, weil ihnen Mehrzeichnungen verweigert wurden. Von allem Anfang brachten die Subskriptionen eine Prämie von 25 Prozent; dann stiegen sie auf 40 und

50 Prozent, mit anderen Worten, man war bereit fünfzehnhundert Dollars für jedes bewilligte Tausend zu zahlen. Ungeachtet der momentan herrschenden großen Geldknappheit wurden die acht Millionen Dollars prompt eingezahlt.

Die Subskribenten erhielten folgende persönliche Quittung von Herrn Villard:

> „Erhalten am heutigen Tage von .... die Summe von ..... Dollars als sein Beitrag, der den Besitzer dieses zu einem entsprechenden Interesse an den Transaktionen eines Kaufkonsortiums berechtigt, welches mit einem Kapital von $ 8000000 gegründet wird und sich schriftlich verpflichtet, mit den gleichinteressierten Parteien, für die Erwerbung von Grund-, persönlichem und gemischtem Eigentum zwecks Ankaufs von und der Verschmelzung mit der Oregon Railway & Navigation Co. oder der Oregon Improvement Co., oder beider zu wirken oder als Basis der Bildung einer neuen Gesellschaft zu dienen. Es ist als verstanden und abgemacht zu betrachten, daß der Unterzeichnete dem Inhaber dieses für die Benutzung der Gelder, für welche diese und ähnliche Quittungen ausgestellt werden, und zwar am 15. Mai 1881, nicht aber früher, Rechenschaft ablegen, und daß der Inhaber dieses zu gleichen Teilen zu dem Profit und Vorteilen aller Art mit allen gleichinteressierten Parteien im Verhältnis zu seinem Betrage berechtigt sein wird. Diese Quittung ist nicht übertragbar, ausgenommen mit schriftlicher Zustimmung des Unterzeichneten."

Die versprochene Rechenschaftsablegung wurde bis zum 24. Juni verschoben, worauf die Subskribenten, einer Einladung des Herrn Villard Folge leistend, sich in dessen Bureau einfanden, wo sie zum ersten Male die genauen Details seines Planes zur Gründung einer neuen Gesellschaft behufs des bereits erwähnten doppelten Zweckes erfuhren. Der Plan fand eine solch günstige Aufnahme, daß seiner gleichzeitigen Aufforderung, weitere $ 12000000 zu zeichnen, entsprochen wurde. Es wurde unmittelbar darauf die neue Gesellschaft in Oregon organisiert, und zwar unter dem Namen „Oregon & Transcontinental Co.", mit einem

Aktienkapital von $ 50000000, wovon $ 30000000 in Aktien ausgegeben und für die einbezahlten $ 20000000 baren Geldes unter die Subskribenten verteilt wurden.

Diese in ihrer Art einzige und beispiellose finanzielle Tat brachte Herrn Villard den Ruf ein, welchen er am allerwenigsten begehrte. Wallstreet bezeichnete das Ganze als „blinden Pool", und die Übertreibungen und Erdichtungen, in denen sich die Zeitungen des ganzen Landes über die Sache gefielen, trugen dazu bei, Herrn Villard auf eine Weise ins Gespräch zu bringen, die ihm höchst verhaßt war. Die neue Korporation war die erste jener Gesellschaften, die jetzt „proprietary" genannt werden und die seither so zahlreich geworden sind. Das Zustandekommen derselben wurde von hervorragenden Bankiers als Geniestreich bezeichnet, und Männer von höchstem Ruf bewiesen die praktische Durchführbarkeit des Plans, indem sie sich dem Verwaltungsrat anschlossen, wie denn auch die Liste der Aktionäre Namen von Klang aufwies. Indessen sollte der neuen Gesellschaft eine große Enttäuschung nicht erspart bleiben, noch ihrem Urheber die allerschwerste Prüfung. Noch ehe das Kaufkonsortium seine Geschäfte erledigt hatte, stellten sich plötzlich im Schoße der Gesellschaft Schwierigkeiten ein. Bei der Gründung derselben lag es keineswegs in der Absicht des Herrn Villard, die leitende Verwaltung der Northern Pacific-Bahn ihres Postens zu entheben, vielmehr wünschte er zwischen dieser Gesellschaft und der Oregon Railway & Navigation Co. die engsten Beziehungen herzustellen. Präsident Billings lehnte jedoch alle Annäherungen ab und wollte auch von einer Repräsentation Villards im Verwaltungsrat der Northern Pacific nichts wissen, sei diese auch noch so gering. Hierauf erklärte sich Herr Villard bereit, die Aktien Billings und seiner Mitdirektoren käuflich zu erstehen, aber auch dieses Anerbieten wurde abgelehnt. Die Direktoren der Northern Pacific-Bahn sahen sehr wohl ein, daß als Resultat ihrer Weigerung sie bei der nächsten Wahl ihren Sitz verlieren würden, und so versuchten sie, sich mit einer sofortigen Verteilung der noch in den Kassen vorhandenen $ 18000000 Stammaktien zu waffnen. Als Herr Villard hiervon erfuhr, erwirkte er einen Einhaltsbefehl gegen die Ausgabe.

Nach verschiedenen gerichtlichen Schritten wurde ein Kompromiß erzielt. Man einigte sich über einen neuen Verwaltungsrat, dem die Mehrheit der Repräsentanten der Oregon & Transcontinental Co. angehören sollten, und in der im September stattfindenden Jahresversammlung wurden Henry Villard zum Präsidenten, T. F. Oakes zum ersten Vize- und Anthony J. Thomas, einer der Exekutivbeamten der Oregon & Transcontinental Co., zum zweiten Vizepräsidenten gewählt. So fand sich Herr Villard in etwas über zwei Jahren nach der Gründung der Oregon Railway & Navigation Co. gezwungen, eine 2700 Meilen lange Eisenbahnkette quer über den Kontinent zu schmieden, indem er die vorhandenen Glieder durch Neubauten miteinander verband.

Zunächst erachtete es die neue Verwaltung als ihre Pflicht, die Hauptlinie der Northern Pacific mit möglichster Energie weiter zu bauen. Zu diesem Zwecke war ein Überschuß von nicht weniger als $ 34 000 000 vorhanden, das Ergebnis des Verkaufs der $ 40 000 000 erster Hypothekenbonds. Trotz dieses anscheinenden Geldüberflusses sah sich die neue Verwaltung schon im ersten Jahre von ernsten finanziellen Verlegenheiten bedroht, welche auf zwei Ursachen zurückzuführen waren. Zunächst mußten für Terrainplanierungen, Brücken- und Tunnelbauten in Montana große Summen herbeigeschafft werden. Alle diese Arbeiten mußten an Stellen vorgenommen werden, welche von den Endpunkten der Geleise weit entfernt lagen. Hierfür aber konnte kein Geld dem Baufonds entnommen werden, indem letzterer nur zum Fertigstellen der Bahnen selbst bestimmt war. Eine der Bedingungen der Hypothek ging dahin, daß der Ertrag der Bonds erst nach Vollendung einer Bahnstrecke und Annahme von der Bundesregierung in Abschnitten von 25 Meilen ausgezahlt werden sollte. Eine weitere Störung war durch das anhaltende Siechtum des Präsidenten Garfield und die Zögerung seines Nachfolgers, des Präsidenten Arthur, Kommissäre zur Inspizierung der Bahnabschnitte zu ernennen, verursacht worden. Diese Zögerung Arthurs erklärte sich daraus, daß zurzeit der Kongreß sich mit Vorlagen beschäftigte, denen zufolge die Bahngesellschaft der Landbewilligung verlustig gehen sollte. Erst im September konnte Arthur dazu

wogen werden, eine Kommission zum gedachten Zwecke zu ernennen, nachdem Herr Villard verschiedene hervorragende Republikaner veranlaßt hatte, sich in der Angelegenheit an den Präsidenten zu wenden. Letzterer gab den Argumenten Roscoe Conklings endlich nach und ernannte die Kommission. Seit länger als einem Jahre war die Gesellschaft genötigt gewesen, monatlich $ 2000000 für Bahnbauten und -Ausrüstungen auszugeben, ohne aus dem Ertrage der Bonds entschädigt zu werden. Für Herrn Villard waren dies bitterböse Tage. Mehr als einmal gestaltete sich die Situation zu einer so ernsten, daß ein gänzlicher Zusammenbruch unausbleiblich schien, und nur der Einfluß des Herrn Villard, der seinen persönlichen Kredit ausnützte, verhinderte dies. Dabei war ihm die Oregon & Transcontinental-Bahngesellschaft hilfreich zur Seite gestanden, Beweis genug, von welch praktischem Werte die Gründung derselben gewesen. Ungeachtet dieser finanziellen Hindernisse wurde der Weiterbau auch nicht um eine Stunde verzögert.

Während des ganzen Jahres 1882 und bis in den Hochsommer des Jahres 1883 hinein widmete sich Herr Villard unentwegt seiner doppelten Pflicht, indem er nicht nur für die zum Weiterbau der Bahn erforderlichen Gelder sorgte, sondern auch die Bahnbauten verschiedener unter seiner Präsidentschaft stehender Gesellschaften, soweit Terrainplanieren, Legen der Geleise, Tunnelieren und die Brückenbauten in Betracht kamen, tunlichst beschleunigte. Er tat alles was in seiner Macht stand, um die aufsichtsführenden Ingenieure und die Bauunternehmer zu bewegen, dafür zu sorgen, daß die Hauptlinie der Northern Pacific und die Bahn der Oregon Railway & Navigation Co. den Fluß entlang bis Ende Sommer des Jahres 1883 fertiggestellt werde. An der Oregon & California-Bahn wurde ebenfalls rüstig gebaut. Zudem hatte Herr Villard mittels der Oregon & Transcontinental Co., in Übereinstimmung mit deren Programm, im Jahre 1883 den Bau von nahezu 500 Meilen Zweigbahnen der Northern Pacific Co. in Minnesota, North Dakota, Montana und im westlichen Washington, einschließlich der wichtigen Yellowstonepark-Zweigbahn, in die Hand genommen. Die Arbeiter

der verschiedenen Gesellschaften bildeten ein förmliches Heer, indem sie über 25000 Mann zählten, Eisenbahnarbeiter, Handwerker, Taglöhner &c., darunter 15000 Chinesen. Die Gesamtauslagen für alle Zwecke beliefen sich monatlich auf $ 4000000. Was Herr Villard anstrebte, war niemals zuvor in der ganzen zivilisierten Welt versucht worden, nämlich das Bauen neuer Bahnen in einer Gesamtlänge von nahezu 2000 Meilen innerhalb zweier Jahre, also nahezu drei Meilen durchschnittlich per Tag. Und in diese Arbeit war eine Menge von Tunnels, Brücken und hölzernen Viadukten mit eingeschlossen. Nie zuvor hatte hierzulande ein Mann ein solch gigantisches Unternehmen geleitet, dessen Wirkungskreis sich vom oberen Mississippi bis zum Stillen Meere und vom Puget-Sund bis zur nördlichen Grenze Kaliforniens erstreckte.

Nach längeren Unterhandlungen mit den Beamten der Union Pacific-Bahn anfangs des Jahres 1883 gelang es schließlich Herrn Villard diese zu veranlassen, deren Oregon Short-Linie so schnell wie möglich bis zum Snake-Flusse zu verlängern, wofür er sich verpflichtete, die Baker City-Zweigbahn der Oregon Railway & Navigation Co. bis zu einem Vereinigungspunkte mit der verlängerten Strecke bauen zu lassen. Das Bauprogramm letztgenannter Gesellschaft war so erweitert worden, daß die Ausgabe von $ 6000000 Aktien im Jahre 1882 notwendig ward, und die nunmehrige Vereinbarung mit der Union Pacific-Bahn machte die dritte Ausgabe zum gleichen Betrage notwendig, so daß der Gesamtbetrag des ausstehenden Aktienkapitals die Summe von $ 24000000 ausmachte. Da der Reingewinn der Gesellschaft während der ersten drei Jahre ihres Bestehens von weniger als einer Million auf nahezu drei Millionen gestiegen war, so hatte er keine Schwierigkeiten mit den nachfolgenden Ausgaben. Diese Gesellschaft war damals die einzige in den Vereinigten Staaten, die für alle Kosten aufzukommen imstande war, ohne daß es nötig gewesen wäre, nach der ersten Bondemission auch nur einen einzigen Bond wieder auszugeben. Darauf durfte deren Präsident mit Recht stolz sein.

Während der Jahre 1882 und 1883 brachte Herr Villard mehrere Monate an verschiedenen Punkten längs der Bahn zu,

wo er die Bauabschnitte inspizierte. Im April des Jahres 1883 erging an ihn das Ersuchen, an einem bestimmten Tage nach Portland zu kommen, was eine beschleunigte Reise über den Kontinent notwendig machte. Dank der Liebenswürdigkeit der resp. Bahnbeamten wurde ihm auf der Strecke Chicago—San Francisco ein Sonderzug zur Verfügung gestellt, welcher nur alle zweihundert Meilen behufs Lokomotivenwechsels anhielt. Diese Eilfahrt lenkte die Aufmerksamkeit der gesamten westlichen Bevölkerung auf sich, und die Zeitungen des Landes ließen es sich angelegen sein, regelmäßig über die Bewegungen des Zuges zu berichten. Überall längs der Route hatten sich Menschenmassen eingefunden, um den Zug zu sehen und dessen Insassen freudig zu begrüßen. Die Distanz wurde in weniger als der Hälfte der Zeit, welche ein gewöhnlicher Personenzug brauchte, zurückgelegt, die schnellste Fahrt, die bis dahin gemacht worden.

Herr Villard hatte bisher in Portland noch immer viel zu tun gehabt, aber sein Aufenthalt daselbst nach dieser Eilfahrt nahm seine Aufmerksamkeit und seine Zeit in weit erhöhtem Maße in Anspruch. Dort setzte er einen Kontrakt zur Verpachtung der Oregon & California-Bahnen an die Oregon & Transcontinental Co. auf, welcher anscheinend günstige Bedingungen für letztgenannte Gesellschaft enthielt. Der Pachtkontrakt wurde alsdann den Aktionären beider Gesellschaften unterbreitet und von ihnen gutgeheißen. Der Bau der Bahnverlängerung von Roseburg hatte weit mehr gekostet als in den Kostenanschlägen vorgesehen war, und so kam es, daß der Ertrag der neuen Bonds erschöpft war, noch ehe man an das kostspielige, über die Siskiyou-Berge führende untere Ende der Bahn geschritten war. Der Pachtkontrakt bestimmte, daß die Linie von dem Pächter fertiggestellt werde, und zwar mit dem Rest der autorisierten ersten und allen zweiten Hypothekenbonds der Oregon & California-Bahn. Herr Villard schloß auch einen Pachtkontrakt für das schmalspurige Bahnsystem im Willamette-Tal ab, welches mit schottischem Kapital gebaut worden war. Alsdann vervollkommnete er die Organisation einer separaten „Terminal Company“ für Portland, der die Aufgabe wurde, die letzten notwendigen Bauten anzuordnen, näm-

lich einen großen Bahnhof, eine Brücke über den Willamette-Fluß, Maschinenwerkstätten, Güter- und Lokomotivenschuppen, Dock-anlagen 2c. 2c., lauter Dinge, welche die drei Bahngesellschaften, nämlich die Oregon & Transcontinental, die Oregon Railway & Navigation und die Northern Pacific benötigten, deren gemeinsamer Endpunkt Portland sein sollte. Die Kosten der „Terminal Company" für den gedachten Zweck waren auf ungefähr $ 3000000 veranschlagt, und diese Summe sollte mit Hilfe von Bonds aufgebracht werden, für welche die drei Bahngesellschaften garantierten. Da Portland damals nicht ein einziges anständiges Hotel aufzuweisen hatte, kaufte Herr Villard einen geeigneten Platz für ein Hotel modernen Stils, mit dessen Bau eine der ersten Architektenfirmen New Yorks beauftragt wurde. Die Vollendung dieses Gebäudes verzögerte sich mehrere Jahre, heute aber ist dieses Hotel, „The Portland" benannt, nach Plänen des Herrn Villard errichtet, eine der prächtigsten Bauten dieser Art an der pacifischen Küste nördlich von San Francisco.

Oregon besaß damals eine Erziehungsanstalt, welche sich „Universität" nannte, indessen nur höchst bescheidenen Ansprüchen genügte. Weder der Staat noch das Publikum im allgemeinen ließen dieser Anstalt ihre Unterstützung angedeihen, und die Anstalt war derartig verschuldet, daß sie höchstwahrscheinlich geschlossen worden wäre, hätte ihr nicht Herr Villard seine Hilfe zuteil werden lassen, indem er auf einen Appell des „Board of Regents" hin die schwebende Schuld deckte. Gleichzeitig beschenkte er die Anstalt mit einer Anzahl Bücher, womit der Grund zu einer Bibliothek gelegt wurde. Im Mai des Jahres 1883 erklärte er sich zu einer Schenkung von $ 50000 bereit, vorausgesetzt, der Staat sei willens, eine genügende Steuer zur Instandhaltung der Anstalt zu erheben. Nachdem sich der Staat mit dieser Bedingung einverstanden erklärt hatte, zahlte Herr Villard die offerierte Summe aus, und zum Danke hierfür wurde eine Halle nach ihm benannt. Ungefähr zur selben Zeit verhütete er durch sein Eingreifen die Schließung der Universität von Washington, indem die Legislatur des Territoriums gleichen Namens es verabsäumt hatte, Bewilligungen für die Anstalt zu

chen.[1]) Er ließ auch diversen Wohltätigkeitsanstalten an der
cifischen Küste seine Unterstützung zuteil werden.

Ehe Herr Villard eine ausgedehnte Reise über die fertig- und
weise nicht fertiggestellten Teile der Hauptlinie der Northern
cific-Bahn nach St. Paul antrat, hielt er in Portland vor einer
lreichen Zuhörerschaft eine Ansprache, in deren Verlauf er sich
hin äußerte, daß der Bau der Bahnen der Oregon Railway
Navigation Co. bedeutendere Fortschritte gemacht habe, als man
wartet, und daß namentlich die Columbia-Fluß-Bahn schon am
chergehenden November, also um drei Monate früher fertig
baut worden, als ursprünglich bestimmt war. Und da nun auch
Arbeiten an der Northern Pacific-Bahn erfreuliche Fortschritte
macht hätten, so hoffe er schon jetzt mit Bestimmtheit sagen zu
men, er werde anfangs Herbst wieder nach Portland kommen
d der erste Passagier sein, der den ersten durchgehenden Zug
n St. Paul nach Portland verlassen werde. Herr Villard ließ
h in seiner Ansprache auch über die Bedingungen der Abmachung
t der Union Pacific-Bahn aus, welche sich auf die geplante Ver-
igung der Baker City-Zweigbahn der Oregon Railway und
avigation Co. mit der Oregon Short-Linie bezogen. Deshalb
er in der Lage, nicht nur eine, sondern zwei Eisenbahn-
rbindungen mit dem Osten in sehr kurzer Zeit in Aussicht zu
llen. Nach Schluß der Ansprache wurde dem Redner seitens
ner Zuhörerschaft eine große Ovation zuteil. Was Herr Villard
seiner Ansprache versprochen, hielt er pünktlich bei seiner
chsten Ankunft in Portland.

Von einer Anzahl Bahnbeamter begleitet, trat Herr Villard
ne Reise nach dem Osten an. Zu jener Zeit war zwischen dem
tlichen Ende des Geleises am oberen Missouri unweit Gallatin
d dem westlichen Ende bei Clark's Fork am Columbia eine
cke von vierhundert Meilen vorhanden, eine Strecke, welche er
ils zu Wagen, teils zu Pferde zurücklegen mußte. Bei einer

[1]) Durch diesen Akt des Herrn Villard wurde die Anstalt zwei Jahre
ng aufrecht erhalten. Die Legislatur aber hat ihn niemals für seine
kosten entschädigt.

Gelegenheit fuhr er in einem leichten einspännigen Wagen über eine grasbedeckte Anhöhe, die in weniger als einer halben Meile auf dreihundert Fuß anstieg, welche die Quellen des Columbia und des Missouri voneinander trennt. Er war überrascht von dem Bodenreichtum der Ländereien der Gesellschaft im östlichen Washington, sowie von dem Holzwerte der Wälder in Idaho und Montana. Auf seiner Reise wurde in ihm der Wunsch rege, eine wissenschaftliche Expedition durch das ungeheure, noch unerforschte, der Northern Pacific-Bahngesellschaft von der Regierung zuerkannte Gebiet auszurüsten. Dieser Gedanke erhielt später faßliche Gestalt, indem eine Vermessung dieses Gebiets unter Aufsicht Professor Raphael Pumpellys vorgenommen wurde. Auf seiner Reise wurde Herr Villard in allen Städten und Ansiedlungen längs der Route aufs herzlichste begrüßt, andererseits aber machte er auch deprimierende Erfahrungen. Nach mehreren Konferenzen mit den Superintendenten und Unternehmern, die die verschiedenen Bauten leiteten, und nachdem er sich selbst von den mannigfachen lokalen Schwierigkeiten persönlich überzeugt hatte, war es ihm klar geworden, daß die Baukosten sich auf eine weit höhere Summe belaufen würden, als in den Voranschlägen des Chefingenieurs vorhergesehen war. Unmittelbar nach seiner Ankunft in St. Paul, nachdem er drei Wochen unterwegs gewesen und auch die Arbeiten an den Zweiglinien in Dakota und Minnesota besichtigt hatte, erteilte er dem Chefingenieur den Befehl, einen Spezialbericht über die zum Fertigbau der Hauptlinie während des Sommers notwendigen Gelder zu unterbreiten.

Während seines Aufenthalts in St. Paul war Herr Villard hauptsächlich und fast ausschließlich mit der Bildung einer „Terminal Co.“ im Interesse der Northern Pacific-Bahn beschäftigt. In St. Paul besaß die Gesellschaft nur ungenügenden Grund und Boden, und in der Schwesterstadt Minneapolis so gut wie keinen. In beiden Städten fehlte es an genügenden Fazilitäten zur bevorstehenden Umgestaltung der Northern Pacific von einer Lokalbahn in eine transkontinentale Linie. Der Grund hierfür lag in der Tatsache, daß die Strecke der Gesellschaft, welche den bei Brainerd die Verbindung der Hauptbahnlinie mit den beiden Schwesterstädten bildete,

nur teilweises Eigentum der Northern Pacific war. So kam er auf den Gedanken, die Verbindungslinie an sich zu bringen, und demgemäß wurde eine Reorganisierung der Verbindungslinie unter dem Namen der St. Paul & Northern Pacific Company vorgenommen. Für den Ankauf des erforderlichen Grund und Bodens und notwendige Dinge, wie Verbesserungen, wurden neue Bonds ausgegeben. Aus seinem Plane machte er solange ein Geheimnis, bis die erforderlichen Grundstücke, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, von dritter Partei auf sein eigenes Konto hin erstanden worden, da Herr Villard sehr wohl wußte, daß, falls sein Plan öffentlich bekannt geworden, es unmöglich sein würde, die Grundstücke zu annehmbaren Preisen zu kaufen. Nachdem er erstanden, was für den gedachten Zweck ausreichte, übertrug er das erworbene Eigentum auf die St. Paul & Northern Pacific Company zum Kostenpreise nebst Zinsen. Die käuflich erworbenen Grundstücke hatten $ 300000 gekostet, stiegen aber im Werte auf mehrere Millionen Dollars. Ohne deren Erwerbung hätte man wahrscheinlich die Northern Pacific in beiden Städten erdrosselt. Die uneigennützige Handlungsweise wurde von dem Verwaltungsrat der Northern Pacific ausdrücklich anerkannt und in Form eines Beschlusses zum Ausdruck gebracht. Die St. Paul & Northern Pacific Company wurde mit großem Geschick von demselben Syndikat finanziert, das die ersten Hypothekenbonds der Northern Pacific-Bahn übernommen hatte.

In St. Paul empfing Herr Villard eine Deputation kanadischer Beamter der Provinz Manitoba, mit deren Regierung er seit längerer Zeit hinsichtlich der Auflösung des gesetzlich anerkannten Monopols der Canadian Pacific in Verhandlungen gestanden. Dieses Monopol absorbierte nach Osten und Westen hin das Transitgeschäft besagter Provinz. Da gemäß den kanadischen Gesetzen keine Bahn näher als fünfzehn Meilen von der internationalen Grenze entfernt gebaut werden durfte, um die Konkurrenz der amerikanischen Bahnen in der Provinz zu verhüten, so wurde man sich über den Bau einer Zweigbahn der Northern Pacific von der Hauptlinie bis zur Grenze einig und über den Bau einer zweiten Zweigbahn von Winnipeg, der Provinz-Hauptstadt, bis zu dem verbotenen Gürtel,

worüber Passagiere und Fracht durch gewöhnliche Zuchtwagen befördert werden sollten. Der Plan erwies sich indessen als nicht durchführbar und mußte fallen gelassen werden, nachdem der Bau der Linie vom Süden her und der Grenze zu in Angriff genommen worden war. Herr Villard sah den von ihm begangenen Irrtum mit Bedauern ein. Das Unternehmen wurde von der St. Paul, Minneapolis & Manitoba-Bahngesellschaft, welche damals Verbündeter der Canadian Pacific war, käuflich erworben.

Als Ende Juni Herr Villard in New York eintraf, ging ihm der Bericht des Chefingenieurs über die Kosten zur Fertigstellung des neuen Teiles der Hauptlinie zu. Dieser Bericht war für Herrn Villard insofern eine unangenehme Überraschung, als darin angeführt war, daß sich die Kosten der Vollendung der Hauptbahn auf mindestens vierzehn Millionen Dollars mehr belaufen würden, als in den Kostenanschlägen vorgesehen. Diese Enthüllung war für ihn ein schwerer Schlag, und zwar aus verschiedenen Gründen. Zunächst diskreditierte dieser Bericht alle seinen Freunden gegebenen Versicherungen, daß die in den Kostenanschlägen angeführten Summen für den Fertigbau der Bahn genügen würden — Versicherungen, denen die Berechnungen und Angaben des Ingenieurdepartements zugrunde lagen. Es war nun klar, daß er neue finanzielle Schwierigkeiten zu gewärtigen habe. Gleichzeitig mußte er sich sagen, daß die Wertpapiere der diversen Gesellschaften nachteilig affiziert werden mußten. Zum ersten Male machten sich die Anzeichen einer Reaktion bemerklich, wenigstens soweit die Preissteigerung, ganz besonders in Bahnaktien, in Betracht kam, welche seit der Wiederaufnahme der öffentlichen Barzahlungen bisher ununterbrochen angedauert hatte. Die Aktien seiner Gesellschaften waren der allgemeinen aufsteigenden Tendenz gefolgt und waren auf dem Markte geradezu tonangebend. Die Vorzugsaktien der Northern Pacific stiegen im September 1882 über ihren Nennwert und die der Oregon & Transcontinental auf nahezu pari, und in beiden fand ein enormer Umsatz statt, der sich an manchen Tagen bis auf siebzigtausend Aktien dieser und dreißigtausend jener Gesellschaft

belief.[1]) Selbst die vorsichtigsten Bankiers glaubten, daß ein weiteres Steigen zu gewärtigen sei. Sie waren der Ansicht, daß der riesige Landbesitz weit mehr Geld abwerfen müsse, als der Gesamtbetrag der ersten Hypothekenbonds, und daß nach Vollendung der Bahn die Vorzugsaktien eine achtprozentige Dividende abwerfen und daher weit über ihren Nennwert steigen würden. Deren Amortisierung aus dem Ertrag des für ihre Einlösung speziell verpfändeten Terrains würde sodann rasch folgen. Versicherungen, daß diese Einlösung der Prioritäten ein Steigen der Stammaktien zur Folge haben müßte, waren allenthalben zu hören, und es ward prophezeit, deren Wert werde das doppelte und dreifache ihres Nominalwerts erreichen.

Obzwar beunruhigt infolge des Baudefizits und ein Fallen der Aktien befürchtend, verlor Herr Villard keinen Augenblick den Mut, vielmehr war er auch bemüht, den Zweiflern Vertrauen einzuflößen, die sich bereits unter seinem Anhange bemerkbar gemacht hatten. Er war fest davon überzeugt, daß durch die Vollendung der Hauptlinie die Einnahmen bedeutend zunehmen und infolge davon alle seine augenblicklichen Unannehmlichkeiten enden würden, und daß ruhigere Tage für ihn zu gewärtigen seien. Ermutigt durch die in dem Bericht des Chefingenieurs enthaltene wiederholte Versicherung, daß die beiden Enden der Geleise vor Ende September miteinander verbunden sein würden, überwand er alle weiteren Schwierigkeiten mit der ihm eigenen Entschlossenheit und den ihm stets zu Gebote stehenden Hilfsmitteln.

Um die Aufmerksamkeit Europas auf seine Unternehmungen zu lenken, beschloß Herr Villard die Eröffnung der Northern-Pacific, als neue Transkontinentalbahn, zu einer internationalen Feier zu gestalten. Zu diesem Zwecke ließ die Gesellschaft Einladungen an die Mitglieder der Bundesregierung und die Regierungen der sieben Staaten, durch welche die Bahn führte, ergehen, ebenfalls an hervorragende Mitglieder des Bundessenats

---

[1]) Am 17. Dezember 1883, am Tage des Rücktritts Herrn Villards als Präsident der O. & T. Co., wurden 113800 Aktien dieser Bahngesellschaft verkauft.

und Repräsentantenhauses, dann an mehr als hundert hervorragende Männer des ganzen Landes und schließlich an die wichtigsten Zeitungen. Alle diese Geladenen sollten bei der Vernietung des letzten Schienenbolzens anwesend sein. Einladungen wurden ferner an das diplomatische Korps der Bundeshauptstadt gesandt, sowie an eine beträchtliche Zahl englischer und deutscher Männer von Bedeutung. Da fast alle geladenen Gäste zugesagt hatten, so war es notwendig, vier Separatzüge vom Osten und einen von der pacifischen Küste für die Gelegenheit zusammenzustellen. Im Interesse der Gäste hatte Herr Villard eine Geschichte der Northern Pacific-Bahn in Buchform[1]) herstellen lassen, sowie einen „Führer", mit einer Beschreibung aller Städte und Ortschaften längs der Bahn, und dazu noch ein kleines Pamphlet, welches Instruktionen bezüglich der bevorstehenden Festfahrt enthielt. Die Vorbereitungen zu dem Ausflug über den Kontinent bürdeten ihm allerdings neue Arbeit auf, doch war diese vollendet, als sich die Exkursionszüge aus dem Osten am 28. August in Bewegung setzten.

An der Spitze der Exkursion befand sich Herr Villard selbst und mit ihm dessen Familie, einschließlich des jüngstgeborenen Söhnchens, Henry Hilgard, das damals erst drei Monate zählte. Zwei Separatzüge setzten sich von der atlantischen Küste aus in Bewegung, denen einer in Chicago hinzugefügt wurde und ein zweiter in den Schwesterstädten St. Paul und Minneapolis. Der Reisegesellschaft gehörten die Gesandten Englands, Deutschlands und Österreichs an. England hatte folgende hervorragende Männer gesandt: Lord Justice Bowen, Charles Russell (der spätere Lord Chief Justice), James Bryce, den Richter (später Lord) Hannen, Horace (jetzt Lord) Davey, Lord (jetzt Earl) Carrington, Albert H. G. Grey (jetzt Earl Grey), Earl und Gräfin Onslow, Sir W. Brampton Gurdon, Hon. St. John Brodrick und ein Dutzend andere Männer von Bedeutung. Die deutschen Gäste waren

[1]) Geschichte der Northern Pacific-Eisenbahn. Von Eugene V. Smalley. New York; G. P. Putnam's Sons. 1883. Das Kapitel, welches sich auf Herrn Villards Präsidentschaft bezieht, war von ihm selbst dem Verfasser des Buches diktiert worden. Das oben Erzählte ist diesem Kapitel teilweise entnommen worden.

Professor Dr. Gneist, Professor Dr. A. W. Hofmann, der berühmte Chemiker, der Geolog Professor Zittel, Georg von Bunsen, der Schriftsteller Dr. Paul Lindau, offizielle Repräsentanten der Städte Hamburg, Bremen, Berlin, Stettin und Frankfurt am Main, General Robert von Xylander und dessen Gattin (letztere die überlebende Schwester des Herrn Villard), Oberst (jetzt Generalleutnant) Emil von Xylander, verschiedene bekannte Finanziers, darunter Dr. Georg Siemens, Direktor der Deutschen Bank, und Otto Braunfels von der Frankfurter Firma Jacob S. H. Stern, mehrere Korrespondenten angesehener Zeitungen und einige persönliche Freunde Herrn Villards. Unter den amerikanischen Gästen befanden sich General U. S. Grant, mehrere Mitglieder des Kabinetts des Präsidenten Arthur, einige ehemalige Minister, sieben Gouverneure, mehrere bekannte Richter, Bundessenatoren und Mitglieder des Repräsentantenhauses, Bürgermeister verschiedener Städte des Westens und über zwanzig Journalisten.

Die Bewegungen der Separatzüge über den Kontinent wurden täglich von den Zeitungen des In- und Auslandes besprochen. Der erste formelle Empfang, welcher Herrn Villard und seinen Gästen zu Ehren bereitet wurde, fand in Chicago statt, und zwar seitens der städtischen Behörde und der Handelskammer. Von Chicago aus gestaltete sich die Exkursion zu einem veritablen Triumphzuge. Allenthalben fand sich längs der Bahn eine große Menschenmenge zur Begrüßung der Reisenden ein. Die ihm gewordenen Tribute waren mehr als Herr Villard erwartet hatte und brachten ihn nicht selten in Verlegenheit, da man ihn als die Hauptperson in diesen Demonstrationen betrachtete. Was die beiden Städte St. Paul und Minneapolis anbetrifft, so waren dieselben bemüht, einander an Dekorationen, Triumphbögen, Böllerschüssen, Paraden und allerhand Unterhaltungen zu überbieten. Auch in dieser Beziehung machte sich die alte Rivalität zwischen den Schwesterstädten geltend. Am Vormittag nahm Herr Villard in St. Paul Revue über einen aus mehr als zwanzigtausend Mann bestehenden Zug ab, der sich aus Militär- und Bürgerorganisationen zusammensetzte, wohingegen am Nachmittag in Minneapolis ein ähnlicher über dreißigtausend Mann starker Zug an ihm und seinen

Gästen vorbeidefilierte. Anwesend waren bei dieser Gelegenheit der Präsident Arthur, der zurzeit eine Tour durch den Westen machte, und General Grant.

Die Reise nach der Küste bot noch andere interessante Episoden. So wurde in Gegenwart einer großen Menschenmenge in Bismarck, Dakota, der Grundstein zum neuen Staatskapitol gelegt. Einer Ansprache Herrn Villards folgend, hielt der berühmte Indianerhäuptling „Sitting Bull“, der zu dieser Gelegenheit aus seiner Gefangenschaft nach Bismarck gebracht worden, eine kurze Rede. Eine andere Begebenheit eigener Art war die Aufstellung eines Stammes der „Crow“-Indianer längs der Bahn im östlichen Montana, bestehend aus nahezu zweitausend Männern, Weibern und Kindern, mit all ihren Zelten und etwa fünfzehnhundert Ponys. Die Erlaubnis zu dieser Ausstellung war von dem Sekretär des Innern erteilt worden. Die männlichen Rothäute waren in vollem Kriegsschmuck erschienen und führten Kriegstänze auf. Es war ein Schauspiel, wie es wohl nie mehr in den Vereinigten Staaten gesehen werden dürfte und das einen ganz besonderen Eindruck auf die europäischen Gäste machte. Der Akt des Eintreibens des letzten Bolzens (kein goldener Bolzen, wie die Presse irrtümlich berichtet hatte; vielmehr der allererste, der im Jahre 1872 an der Minnesota-Bahndivision für denselben Zweck benutzt worden) wurde in der Abenddämmerung des 3. September im westlichen Montana vollzogen, und zwar an dem Punkte, wo der Exkursionszug von der pacifischen Küste mit den Zügen vom Osten zusammengetroffen war. Dem Aktus gingen Ansprachen der Herren Villard und Frederick Billings (letzterer sein Vorgänger als Präsident), eine Festrede des Herrn William M. Evarts und kürzere Reden der sieben Gouverneure und des Bundessenators Nesmith von Oregon voraus. Ein Geleiseabschnitt von tausend Fuß Länge war unvollendet geblieben, um den Anwesenden Gelegenheit zu geben, sich von der Schnelligkeit des Schienenlegens zu überzeugen. Nachdem diese letzte Arbeit unter dem Donner der Kanonen, schmetternder Musik und dem Jubelgeschrei der Menge geschehen war, schlug Herr Villard den letzten Bolzen ein. Dicht neben ihm stand seine Familie sowie der

Oberhäuptling der Crow-Indianer, der, nachdem der kleine Hilgard mit seinen Händchen den Bolzen berührt hatte, in aller Form das „Jagdgebiet“ seines Stammes an die Bahn abtrat. Was Herr Villard in diesem Augenblicke empfand, läßt sich wohl denken. Es hatte den Anschein, als ob endlich alle Befürchtungen hinsichtlich des gigantischen Unternehmens geschwunden seien. War es ein Wunder, daß er ob des Ausgangs dieser friedlichen Eroberung des Westens unbeschreiblich erfreut war?

Auf der Fahrt über die neuen Strecken in Montana, Idaho und Washington wurde er sich der Verantwortlichkeit hinsichtlich der Sicherheit und des Komforts seiner Gäste klar. Damals waren auf hunderte von Meilen längs der Bahn keine Bahnstationen wahrzunehmen, so daß es mit der Beförderung der Züge seine großen Schwierigkeiten hatte. Diese zu überwinden, war seine Sache. Es war daher notwendig geworden, mit Hilfe eines Proviantzuges die verschiedenen Eisenbahnzüge täglich mit Vorräten zu versehen. Was Herrn Villard ferner beunruhigte, war die Furcht, daß irgend ein Unfall auf der Fahrt eine Änderung des Fahrplanes notwendig machen könnte. Tatsächlich kamen diverse kleinere Störungen unterwegs östlich der Felsengebirge vor, doch litt niemand Schaden und nur geringe Verzögerungen wurden verursacht. Während des Abstiegs des westlichen Abhangs passierte es, daß der Zug, auf welchem sich Herr Villard befand, in der Nähe des noch nicht vollendeten Mullen-Tunnels sich infolge defekter Verkoppelung in zwei Abschnitte teilte. Ein Zusammenstoß folgte und der hintere Teil eines Waggons, in welchem sich der englische Gesandte und mehrere andre prominente Gäste befanden, wurde demoliert, doch wurde glücklicherweise keiner der Insassen verletzt.

Die Schlußfeierlichkeiten in Portland, Tacoma und Seattle bewegten sich in demselben großen Stil wie die am östlichen Ende der Northern Pacific, es war überall dieselbe Gastfreundschaft, derselbe Enthusiasmus seitens der Bevölkerung warzunehmen. In Tacoma stellte sich Herr Villard an die Spitze seiner Gäste und marschierte unter Vortritt einer Militärkapelle vom Bahnhof nach der „Commencement Bay“, wo zum ersten Male das Stille Meer

in Sicht kam. Von dort aus schiffte man sich nach Seattle ein. Im Alpenglanze, beschienen von der untergehenden Sonne, erhob sich vor den Reisenden in seiner Riesengröße und Majestät der Mount Tacoma, der große Schneeberg, die Perle der Kaskaden. Mehr als zwanzig Dampfer gaben der Gesellschaft das Geleit bis Seattle. Den Schluß der Transkontinentalfeier bildete ein Festaktus auf dem großen Platze vor der „University of Washington", welcher einst Herr Villard aus einer finanziellen Verlegenheit geholfen hatte. Bei dieser Gelegenheit hielt, nebst anderen, die Tochter des Präsidenten der Universität an Herrn Villard eine beredte Ansprache, die ihn tief ergriff.

von Spekulanten sei, und daß ein Steigen der Aktien sehr bald in Aussicht stehe, und daß er ihnen nur den Rat geben könne, noch mehr Aktien zu niedrigen Preisen zu kaufen. Der zweite Irrtum bestand darin, daß er seine Aktien zu halten versuchte, indem er neue auf sein eigenes Konto hinzukaufte. Leider erkannte er weder die Gründe für das Fallen seiner Aktien, noch schien er sich bewußt zu sein, daß der Geldmarkt schon die ersten Spuren jener riesigen und alles mit sich fortreißenden Krise aufwies, welche durch wilde Spekulationen während der vorhergehenden Jahre herbeigeführt worden, die im Herbst des Jahres 1883 begann und die sich jahrelang über die gesamte zivilisierte Welt erstreckte. Seine persönlichen pekuniären Verlegenheiten wurden infolge des Zusammenbruchs des West Shore-(New York) Bahnunternehmens noch erheblich vermehrt, indem er mehreren Freunden zulieb einen beträchtlichen Aktienanteil genommen hatte, welchen er bei dem Zusammenbruch dieses Unternehmens verlor.

Herr Villard hatte einen schweren Kampf zu bestehen, der alle seine geistigen und pekuniären Hilfsmittel in Anspruch nahm. Ende November aber verlor er den Mut, denn nunmehr war er sich der Tatsache bewußt, daß weder er noch die Oregon & Transcontinental zu retten sei. Dazu kam noch der bedauerliche Umstand, daß er körperlich zu leiden begann, und da er auch an Schlaflosigkeit litt, wurde sein Nervensystem vollständig untergraben. Ein Freund nach dem anderen zog sich langsam von ihm zurück, die Angriffe der Presse gestalteten sich immer heftiger, und seine eigenen Gläubiger sowie die der Oregon & Transcontinental drängten ihn immer mehr. Seine Lage wurde schließlich zu einer solch verzweifelten, daß er seine intimsten und einflußreichsten Freunde zu Rate zog und diesen seinen Zustand auseinandersetzte. Gleichzeitig bat er sie um Rat und Beistand, wobei er sich verpflichtete, sich mit jeder Entscheidung zufrieden zu geben, gleichviel welche Folgen dieselbe für ihn haben sollte.

Seine Freunde, die Herren Fabbri, Endicott und Rolston, leiteten alsbald eine Untersuchung ein und arbeiteten Tag und Nacht an den Büchern Herrn Villards und an denen der Oregon & Transcontinental Company. In der Nacht vom 16. auf den

erwähnten Geschäftsabschluß zurückzuführen. Mit dem Verkaufe der zweiten Hypothekenbonds konnte das Baudefizit der Northern Pacific-Bahn gedeckt werden, und der Oregon & Transcontinental Co. war durch diesen Verkauf insofern gedient, als sie teilweise für das von ihr vorgeschossene Geld entschädigt wurde. Eine neue Hypothek auf das Kapital mußte auf die Aktien der Northern Pacific nachteilig wirken, und mit deren Fallen sanken auch die der Gesellschaft, in deren Händen sich die Aktien befanden. Herr Villard hatte sich bedeutende Einnahmen von dem Überlandgeschäft versprochen und damit auch eine Gegenwirkung. Von Tag zu Tag und von Woche zu Woche wartete er auf bessere Ziffern, indessen warfen die Einnahmen nicht nur keinen Gewinn ab, vielmehr ergaben sich Verluste, herbeigeführt durch die Einstellung des Transports von Baumaterial.

Mit diesen ungünstigen Tatsachen wuchs die Last der schwebenden Schuld der Oregon & Transcontinental Co., und ausgangs Herbst war ein Zusammenbruch zu befürchten. Herr Villard sollte an sich selbst die Wahrheit der Lehre erfahren, die ihm früher so häufig in Wallstreet gegeben worden, daß, wenn die große Masse einem einzigen freudig folgt, der sie zum Erfolge führt, sie ihn im selben Augenblicke im Stiche läßt, wo sie sieht, daß der finanzielle Erfolg ausbleibt. Bald sollte es ihm klar werden, daß viele seiner treuesten Freunde, die ihn sonst täglich in seinem Bureau besuchten, diesem fern blieben und ihre Aktien verkauften. Dazu kam auch noch, daß sich zwei seiner vertrautesten Ratgeber des schnödesten Verrats schuldig machten, zwei Direktoren der Oregon & Transcontinental nämlich, die das, was sie über den Zustand der Gesellschaft wußten, zu enormen Baisse-Verkäufen der Aktien der Gesellschaft benutzten. Auch die Presse, die Herrn Villard bisher Loblieder gesungen, kritisierte die Gesellschaft, wurde ihm immer feindlicher gesinnt und gefiel sich schließlich in gehässigen Angriffen auf seine Verwaltung und auf seine Person. Sein unbedingtes Vertrauen in seine Geschäftsunternehmungen und sein sanguinisches Temperament ließen ihn einen doppelten Irrtum begehen. Zunächst versicherte er unruhig gewordenen Aktionären, daß das Fallen seiner Wertpapiere einzig und allein das Resultat

von Spekulanten sei, und daß ein Steigen der Aktien sehr bald in Aussicht stehe, und daß er ihnen nur den Rat geben könne, noch mehr Aktien zu niedrigen Preisen zu kaufen. Der zweite Irrtum bestand darin, daß er seine Aktien zu halten versuchte, indem er neue auf sein eigenes Konto hinzukaufte. Leider erkannte er weder die Gründe für das Fallen seiner Aktien, noch schien er sich bewußt zu sein, daß der Geldmarkt schon die ersten Spuren jener riesigen und alles mit sich fortreißenden Krise aufwies, welche durch wilde Spekulationen während der vorhergehenden Jahre herbeigeführt worden, die im Herbst des Jahres 1883 begann und die sich jahrelang über die gesamte zivilisierte Welt erstreckte. Seine persönlichen pekuniären Verlegenheiten wurden infolge des Zusammenbruchs des West Shore-(New York) Bahnunternehmens noch erheblich vermehrt, indem er mehreren Freunden zulieb einen beträchtlichen Aktienanteil genommen hatte, welchen er bei dem Zusammenbruch dieses Unternehmens verlor.

Herr Villard hatte einen schweren Kampf zu bestehen, der alle seine geistigen und pekuniären Hilfsmittel in Anspruch nahm. Ende November aber verlor er den Mut, denn nunmehr war er sich der Tatsache bewußt, daß weder er noch die Oregon & Transcontinental zu retten sei. Dazu kam noch der bedauerliche Umstand, daß er körperlich zu leiden begann, und da er auch an Schlaflosigkeit litt, wurde sein Nervensystem vollständig untergraben. Ein Freund nach dem anderen zog sich langsam von ihm zurück, die Angriffe der Presse gestalteten sich immer heftiger, und seine eigenen Gläubiger sowie die der Oregon & Transcontinental drängten ihn immer mehr. Seine Lage wurde schließlich zu einer solch verzweifelten, daß er seine intimsten und einflußreichsten Freunde zu Rate zog und diesen seinen Zustand auseinandersetzte. Gleichzeitig bat er sie um Rat und Beistand, wobei er sich verpflichtete, sich mit jeder Entscheidung zufrieden zu geben, gleichviel welche Folgen dieselbe für ihn haben sollte.

Seine Freunde, die Herren Fabbri, Endicott und Rolston, leiteten alsbald eine Untersuchung ein und arbeiteten Tag und Nacht an den Büchern Herrn Villards und an denen der Oregon & Transcontinental Company. In der Nacht vom 16. auf den

17. Dezember wurde Herr Villard in seinem Hotel von einem seiner Freunde geweckt und alsdann von dem Resultate der Untersuchung benachrichtigt. Der Bericht fiel dahin aus, daß er tatsächlich insolvent sei und daß die Oregon & Transcontinental Company am Rande des Bankerotts stehe. Ein Syndikat war gebildet worden, das sich bereit erklärte, ihm gegen Abtretung all seines Grund- und persönlichen Eigentums genügend Geld vorzustrecken, um allen seinen individuellen Verbindlichkeiten nachzukommen. Gleichzeitig erklärte sich dieses Syndikat bereit, die Schulden der Oregon & Transcontinental Company zu übernehmen, vorausgesetzt, daß er von seinem Posten als Präsident der genannten Gesellschaft und auch von dem der Oregon Railway & Navigation Company zurücktrete. Längst schon war ihm der Gedanke gekommen, sich von der Verwaltung seiner Gesellschaften zurückzuziehen, aber die ihm soeben gewordene Erklärung war trotzdem ein schrecklicher Schlag für ihn, denn er sah nur zu wohl ein, daß sein Rücktritt als Präsident der Oregon & Transcontinental Company gleichbedeutend mit seiner Enthebung als Haupt der Northern Pacific sei. Seine Ohnmacht einsehend und seines gegebenen Versprechens eingedenk, und da ihm kein Opfer zur Rettung seiner Gesellschaft zu groß war, nahm Herr Villard alsbald die Bedingungen an. Folgenden Tages — es war am 17. Dezember — wurde in den Nachmittagszeitungen seine Resignation als Präsident der von ihm gegründeten Gesellschaften gemeldet, und die Kunde von seinem Sturze, wie ehedem die Nachrichten von seinen Triumphen, allenthalben bekannt gegeben.

Tatsächlich war sein Schicksal höchst tragisch. Vor wenigen Jahren noch gänzlich unbekannt, hatte er sich zur beneidenswerten Stellung eines Leiters des materiellen Fortschritts unserer Zeit emporgeschwungen. Einige Monate zuvor hatte er den Gipfel seines Ruhmes erreicht und nahm auf seiner transkontinentalen Reise Huldigungen entgegen, wie sich deren Wenige in Amerika rühmen konnten. Aber sein Sturz von großer Macht in tiefe Hilflosigkeit, von Reichtum in Armut, von allgemeiner Bewunderung in öffentliche Verdammung war weit rapider, als sein Emporkommen, und seine kurze Laufbahn diente überall als

noralische Nutzanwendung. Von nun an wurde er von der Presse
ioch gehässiger angegriffen als zuvor. Die feindselige Haltung
egen ihn erhielt durch den Umstand Nahrung, daß er kurz nach seiner
Resignation mit seiner Familie sein eigenes großes Privathaus
inter der Kathedrale in der Madison Avenue bezogen hatte, mit
essen Bau ein Jahr zuvor begonnen worden war, als seine Um=
ände dessen Errichtung rechtfertigten. Er war durchaus ab=
eneigt, es zu beziehen, entschloß sich jedoch aus Sparsamkeits=
ücksichten dazu, da das Haus möbliert war, und seine Familie
eine andere Stadtwohnung hatte. Das Haus bildete einen Teil
ines imposanten „Block“, welchen er selbst hatte bauen lassen
nd der den Gesamteindruck eines Palastes machte, obwohl er
ch tatsächlich aus sechs verschiedenen Wohnungen zusammensetzte.
Ein Teil der Presse machte es ihm zum Vorwurf, daß er der
ffentlichen Stimmung zum Trotze ein fürstliches Gebäude bezogen,
as ein Hohn auf die vielen sei, die durch seine Aktien Verluste
rlitten. Dazu gesellte sich noch die seitens der Presse gegen ihn
rhobene Anklage, sein eigenes Vermögen dadurch gerettet zu haben,
aß er das seiner Anhänger opferte. Als aber das Untersuchungs=
omitee bekannt gab, daß Herr Villard alles, was er einst besessen,
um Besten seiner Gläubiger abgetreten und daß seine Ehren=
aftigkeit in der Verwaltung der Geschäfte seiner Gesellschaften
ber jeden Zweifel erhaben sei, da trat schnell eine Reaktion zu
einen Gunsten ein. So erschienen in der Presse Artikel zu seiner
Verteidigung, unterzeichnet von hervorragenden Leuten; Herr
Villard empfing außerdem viele Beileidsversicherungen und Lob=
reisungen von öffentlichen Körperschaften im Westen, desgleichen
on hervorragenden Männern im ganzen Lande. Viele angesehene
Personen sprachen bei ihm vor und drückten ihm ihre Bewunde=
ung für seine Haltung aus. Einige Anerbietungen finanzieller
Interstützung wurden ihm ebenfalls gemacht, doch war Herr Villard
eit entfernt, dieselben zu benützen.

Der schwere Druck, der seit Monaten auf ihm gelastet, führte
i einem ernsten Nervenleiden. Sein Gesundheitszustand war so
ntergraben, daß er die Verwaltungsgeschäfte auf keinen Fall
ätte weiterführen können. Monatelang litt er an Schlaflosigkeit,

und war so geschwächt, daß er keine geistige Arbeit verrichten konnte. Sein Rücktritt als Präsident der Northern Pacific-Bahngesellschaft erfolgte am Ende des Jahres. Auf ausdrücklichen Wunsch seiner Freunde in London verblieb er noch Präsident der Oregon & California Company, doch sollte er als solcher bis zu seiner gänzlichen Wiederherstellung keinerlei Arbeiten verrichten. Was seine Gesundheit dringend erheischte und endlich fand, war Enthebung von aller geschäftlichen Verantwortlichkeit und absolute Ruhe. Da aber in der Stadt an eine solche nicht zu denken war, zog die Familie anfangs Frühjahr 1884 nach deren Landsitz am Hudsonflusse. Alle nahmen ohne Bedauern Abschied von dem stattlichen Heim in New-York, um es nie mehr zu bewohnen.

Nachdem Herr Villard sich einigermaßen erholt hatte, glaubte er, es sich, seinen Angehörigen und seinen Freunden schuldig zu sein, den weitverbreiteten falschen Darstellungen der Sachlage, welchen er ausgesetzt war, mit einem authentischen Bericht über seine Verwaltung der Northern Pacific zu begegnen. Diesen Bericht arbeitete er auf seinem Landsitz aus, und das Schriftstück erschien in Pamphletform in englischer und deutscher Sprache.

Es lag auf der Hand, daß Herr Villard nicht so leicht auf dem Schauplatze seines Triumphes und jähen Sturzes Genesung finden würde. Er konnte die Falschheit einiger Freunde nicht vergessen, noch die infamen Verleumdungen, denen er ausgesetzt war, und seine Angehörigen waren der Ansicht, daß ihm nur mit einer anderen Umgebung gedient sein könne. So schiffte er sich am 4. Juni 1884 mit einem seiner Schwäger nach Europa ein, um sich in Deutschland nach einem temporären Wohnsitz für seine Familie umzusehen. Bei seiner Ankunft in London wurde er in Anerkennung der seinen englischen Gästen bei der Eröffnung der Northern Pacific-Bahn erwiesenen Aufmerksamkeiten mit einem goldenen Liebesbecher beschenkt.

Auf dringende Einladung hin besuchte er auch seine alte Heimat. Als er dort das letzte Mal geweilt, hatte er verschiedene Schenkungen zu öffentlichen Zwecken gemacht. So gründete er zur Unterstützung der Bibliotheken, sowie zum Besten

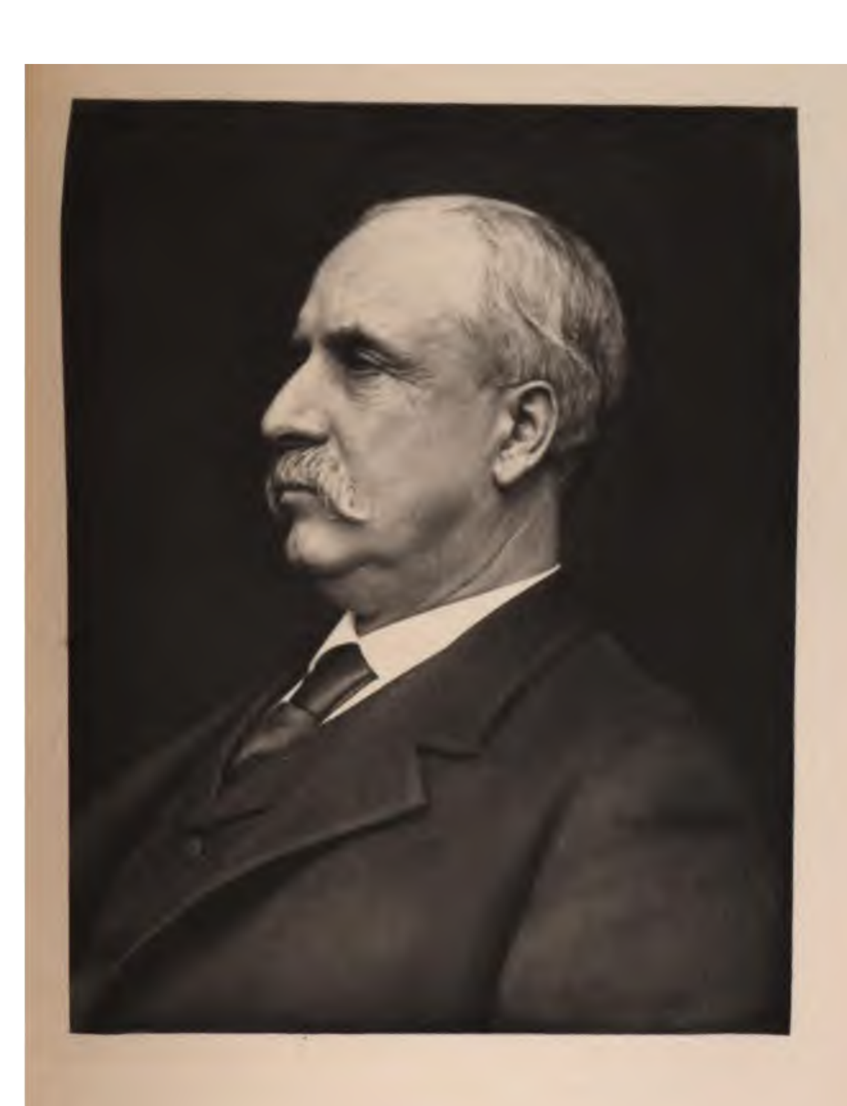
armer Schüler der Gymnasien in Zweibrücken und Speyer einen Fonds, dann ein Stipendium für junge, talentierte Leute seiner Heimat behufs deren Ausbildung in der Akademie der schönen Künste in München, schließlich Stipendien für vielversprechende Abiturienten besagter Gymnasien zu deren Universitätsausbildung. Herr Villard hatte Zweibrücken mit einem Anleihefonds für verdienstvolle Handwerker bedacht und dort ein amerikanisches Arbeiterheim gebaut, bestimmt, als Muster für andere dieser Art zu dienen, was sich denn auch verwirklicht hat. Herr Villard hatte ferner der Provinzialindustrieschule und dem Museum in Kaiserslautern aus pekuniären Schwierigkeiten geholfen und reichlich zu Verschönerungs- und historischen Vereinen Rheinbayerns für entsprechende Zwecke beigesteuert. Als der östliche Teil der Rheinpfalz infolge der Überschwemmungen des Rheins schwer heimgesucht worden, sammelte er in Amerika persönlich eine große Summe Geldes für die Notleidenden. Auf Veranlassung eines alten Schulfreundes, des Pastors Scherer, ließ er auf seine eigenen Kosten in seiner Heimatstadt ein Diakonissenspital bauen, und in Verbindung damit auch eine Krankenwärterinnenschule, welche seitdem sich zu den bedeutendsten deutschen Anstalten dieser Art entwickelt haben. Darin befinden sich gegenwärtig zweihundert Krankenwärterinnen, deren Tätigkeit sich über ganz Rheinbayern erstreckt. Herr Villard hatte außerdem noch für wohltätige und andere Zwecke reichlich gespendet. Geleitet von einem Empfangskomitee traf Herr Villard mittels Sonderzuges in der Pfalz ein, wo er von den drei bedeutendsten Städten Rheinbayerns mit allen Ehren empfangen und gefeiert wurde. Die Straßen waren festlich dekoriert, die Behörden bereiteten ihm einen öffentlichen Empfang, und Banketts, Serenaden und Fackelzüge harrten seiner. Speyer und Zweibrücken übergaben ihm die Schlüssel zu ihren Städten. Diese gänzlich unerwarteten Ovationen erwiesen sich für Herrn Villard als reichlicher und wohltuender Ersatz für all die ihm gewordenen bitteren Erfahrungen.

Nachdem er sich entschlossen hatte, Wohnsitz in Berlin zu nehmen, kehrte er im August nach Amerika zurück und reiste dann zwei Wochen später mit seiner Familie nach Deutschland. Im

Oktober hatten sie sich in Berlin bequem eingerichtet. Absichtlich hatte er sich eine Wohnung in der Nähe seines alten Freundes Friedrich Kapp (Kapp spielte in den Vereinigten Staaten in den Jahren 1850 bis 1870 eine hervorragende Rolle) ausgesucht, um soviel wie möglich in dessen Gesellschaft zu sein. Zu seinem größten Bedauern starb Herr Kapp ganz plötzlich, nachdem Herr Villard ihn nur ein einziges Mal besucht hatte. Abgesehen von diesem betrübenden Falle erwies sich der zweijährige Aufenthalt in Berlin für die Familie in jeder Beziehung wohltuend. Herr Villard schuf sich während seines Aufenthaltes in der Reichshauptstadt einen großen Bekanntenkreis. Durch seine dort wohnende Schwester und deren Gatten wurde er mit anderen Verwandten in Verbindung gebracht und diese wiederum führten ihn in weitere Kreise ein, so daß er nach und nach mit hervorragenden Männern der Kunst, Wissenschaft und der Finanzwelt in Berührung kam. Dazu zählten noch die Persönlichkeiten, die im Jahre 1883 in Amerika seine Gäste gewesen waren. Es hatte ganz den Anschein, als ob all das Unglück, welches über Herrn Villard hereingebrochen, die öffentliche Sympathie förmlich herausgefordert habe, die ihm denn auch reichlich entgegengebracht wurde.

Die Familie brachte den Winter in Berlin und die Sommermonate in Süddeutschland und in der Schweiz zu. Im Jahre 1885 war Herr Villard als Präsident der Oregon & California-Bahngesellschaft genötigt, häufig Reisen nach London zu machen, so daß er sich Ende dieses Jahres dazu verstand, als Präsident genannter Bahn zurückzutreten, um die langen Trennungen von seiner Familie zu vermeiden.

Im Winter des Jahres 1885/86 wurden Herrn Villard zwei eigenartige Vorschläge gemacht, sich wieder dem Eisenbahngeschäft zu widmen. Die eine Offerte ging von Herrn Oscar Straus, dem damaligen amerikanischen Gesandten in der Türkei unter der Präsidentschaft Clevelands, aus. Darin wurde Herr Villard angegangen, auf Wunsch des Sultans sich nach Konstantinopel zu begeben und die Aufsicht über ein projektiertes Bahnsystem in Anatolien, Kleinasien, zu führen. Wenn man bedenkt,



daß Herr Villard ein riesiges Gebiet im Westen Amerikas der Zivilisation erschlossen hatte, so braucht man sich gewiß nicht darüber zu verwundern, daß das Anerbieten, neues Leben dem alten Kleinasien einzuflößen, etwas Verlockendes für ihn hatte. Aber er schlug diese an sich schmeichelhafte Offerte aus, denn der Gedanke, sich mit den Seinigen auf Jahre im Orient niederlassen zu müssen, schreckte ihn ab. Er lenkte die Aufmerksamkeit der Deutschen Bank auf die Angelegenheit und erfuhr, daß diese sich bereits um eine Konzession, Bahnen in Anatolien zu bauen, beworben hatte. Diese Bewilligung wurde denn auch dem Bankinstitute erteilt, und mit dessen Geld ist seitdem eine Hauptlinie mit Zweigbahnen in einer Gesamtlänge von vielen Meilen gebaut worden. Die zweite Offerte war für Herrn Villard eigentlich noch befremdender. Es war ihm nämlich das Anerbieten gemacht worden, den Bau einer langen schmalspurigen Bahn von der Küste Deutsch-Ostafrikas nach dem Innern und damit auch die Finanzierung derselben zu übernehmen. Selbstverständlich verhielt sich Herr Villard dieser Offerte gegenüber noch ablehnender als gegen die erste.

Sein Aufenthalt in Berlin führte ihn wieder ins Geschäftsleben zurück, allerdings nicht im Auslande, sondern in Amerika. Wiederholt wurde er von der Deutschen Bank hinsichtlich der allgemeinen Geschäftslage in Amerika konsultiert, dann auch bezüglich deren eigener Interessen in New York. Bei einer Gelegenheit wurde die Frage aufgeworfen, ob den Interessen der Bank mit einem ständigen Repräsentanten in New York behufs Ausdehnung ihrer amerikanischen Beziehungen gedient wäre. Das Resultat war, daß Herr Villard dazu auserkoren wurde, besagte Bank und eine andere bedeutende Bankfirma (in Frankfurt a. M.) in Amerika zu vertreten. Da Herr Villard aber kein Bankier von Fach war, sollte er sein Augenmerk nur auf Umsätze in gewissen Wertpapieren richten, ja sich eigentlich auf amerikanische Eisenbahn-Sekuritäten beschränken. Da er sich sagen mußte, daß sein Wiedererscheinen in der New Yorker Finanzwelt gleichbedeutend mit seiner vollständigen Rehabilitierung sein werde, nahm Herr Villard die Offerte mit der größten Befriedigung an.

Ende September des Jahres 1886 reiste die Familie nach England ab, um von dort die Reise nach Amerika fortzusetzen. Während seines Aufenthaltes in London und kurz vor seiner Einschiffung in Liverpool erhielt Herr Villard von Herrn Whitelaw Reid eine Kabeldepesche, in welcher angefragt wurde, ob er gewillt sei, sein Haus in der Madison Avenue in New York, das an ihn zurückgefallen war, zu verkaufen. Bemerkt sei, daß Herr Villard zwei Jahre vergeblich bemüht gewesen, einen Käufer für dieses Haus zu finden. Nach einem kurzen Depeschenwechsel wurde der Verkauf effektuiert. Für Herrn Villard war dies eine große Erleichterung, indem er dadurch seinen letzten pekuniären Verpflichtungen nachkommen konnte und noch genug übrig behielt, um eine neue Geschäftskarriere zu beginnen. Unmittelbar nach seiner Ankunft in New York eröffnete er wieder sein früheres Bureau im Mills-Gebäude.

Ausgerüstet mit den Akkreditiven seiner neuen Kommittenten war er des freundlichsten Empfanges seitens der angesehensten Firmen in Wallstreet sicher. Er hatte sich hierin nicht geirrt, denn er fand, daß diese Firmen sehr gewillt waren, Geschäfte mit ihm zu machen. Nahezu die ganze Presse schlug bei seinem Wiedererscheinen in der Finanzwelt einen liebenswürdigen Ton an. Auch der Empfang der Familie in Privatkreisen ließ nichts zu wünschen übrig.

Herr Villard beschloß, sich nicht sofort ins Geschäftsleben zu stürzen, vielmehr stellte er sorgfältige Beobachtungen darüber an, wie Kapitalien am zweckmäßigsten und profitabelsten anzulegen seien; gleichzeitig studierte er das Eisenbahngeschäft und andere Unternehmungen, zu denen er eventuell in geschäftliche Beziehungen treten könnte. Er verharrte so lange untätig, daß seine Klienten in Deutschland Symptome der Enttäuschung zeigten. Erst im Frühjahr 1887 bot sich Herrn Villard wieder eine günstige Geschäftsgelegenheit. Er kaufte nämlich die gesamte Ausgabe mehrerer Millionen Prima-Hypothekenbonds einer westlichen Bahn, die er in wenigen Tagen wieder mit großem Profit verkaufte. Eine sonderbare Wendung der Dinge ereignete sich, fast wie ein Wunder könnte man sagen, im Laufe des Sommers, so daß in unglaublich

kurzer Zeit Herr Villard wieder in seiner früheren Größe vor der Öffentlichkeit stand. Die Oregon & Transcontinental Co. war untätig geblieben, behauptete sich aber nach der Krise im Jahre 1883. Die Verwaltung indessen war nicht imstande, auf befriedigende Weise mit der Northern Pacific abrechnen zu können, obzwar sie eine Menge Aktien dieser Bahn in ihrem Besitze hatte. Dazu kam noch, daß sich der Verwaltungsrat der Bahn weigerte, dem gerechtfertigten Verlangen nach einer Repräsentation in dieser Körperschaft zu entsprechen. Die kontrollierenden Parteien der Oregon & Transcontinental Co. bildeten deshalb eine Kombination behufs Änderung des Direktoriums der Northern Pacific gelegentlich der im Herbst stattfindenden jährlichen Wahl. Zu diesem Zwecke vermehrten sie den Vorrat ihrer Northern Pacific-Aktien und damit auch die schwebende Schuld der Gesellschaft. Die Oregon Railway & Navigation Co., deren Aktien noch immer zum größten Teile der Oregon & Transcontinental Co. gehörten, hatte nach dem Jahre 1883 eine Schuld von $ 5000000 in siebenprozentigen hypothekarisch nicht gesicherten Obligationen kontrahiert, welche am 1. April 1887 fällig wurde. Um diese Schuld tilgen zu können, sah sich die Gesellschaft veranlaßt, $ 5000000 fünfprozentiger konsolidierter Hypothekenbonds auszugeben. Die Firma Chase & Higginson in New York hatte im November 1886 $ 4000000 dieser Bonds auf Zeit gekauft, und zwar zu 102 plus aufgelaufener Zinsen, welche Herr Villard vergeblich für seine Klienten in Deutschland an sich zu bringen bemüht gewesen war. Erwähnte Firma ließ die erstandenen Bonds zum öffentlichen Verkauf anbieten, war aber nicht imstande, mehr als $ 700000 an den Mann zu bringen. Da Chase & Higginson keine Bonds mehr haben wollten, ehe die betreffenden Debenturen fällig wurden, borgte die Oregon Railway & Navigation Co. $ 3300000 auf die übrigen Bonds der Oregon & Transcontinental Co. hin, die wiederum Anleihen auf sie negozierte. Als aber Ende August die Geldknappheit begann, war letztgenannte Gesellschaft nicht in der Lage, ihre Anleihen, welche zurzeit fällig waren, zu erneuern. Die Gefahr eines Bankerotts stand der Oregon & Transcontinental Co. unmittelbar bevor, und dieser Bankerott würde die Firma Chase &

Higginson in Mitleidenschaft gezogen haben, da sie für den Rest der gekauften Bonds haftbar war, und würde auch der Oregon Railway & Navigation Co. die größte Verlegenheit bereitet haben, insofern sie Anleihen bei der Oregon & Transcontinental Co. gemacht hatte. Am 27. August 1887 wurde Herr Villard von Elijah Smith, dem Präsidenten der Oregon Railway & Navigation Co. und der Oregon & Transcontinental Co., der gleichzeitig auch Repräsentant der in Gefahr schwebenden Firma war, um Hilfe angesprochen. Nachdem er Herrn Villard die drohende Sachlage auseinandergesetzt hatte, bat er ihn um sofortigen Beistand im Betrage von nicht weniger als $ 5000000, wofür er ihm die Oregon & Navigation-Bonds offerierte, die von Chase & Higginson nicht zu 94 genommen worden, sowie zwanzigtausend Aktien der Oregon Railway & Navigation Co. zum Preise von 85 minus 4 1/4 Prozent Provision. Im Namen der beiden Gesellschaften, die Herr Villard selbst gegründet hatte, bat ihn Herr Smith, diesen seine Hilfe angedeihen zu lassen. Abgesehen von erwähnten Bedingungen erklärte sich Herr Smith bereit, Herrn Villard die Leitung der Oregon & Transcontinental und der Oregon Railway & Navigation Co. zu übertragen. Ja, er ging weiter, indem er Herrn Villard zu der nächsten Direktorenwahl der Northern Pacific eine genügende Anzahl Wahlvertreter zur Verfügung stellte, um ihn zu ermächtigen, nur ihm erwünschte Personen in den Direktorenrat der Northern Pacific zu wählen.

Welcher Wechsel in seiner Lage! Seine erste Pflicht jedoch war, für seine ausländischen Klienten zu sorgen, und nachdem er die günstigsten Bedingungen erlangt hatte, kabelte er ihnen die Einzelheiten der in Frage stehenden Angelegenheiten, wobei er besonderes Gewicht auf die Notwendigkeit einer sofortigen Entscheidung legte, was gleichbedeutend mit einer Kabelanweisung auf den Gesamtbetrag von $ 5000000 war. Herr Villard hatte nicht geglaubt, daß ein solch großer Betrag in so kurzer Zeit aufgebracht werden könne, aber zu seinem Erstaunen stand ihm innerhalb 36 Stunden in New York die ganze Summe zur Verfügung. So schnell war zwischen Europa und den Vereinigten Staaten wohl noch nie zuvor ein finanzielles Geschäft abgeschlossen worden.

Die direkte Wirkung, welche dieser Handel auf Wallstreet ausübte, war die, daß der Börsenmarkt vollständig außer Rand und Band gebracht wurde. Die Presse berichtete über dieses Ereignis in der sensationellsten Weise und gefiel sich in der positiven Erklärung, daß das Ereignis nichts weiter bedeute, als daß Herr Villard sofort wieder die Kontrolle über die drei Gesellschaften führen werde. Man sprach von ihm als von dem Eisenbahnkönig, der wieder in seine Herrschaft eingesetzt worden. Glückwünsche per Telegraph und Post trafen in Masse ein.

So überwältigend und verführerisch diese plötzliche Wiedererhebung für ihn auch war, so beobachtete er doch die größte Ruhe und versuchte sich klar darüber zu werden, welche Bedeutung die Wiedereinnahme seiner alten Stellung für ihn haben werde. Er hatte ja die bittere Erfahrung gemacht, wie bald allzu schnell erworbener Reichtum sich verflüchtige, und er kannte die Wankelmütigkeit der öffentlichen Gunst zu gut, um sich noch einmal diesem Schicksal auszusetzen. Nach einigen Tagen reiflicher Überlegung entschloß er sich, keine der ihm angetragenen Stellungen anzunehmen, vielmehr seine gänzliche Unabhängigkeit zu behaupten und sich auch nicht zum Direktor in irgend einer der drei Gesellschaften wiederwählen zu lassen; er wünschte einfach Finanzier zu bleiben. Als er aber seinen Entschluß bekannt gab, wurde von allen Seiten ein gewaltiger Druck auf ihn ausgeübt, diesen zu ändern. Seine intimsten Freunde legten ihm dar, daß er dies nicht nur sich, sondern auch den Gesellschaften schulde, seine frühere Stelle wieder anzunehmen, widrigenfalls er seinem Rufe dauernd schaden werde.

Mehrere Direktoren der Northern Pacific, die bis dahin keine besondere Sympathie für Herrn Villard an den Tag gelegt hatten, suchten ihn jetzt auf und bestürmten ihn, sich wenigstens zum Direktor wiederwählen zu lassen, damit die Gesellschaft, um die es finanziell schlecht bestellt war, seines Rates und Beistandes teilhaftig werde. Schließlich ließ er sich dazu herbei, wieder in den Verwaltungsrat der Northern Pacific einzutreten, nachdem er von seinen deutschen Freunden die Zustimmung zu diesem Schritte sich erbeten und diese auch erhalten hatte. Er hatte die Genugtuung, bei der Jahresversammlung der Gesellschaft nahezu für die Hälfte

des Aktienkapitals zu stimmen (365,799 von 754,193), obzwar er selbst nicht eine einzige Aktie besaß. Sein eigenes Urteil billigte niemals diesen Schritt, er hielt es für den größten Irrtum, sich wieder Pflichten den Korporationen gegenüber aufgeladen zu haben. Daß sein Urteil ein richtiges war, lehrten die nächsten Vorkommnisse, und bittere Reue sollte nicht ausbleiben.

Herr Villard fand zunächst, daß die finanzielle Lage der Northern Pacific eine sehr traurige war, hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Auslagen für den Ausbau der Hauptlinie über die Kaskade-Berge bis zum Puget-Sund weit höher waren, als die Voranschläge besagt hatten. Eine andere Ursache war, daß die Interimsscheine für die Dividende auf Vorzugsaktien, die im Jahre 1882 ausgegeben wurden, demnächst fällig wurden, und dann noch, daß ein Plan zum Bau einer Anzahl Zweigbahnen, welche nach den verschiedenen Minenlagern in Montana führen sollten, angenommen worden war, ein Plan, der in seiner Fassung sehr viel zu wünschen übrig ließ. Alle diese Ursachen hatten eine große schwebende Schuld herbeigeführt, zu deren Fundierung dringende Maßregeln getroffen werden mußten. Entgegen dem ernstlichen Rate Herrn Villards beschloß der Aufsichtsrat zu diesem Zwecke und für laufende Auslagen die Ausgabe von zwölf Millionen Bonds auf eine dritte allgemeine Hypothek. Nach seinem Dafürhalten war diese Ausgabe ganz unzulänglich und er befürwortete eine große konsolidierte Hypothek für den augenblicklichen und künftigen Bedarf, wurde jedoch überstimmt. Nichtsdestoweniger übernahm er die meisten der neuen Bonds für seine deutschen Freunde, die sie auf den einheimischen Markt brachten. Zunächst arbeitete er einen Plan zur Gründung einer neuen Gesellschaft aus, welche alle Zweigbahnen in Montana an sich bringen und gleichmäßige Bonds zu einem fixen Preise gegen alle ausgeben sollte. Dieser Plan wurde von den Direktoren gutgeheißen und trat im darauffolgenden Sommer in Kraft. Herr Villard nahm alle Zweigbahnenbonds, welche für Deutschland ausgegeben werden konnten, verkaufte sie aber wieder mit großem Nutzen in diesem Lande.

Herr Villard hatte sich für die elektrische Beleuchtung seit ihren ersten Anfängen interessiert. Er war einer der ersten

Aktionäre und ein Direktor der ursprünglichen Edison Light Co. gewesen, welche die Patente für Glühlichter erwirkt hatte. Sein Vertrauen auf den unberechenbaren Wert dieser Erfindung war ebenso groß wie das der meisten anderen Aktionäre, so daß er seine Aktien selbst dann nicht verkaufte, als dieselben, deren Nennwert von einhundert Dollars (wovon nur dreißig Prozent eingezahlt worden), auf viertausend gestiegen waren. In Berlin hatte Herr Villard die Bekanntschaft des Herrn Werner Siemens, des berühmten Entdeckers und Erfinders auf elektrischem Gebiet, gemacht, der später das Haupt der Firma Siemens & Halske wurde, sowie die der Leiter der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft der deutschen Reichshauptstadt, die die größte Firma dieser Art in Deutschland wurde. Vor seiner Rückkehr nach New York machte er den Genannten und seinem Konsortium den Vorschlag, deren Interessen mit den seinigen zu verbinden und sich auch in den Vereinigten Staaten auf elektrischem Gebiet zu betätigen, gemeinschaftlich mit den schon bestehenden amerikanischen Interessen. In Verbindung mit bedeutenden Firmen New Yorks und unterstützt von den äußerst wertvollen Ratschlägen des seitdem verstorbenen C. H. Coster, entwarf er einen Plan zur Absorbierung aller Edisonschen Licht- und Fabrikgesellschaften in eine einzige Korporation mit neuem Kapital zur Herstellung elektrischer Apparate im großen Maßstabe. Aus dieser Vereinigung erwuchs die Edison General Electric Co., die im April 1889 mit einem Kapital von $ 12000000 organisiert wurde. Von diesem Kapital besaßen Herr Villard und seine deutschen Freunde mehr als die Hälfte. Er wurde Präsident der neuen Gesellschaft und hatte dieses Amt bis zum Sommer des Jahres 1892 inne. In diesem Zeitraum wurde das Kapital der Gesellschaft auf $ 15000000 erhöht. Noch vor seinem Rücktritt als Präsident erzielten die deutschen Parteien durch den Verkauf ihrer Aktien einen guten Profit. Das Ausscheiden des Herrn Villard war durch die Konsolidierung der Edison General Electric Co. mit der Thomson-Houston Electric Co., aus welcher die General Electric Co. hervorging, bedingt worden, da er mit dieser Verschmelzung nicht einverstanden war. Daß seine Ansicht über diesen Punkt die richtige war, erhellt aus

der Tatsache, daß die General Electric Co. in anderthalb Jahren vorübergehend in die Brüche ging.

Es sei gleich an dieser Stelle erwähnt, daß Herr Villard von vornherein festen Glauben an die Verwendbarkeit der Elektrizität als Triebkraft für den allgemeinen Verkehr hatte, wie er ja auch der Erste war, der den ersten Ozeandampfer mit einer elektrischen Lichtanlage versehen ließ. So wurde auch während seiner Präsidentschaft das elektrische Straßenbahnsystem und das anderer Bahnen beträchtlich entwickelt. Auch war er davon überzeugt, daß mit der fortschreitenden Verwendung der Elektrizität als Triebkraft für Verkehrsmittel dieselbe früher oder später statt des Dampfes in Fabriken und auf den wichtigsten Eisenbahnen eingeführt werden würde. Von diesem Gedanken geleitet, berief er in New York im Januar 1892 eine Versammlung von Elektrotechnikern und Eisenbahnexperten zusammen, um über das Problem zu beraten, den elektrischen Betrieb auf den Endstrecken der Northern Pacific in Chicago, sowie auf einigen der Zweigbahnen der Hauptlinie einzuführen. Die Zweckmäßigkeit der Einführung des elektrischen Betriebs zu damaliger Zeit wurde nicht zugegeben, aber die Ausdehnung des elektrischen Verkehrs hat inzwischen seine Theorie, daß der elektrische Strom schließlich die Oberhand über den Dampf gewinnen werde, fast ganz bestätigt. Eine seiner Errungenschaften war die, daß er sämtliche Straßenbahnlinien in Milwaukee an sich brachte, auf welchen er an Stelle der Pferde Elektrizität treten ließ, worauf er diese Linien mit den Interessen der elektrischen Beleuchtungsgesellschaften zu einer Korporation verschmolz. Das Resultat war, daß zum ersten Male in den Vereinigten Staaten von einer Zentralstelle aus Licht und Triebkraft für Verkehrsmittel und andere Zwecke verteilt wurden. Diese Kombination hat sich seither zu einer der größten und erfolgreichsten Licht-, Betriebs- und Verkehrsgesellschaften dieses Landes entwickelt.

Höchst ernste und verwickelte Fragen beschäftigten zur Zeit der Wiederwahl Herrn Villards den Verwaltungsrat der Northern Pacific. Diese Fragen betrafen die Verkehrsbeziehungen mit der Union Pacific-Bahn und die Konkurrenz, verursacht durch die Aus-

dehnung des Montana Central-Systems (jetzt unter dem Namen Great Northern bekannt) nach Montana hinein. Mittels der Utah & Northern-Linie hatte die Union Pacific das Bahngeschäftsmonopol in Montana erlangt, welches sie bis zur Vollendung der Hauptlinie der Northern Pacific innehatte, und opponierte selbstredend jedem Eingriff in ihr Gebiet. Der Bau einer Zweigbahn der Northern Pacific nach Butte, wo der bedeutendere Teil des Verkehrs der Utah & Northern seinen Ursprung hatte, führte zu Feindseligkeiten zwischen beiden Bahnen in jener Gegend. Ein weiterer Zankapfel war der Verkehr im östlichen Oregon und östlichen Washington. Die Leiter der Oregon & Transcontinental Co., die an die Stelle des Herrn Villard getreten, hatten dessen Idee, die Oregon Railway & Navigation-Bahn zum Ausgang der beiden transkontinentalen Linien bis zu dem pacifischen Ozean zu machen, aufgegeben und verpachteten das Bahnsystem an eine derselben, nämlich an die Union Pacific Co. Dadurch entstanden bedeutende Reibereien, und die Folge waren wirkliche Feindseligkeiten, indem die eine Gesellschaft Zweigbahnen durch das Gebiet der anderen nördlich und südlich des Snake-Flusses baute. Was die Montana Central-Bahn anbelangt, so erblickte Herr Villard in ihr eine große Gefahr, besonders nachdem James J. Hill öffentlich seine Absicht bekannt gegeben, bis nach Spokane Falls und an den Puget Sund zu bauen. Die exekutiven Leiter nahmen jedoch die beabsichtigte Vollendung der Montana Central-Bahn bis nach Helena nicht sehr ernst, vielmehr waren sie davon überzeugt, daß der dadurch entstehende Verlust durch die Förderung des Wachstums des nördlichen Montana ausgeglichen werden würde. Anfangs hatte es den Anschein, als rechtfertigten die Einnahmen diese Vermutung, doch überzeugte sich Herr Villard nach sorgfältiger Untersuchung der Sache, daß es höchst wichtig sei, die Vollendung der Konkurrenzbahn bis zur pacifischen Küste zu verhindern. Im Falle, daß ihm dieses nicht gelingen sollte, müßte zu energischen und wirksameren Mitteln zur Beseitigung jeglicher Gefahr für die Northern Pacific gegriffen werden. Wie Herr Villard in dieser Angelegenheit vorging, wird später mitgeteilt werden.

In Übereinstimmung mit seinem Plane, das Geschäft mit Case & Higginson dahin nutzbar zu machen, einen dauernden Frieden zwischen der Northern Pacific und der Union Pacific zustande zu bringen, wurden auf seine Veranlassung von den Verwaltungsräten beider Gesellschaften Komitees ernannt, die sich über eine Basis zur Beilegung aller Differenzen einigen sollten, doch wurden die Unterhandlungen in der Hauptsache von Herrn Charles Francis Adams, dem damaligen Präsidenten der Union Pacific, sowie von Herrn Villard geführt. Diese Verhandlungen währten vom Herbst 1887 bis zum folgenden Frühjahr. In dieser Zeit fanden viele persönliche Konferenzen statt, und zwischen den beiden Hauptpersonen wurde ein voluminöser Briefwechsel geführt. Nach Entgegennahme einer Anzahl beiderseitiger Vorschläge wurde ein formeller Vertrag aufgesetzt, der den respektiven Verwaltungsräten zur Gutheißung unterbreitet werden sollte.

Ein doppelter Zweck veranlaßte Herrn Villard, sich nach Deutschland zu begeben. Zunächst wünschte er, da er mit der Gicht behaftet war, nach Karlsbad zu reisen, dann aber war es ihm um eine Unterredung mit seinen finanziellen Stützen zu tun. Seine Besprechung mit letzteren drehte sich in der Hauptsache um seine Stellung zur Oregon & Transcontinental Co. Obzwar er eine Wiederwahl zum Präsidenten abgelehnt und auch nicht in den Verwaltungsrat gewählt zu werden wünschte, war man immer wieder darauf bestanden, seinen Entschluß zu ändern und ihn zu bestimmen, die Leitung der Gesellschaft abermals zu übernehmen. Er glaubte es seinen Freunden schuldig zu sein, ihnen die Angelegenheit zu unterbreiten, weil Anzeichen vorhanden waren, daß die Vorteile der von ihm selbst befürworteten Kombination zwecks gemeinsamer Kontrolle der Union Pacific und Northern Pacific zum Wohle beider den Leitern der Union Pacific in solch günstigem Lichte erschienen, daß sie selbst Verlangen nach der Kontrolle der Northern Pacific durch die Oregon & Transcontinental verspürten. Da die Deutsche Bank sich bereits moralisch verpflichtet hatte, nahezu dreißig Millionen in Bonds der Northern Pacific und der Oregon Railway & Navigation auf den deutschen Markt zu bringen, so war die Aussicht keine sehr erfreuliche, indem die

Union Pacific außer aller Frage die anderen Gesellschaften hauptsächlich zu ihrem eigenen Vorteile verwalten würde. Dies würde auch für die Bank einen Verlust der laufenden Geschäfte der beiden Gesellschaften bedeutet haben, sowie den Verlust des regelnden finanziellen Einflusses über sie, welchen die deutschen Bankiers auszuüben wünschten, wozu sie auch berechtigt waren. So kam man zu dem Entschluß, daß Herr Villard wieder die Präsidentschaft über die Oregon & Transcontinental Co. übernehme. Gleichzeitig sollte zu seinem Rückhalte ein Konsortium gebildet werden, das 75000 Aktien der Gesellschaft anzukaufen und in festen Händen zu halten habe. So wurde denn Herr Villard am 28. Juni 1888, wenige Wochen vor seiner Rückkehr von Deutschland, zum Präsidenten gewählt.

Von Berlin begab sich Herr Villard zur Kur nach Karlsbad. Als er eines Tages einen Spaziergang auf der Hauptpromenade machte, war er nicht wenig überrascht, Herrn Gardiner M. Lane, dem Assistenten des Präsidenten Adams, zu begegnen, der ihn, wie folgt, ansprach: „Ich bin auf speziellen Befehl des Präsidenten Adams gekommen, um Ihnen eine wichtige mündliche Mitteilung zu machen.“ Herr Villard argwohnte sofort, daß Adams seine Ansicht hinsichtlich der Streitschlichtung zwischen den beiden Gesellschaften geändert habe. Und er hatte sich nicht geirrt. Die Botschaft besagte in der Hauptsache, daß der Vertrag von der Union Pacific nicht unterzeichnet werden könne, es sei denn, daß gewisse Modifizierungen zugestanden würden. Da Herrn Villard diese Modifizierungen unwichtig erschienen, kabelte er alsbald an die Northern Pacific, daß er die Zugeständnisse befürworte. Die Rückantwort auf das Kabelgramm besagte, daß diese bereits gemacht worden, die Union Pacific aber gänzlich von dem Übereinkommen zurückgetreten sei.

Als Herr Villard in New York wieder die Zügel ergriff, sah er sich wider seinen Willen veranlaßt, Offensivmaßregeln zu treffen, nachdem er sich davon überzeugt, daß keine Hoffnung vorhanden sei, mit der Union Pacific ein friedliches Einverständnis zu erzielen. Letztere war bereits zu offenen Feindseligkeiten geschritten, indem sie die Verwaltung der Oregon Railway & Navi-

gation Co. veranlaßt hatte, mit dem Bau neuer Bahnlinien durch das Territorium der Northern Pacific zu beginnen. Um diesem Vorgehen Einhalt zu gebieten, ließ er gegen den Präsidenten und die Direktoren der Oregon Railway & Navigation Co. ein gerichtliches Verfahren einleiten, demzufolge die Genannten daran verhindert werden sollten, „mit den Geldern der Gesellschaft für verschwenderische Bauten Mißbrauch zu treiben". Trotz eines Einhaltsbefehls wurde indessen der Bau der Bahnen nicht eingestellt. Aber die Northern Pacific übte dadurch Wiedervergeltung, daß sie zur Verdoppelung der Zweigbahnen der Oregon Railway & Navigation Co. im südöstlichen Washington antrieb und den Bau einer Linie in Montana begann, um der anderen Gesellschaft das Monopol des Butte- und Anaconda-Minenverkehrs streitig zu machen. Dieser Zustand der Dinge ließ in Herrn Villard und seiner Partei den festen Entschluß reifen, die Kontrolle über die Oregon & Transcontinental Co. gelegentlich der im Juni 1889 stattfindenden Jahresversammlung der Aktionäre zu behalten und mit dieser Kontrolle auch die der Northern Pacific, um so die feindliche Verwaltung der Oregon Railway & Navigation Co. zum Austritt zu veranlassen. Seine Gegner aber nahmen eine herausfordernde Stellung ein und weigerten sich auszutreten, obwohl die andere Seite die Mehrheit der Aktien repräsentierte. Die Partei der Union Pacific war aber ebenfalls entschlossen, sich um jeden Preis in den Besitz der Oregon & Transcontinental zu setzen, einmal zum besseren Schutze ihrer Pacht der Oregon Railway & Navigation-Bahn, dann aber, um ein für allemal zu verhindern, daß die Northern Pacific ihr fernerhin schade. Herr Villard wurde rechtzeitig gewarnt, daß es sich um die Bildung einer höchst mächtigen, gegen ihn gerichteten Kombination handle, zu welcher nicht nur die Partei der Union Pacific gehörte, sondern auch James J. Hill und sein Anhang, sowie mehrere der größten finanziellen Korporationen und leitenden Makler. Herr Villard wurde ebenfalls öffentlich von großen Bankinstituten und Firmen unterstützt, und beide Parteien veröffentlichten Aufrufe zur Vertretung bei der Wahl. Der der Opposition war von Sidney Dillon, Elijah Smith, John H. Hall und Samuel Thomas unterzeichnet.

Wallstreet hatte sich in zwei Lager geteilt, und der Kampf beider absorbierte die Aufmerksamkeit der Finanzwelt geraume Zeit. Beide Lager verstärkten sich durch reichlichen Ankauf von Oregon & Transcontinental-Aktien im offenen Markt. Wie gewöhnlich in solchen Fällen, kaufte auch die große Masse der Spekulanten reichlich von diesen Aktien, und die Folge dieses lebhaften Aufkaufs war ein Steigen der Aktien mit enormen Umsätzen von unter 30 bis auf 64. Ein förmlicher „Corner" war die Folge, welcher um ein Haar eine Krise hervorgerufen hätte. Von Tag zu Tag wuchs die Aufregung bis zum Herannahen des Bücherabschlusses. Es war dies der bitterste Kampf, an welchem Herr Villard jemals beteiligt war, und dazu kam noch, daß er nicht nur beständig sein Augenmerk auf den Börsenmarkt richten mußte, sondern auch eine langwierige Preßkontroverse zu führen hatte. Er war dem bittersten Tadel, den heftigsten Schmähungen ausgesetzt, und dazu gesellte sich noch der Übelstand, daß er mit dem gerichtlichen Einhaltsverfahren zu kämpfen hatte, das von seinen Opponenten gegen ihn eingeleitet wurde. Er hatte nie einen schwereren Kampf bestanden. Er ging jedoch als Sieger daraus hervor, und sein Wahlzettel drang mit absoluter Aktienmajorität durch. Doch das glückliche Resultat war für ihn nur ein geringer Lohn, da der Kampf ihn wieder in höchst unliebsamer Weise vor die Öffentlichkeit gebracht hatte. Er überzeugte sich wieder, wie wohlbegründet seine Befürchtungen unangenehmer Folgen für seine eigene Person gewesen waren, als er abermals zur Macht gelangte. Er warf sich nach Beendigung des Kampfes vor, daß er nicht seinem eigenen besseren Urteil gefolgt und Privatgeschäftsmann geblieben war.

Herr Villard begab sich in Begleitung eines Rechtsbeistandes mittels der Canadian Pacific-Bahn nach Portland, um persönlich den Jahresversammlungen der Aktionäre der Oregon & Transcontinental und der Oregon Railway & Navigation Co. beizuwohnen. Bei seiner Ankunft in Seattle, dessen Einwohnerschaft ihm freundschaftlicher gesinnt war, als die irgend einer anderen Stadt im pacifischen Nordwesten, sah er, daß der gesamte Geschäftsteil der Stadt am vorhergehenden Tage in Asche gelegt

worden war. Der furchtbare Brand hatte alle Nahrungsmittelvorräte zerstört, so daß die ganze Bevölkerung mehrere Tage lang von den Autoritäten öffentlich gespeist werden mußte. In der Tat ein trauriger Anblick! Als er Portland erreichte, wurde ihm mitgeteilt, daß ein Einhaltsbefehl gegen die Abhaltung der Wahlen der Oregon Railway & Navigation Co. erwirkt werden sollte. Dieser Schritt führte zu Unterhandlungen, welche den Verkauf aller Oregon Railway & Navigation-Aktien, welche die Oregon & Transcontinental Company besaß, an die Union Pacific zu annehmbaren Preisen zur Folge hatte. Herr Villard sagte sich, daß diese Lösung für seine Seite die beste sei, da ihm von seinem Rechtsbeistande versichert worden, daß der Pachtvertrag des Oregon Railway & Navigation-Systems nicht zu brechen sei. Ferner wußte er, daß die feindlichen Zweiglinien nördlich des Snake-Flusses fertiggebaut worden, so daß mit ihnen daher als mit vorhandenen Faktoren zu rechnen sei. Mit anderen Worten, die Aktien der Oregon Railway & Navigation Co. besaßen nicht länger die Macht, die Northern Pacific zu schützen, und hatten daher für die Oregon & Transcontinental Co. ihren Hauptwert verloren. Von diesem Augenblicke an hatte Herr Villard mit der Oregon Railway & Navigation Co., die er ins Leben gerufen, nie wieder etwas zu schaffen.

Nach der jährlichen Wahl der Northern Pacific im September 1889 verblieb Herr Villard noch für die Dauer eines Monats Vorsitzender des Finanzkomitees und erklärte sich dann auf Andringen seiner Freunde bereit, die Vorsitzerschaft des Verwaltungsrates anzunehmen. Dieses Amt war zu dem besonderen Zwecke geschaffen worden, um eine genauere Überwachung der allgemeinen Angelegenheiten der Gesellschaft zu ermöglichen, was übrigens die Betriebsleitung nicht mit einschloß, über welche der Präsident und die Spitzen der verschiedenen Departements die Aufsicht führten. Das Wachsen der Einnahmen war während der drei Jahre von 1886—1889 höchst zufriedenstellend gewesen, indem die Gesamteinnahmen von $ 12789448,10 auf $ 19707467,95 gestiegen waren und die Reineinnahmen von $ 5884831,30 auf $ 7843926,48, wogegen die Meilenzahl im Betriebe sich von

2876 auf nur 3419 vermehrt hatte. An der Hand dieses günstigen Ausweises und mit Berücksichtigung des Umstandes, daß die Gesellschaft durch das Eingreifen des Herrn Villard ihren Kredit wiedererlangt hatte, gab sich der neue Vorsitzer der Hoffnung hin, daß seine Aufgabe, Geld für kommenden Bedarf aufzutreiben, keine besonders schwierige sein dürfte. Wie der Bericht des Präsidenten an den Verwaltungsrat besagte, konnte ein stetiger jährlicher Gewinn der Gesamt- und der Reineinnahmen von 15 bis 20 Prozent mit Sicherheit vorausgesagt werden. Diese Prophezeiung bewahrheitete sich denn auch während einiger Jahre. Ermutigt durch diese Prosperität, erschien das Exekutivdepartement vor dem Verwaltungsrat mit einem Vorschlag nach dem andern, der sich auf Verbesserungen der Bahnkörper, die Ersetzung hölzerner Brücken durch eiserne und vermehrten Bestand an Lokomotiven und Waggons, weitere Ausdehnung der Terminalfazilitäten und den Ankauf und Bau neuer Zweiglinien bezog. All dies war nur eine Wiederholung der Erfahrungen, welche man bisher mit allen westlichen Bahnen gemacht hatte, die unter ähnlichen Umständen gebaut worden. Ein fortschrittlicher Geist beseelte den Verwaltungsrat, der ohne Zweifel den Argumenten der Betriebsbeamten und der Ingenieure ein nur zu williges Ohr lieh. Aber es war klar, daß in finanzieller Beziehung die Gesellschaft von ihrer bisherigen Richtung abweichen mußte, um für die in Aussicht genommenen gewaltigen Auslagen das erforderliche Geld auftreiben zu können. Die Finanzverwaltung war seit der Aufnahme der ersten Hypothek sozusagen eine nur oberflächliche gewesen. Diese Hypothek sollte nur zur Bestreitung vorhandener, nicht aber zukünftiger Bedürfnisse dienen. Die Hauptlinie war bereits mit drei separaten allgemeinen Hypotheken belastet worden, wozu noch drei schon vorhandene Hypotheken auf Teile derselben kamen und nahezu ein Dutzend Spezialhypotheken auf Zweigbahnen. Herr Villard beschäftigte sich nun mit dem Problem, einen vielumfassenden Finanzplan auszuarbeiten, wonach nicht nur die momentanen Erfordernisse gedeckt, sondern auch allmählich alle unter den bestehenden Hypotheken ausgegebenen Wertpapiere in eine bestimmte Schuldform absorbiert werden sollten.

Eine allgemeine Hypothek, groß genug, um beiden Zwecken zu dienen, war nach Ansicht des Herrn Villard die einzige praktische Lösung des Problems, und zu dieser wurde auch geschritten. Die Einzelheiten des Planes waren seine Arbeit und die des Finanz- und des Exekutivkomitees. Der Plan ging alsdann den Anwälten der diversen Bahngesellschaften zu. Verschiedene in dem Plane zu ventilierende gesetzliche Fragen waren so verwickelter Natur, daß die Anwälte viele Monate mit deren Lösung zu tun hatten. Am 21. August 1889 aber wurde der Plan, nachdem sich der Verwaltungsrat in verschiedenen Sitzungen damit beschäftigt hatte, endgültig angenommen. In Übereinstimmung damit ordnete man die Ausgabe von nicht weniger als $ 160000000 fünfprozentiger konsolidierter Bonds an, wovon $ 75000000 zur Refundierung von ersten, zweiten und dritten Hypothekenbonds reserviert werden sollten. $ 26000000 waren gegen bestehende Zweigbahnen auszugeben, $ 20000000 zu reservieren für weitere Bahnen und Bahnverlängerungen, $ 20000000 für Endstationen usw., $ 10000000 wurden für Prämien auf auszutauschende oder einzulösende Bonds reserviert und $ 9000000 sollten für allgemeine Zwecke der Gesellschaft ausgegeben werden.

Es war dies die weitaus größte Hypothek, welche jemals bis dahin von einer amerikanischen Bahn aufgenommen worden. Über deren Umfang herrschte allgemeine Verwunderung, und derselbe gab Anlaß zu verschiedenartigen Kommentaren; im ganzen indessen fand die Transaktion eine recht günstige Aufnahme. Der Urheber derselben mußte sich jedoch von der Presse und in geselligen Kreisen allerhand Spötteleien gefallen lassen. Gelegentlich eines Empfanges zu Ehren des Politikers James G. Blaine, mit dem Herr Villard seit nahezu dreißig Jahren sehr gut bekannt war, erkundigte sich Herr Blaine nach dessen Befinden, und als man ihm mitteilte, daß Herr Villard sehr mit Rheumatismus geplagt sei, bemerkte Herr Blaine, es sei wahrlich kein Wunder, wenn ein Mann, der im Stande gewesen, eine Hypothek von $ 160000000 „in Fluß zu bringen“, am Rheumatismus leide.

Herrn Villards Freunde in Deutschland hatten sich mit der konsolidierten Hypothek einverstanden erklärt und bewiesen aber-

mals ihr Vertrauen in ihn und in die Northern Pacific, indem sie alsbald $ 6000000 der neuen Bonds kauften und später weitere $ 4500000, welche sie insgesamt auf den einheimischen Markt brachten. Sowohl sein Vertrauen als auch das seiner deutschen Freunde wurde durch die durchaus befriedigende Vermehrung der Einnahmen der Bahn gerechtfertigt, indem es sich aus den Ausweisen der Jahre 1888—1889 ergab, daß die Gesamteinnahmen auf $ 25151544,09 und der Reingewinn auf $ 10211141,91 gestiegen waren. Diese große Zunahme berechtigte zu um so größeren Hoffnungen, als sie trotz der Tatsache erzielt worden, daß der Verkehr auf den Minenzweigbahnen in Montana infolge der Verminderung des Marktwertes des Barrensilbers nachgelassen hatte. Nach Ansicht des Verwaltungrates rechtfertigte der Gewinn sogar die Verteilung einer 6prozentigen Dividende auf bevorzugte Aktien. Bis zum Frühjahr des Jahres 1890 war Herr Villard auf der Höhe seines Erfolges, und nie zuvor waren die Aussichten für ihn erfreulicher und verheißungsvoller gewesen.

Trotz der scheinbaren Klarheit des Horizontes erkannte Herr Villard, daß die Northern Pacific bis dahin einer großen Gefahr durch die Verlängerung der Great Northern Transcontinental-Linie nach Spokane Falls und zum Puget-Sund gegenüberstand. Es wurde Anfangs Winter des Jahres 1889—1890 bekannt gemacht, daß für die Vollendung der Great Northern-Bahn das nötige Kapital aufgebracht worden sei. Trotz ermutigender Versicherungen der Betriebsbeamten der Gesellschaft war Herr Villard überzeugt, daß durch eine durchgehende Konkurrenzlinie, welche, da Arbeit, Material und Ausrüstung jetzt billiger waren, zum halben Kostenpreis der Northern Pacific gebaut werden könne, für die letztere erhebliche Nachteile entstehen müßten. Die Gefahr war um so größer, da seit dem Bruch mit der Union Pacific deren Präsident Charles Francis Adams ein Bündnis mit James J. Hill geschlossen, demzufolge der Great Northern das Benutzungsrecht der Geleise über die Union Pacific von Spokane nach Portland zugestanden worden war. Dieses Bündnis schloß die Möglichkeit, befriedigende Verkehrsabmachungen zu erzielen, vollständig aus. Zur Verhütung ernstlicher Folgen stand der Northern Pacific indessen

doch ein Weg offen, nämlich der, eine Mehrheit der Aktien der St. Paul, Minneapolis & Manitoba-Bahn an sich zu bringen, welche die Great Northern kontrollierte. Nachdem er durch intime Freunde des Herrn James J. Hill in Erfahrung gebracht hatte, daß dieser gewillt sei, seine Aktien und die seiner Freunde zu annehmbaren Preisen zu verkaufen, entwarf Herr Villard einen Plan zur Aufbringung der erforderlichen Gelder, die er auf $ 20000000 schätzte, und zwar mit Hilfe von Hypotheken, gesichert durch Trustbonds, für welche die Northern Pacific Garantie leistete und welche durch die zu erstehenden Aktien sichergestellt waren. Letztere hatten ansehnliche Dividenden abgeworfen, die mehr repräsentierten als die in Aussicht genommene Zinsrate der Collateral Trustbonds. Die Freunde des Herrn Villard in Deutschland waren mit dem Plane einverstanden und waren bereit, die Bonds auf den einheimischen Markt zu bringen. Hierauf begannen die formellen Ankaufsunterhandlungen. Verschiedene Freunde James J. Hills vermochten mit diesem nicht einig zu werden. Endlich machten sich Calvin S. Brice, Genl. Samuel Thomas und Frederick P. Olcott an die Aufgabe. Die beiden letztgenannten sprachen eines Abends zu später Stunde bei Herrn Villard in dessen Wohnung in New York vor und teilten ihm mit, Hill habe sich gelegentlich eines Diners mit ihnen bereit erklärt, eine Majorität der Aktien zu 120 zu verkaufen, und daß man sich geeinigt habe, folgenden Tages im Bureau des Herrn Villard sich einzufinden, um die Kontrakte zu unterzeichnen. Herr Villard versicherte den beiden Herren, die Mitteilung bereite ihm große Freude, fügte jedoch hinzu, daß er sich schon bei früheren Gelegenheiten von dem Wankelmut des Herrn Hill überzeugt habe und daher den Abschluß des Geschäfts bezweifle. Die Herren erhoben gegen diesen Zweifel Einwand und bestanden darauf, daß Herr Hill sein Wort nicht rückgängig machen werde, vielmehr daß er sich bestimmt zu dem Aktienverkaufe entschlossen habe. So verabredete man, folgenden Morgens um 10 Uhr zusammenzutreffen, jedoch war Herr Villard der einzige, der sich zu besagter Zeit einfand. Nachdem Herr Villard eine Stunde vergeblich gewartet, setzte er sich mit Herrn Olcott telephonisch in Verbindung und erfuhr, daß

Herr Hill wieder einmal entschlüpft sei. Erwägt man auf der einen Seite den Zusammenbruch der Northern Pacific, auf der andern den großen Erfolg der Great Northern, so ist es gewiß nicht zuviel gesagt, daß, wenn dieser Plan sich verwirklicht hätte, dies die größte Leistung in der ganzen Laufbahn des Herrn Villard gewesen wäre. Damit wäre eine Epoche unausgesetzter Prosperität für die Northern Pacific herangebrochen, statt deren sie ein zweites Mal dem Bankerott entgegenging.

Außer der konsolidierten Hypothek gelangte ein zweiter sehr wichtiger Vorschlag in den Versammlungen des Verwaltungsrats der Northern Pacific in den Jahren 1889—90 zur Sprache. Diejenigen Direktoren, welche im Jahre 1887 gemeinschaftlich mit Herrn Villard gewählt worden waren, kontrollierten in Übereinstimmung mit den Ansprüchen der Oregon & Transcontinental Co. auf Repräsentation die Wisconsin Central-Bahn und die Terminalgesellschaft, welche zu dem Zwecke gegründet worden, für erstgenannte einen Ausgangspunkt in Chicago zu sichern. Nahe dem Mittelpunkte des Geschäftsteils von Chicago hatte die Terminalgesellschaft eine beträchtliche Anzahl Grundstücke zwecks Erlangung des Wegerechts und zur Errichtung eines Passagier- und Güterbahnhofs erworben, welche bereits ihrer Vollendung entgegengingen. Die in Frage stehenden Direktoren brachten die Angelegenheit betreffs der Pacht der Wisconsin Central- und der Terminalgesellschaft seitens der Northern Pacific vor den Verwaltungsrat, der dieselbe zur weiteren Untersuchung an den Vorsitzer des Exekutivkomitees und die Exekutivbeamten überwies, mit der Weisung, hierüber zu berichten. Damit wurde die allgemeine Frage aufgeworfen, ob es hinsichtlich der anderen Bahnen für die Northern Pacific ratsam wäre, ihren östlichen Endpunkt in Chicago statt in St. Paul zu haben. Gewichtige Gründe wurden für und gegen diese Änderung geltend gemacht. Auch unter den Mitgliedern des Rats machte sich anfangs Opposition gegen die Änderung fühlbar, nachdem aber die Betriebsleiter und die Rechtsbeistände des Verwaltungsrats nach längerer Diskussion, in welcher die Frage in all ihren Einzelheiten gründlich besprochen worden, die Pacht der Wisconsin Central und der Ausgangs-

punkte empfohlen hatten, wurde diese in Übereinstimmung mit einem diesbezüglichen Beschlusse am 1. April 1890 gutgeheißen und der Kontrakt abgeschlossen. Die Bahnanlagen der Endstationen wurden als separate Gesellschaft organisiert und gepachtet und diese erhielt den Namen „Chicago & Northern Pacific". Bei der Organisierung beobachtete der Vorsitzer denselben Plan, der sich bei der St. Paul & Northern Pacific Co. so erfolgreich erwiesen hatte, daß nämlich die Northern Pacific die eine Hälfte der Aktien als Teil der Vergütung für die Pacht erhielt. Man erwartete, daß diese Aktien, gleich wie im anderen Falle, sich als wertvolle Aktiva erweisen würden. Aber es erwies sich, daß die hieraus folgenden Schritte, von denen man erwartete, daß sie für Pächter und Verpächter gleich vorteilhaft sein würden, sich als ein großer Irrtum erwiesen, welcher bei der Reorganisierung der Northern Pacific wieder gutgemacht wurde.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Die „Evening Post" und North American Co.

Der finanzielle Erfolg des Herrn Villard mit der Kansas Pacific und der Oregon Railway & Navigation Co. hatte ihn innerhalb weniger Jahre zu einem reichen Manne gemacht, doch war sein Reichtum nicht so gewaltig, wie allgemein angenommen wurde. Sobald es seine Mittel erlaubten, sann er auf Wege, wie er sich seinen Nächsten nützlich machen könne. Was er für sein altes Vaterland getan, ist bereits früher mitgeteilt worden; er war nun bestrebt, ähnliches auch für sein Adoptivvaterland zu tun. Da er selbst Journalist gewesen, so war er sich der Macht der Presse, Gutes und Übles zu vollbringen, wohl bewußt, und so gewann er die ideale Auffassung, daß er der Öffentlichkeit keinen größeren Dienst erweisen könne, als eine Zeitung zu gründen oder eine solche zu erwerben, welche absolut unabhängig sei und offen in ihren Besprechungen aller öffentlichen Angelegenheiten, eine Zeitung, welche die Wahrheit suche und sie befürworte, ohne Rücksicht auf Parteien und andere Umstände, und deren Redaktion solche Fähigkeiten besitze, daß diese Zeitung nicht nur einen lokalen, sondern auch einen nationalen Einfluß ausüben müsse. Diese Idee gestaltete sich zu festem Entschluß, als die Mitwirkung seines Freundes Horace White durch dessen Übersiedelung nach New York gesichert war und nachdem Herr Villard von Carl Schurz die Zusage erhalten, daß er sich freuen würde, einer der Redakteure zu werden, nachdem sein Termin als Minister des Innern abgelaufen sei. Außerdem erklärte sich Herr Edwin L. Godkin bereit, die Sphäre seiner journalistischen Tätigkeit als Redakteur der „Nation" dadurch zu erweitern, indem er sich den genannten bedeutenden Männern anschloß.

Herr Villard hatte zufällig im Jahre 1881 in Erfahrung gebracht, daß der „Commercial Advertiser“ in New York zu kaufen sei, und er ermächtigte Herrn Horace White, in Unterhandlungen betreffs des Ankaufs dieser Zeitung zu treten, doch während diese im Gange waren, wurde er benachrichtigt, daß der Anteil des Herrn Parke Godwin an der New Yorker „Evening Post“ (und zwar die Hälfte des Aktienkapitals) käuflich sei. Diese Angabe erwies sich als richtig, und kurze Zeit darauf wurde auf seine Rechnung der Kauf durch Herrn White abgeschlossen, der auch einen Teil der Aktien übernahm. Bald darauf erwarb Herr Villard auch das Interesse Isaac Hendersons, und das Aktienkapital der „Nation“ wurde gegen Aktien der „Evening Post“ ausgetauscht. Eine neue Geschäftsleitung wurde eingesetzt, und die Herren Godkin, Schurz und White übernahmen die Leitung der Redaktion. Herr Villard war stolzer auf diese dreifache journalistische Akquisition als auf irgend einen seiner geschäftlichen Triumphe. Er war überzeugt, daß die „Evening Post“ unter solchen Auspizien nicht nur die Mission erfüllen werde, die er angestrebt hatte, sondern daß sie sich auch als eine gute Kapitalanlage erweisen müsse. Da er überzeugt war, daß der Kauf des kontrollierenden Interesses an der Zeitung in die Öffentlichkeit dringen müsse, und daß seiner hervorragenden Stellung in Wallstreet wegen die Zeitung beschuldigt werden könnte, sein persönliches Organ zu sein und seinen finanziellen Interessen zu dienen, daß es ihm also schwer fallen werde, den unabhängigen Charakter des Blattes zu wahren, so entschloß er sich zu einem ungewöhnlichen Schritt. Er entkleidete sich nämlich aller Rechte eines Aktionärs, indem er ein aus drei Vertrauensmännern bestehendes Komitee ins Leben rief, das seinen gesamten Anteil an dem Blatte verwalten und gleichzeitig die Redaktion gegen jegliche Einmischung von anderer Seite schützen sollte. Dieses Verhältnis zu seiner Zeitung, das mit einer förmlichen Verleugnung seiner Eigentumsrechte gleichbedeutend war, hat bis auf den heutigen Tag bestanden und auch nicht eine einzige redaktionelle Zeile ist je von Herrn Villard diktiert worden. Jeder Leser der „Evening Post“, die gesamte amerikanische Presse, ja das amerikanische Volk im allgemeinen weiß, daß die Zeitung jenen

hohen Zielen treu geblieben, denen er jedes Opfer zu bringen gewillt war, als er die Kontrolle des Blattes an sich brachte.

Im Jahre 1890 war, wie gesagt, Herr Villard wiederum im Besitze von bedeutenden Mitteln. Seine mit seinen deutschen Klienten betriebenen Finanzoperationen in Eisenbahn- und Elektrizitätspapieren und in anderen glücklichen Kapitalanlagen hatten ihn in den Stand gesetzt, in wenigen Jahren zurückzugewinnen, was er im Jahre 1883 verloren. Sobald die Umstände es ihm gestatteten, fuhr er seiner Gewohnheit gemäß fort, das, was er zu entbehren vermochte, seinen Mitmenschen zugute kommen zu lassen, und so löste er sein Versprechen ein, der Rechtsschule der Universität Harvard eine Schenkung zu machen, ein Versprechen, das er seiner harten Schicksalsschläge wegen nicht früher hatte einlösen können. Er steuerte wesentlich zum Baufonds des Roten Kreuz-Hospitals und der Krankenwärterinnenschule in München bei. Den früheren Schenkungen für das Hospital in Speyer und für das Gewerbemuseum in seiner engeren Heimat fügte er neue hinzu, zeichnete eine beträchtliche Summe für die protestantische Gedenkkirche in Speyer zu Ehren des im Jahre 1529 erhobenen, historisch denkwürdigen Protestes auf dem dortigen Reichstage. Auf seine Kosten ließ Herr Villard eine nach Quellen bearbeitete Geschichte der Stadt Speyer zusammenstellen und drucken und trug außerdem die Kosten der Publizierung eines historischen Werkes über die Pfalz, welches der Geschichtsprofessor Friedrich Menzel in Bonn, ein geborener Pfälzer, geschrieben hatte. Auf Befürwortung des Historikers von Sybel trug er die Kosten für die Studien zweier seiner Assistenten, die in Deutschland und Italien speziellen Geschichtsforschungen oblagen. In New York gab er die Mittel zu einer dreijährigen archäologischen Forschungsreise in Peru, welche Herr A. F. Bandelier unternahm. Das Ergebnis derselben, eine Sammlung von Antiquitäten, machte Herr Villard dem American Museum of Natural History in New York zum Geschenk. Er fuhr außerdem fort, sich durch Beiträge an zahlreichen Wohltätigkeitsanstalten und an anderen öffentlichen Zwecken zu beteiligen.

Obzwar Herrn Villards geschäftliche Interessen florierten, übersah er doch nicht die große Gefahr, welche dem Lande durch

die bekannte Shermansche Silbergesetzvorlage drohte, die damals dem Kongreß vorlag. Auf den ersten Blick erkannte er, daß, falls diese Vorlage Gesetzeskraft erhalten würde, in sehr kurzer Zeit an Stelle der Gold- die Silberwährung treten müsse. Aus diesem Grunde machte er die einflußreichsten Bankiers auf die drohende Gefahr aufmerksam und drang in sie, eine lebhafte Agitation in der Presse und in Washington gegen die Vorlage zu inszenieren. Der Erfolg nach dieser Richtung hin war aber ein nur sehr beschränkter. Er fand kaum einen, der willens war, mit ihm nach Washington zu gehen, um dort gegen die Annahme der Shermanschen Vorlage zu wirken. Schon vor Jahren hatte Herr Villard die Ansicht gewonnen, daß den meisten Größen in Wallstreet der nötige Scharfblick in die Zukunft fehle, und daß sie sich zu sehr auf gut Glück verließen. Von der Richtigkeit dieser Ansicht war er jetzt vollkommen überzeugt. Seine Voraussagung, ein allgemeiner Krach sei unausbleiblich nachdem die Vorlage Gesetz geworden, wurde einfach verhöhnt. Das Haupt einer der bedeutendsten Firmen drückte sich sogar dahin aus, daß etwas mehr Papiergeld nichts schade, vielmehr den Banken dazu dienen könne, Aktien und Bonds los zu werden, die sie in Ermangelung eines guten Marktes lange genug verwahrt hätten.

Die Loslösung der Oregon Railway & Navigation Co. von der Oregon & Transcontinental Co., sowie die durch die konsolidierte Hypothek ermöglichte finanzielle Unabhängigkeit der Northern Pacific machte die Verfolgung eines der beiden Zwecke, zu dem die Oregon & Transcontinental Co. organisiert worden, unnötig, nämlich den Zweck, den von ihr kontrollierten Gesellschaften finanziellen Beistand zuteil werden zu lassen. Auf Herrn Villards Empfehlung wurde deshalb beschlossen, genannte Gesellschaft zu absorbieren, und zwar durch Bildung einer neuen Gesellschaft, die North American Co. genannt, nachdem die ausstehenden Bonds der Oregon & Transcontinental Co., welche man gegen Zweigbahnen der Northern Pacific ausgegeben, eingelöst worden. Diese Absorbierung wurde in merkwürdig kurzer Zeit effektuiert, indem Aktie um Aktie der Oregon & Transcontinental Co. gegen Aktien der North American Co. ausgetauscht wurde. Dies war im Sommer des Jahres 1890.

Im Frühjahr desselben Jahres brach über Herrn Villards
amilie großes Unheil herein. Der jüngste Sohn, ein schöner,
lentierter Knabe im Alter von sieben Jahren, hatte eine lang-
ierige Krankheit durchzumachen und starb, nachdem er während
nscheinender Rekonvaleszenz einen Rückfall bekommen. Die Familie
urde von dieser Heimsuchung aufs tiefste erschüttert. Freunde
errn Villards drangen in ihn, sich zur Zerstreuung auf längere
eit ins Ausland zu begeben, und diesem Drängen nachgebend,
eiste er anfangs Juli mit den Seinen nach Europa. Nachdem
r mehrere Wochen Irland, England und Frankreich bereist, begab
r sich mit seiner Familie nach St. Blasien im Schwarzwald und
päter nach Freiburg im Breisgau.

Eine höchst alarmierende Kabelnachricht aus Amerika versetzte
Herrn Villard plötzlich in die größte Bestürzung. Vor seiner Abreise
atte er sich die erdenklichste Mühe gegeben, seine Privatangelegen-
eiten und die der Northern Pacific, North American und der
Edison General Electric Co. so zu ordnen, daß er während seines
ufenthaltes im Auslande frei von Geschäftssorgen sein könne, und
r fühlte sich um so beruhigter, da er wußte, daß die Absorbierung
er Oregon & Transcontinental seitens der North American durch
ktienaustausch mit beispielloser Geschwindigkeit vollzogen worden.
Das betreffende Kabelgramm besagte, daß sich infolge der An-
ahme der Shermanschen Gesetzvorlage auf der Börse eine der-
rtige Geldknappheit bemerklich gemacht habe, daß es der North
merican Co. unmöglich gewesen, fällig werdende Anleihen im
Betrage von $ 2000000 zu erneuern. Daher müßte in Deutsch-
and der genannte Betrag auf die Aktiven der Gesellschaft hin
ufgebracht werden, sollte ein forcierter Verkauf von Wertpapieren
nit großen Verlusten vermieden werden. Diese Botschaft wirkte
uf Herrn Villard wie ein Blitz aus heiterem Himmel; aber er
egab sich sofort nach Frankfurt und Berlin, um seine Freunde
u veranlassen, das Geld aufzutreiben. Er war erfolgreich und
ieß 48 Stunden nach Empfang des Kabelgramms den erwünschten
Betrag telegraphisch anweisen. Dies war seine unangenehme erste
Handlung als Präsident der North American Co., in welches Amt
er kurz vor seiner Abreise gewählt worden war. In Berlin war

es, wo er den ersten Ausbruch des finanziellen Vulkans vernahm, der später die ganze Welt mit seinem Getöse erfüllte. Er erfuhr nämlich, daß die große Firma Baring Bros. die Zahlungen eingestellt habe. Nachdem ihm per Kabel versichert worden, daß die Geldsendung alles ins richtige Geleise bringen werde, kehrte er nach Freiburg zurück, doch erwies es sich, daß seine Hoffnung, fortan der Ruhe pflegen zu können, trügerisch war. Einige Wochen später, nachdem das Fallissement der Barings angekündigt worden, stellte man an ihn per Kabel ein zweites, noch dringenderes Ersuchen um mehrere Millionen Dollars mit der Hinzusetzung, daß ohne das Geld die North American Co. sich bankerott erklären müsse. Die Depesche schloß damit, daß seine sofortige Rückkehr nach Amerika dringend geboten sei. Diese zweite Gefahr war für ihn eine noch größere und schmerzlichere Überraschung als die erste, aber hier galt es, sofort zu handeln. Herr Villard lud seine deutschen Freunde zu einer Konferenz nach Frankfurt ein, zu welcher dieselben sich prompt einstellten. Wie er erwartet hatte, war dieses Zusammentreffen mit ihnen für ihn höchst peinlich, weil er ihnen auf Grund seiner Informationen die feste Versicherung gegeben, daß mit der ersten Anleihe die North American Co. aller Schwierigkeiten enthoben sein würde, und die Folge war, daß anfangs die Herren von einer weiteren und größeren Anleihe nichts wissen wollten. Nach zweitägigem eindringlichen Zureden aber wurde die erbetene Hilfe noch einmal bewilligt. Er war sich aber bewußt, daß das Vertrauen seiner Finanzfreunde in ihn erschüttert war und daß er von ihnen nichts mehr zu erwarten hatte.

Herr Villard weigerte sich, der telegraphischen Aufforderung, nach New York zu kommen, zu entsprechen und kündigte dann seinen Rücktritt als Präsident der North American Co. an, nachdem sich diese Aufforderung mehrere Tage nacheinander wiederholt hatte Seine Weigerung, nach New York zurückzukehren, hatte ihren Grund einzig und allein in dem schwankenden Gesundheitszustande seiner Tochter, andernfalls wäre er nur zu sehr gewillt gewesen, die Reise anzutreten, um den ihn Tag und Nacht quälenden Sorgen ein Ende zu machen. Dazu kam noch, daß in Freiburg niemand war, bei dem er Rat hätte einholen können, und daß die Be-

richte über die Zustände in Wallstreet täglich bedrohlicher lauteten. Der schwerste Schlag aber traf ihn schließlich, als die Nachricht eintraf, daß die Firma Decker, Howell & Co., die seit einer Reihe von Jahren seine Hauptagenten waren, am 11. November 1890 mit $ 12000000 Passiva falliert hatte. Am selben Tage kündigten Preßdepeschen an, man mutmaße, daß sein eigener Bankerott dem dieser Firma folgen werde. Damit hatte es allerdings nicht die geringste Gefahr, denn Herr Villard war kein Schuldner der Firma, vielmehr deren Gläubiger in einer beträchtlichen Summe, aber er wußte, daß der Zusammenbruch derselben Gefahr für die North American Co. bedeute, für die sie in die Millionen gehende Anleihen gemacht hatte. Dieser letzte Schlag ließ ihm keine andere Wahl, als nach Amerika zurückzukehren. Ehe er die Reise antrat, besuchte er noch einmal Berlin, wo sich folgender erwähnenswerter Zwischenfall zutrug.

In Berlin empfing Herr Villard in seinem Hotel den Besuch des Adjutanten des Reichskanzlers General Graf Caprivi. Ersterer teilte ihm mit, es sei der Wunsch des Reichskanzlers, mit ihm über amerikanische Verhältnisse zu konferieren. Zwar habe er ihn bisher nicht persönlich kennen gelernt, aber es sei ihm bekannt, daß er eine Autorität in bezug auf amerikanische Angelegenheiten sei. Aus diesem Grunde wünsche der Kanzler mit ihm eine Konferenz über einen wichtigen Gegenstand, welcher Deutschland und die Vereinigten Staaten berühre. Herr Villard erklärte sich sofort bereit, dem Kanzler seine Aufwartung zu machen, und traf denn auch der Abmachung gemäß am Abend desselben Tages mit dem Kanzler in dessen Palais zusammen. Auf Herrn Villard machte Graf Caprivi den Eindruck einer höchst imposanten Persönlichkeit in jeder Beziehung, einer stattlichen, achtunggebietenden Erscheinung mit feinsten Manieren und gewandtem Konversationstalent. Der Gesamteindruck, den er auf jeden machen mußte, war der eines Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle, von hoher Gesinnung, strenger Rechtschaffenheit, offen und natürlich, mit schnellem und richtigem Urteil, durchwegs Eigenschaften, welche der Graf tatsächlich besaß. Der Reichskanzler teilte Herrn Villard mit, es sei ihm darum zu tun, sich mit ihm im Vertrauen über ein ernstes

Problem zu beraten, auf welches seine Aufmerksamkeit vor wenigen Tagen gelenkt worden. Die Annahme einer extremen Schutzzollvorlage seitens des amerikanischen Kongresses (die erste McKinley-Tarifbill) hatte eine der europäischen Mächte veranlaßt, die anderen Großmächte darauf aufmerksam zu machen, daß die Zeit der Wiedervergeltungspolitik gegen die Vereinigten Staaten gekommen sei. Gleichzeitig hatte sie den übrigen Mächten eine Konferenz zur Beratung über gemeinsame Offensivmaßnahmen in Vorschlag gebracht. Von Herrn Villard wünschte der Kanzler zu wissen, welchen Weg Deutschland in dieser Angelegenheit betreten solle. Er selbst sei gegen die vorgeschlagenen Maßregeln.

Herr Villard erwiderte, daß die Ansicht des Kanzlers nach seinem Dafürhalten die richtige sei. Er selbst als radikaler Freihändler möge vielleicht nicht unparteiisch urteilen, wohl aber sei er davon überzeugt, daß die extreme Tarifbill, welche unter verdächtigen Umständen Gesetz geworden, in den Vereinigten Staaten schnell eine Reaktion im Gefolge haben werde. Auch war er der Ansicht, daß dieser Rückschlag in den im nächsten Monat stattfindenden Kongreßwahlen Ausdruck finden werde. Er erteilte dem Kanzler daher den Rat, das Resultat dieser Wahlen abzuwarten, welches ohne Zweifel die geplante Demonstration der Mächte unnötig machen würde. Herr Villard erklärte sich bereit, an gute Beurteiler der politischen Lage zu kabeln und sie über den möglichen Ausgang der Wahlen zu befragen. Die Antwort wolle er dem Kanzler sofort mitteilen. Graf Caprivi akzeptierte das Anerbieten und folgenden Tages fand ein zweites Interview statt, bei welcher Gelegenheit Herr Villard die Antworten auf seine Kabelanfragen vorlegte, welche seine Ansichten bestätigten. Daraufhin sagte ihm der Kanzler, er werde sich passiv verhalten, und dankte ihm aufs wärmste für seine Liebenswürdigkeit. Da Herr Villard zur Zeit der Kongreßwahlen in Amerika sich noch in Europa aufhielt, telegraphierte er das Wahlresultat an den Kanzler, der sich damals zum Besuche beim König von Italien in Monza befand. Der Kanzler beantwortete die Depesche des Herrn Villard mit der Versicherung, daß er sich in der Tat als wahrer Prophet erwiesen habe.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Ein Besuch bei Bismarck. 1890.

Während seines zweijährigen Aufenthaltes in Berlin (1884 bis 1886) hatte Herr Villard nicht die persönliche Bekanntschaft des Vorgängers Caprivis, des Fürsten Bismarck gemacht. Obwohl er gleich jedem Deutschen gewillt war, Bismarck als dem Einiger Deutschlands zu huldigen und die Macht seines großen Geistes anzuerkennen, hatte er noch immer die ungünstige Meinung über Bismarcks persönlichen Charakter und seine politische Methode vor dem deutsch-französischen Kriege, die er in einem Artikel in der „North American Review" im Jahre 1869 ausgesprochen, welche damals unter der Leitung James Russell Lowells und Charles Eliot Nortons stand. In seinem Vorurteil gegen den Reichskanzler war er noch dadurch bestärkt worden, daß dieser im Jahre 1879, soweit die inneren Angelegenheiten Deutschlands in Betracht kamen, zu einer reaktionären Politik zurückkehrte, und namentlich beeinflußte ihn dessen offen bekundete Absicht, an Stelle des Zolls für Staatsbedürfnisse einen Schutzzoll treten zu lassen.

Anfangs Sommer des Jahres 1890, wenige Monate nach der Demission Bismarcks, unterhielt sich Herr Villard über dieses Ereignis mit dem seither verstorbenen Ludwig Bamberger, dem bekannten Vertreter der Liberalen im Reichstag und dem Hauptbefürworter der Goldwährung in Deutschland. Er bemerkte ganz en passant, noch nie mit dem Fürsten Bismarck zusammengetroffen zu sein. „Was?" sprach Bamberger, „wie kommt das?" Als Bamberger versichert wurde, daß Herr Villard zwar schon Gelegenheit gehabt, mit Bismarck bekannt zu werden, dessen Bekanntschaft

aber nicht gesucht habe, meinte Bamberger, daß er sich die Chance, Bismarck vorgestellt zu werden, nicht hätte entgehen lassen sollen, und fügte hinzu: „Sie wissen wohl, daß ich Ihre Ansichten über den Charakter Bismarcks teile und dessen schwankende Politik im Reichstag bekämpfe. Übrigens habe ich nicht nur allgemeine, sondern auch Privatgründe, ihm gram zu sein, weil er mich mit Geringschätzung behandelt hat, obwohl ich stets weder Zeit noch Mühe gescheut habe, ihm beizustehen, wenn er im Interesse des Gemeinwohls meine Dienste in Anspruch nahm. Vielleicht ist es Ihnen nicht bekannt, daß ich auf sein Ersuchen nach Versailles berufen wurde und dort längere Zeit in betreff der Friedensunterhandlungen mit der provisorischen Regierung Thiers' einer seiner Ratgeber war. Obzwar er eine selbstsüchtige Natur ist und ein Mann ohne feste Grundsätze, ist er dennoch nach meiner Ansicht die bedeutendste Persönlichkeit seiner Zeit und eine der interessantesten. Sein Konversationstalent hat nicht seinesgleichen, und ihm eine Stunde lang zuhören zu dürfen, lohnt allein schon eine Reise von Amerika hierher. Ich kann Ihnen nur den dringenden Rat erteilen, Europa nicht wieder zu verlassen, ohne die Bekanntschaft Bismarcks gemacht zu haben." — Herr Villard entschloß sich, diesen Rat zu befolgen. Der Zufall wollte es, daß er folgenden Tages von seinem Schwager, dem General von Xylander, der sich ebenfalls in Berlin aufhielt, dem Prof. Schweninger, Bismarcks Leibarzt, vorgestellt wurde, der, nachdem es so vielen tüchtigen Ärzten nicht gelungen war, den Fürsten vom Rheumatismus und Neuralgie zu befreien, ihn mit Erfolg behandelt hatte, und zwar einfach dadurch, daß er Herr der Willenskraft des Patienten wurde und es dahin brachte, sein übermäßiges Essen und Trinken einzuschränken. Herr Villard fragte, ob sich ihm Gelegenheit bieten werde, in Friedrichsruh vorgelassen zu werden. „Ganz gewiß", antwortete der Arzt, „der Fürst wird Sie sofort willkommen heißen. Sie sind ihm bekannt, und nichts ist ihm lieber, als Männer kennen zu lernen, die in der Welt etwas zustande gebracht haben. Suchen Sie einfach schriftlich um Erlaubnis nach, ihm Ihre Aufwartung zu machen, und Ihr Brief wird prompt beantwortet werden. Ich werde selbst

n wenigen Tagen beim Fürsten sein und hoffe, daß Sie während neiner Anwesenheit kommen werden.“ Noch am selben Tage richtete Herr Villard ein Schreiben an Bismarck und erhielt die Antwort, daß er allzeit dem Fürsten willkommen sei; er möge die Zeit selbst bestimmen und dann einige Tage bei ihm zubringen. Herr Villard reiste innerhalb 48 Stunden nach Friedrichsruh ab.

Prof. Schweninger und ein livrierter Bedienter empfingen ihn auf dem Bahnhofe, welcher nur wenige hundert Meter von der Residenz des Fürsten entfernt lag. Das Wohnhaus erwies sich als ein höchst einfaches Gebäude und gemahnte eher an eine Dorfschänke in größerem Stil. In der Tat verriet weder das Innere noch das Äußere den Glanz, welchen man bei einem Manne von so großem Ruhm und Reichtum erwarten durfte. Der Gast wurde in ein geräumiges Gemach in der zweiten Etage geleitet und schickte sich eben an, Toilette zu machen, als er feste Tritte sich der Tür nähern hörte. Im nächsten Augenblick schon stand der Fürst auf der Schwelle, hochaufgerichtet, ganz schwarz gekleidet, den schwarzen Schlapphut auf dem Kopfe — dieselbe Tracht, in welcher der Fürst Lenbach zu seinem besten Porträt saß —, einen dicken Spazierstock in der Rechten und gefolgt von zwei mächtigen dänischen Doggen. Der Fürst hieß Herrn Villard herzlich willkommen, und als dieser sich entschuldigte, daß er in Hemdsärmeln sei und dem Fürsten die nasse Hand wohl nicht reichen könne, sagte Bismarck: „Beendigen Sie nur Ihre Toilette. Ich werde mich setzen und wir können uns unterhalten, während Sie sich fertig waschen und ankleiden.“ Einer der Hunde, unzweifelhaft ermutigt durch die freundlich gesprochenen Worte seines Herrn, näherte sich Herrn Villard, richtete sich auf und legte seine Pfoten auf die Schultern des Gastes und versuchte ihm das Gesicht zu lecken. „Da haben Sie eine zweite herzliche Begrüßung“, bemerkte der Fürst und rief den Hund zurück. „Es freut mich wirklich daß Sie gekommen sind“, sagte er, „erstens, weil Sie ein Deutscher sind, der es im Auslande zu einer hohen Stellung gebracht hat, ein Erfolg, für welchen ich stets besondere Bewunderung hatte, da ich sehr wohl weiß, wie schwierig es ist, ihn zu erzielen, und

zweitens, weil ich Gesellschaft liebe, und weil Sie der einzige Besuch sind, Schweninger ausgenommen, den ich seit einer Woche empfangen." Als Herr Villard hierüber sein Erstaunen äußerte, sagte der Fürst: „Ja, es ist so, wie ich sage. Tatsächlich stehe ich unter einem förmlichen „Boykott". Seitdem ich meiner Stellung verlustig gegangen, scheut sich jedermann etwas mit mir zu tun zu haben, aus Furcht, das Mißfallen dessen zu erregen, der mich entlassen hat. Früher wurde es mir schwer, die Leute von hier fern zu halten. Jedermann wollte mich sprechen, besonders die Beamten, die meine Protektion brauchten, jetzt aber wagt sich keiner von ihnen an mich heran aus Furcht, sein Name könnte in den Zeitungen erscheinen, und der Kaiser würde lesen, daß dieser oder jener mich besucht hat. Ich weiß, daß Leute täglich hier vorübergehen, die noch vor wenigen Monaten ebensowenig gewagt haben würden, diesen Ort zu passieren, ohne mir ihre Aufwartung zu machen, als sie mir in den Straßen Berlins begegnet wären, ohne mich zu grüßen. Aber ich konnte ja nichts Anderes erwarten, denn Hunde folgen stets dem, der sie füttert." Diese Äußerungen Bismarcks ließen deutlich vermuten, was vor allen anderen Dingen den Geist dieses Mannes beschäftigte, und sie bereiteten Herrn Villard auf das vor, was er in dieser Richtung während seines Aufenthalts noch von ihm hören sollte.

Bismarck geleitete seinen Gast nach Beendigung seiner Toilette zu einer hinter dem Wohnhause gelegenen Veranda, wo beide Platz nahmen. Prof. Schweninger gesellte sich ihnen hinzu, und darauf der Privatsekretär des Fürsten, die Fürstin Bismarck, deren Tochter, die Gräfin Rantzau, nebst ihren Kindern. Als Bismarck die Gichtbildungen an seines Gastes Händen wahrnahm, sagte er: „Wie ich sehe, leiden Sie an Gicht. Wie lange haben Sie sie schon?" Als Herr Villard erwiderte, daß er seit zwanzig Jahren an der Gicht laboriere, deutete der Fürst auf Professor Schweninger und sagte: „Das ist der Mann, der Ihnen helfen kann. Nur ihm habe ich es zu verdanken, daß ich nicht schon längst in den Ruhestand getreten bin. Vielleicht wäre es besser gewesen, hätte ich das getan. Alle anderen Professoren der

Medizin haben ihre Kunst an mir versucht, ohne mir Linderung zu verschaffen. Er allein half und machte mir das Leben erträglich. Ich kann Ihnen nur raten, es einmal mit ihm zu versuchen, wenn er auch ein Tyrann ist und unbedingten Gehorsam verlangt. Es wurde mir schwer meine Lebensweise zu ändern, aber er zwang mich dazu. Ich darf jetzt nur das essen und trinken, was er für gut hält. Sehen Sie nur, wie gutmütig er aussieht! Aber ich sage Ihnen, er kann so grob werden wie ein Altbayer, und von Altbayern stammt er auch ab."

Bismarck erkundigte sich dann nach seines Gastes Jugendjahren in Deutschland, fragte, wie lange er schon in den Vereinigten Staaten lebe, und ließ sich dann von seiner Karriere in Amerika erzählen. Er wünschte von Herrn Villard zu wissen, wieviele Meilen Eisenbahn dieser gebaut habe, wieviel Zeit diese Bahnbauten in Anspruch genommen, wie viele Dampfschiffe unter seiner Kontrolle gewesen, wieviel Arbeiter er beschäftigt habe, wobei er sich höchst verwundert zeigte, zu hören, daß darunter fünfzehntausend Chinesen waren. Bismarck bemerkte: „Na, da haben Sie ja ein ganzes Armeekorps unter sich gehabt!" Der Fürst fragte ferner, wieviel Kapital Herr Villard aufgebracht und auf welche Weise, und erkundigte sich nach dem relativen Arbeitswerte der Weißen und der Chinesen. Weiter wünschte er zu erfahren, ob er die Stadt Bismarck in Dakota nach ihm benannt habe, worauf Herr Villard erwiderte, daß diese Stadt längst vor seiner Verbindung mit der Northern Pacific-Bahn gegründet und getauft worden. Bismarck erinnerte sich, daß er seinerzeit telegraphische Grüße aus dieser Stadt von den deutschen Teilnehmern an der Exkursion bei der Eröffnung der Northern Pacific-Bahn erhalten habe, und knüpfte hieran die Frage, ob die Stadt eine Zukunft habe. In Erwiderung hierauf mußte Herr Villard gestehen, daß sie gegenwärtig nicht eben prosperiere, und er fügte hinzu, daß das Wachstum der Hauptstädte der verschiedenen amerikanischen Staaten in der Regel ein langsames sei. Bismarck war dies, nach den gegenteiligen Erfahrungen, welche man in dieser Beziehung in Europa gemacht hatte, unverständlich. Er bemerkte, daß das, was sein Gast im Auslande vollbracht, er nimmermehr

im alten Vaterlande hätte zuwege bringen können, weil man dort an der Tradition hänge und vom Althergebrachten nicht lassen wolle, wie dies in alten Ländern üblich. Auf die Frage, ob Herr Villard, als Ausländer von Geburt, bei seinen Unternehmungen nicht auf das Vorurteil der eingeborenen Amerikaner gestoßen sei, antwortete dieser, er habe im Gegenteil gefunden, daß ihm seitens der Eingeborenen die hauptsächlichste finanzielle und anderweitige Unterstützung geworden. Er fügte hinzu, daß es auf der ganzen Welt kein zweites Volk gebe, das so viel Unternehmungsgeist und Energie besäße, als das amerikanische, das diese Eigenschaften aber auch an anderen zu schätzen wisse. Der Fürst machte hierauf die Bemerkung, es sei ihm nicht unbekannt, daß das amerikanische Volk das fortschrittlichste in der Welt sei, wofür er ihm seine große Bewunderung zolle, neu sei ihm aber, daß es so frei von nationalen Eifersüchteleien sei und die Verdienste anderer so willig anerkenne. Ein Gabelfrühstück machte diesem Gespräch ein Ende. Am einen Ende des Tisches saß der Fürst, am entgegengesetzten die Fürstin. Bismarck zur Rechten saß Herr Villard, zu seiner Linken Prof. Schweninger. Die übrigen Tischgäste waren der Privatsekretär und die Familie Rantzau. Etwa sechs Fuß hinter dem Fürsten lagen, langausgestreckt, dessen beide Doggen nebeneinander, aufmerksam den Vorgängen an der Tafel folgend, doch rührten sie sich erst gegen das Ende des Mahles. Auf ein Zeichen ihres Herrn erhoben sie sich und setzten sich zu beiden Seiten Bismarcks nieder, worauf er ihnen von Zeit zu Zeit einen Bissen in den weitgeöffneten Rachen warf. Das Tischgespräch drehte sich um Allgemeinheiten, doch sei hier ein amüsanter Zwischenfall erwähnt. Der Fürst hatte ein Glas leichten Rheinweins getrunken und verlangte ein zweites. Schweninger erhob sofort Einwand und sagte: „Durchlaucht, Sie haben bereits gehabt, was Ihnen für eine Mahlzeit zukommt, und mehr dürfen Sie nicht haben!“ Bismarck sah Herrn Villard an und sagte mit komischem Ernst: „Sehen Sie, wie ich behandelt werde? Ich muß mich unterwerfen, aber zuweilen, wenn mein Zensor nicht hier ist, schlage ich über die Stränge. Er weiß dies nicht, aber ich sage es ihm jetzt — und hier lachte der Fürst in

sich hinein —, daß ich meinen letzten Geburtstag bei mehreren Flaschen Wein und verschiedenen Glas Bier gefeiert habe." „Ja, ich weiß", sagte Schweninger, „und als ich einige Tage später hierherkam, beschwerten Sie sich schrecklich über Ihre neuralgischen Schmerzen."

Nach dem Mahle zog sich Bismarck zu seinem Nachmittagsschläfchen zurück, nachdem er Herrn Villard zu seiner üblichen Spazierfahrt um 4 Uhr eingeladen. Genau zur festgesetzten Zeit traten die Beiden die Spazierfahrt durch den bekannten Sachsenwald an, ein größeres Gehölz in der unmittelbaren Umgebung des Bismarckschen Landsitzes. Dieser Wald besteht in der Hauptsache aus riesigen, alten Eichen, frei von jedem Unterholz, zwischen welchen der Wagen wie unter einem Baldachin dahinfuhr, bald dem Wege folgend, bald ohne diesen zu berücksichtigen.

Nachdem Bismarck sein Anwesen beschrieben hatte, bediente er sich der englischen Sprache, „damit dieser Kerl" (dabei deutete er auf den Kutscher) „uns nicht verstehen kann", und er überraschte seinen Begleiter durch die Geläufigkeit, mit der er sich des fremden Idioms bediente, das nur einen geringen Akzent verriet. Er begann mit den Worten: „Seitdem man mich aus dem Amt mit dem Stiefel hinausgeschoben" („Since I have been kicked out of office"), ein Ausdruck, welcher Herrn Villard so erstaunte, daß er den Fürsten um Erlaubnis bat, ihn unterbrechen zu dürfen, und sagte: „Durchlaucht, das ist ein Amerikanismus, wo haben Sie den her?" Bismarck antwortete, er wisse sich nicht zu entsinnen, wo er ihn her habe, aber der Ausdruck bezeichne seinen Fall ganz genau, indem die Art seiner Demission der Anwendung einer Stiefelspitze gleich gewesen sei. Dann schickte er sich an, die Geschichte seiner gewaltsamen Amtsenthebung zu erzählen. Es folgte eine halbe Stunde lang ein solch ungehemmter Strom scharfen Witzes, schneidenden Sarkasmus' und bitterer Verurteilung, wie ihn Herr Villard nie zuvor und niemals wieder gehört. Es war eine eigenartige Mischung von Beredsamkeit und ungezwungener Plauderei. Die Stimme Bismarcks schien nicht so tief und kräftig zu sein, wie man nach seiner Statur hätte schließen können, aber sie hatte einen angenehmen Klang. Aus seinen Worten ging

hervor, wie tief er das ihm nach seiner Ansicht erwiesene Unrecht und den Undank empfunden haben mußte. So erzählte er als Beweis der ungerechten Behandlung, was er getan, um die Nation zu einen und das Ansehen der Dynastie der Hohenzollern zu mehren. Rückhaltlos war seine Behauptung bezüglich seiner eigenen Verdienste als Einiger Deutschlands, und fast spöttelnd, ja sogar verächtlich, setzte er andere der handelnden Personen in dem historischen Drama seiner Zeit herab, darunter selbst den alten Kaiser Wilhelm, den unglücklichen Kaiser Friedrich und die Kaiserinnen Augusta und Friedrich. Er ergoß sich in den heftigsten Anklagen, als er auf den jetzigen Kaiser und auf einige seiner Minister zu sprechen kam, die er für seinen Sturz verantwortlich machte. Die Ausdrücke, deren er sich gegen diese bediente, setzten Herrn Villard nicht nur ins höchste Erstaunen, sondern brachten ihn in große Verlegenheit, weil er mit den Ministern bekannt geworden war, gegen die der Zorn des Fürsten sich richtete. Glücklicherweise wartete Bismarck keine Zustimmung ab, vielmehr fuhr er zu reden fort, bis sich seine zurückgehaltene Wut erschöpft hatte. Nachdem er seinen Gefühlen freien Lauf gelassen, bemerkte er: „Es war für mich eine wahre Erholung, Gelegenheit gehabt zu haben, rückhaltlos mit einem Gentleman zu sprechen, der, wie ich sicher bin, mein Vertrauen ehren wird."

Ganz abgesehen von dieser Verpflichtung waren einige der Äußerungen, welche der Gast zurzeit gehört und niedergeschrieben, so außerordentlich, daß, falls er sie wiederholen wollte, deren Wahrheit bezweifelt werden würde.

Das Gesicht des Fürsten während dieser Philippika war eine Studie. Jede Ader und Muskel desselben verriet seine furchtbare Aufregung. Seine buschigen Augenbrauen waren in beständiger Bewegung. Ganz besonders ausdrucksvoll aber waren die geistsprühenden, wunderbaren Augen. Wer jemals in Bismarcks Nähe gewesen, wird die Geistesgröße dieses Mannes tief empfunden haben, die sich in seinen großen graublauen Augen spiegelte. Nimmermehr kann man deren sprühenden Glanz und die aus ihnen hervorschießenden, durchbohrenden Blicke vergessen. Diese Augen schienen unfähig, Zärtlichkeit auszudrücken, und deren stahlähnliche

Härte flößten ein gewisses Schaudern vor dem großen Geiste, dem unbeugsamen Willen, dem herausfordernden Mut und der feurigen Energie dieses Mannes ein. Was das Innere des Kanzlers bewegte und was sich blitzartig in diesen Augen wiederspiegelte, nämlich gekränkter Stolz, verletzter Ehrgeiz, durchkreuzte Selbstsucht und schließlich und hauptsächlich der Verlust seiner alsoluten Macht —, alles dies war in diesen Augen zu lesen, und daß Herr Villard es gelesen, erachtete er sein Leben lang als ein beneidenswertes Privilegium.

Bismarck lenkte das Gespräch auf andere Dinge, nachdem sein Zorn auf der nahezu zwei Stunden währenden Spazierfahrt verraucht war. Er erkundigte sich über das materielle Gedeihen der Vereinigten Staaten und bemerkte nebenbei, längst schon von dem Wunsch beseelt gewesen zu sein, alles dies mit eigenen Augen zu schauen. Selbstredend wäre vor seinem Rücktritte an einen Besuch der Vereinigten Staaten nicht zu denken gewesen, seither aber habe er ernstlich daran gedacht, das Anerbieten der Hamburger Linie anzunehmen und den Atlantischen Ozean auf dem nach ihm benannten Dampfer zu durchkreuzen. Allerdings müsse er die Schwierigkeiten überwinden, welche ihm die Fürstin und Dr. Schweninger in den Weg legen würden, um ihn an der Reise zu verhindern. Als Herr Villard ihm versicherte, daß sein Besuch sowohl von Amerikanern wie von den Deutschen Amerikas mit freudigem Enthusiasmus begrüßt werden würde, antwortete Bismarck: „Das ist es ja gerade, weshalb meine Frau und mein Arzt von dieser Reise nichts wissen wollen. Und ich muß selbst zugeben, daß ich die Anstrengungen fürchte, welche mir durch die zu erweisenden Aufmerksamkeiten nicht erspart bleiben würden, so daß ich am liebsten in strengstem Inkognito reisen möchte.“ Der Fürst fragte alsdann seinen Begleiter, ob die Union trotz ihrer großen Raumausdehnung zusammenhalten werde, ungeachtet des ungeheuren Wachstums der Bevölkerung, der freien Zulassung der einwandernden Massen und in Anbetracht der Verschiedenheit des Klimas und anderer lokaler Interessen. Die stetig zunehmende auf Millionen sich belaufende farbige Bevölkerung und den daraus resultierenden Rassenhaß erachtete er als eine ernste und per=

manente Gefahr. Herr Villard entgegnete hierauf, daß niemand das Schicksal der amerikanischen Republik in den kommenden Generationen und Jahrhunderten voraussagen könne, doch müsse zugegeben werden, daß das Experiment, einen Bund von verschiedenen Gemeinwesen mit absolut demokratischen Institutionen aufzubauen, im großen und ganzen sowohl in politischer, als auch in materieller Beziehung ein höchst bedeutender Erfolg gewesen sei. Ohne Zweifel werden die Regierungsprobleme sowohl in der Union als auch in den verschiedenen Staaten immer verwickelter und schwieriger, und mit der Lösung dieser Probleme dürfte es erst recht seine Schwierigkeiten haben, wenn die Bevölkerung auf Hunderte von Millionen angewachsen sei. Selbst jetzt werden schon Symptome einer Dekadenz wahrgenommen, zwar keiner materiellen, wohl aber einer moralischen Dekadenz; derartige Verirrungen im Volke aber haben, wie die Welt gesehen, früher oder später stets zu einer Rückkehr auf den richtigen Weg geführt. Sicher könne man viel von einem Volke erwarten, das mit Erfolg den Krebsschaden der Sklaverei aus seinem Körper herausgeschnitten habe, obzwar es eine Million Menschenleben und Tausende von Millionen Dollars gekostet.

Bismarck gab die Richtigkeit dieser Ausführungen zu und sagte, daß für Amerika eine demokratische Regierungsform ebenso natürlich, wie für Deutschland eine monarchische, ja die einzig zweckmäßige sei. „Lebte ich in Amerika", bemerkte der Fürst, „so würde ich auch Republikaner sein." Herr Villard gestattete sich die Frage, ob Bismarck mit den Erfolgen des allgemeinen Stimmrechts zufrieden sei, dessen unmittelbare Annahme nach der Bildung des Deutschen Reiches als die politische Basis des nationalen Lebens für einen der kühnsten, wenn nicht als der kühnste Coup in seiner Laufbahn bezeichnet wurde. Der Fürst erwiderte: „Es könnte gerade nicht behauptet werden, daß die Resultate des allgemeinen Stimmrechts sich durchaus zufriedenstellend erwiesen, aber ich habe es stets als einen gerechten Begleiter und als eine Entschädigung für die allgemeine Heerespflicht des deutschen Volks angesehen. Auch war die Annahme des Gesetzes als eine Art Kitt zum Aufbau des Kaiserreichs, sowie als

ein Mittel zur Überwindung der ererbten Zentrifugaltendenzen einiger unserer kleineren Potentaten und Volksstämme geradezu unentbehrlich." Die Sozialdemokratie erachtete er als den schlimmsten Auswuchs des allgemeinen Stimmrechts, und es sei seine feste Überzeugung, daß früher oder später der Staat dieses Übel werde gewaltsam beseitigen müssen.

Höchst angenehm war es Herrn Villard, daß das Gespräch auch auf den gemeinsamen Freund beider, Herrn Carl Schurz, gelenkt wurde. Bismarck sagte, daß nicht nur die glänzende öffentliche Karriere Schurz' in Amerika, sondern auch dessen persönliche Eigenschaften, die er bei verschiedenen Anlässen kennen gelernt, ihn mit Bewunderung für ihn erfüllten. Es sei sehr zu bedauern, daß ein Mann wie er dem Auslande und nicht seinem eigenen Lande diene. Gerade diesen Typus eines Mannes habe Deutschland nötig an Stelle der „Geheimratgattung", welche ihm so viel zu schaffen gemacht hatte. Bismarck sagte, er könne nicht verstehen und es sei ihm nicht leicht begreiflich zu machen, warum ein solcher Mann dem öffentlichen Leben nicht erhalten bleibe. Er bezeichnete es als einen entschiedenen Fehler im öffentlichen Leben Amerikas, daß die Wahlfähigkeit von Senatoren und Repräsentanten von deren Seßhaftigkeit in den respektiven Staaten und den Distrikten, die sie repräsentieren, abhängig sei. Auf diese Weise würden nur Vertreter von lokaler, nicht aber von nationaler Bedeutung erzeugt. Dagegen erfreuten sich die englischen und deutschen Stimmgeber des Privilegiums, irgendeinen ihrer Landsleute als geeigneten Kandidaten aufstellen zu können, ohne Rücksicht auf dessen Wohnsitz, und auf diese Weise die Elite der Nation dem Parlament zuzuführen.

Nach beendigter Spazierfahrt zog sich Bismarck mit seinem Sekretär in sein Arbeitszimmer zurück, um seine Aufmerksamkeit der eingelaufenen Korrespondenz zu widmen, eine Arbeit, welche bis zum Abendessen währte. Nach der Mahlzeit versammelte sich die ganze Familie um ihn in dem geräumigen Gesellschaftszimmer. Bismarck nahm in einem bequemen Armsessel Platz und ließ sich die bekannte lange altväterische deutsche Pfeife reichen. Dieselbe wurde für ihn mit einem Fidibus angesteckt, worauf er mächtige

Rauchwolken mit augenscheinlichem Behagen vor sich hinblies. Einem Patriarchen gleich saß er da und ließ sich die telegraphischen Nachrichten aus den Morgen- und Abendblättern vorlesen. Er hörte aufmerksam zu und machte hin und wieder Kommentare über die Tagesereignisse. Die Klarheit und Offenheit seiner treffenden Bemerkungen bereiteten Herrn Villard einen wahren Genuß. Dieselben führten zu keiner Diskussion, die er nicht herausforderte, und so gab sich jedermann zufrieden, ihm zuzuhören. Irgend ein Passus einer Zeitung veranlaßte den Fürsten zu einigen interessanten Bemerkungen über die Stellung Deutschlands zu Rußland. Er war stets bemüht gewesen, sagte er, im Interesse Deutschlands ein gutes Einvernehmen mit Rußland aufrecht zu erhalten, und er befürchtete beständig, daß unter dem neuen Regime in Berlin die Stellung seines Vaterlandes in dieser Beziehung eine schlimme Wendung nehmen könne. Dr. Schweninger brach die Abendunterhaltung leider zu früh mit der Bemerkung ab, daß es Zeit für den Fürsten sei, sich zurückzuziehen. Der Arzt geleitete ihn in sein Schlafgemach, um ihn auf irgendwelche Weise in Behandlung zu nehmen. So war denn auch Dr. Schweninger stets der erste, der den Fürsten des Morgens zu sehen bekam. Einen aufmerksameren und gewissenhafteren Arzt als Dr. Schweninger gab es wohl nie. Er wohnte nicht in Friedrichsruh, sondern hatte seinen Wohnsitz in Berlin. Seine erfolgreiche Behandlung des Fürsten brachte ihm eine bedeutende Praxis ein, die sich auf ganz Europa erstreckte. Unter seinen Patienten befanden sich mehrere gekrönte Häupter einschließlich des Sultans, sowie eine Anzahl Prinzen und Mitglieder der höchsten Aristokratie, so daß er seine Zeit zumeist auf der Eisenbahn zubrachte. Aber wo er sich auch befand, niemals unterließ er es, wenigstens einmal im Monat den Fürsten zu besuchen; alsdann hielt er sich mehrere Tage in Friedrichsruh auf. Wenn er sich in Berlin aufhielt, war er stets zur Verfügung Bismarcks, und oft besuchte er ihn wöchentlich einmal. Dr. Schweninger ließ sich niemals für seine Dienste honorieren, aber Bismarck, der beständig seines Lobes voll war und seine Schuld ihm gegenüber laut anerkannte, belohnte ihn auf andere Weise, indem er ihm eine Professur an der Berliner

Universität verschaffte und dafür sorgte, daß ihm Titel und andere Auszeichnungen zuteil wurden.

In jener Nacht war Bismarck von neuralgischen Schmerzen gequält, so daß er den nächsten Vormittag im Bette zubringen mußte, was ihn jedoch nicht abhielt, mit seinem Sekretär zu arbeiten. Gegen Mittag erschien er auf der Veranda. Er sah so wohl aus wie tags zuvor und war bereit, sich auf eine Unterhaltung einzulassen. Der zweite Tag des Aufenthalts Herrn Villards war eine Wiederholung des ersten, d. h. auf das Mittagsmahl folgte eine Spazierfahrt und nach dem Diner kam wieder ein Abendgespräch im Wohnzimmer. Sowohl während der Spazierfahrt, als auch zu Hause war die Konversation des Fürsten äußerst gehaltvoll, originell und geistsprühend. Er unterhielt seinen Gast mit Reminiszenzen aus dem preußisch-österreichischen und dem deutsch-französischen Kriege und sprach des längeren über seinen denkwürdigen Aufenthalt in Versailles während des letztgenannten Krieges, sowie über die Friedensunterhandlungen mit Thiers und Jules Favre, von den Wehen, welche die Geburt des deutschen Kaiserreichs begleiteten, und von der tiefen Demütigung der Franzosen durch die im großen Palast Ludwig XIV. erfolgte Proklamation. Es war dies *seine* Idee gewesen. Alles dies erzählte der Fürst in der ihm eigenen, unnachahmlichen Weise. Da alle diese Dinge in seinen Memoiren niedergeschrieben sind, ist eine Wiederholung unnötig. Seine Erfahrung aber mit dem nahegelegenen Hamburg — „seinem größten und besten Nachbar", wie er diese Stadt nannte — gab er mit großem Gusto zum besten, und sie sei hier mitgeteilt. Als er den Vorschlag machte, Hamburg dem deutschen Zollgebiet einzuverleiben, wurden die Hamburger mit bitterem Haß gegen ihn erfüllt, denn sie sagten sich, daß, wenn ihre Stadt das Prestige einer Freistadt verliere, dies gleichbedeutend mit ihrem Ruin wäre. Aber der Status eines Freihafens mit einer Zollzone innerhalb seiner Grenzen hatte nicht nur keine Verminderung der Prosperität Hamburgs zur Folge, sondern erhöhte dieselbe. Daraufhin wurde Bismarck, der Gehaßte, der vergötterte Wohltäter der alten Hansestadt.

Herr Villard verabschiedete sich von dem Fürsten am zweiten Abend, da er am folgenden Morgen die Heimreise antreten wollte,

noch ehe Bismarck sich erhoben hatte. Er drückte seinem Gastgeber seinen tiefgefühlten Dank für die ihm erwiesene Ehre aus, worauf Bismarck ihm versicherte, daß er ihm jederzeit willkommen sein würde. Herr Villard verließ Friedrichsruh mit der festen Überzeugung, daß Bismarck nie und nimmermehr denen verzeihen werde oder könne, die seine gewaltsame Machtenthebung verursacht, daß er unauslöschlichen Haß gegen sie empfinde und daß irgend eine scheinbare Versöhnung mit dem neuen Regime nur eine erkünstelte sein könne, nie aber eine wirkliche. Sein Rachedurst indessen sollte niemals in seinem Leben gestillt werden.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Die letzten Jahre. 1890—1900.

Anfangs Dezember des Jahres 1890 traf Herr Villard in New York ein. Infolge der Zahlungseinstellung der Firma Decker, Howell & Co. war die North American Co. tatsächlich insolvent, einem wirklichen Bankerott aber war von den Hauptgläubigern dieser Gesellschaft vorgebeugt worden, die, zu einem Komitee organisiert, schleunige Rückzahlung der Anleihen sicherten, indem sie die Aktiva der Gesellschaft zum Verkauf auf offenem Markt brachten. Herr Villard fand, daß die Schulden der Gesellschaft bis auf zwei Millionen reduziert worden, daß sie aber durch den forcierten Verkauf des größten Teils ihrer Aktiva mit beträchtlichen Verlusten bedeutend geschwächt worden war. Sie war erschöpft und auf Jahre hinaus zur Untätigkeit verurteilt. Alles, was er in dieser Sache tun konnte, war, das wenige Übriggebliebene der Gesellschaft zusammenzuhalten. Es war für ihn keine Überraschung, daß der Zusammenbruch der North American Co. sein Prestige kaum weniger beeinträchtigt hatte, als die Krise im Jahre 1883. Durch seine Abwesenheit in Europa fühlte er sich jeder Verantwortlichkeit hinsichtlich der neuen Katastrophe enthoben, dennoch aber war er den heftigsten Angriffen und Beleidigungen ebenso ausgesetzt, als ob er die Kalamität herbeigeführt hätte, obwohl er in Wirklichkeit alles getan, um die Gesellschaft zu retten. Dieser neue Zusammenbruch entmutigte ihn vollständig und er entschloß sich, alle seine Stellen in Verbindung mit den diversen Korporationen niederzulegen und möglichst bald von allen Geschäften zurückzutreten. In seinem Entschlusse wurde er noch durch die feste Überzeugung unterstützt, daß das Shermansche Silberwährungsgesetz

bald großes Unheil über das gesamte Land bringen werde. Deshalb war er vornehmlich darauf bedacht, seine persönlichen Interessen und die seiner deutschen Freunde nach Kräften zu wahren, ehe die Kalamität hereingebrochen. Im Januar 1891 richtete er an seine Freunde in Deutschland ein Schreiben, in welchem er ihnen seine Befürchtungen hinsichtlich der bevorstehenden Etablierung der Silberwährung auseinandersetzte. Er riet ihnen ernstlich von allen langen Engagements ab und drang in sie, ihre Kapitalanlagen in Amerika möglichst flußbar zu halten. Gleichzeitig benachrichtigte er sie, er könne in Anbetracht der bevorstehenden Gefahr einer Silberwährung nicht länger die Verantwortlichkeit übernehmen, sie zur Anlage deutschen Kapitals in Amerika zu veranlassen. Aus diesem Grunde betrachte er seine geschäftlichen Beziehungen mit ihnen als beendet. Anfangs hielt man den Inhalt dieses Briefes für übertrieben, doch nach der Krise im Jahre 1893 wurde ihm vielseitiges Lob dafür, diesen Brief geschrieben zu haben.

Die Northern Pacific hatte sich vor der Rückkehr Herrn Villards während der gefahrvollen Monate glücklich über Wasser gehalten. Da er es aber für ratsam hielt, sie durch Umwandlung der kurzen in lange Anleihen zu schützen, wirkte er in diesem Sinne und brachte ein internationales Konsortium zu diesem Zwecke zustande. Ende des Monats Februar hatte er für die verschiedenen Korporationen das Möglichste getan; spät im März reiste er zu seiner Familie nach Cannes und verblieb in Europa bis zum Hochsommer. Dort wurde er durch keinerlei unangenehme Berichte gestört und auch nach seiner Rückkehr stellten sich keine unliebsamen Verwicklungen ein. Die Northern Pacific schien im Gegenteil an Stärke gewonnen zu haben. Ihre Gesamt- und ihre Reineinnahmen während des Jahres 1890—91 betrugen $ 25151544,09, respektive $ 10211141,91. Es war dies der günstigste Rechnungsausweis seit Vollendung der Hauptlinie, indem sich seit 1884—85 die Gesamteinnahmen mehr als verdoppelt und der Reingewinn nahezu verdoppelt hatte. Am 27. und 28. April hielten sich Herr Villard und seine Familie, mit Ausnahme seines jüngeren Sohnes, in Zweibrücken auf, um der Grundsteinlegung zu einem Waisenhause

beizuwohnen. Diese Anstalt hatte Herr Villard zum Gedächtnis an seinen verstorbenen Sohn gegründet.

Im Herbst des Jahres 1891 machte Herr Villard, von seiner Gattin begleitet, seine letzte offizielle Inspektionstour über die Hauptlinie der Northern Pacific und deren Zweiglinien. Überall wurde er freudig empfangen und ersucht, an verschiedenen Punkten der Route Ansprachen zu halten und sich öffentlich über die Geschäftssituation im Lande auszulassen, genau so, wie er es in früheren Jahren getan. Sowohl in seinen Ansprachen als auch in den veröffentlichten Interviews stand er nicht an, seine Zuhörer in nicht mißzuverstehender Weise auf die bösen Früchte aufmerksam zu machen, welche das Shermansche Gesetz zeitigen müsse. Er sagte, schwarze Wolken ballten sich schnell zusammen, und in kurzer Zeit wäre ein Wolkenbruch zu gewärtigen. Einem verheerenden Wirbelsturm gleich würde das Unheil über das ganze Land hereinbrechen. Er ermahnte sie, auf ihr Haus und Gut zu achten, keine Schulden zu machen und von neuen Unternehmungen abzustehen. Man möge sich auf das Schlimmste gefaßt machen. Von St. Paul bis Tacoma und Portland wurde er für alle seine Bemühungen von den Zeitungen nur verspottet, die ihn einen Unglücksraben und Pessimisten nannten, und von denen, die der Silberwährung das Wort redeten, wurde er mit Schmähungen überhäuft. Nach der Katastrophe vom Jahre 1893 aber wurde ihm die zweifelhafte Genugtuung, daß viele seiner Hörer ihm versicherten, daß sich seine Voraussagungen als nur zu richtig erwiesen und daß sie gründlich dafür hätten büßen müssen, seinem Rate keine Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Dutzende seiner Bekannten, darunter die reichsten Leute in St. Paul, Minneapolis und in den Städten längs der pacifischen Küste, waren tatsächlich in tiefste Armut geraten.

Nicht nur die Silberschwärmerei, sondern auch die vielen ominösen Anzeichen in der Lage der Northern Pacific, die er auf seiner Reise wahrgenommen, übten auf Herrn Villard eine höchst deprimierende Wirkung aus. Vor allen Dingen drohte der Northern Pacific infolge der Konkurrenz der Great Northern-Linien nach Spokane ein sicherer Geschäftsrückgang. Gleich

lähmend wirkten die großen Brände in Spokane und Seattle. Auch die Verminderung der Silberproduktion in Montana und den Coeur d'Alène-Gebieten, verursacht durch die zunehmende Entwertung dieses Metalls im Markte, trug zur stetigen Abnahme des Bahnverkehrs bei. Was Herrn Villard aber am meisten alarmierte, war die Wahrnehmung, daß sich seine Gesellschaft durch den Ankauf und den Bau der langen Zweiglinien in Washington und Montana eine Riesenlast aufgebürdet hatte, von deren Existenz er bis dahin noch keine Ahnung gehabt. Da war zunächst die Missoula-Zweigbahn nach den Coeur d'Alène-Minen, dann die Coeur d'Alène Railway & Navigation, ein Gemisch von Dampfern und Bahnlinien, die Seattle, Lake Shore and Eastern, sowie die Bahnen, welche in das westlichste Washington gebaut worden. Alles dies repräsentierte eine Anlage in Bar und Bonds von nahezu $ 30000000, was kaum die Betriebskosten einbrachte. Der Bau und die Erwerbung dieser sich nicht rentierenden Bahnen hatten in wenigen Jahren den großen Betrag der konsolidierten Bonds verschlungen, welcher für Bahnbauzwecke reserviert worden und den man auf lange Zeit ausreichend wähnte. So kehrte denn Herr Villard mit der Überzeugung nach New York zurück, daß die Zukunft der Northern Pacific ernstlich bedroht sei.

Nach seiner Ansicht gab es nur einen Ausweg, um das Land und die Bahn vor einer vernichtenden Katastrophe zu bewahren, und dieser bestand darin, das Sherman-Gesetz so bald wie möglich zu widerrufen und im Jahre 1892 einen Präsidenten zu erwählen, der Einfluß genug besitze, um den Widerruf des Gesetzes und die Etablierung der Goldwährung zu erwirken. Während des Winters 1891—1892 ließ er es sich angelegen sein, mit der ihm eigenen Energie und mit großem Zeitaufwande auf die Erreichung dieser beiden Ziele hinzuarbeiten. Er besuchte zu verschiedenen Malen Washington und brachte es nach unausgesetzten Besprechungen mit den Leitern beider politischen Parteien dahin, daß dem Repräsentantenhause eine Vorlage zur Widerrufung des Sherman-Gesetzes eingereicht wurde. Zur Annahme dieser Vorlage fehlten nur wenige Stimmen. Einige westliche republikanische Mitglieder des Hauses hatten nämlich gegen die

Vorlage gestimmt, weil zwischen ihnen und dem Sprecher des Hauses, Herrn Reed, der sich zugunsten der Vorlage erklärt hatte, kleine Eifersüchteleien herrschten. Nahezu zwei Dutzend politische Führer, Advokaten und Finanziers New Yorks hatten Herrn Villard ihre Unterstützung zugesagt, falls er ihrer in Washington bedürfe, um ihren Einfluß auf die Mitglieder des Hauses bezüglich der Vorlage geltend zu machen. Aber von allen diesen Leuten hielt nur ein einziger, nämlich Herr William Brookfield, Wort, der denn auch in Washington erschien. Daraus erhellt, wie wenig die Elite der Kaufmannschaft und der Fachmänner die Gefahr der Situation erkannt.

Obwohl Herr Villard stets ein lebhaftes Interesse für Zivildienst- und Tarifreform bekundete — er gehörte nämlich der Manchester-Schule an, seitdem er Adam Smith, Bastiat und John Stuart Mills Werke gelesen —, so hatte er sich niemals an der Parteipolitik des Landes beteiligt. Sein Entschluß, alles in seiner Macht stehende zu tun, um die Wahl eines Hartgeld- und Tarifreform-Kandidaten zu sichern, zog ihn jetzt gegen seinen Willen in den politischen Strudel. Die Umstände zwangen ihn, ein eifriger Politiker zu werden, freilich nur zeitweilig. Da Benjamin Harrison, der damalige Präsident, sowohl die erste McKinley-Tarif-, als auch die Sherman-Vorlage unterzeichnet hatte (die Schutzzöllner im Senat begünstigten letztere als Preis der Annahme der ersteren), so forderte seine erneute Kandidatur die schärfste Opposition heraus. Die gesamte republikanische Partei war damals so gewaltig für Schutzzoll und Silber eingenommen, daß von dieser Seite auch nicht die geringste Hoffnung zu gewärtigen war. Nur ein Demokrat, der nach Herrn Villards Ansicht in bezug auf diese beiden Hauptfragen „gesund" war, konnte hier Rettung bringen. Nach seinem Dafürhalten war Grover Cleveland der einzige geeignete Demokrat. Gegen diesen aber hatte sich große Opposition seitens der Berufspolitiker seiner eigenen Partei geltend gemacht, und die meisten neigten sich der Kandidatur Senator D. B. Hills hin (Hill erhielt im Frühjahr des Jahres 1892 Ovationen im Süden), in dem sie den aufsteigenden Stern am politischen Himmel erblickten. Es schien hoffnungslos,

Grover Cleveland abermals als Kandidaten aufzustellen, doch beschloß Herr Villard den Versuch zu machen. Zunächst näherte er sich Herrn Cleveland selbst, der indessen durchaus nicht geneigt zu sein schien, Kandidat zu werden, der aber schließlich nach mehreren Interviews seine Zustimmung dazu gab, daß sein Name als Kandidat gebraucht werde. Der nächste Schritt war der, die hervorragendsten demokratischen Mitglieder des Kongresses auf seine Seite zu bringen. Er begab sich nach Washington und bewog den Sprecher Carlisle, sie zu veranlassen, mit ihm in seiner Wohnung zusammenzutreffen. Es fanden sich achtundzwanzig Mitglieder ein. Ihnen setzte Herr Villard möglichst eindrücklich die Gründe seiner Überzeugung auseinander, daß die Verhältnisse die abermalige Kandidatur Grover Clevelands notwendig machten. Cleveland sei nach seiner Ansicht der einzige Demokrat, der gewählt werden könne. Während Carlisle und William L. Wilson sich den Ansichten Herrn Villards anschlössen, äußerten sich andere auf das entschiedenste dahin, daß eine Wiedernominierung Clevelands einfach unmöglich sei, schon deshalb, weil Senator Hill fast sicher sei, von den Demokraten seines Staates bei der Konvention als Kandidat vorgeschlagen zu werden. Hierauf erklärte Herr Villard, daß er, die anderen Unabhängigen und die Demokraten, die von der Maschine, welche die demokratischen Organisationen in New York kontrollierte, nichts wissen wollten, auf der Nationalkonvention, trotz der Kandidatur Hills, Cleveland als Kandidaten in Vorschlag bringen werden und daß sie an seiner Nomination nicht zweifelten. Die meisten der Anwesenden belächelten die feste Versicherung des Herrn Villard, aber diese wurde buchstäblich wahr.

Während der Nationalkampagne brachte Herr Villard einen großen Teil seiner Zeit mit Don M. Dickinson, William C. Whitney, Josiah Quincy und anderen im Hauptquartier des demokratischen Nationalkomitees in New York zu und widmete sich dort den Wahlarbeiten. Er brachte Geld für das Exekutivkomitee auf und organisierte und leitete die „Deutsch-Amerikanische Cleveland-Union" mit Zweigen in allen Staaten. Wenige Tage nach dem glücklichen Ausgange der Wahlen veranstaltete er ein großes Bankett zu

ren des Präsidentschaftskandidaten, an welchem die hervor=
zendsten Unabhängigen und Demokraten des Landes teilnahmen.
t einer Ansprache beglückwünschte er Herrn Cleveland zu seinem
oßen Triumphe und sprach die Überzeugung aus, daß die neue
dministration den höchsten Erwartungen derer entsprechen werde,
: ihn unterstützt hatten. Er fügte hinzu, daß es Herrn Cleveland
geben sei, gleich Washington und Lincoln, dem Lande den
ößten Dienst dadurch zu erweisen, daß er auf Geld= und Tarif=
formen bestehe, und er selbst zweifle nicht, daß dies sein Be=
eben sein werde. Herrn Clevelands Auslassungen gegenüber
n anwesenden Gästen sprachen von tief innerer Überzeugung,
d seine Worte gingen zu Herzen wie noch nie zuvor. Die An=
rachen der anderen waren in demselben Tone gehalten. Die
orgänge bei dem Bankett erregten allgemeine Aufmerksamkeit
d die Presse äußerte sich alsbald dahin, daß Herr Villard un=
eifelhaft Mitglied des neuen Kabinetts sein und auch anderweitig
ne wichtige Rolle unter dem neuen Regime spielen werde. In
Bahrheit aber hatte er Herrn Cleveland unmittelbar nach dessen
rwählung benachrichtigt, er bitte sich nur die eine Gunst aus,
ngehindert mit diesem die schwebenden öffentlichen Fragen be=
rechen zu dürfen, ein Gesuch, das ihm ohne weiteres zugestanden
urde und wovon er bis zur Inauguration des Präsidenten
ebrauch machte. Herr Cleveland beriet sich mit ihm über die
esetzung des Kabinetts und über die verschiedener diplomatischer
osten, aber Herr Villard beschränkte sich darauf, den Winter
ndurch Herrn Cleveland dringend zu ersuchen, unmittelbar nach
m 4. März eine Extrasitzung des Kongresses anzuberaumen,
vecks Widerrufung des Sherman=Gesetzes, und alsbald seine
bsicht nach dieser Richtung hin öffentlich bekannt zu geben.
enn Herr Villard hatte bereits die deutlichsten Anzeichen des
rannahenden finanziellen Orkans wahrgenommen und war über=
ugt, daß, wenn dieser Sturm über das Land hereinbreche, ohne
ß die neue Administration ihm mit Kongreßmaßnahmen be=
gne, Herr Cleveland für seine Verheerungen verantwortlich ge=
acht werden und seine Administration unendlich darunter leiden
ürde. Häufig versicherte er Herrn Cleveland, daß, wenn er am

Vorabende einer Panik zur Macht käme, nichts den Mißerfolg seiner Administration verhindern könne.

Seine Versuche, Herrn Cleveland zur Einberufung einer Extrasitzung des Kongresses zu veranlassen, wurden getreulich von anderen intimen Freunden unterstützt, vor allem aber von Don M. Dickinson von Michigan. Eines Morgens im Februar betrat Dickinson Herrn Villards Bureau und schwenkte ein Papier mit dem freudigen Ausruf: „Wir sind gesichert!" Er hatte die ganze Nacht mit Herrn Cleveland in Lakewood zugebracht und nach stundenlangem Argumentieren war es ihm gelungen, ihn zur Einberufung einer Extrasitzung des Kongresses zu bewegen. Besagtes Papier enthielt die Ankündigung, von Herrn Cleveland selbst geschrieben, daß letzterer beschlossen habe, eine Extrasitzung unmittelbar nach seiner Inauguration zwecks Widerrufung des Sherman-Gesetzes einzuberufen, und daß die Kongreßmitglieder darauf aufmerksam gemacht seien, daß keine Ämter von ihm besetzt werden würden, bis sie ihre Pflicht getan und das schädliche Gesetz abgeschafft hätten. In den Nachmittagsblättern sollte dieser Erlaß Clevelands publiziert werden. Herr Villard war hierüber hocherfreut und telephonierte die frohe Nachricht sofort an seine Freunde. Etwa eine Stunde später mußte er diese Mitteilung widerrufen. Herr Dickinson war nämlich bei ihm erschienen und hatte ihm gesagt, Herr Cleveland habe sich eines anderen besonnen, indem die Bekanntmachung seines Entschlusses betreffs der Einberufung des Kongresses nicht vor dem 4. März erfolgen solle. In der Zwischenzeit hatten andere Freunde, die von einer Extrasitzung nichts wissen wollten, Herrn Cleveland überredet, vorläufig in der Sache nichts zu tun.

Als es im Januar des Jahres 1893 unmöglich schien, Cleveland zur Anordnung einer Extrasitzung zu veranlassen, erhielten Herr Villard und Don M. Dickinson von ihm die Zusicherung, wie aus Briefen von ihm an hervorragende demokratische Mitglieder hervorging, einen Versuch zu machen, die Widerrufung des Sherman-Gesetzes vom ausscheidenden Kongreß durchzusetzen. Zu diesem Zwecke arbeiteten sie mehrere Wochen eifrigst in Washington und brachten es dahin, daß die demokratischen

Mitglieder bereit zu handeln waren. Aber der Versuch mißglückte, weil mehrere einflußreiche republikanische Mitglieder nicht gewillt waren, den Weg für die neue Administration zu ebnen. Vor seiner Abreise nach Washington brachte Herr Villard den letzten Nachmittag bei Herrn Cleveland zu und plädierte zum letzten Male für eine Extrasitzung. Alles was nach mehrstündigem Parlieren erreicht wurde, war eine Aufforderung Clevelands an Herrn Villard, nach Washington zu kommen und dem neuen Kabinett seine Argumente vorzubringen, und ein Versprechen, daß, wenn das Kabinett sich zu einer Extrasitzung bereit erklären sollte, solche alsbald anberaumt werden würde. Herr Villard tat wie ihm geheißen, wohnte der Inauguration bei und traf mit allen Kabinettsmitgliedern, ausgenommen Herrn Olney, in einem der Salons im Arlington Hotel zusammen. Herr Villard vertrat seine Sache so energisch wie er vermochte, doch wurde ihm im Laufe der Diskussion klar, daß nur der Sekretär des Ackerbau-Departements unbedingt zugunsten der Goldwährung war, wohingegen die übrigen Mitglieder entweder Anhänger der Doppelwährung waren, oder die Frage nicht gründlich genug verstanden, um sich ein Urteil zu bilden. Folgenden Tages erklärte er Herrn Cleveland, er sei überzeugt, daß das Kabinett gegen eine Extrasitzung stimmen werde. Deshalb halte er seine Mission für beendet und werde sich nach Hause begeben. Noch einmal ward ihm die traurige Genugtuung, zu erleben, das alles, was er bezüglich der bevorstehenden Panik und des Schicksals der Clevelandschen Administration prophezeit hatte, in Erfüllung ging.

Die Tätigkeit während der Wahlkampagne des Jahres 1892 nahm die Aufmerksamkeit des Herrn Villard in solch hohem Grade in Anspruch, und seine Agitation zugunsten der Goldwährung hatte ihn seinen Pflichten gegenüber seinen Gesellschaften so sehr entrückt, daß er deren Lasten kaum fühlte. Dies veranlaßte ihn, seinen geplanten Rücktritt von der Verwaltung aufzuschieben, doch gab er anfangs 1893 bekannt, daß er fest entschlossen sei, zurückzutreten. Seine letzte Handlung als Vorsitzender der Northern Pacific war die Errichtung einer Kollateral-Trust-Hypothek zwecks Fundierung der schwebenden Schuld, an welcher

er selbst einen beträchtlichen Anteil hatte. Sein formeller Rücktritt wurde von dem Verwaltungsrat der Northern Pacific erst in dessen Versammlung am 21. Juni 1893 akzeptiert, sollte aber erst am 19. Juli in Kraft treten, bei welcher Gelegenheit, wie zur Zeit seines ersten Rücktrittes, der Anerkennung seiner Verdienste um die Gesellschaft in Form eines für ihn höchst schmeichelhaften Beschlusses Ausdruck gegeben wurde. Seine Resignation vom Verwaltungsrat der North American Co. wurde erst im Juni des Jahres 1893 angenommen.

Trotz der Entlastung von allen amtlichen Verbindlichkeiten empfand Herr Villard schwer den Druck seiner Befürchtungen bezüglich des Schicksals der Northern Pacific. Die herannahende Katastrophe schien unvermeidlich. Mit Bestimmtheit sah er voraus, daß mit einer allgemeinen Krisis im Jahre 1893 auch das Schicksal der Northern Pacific besiegelt sein würde. Dafür sprachen die sich schnell vermindernden Einnahmen, die zunehmende Lähmung der Silberproduktion und die rapid sich verbreitende Geschäftslosigkeit im ganzen Lande. Auch war es ihm klar, daß der Zusammenbruch dieser Gesellschaft für ihn von neuem Vertrauensmangel, Verleumdung und Schmähungen im Gefolge haben würde. In der Tat, das Schicksal war grausam, denn es sollte ihm nicht erspart bleiben, das Schreckliche nochmals durchzumachen und eine so schwere Züchtigung dafür zu erhalten, daß er wiederum in solch loyaler Weise sein persönliches Geschick mit der vom Unglück verfolgten Gesellschaft verknüpft hatte. Da er einen Ausfall der Coupons für unvermeidlich hielt, so riet er dazu, dies in den ersten Tagen des April bekannt zu geben, aber die Beamten hofften noch immer auf eine günstige Wendung und brachten es auch dahin, daß der April-Coupon bezahlt wurde.

Anfangs des Jahres 1893 ward ihm eine neue temporäre Beschäftigung, die sich für ihn, so lange sie währte, weit schwerer erwies, als er bei deren Annahme gedacht hatte. Auf seinen Antrag ernannte die New Yorker Handelskammer ein Komitee, dessen Vorsitzer er wurde, welches geeignete Vorbereitungen zum Empfange der Fremden zu treffen hatte, die von der Bundesregierung zum Besuche der Columbus-Weltausstellung als Gäste der

Nation geladen worden waren. Zu diesen Gästen zählte die Prinzessin Eulalia, als Vertreterin der Königin von Spanien, der Herzog von Veragua, ein direkter Nachkomme Columbus', dann des Herzogs Familie, sowie die Offiziere ausländischer Geschwader, die sich an der großen internationalen Flottendemonstration im New Yorker Hafen beteiligten. Als Herr Villard seinen Posten als Vorsitzer des Komitees antrat, machte er die Wahrnehmung, daß der Kongreß in seiner ersten Sitzung zwar Einladungen an die Gäste im Namen der Nation erlassen, nicht aber für eine geeignete Geldbewilligung zu diesem Zwecke gesorgt hatte. Da im März die Demokraten sowohl bei der Regierung als auch im Kongreß ans Ruder kommen sollten, so geschah seitens des Appropriationskomitees des Kongresses, das sich überwiegend aus Republikanern zusammensetzte, aus offenbarer Parteitücke gar nichts, um die neue Administration in den Stand zu setzen, die von der früheren versprochene Gastfreundschaft der Nation auch auszuüben. Herr Villard wandte sich an Herrn Cleveland und machte diesem klar, in welch peinliche Situation die Regierung geraten müsse, falls zum Empfang der Gäste kein Geld vorhanden wäre. Auf sein Ersuchen begab sich Herr Villard mit Briefen von Herrn Cleveland nach Washington, um einer derartigen Schmach vorzubeugen. Er setzte dem Staatssekretär Foster die Sachlage auseinander und drang darauf, daß dieser die Angelegenheit vor das Appropriationskomitee bringen müsse, was Herr Foster auch tat; gleichzeitig setzte er sich auch mit dem Komitee in der Sache persönlich in Verbindung. Die Kürze der Zeit aber und politische Eifersüchteleien machten irgendwelche Handlung unmöglich, und der Kongreß vertagte sich tatsächlich, ohne auch nur einen Dollar zu bewilligen, so daß der neuen Administration nur der Notfonds des Staatsdepartements zur Verfügung stand, welcher eigentlich für andere Zwecke bestimmt war und welchem das Geld hätte entnommen werden müssen. Herr Villard sah nur zwei Auswege, um einen internationalen Skandal zu verhüten. Entweder müßte auf einem Privatsubskriptionswege eine ansehnliche Summe Geldes aufgebracht oder auf den finanziellen Beistand der Stadt New York gerechnet werden. Ersteres übernahm Herr Villard selbst, und zwar mit Erfolg. Eine weitere

Summe im Betrage von $ 100000 wurde, dank den Bemühungen demokratischer Freunde, aufgebracht, die gerade noch zur rechten Zeit die Legislatur des Staates New York zur Annahme eines diesbezüglichen Spezialgesetzes veranlaßten. Auf diese Weise wurden die Auslagen für die große Straßenparade, für das Bankett im Waldorf-Hotel, für den Ball im Madison Square Garden und die anderen gastlichen Veranstaltungen bestritten. Wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, fiel auch hier die Hauptlast auf den Vorsitzer des Komitees, so daß Herr Villard Tag und Nacht wochenlang angestrengt arbeiten mußte, um das von ihm selbst zusammengestellte Festprogramm glücklich durchführen zu können. Eine Erfahrung aber hatte er gemacht, und das war die, daß, so bereit auch die Amerikaner sind, Gastfreundschaft zu üben, sie wenig mit Ausländern zu tun haben wollen, die ihrer Sprache nicht mächtig sind.

Herr Villard besuchte die Weltausstellung in Chicago, die denn auch nicht verfehlte, den tiefsten Eindruck auf ihn zu machen, und ihn mit Bewunderung für diesen großartigen Triumph amerikanischen Unternehmungsgeistes erfüllte. Nach seinem Dafürhalten war Ähnliches zuvor niemals geleistet worden und würde auch in Zukunft nicht mehr erreicht werden. Viele Wochen brachte er auf dem Ausstellungsplatze zu, am Tage sowohl, als auch des Abends, ohne all den Sehenswürdigkeiten gerecht zu werden. Seinem Aufenthalte daselbst wurde jedoch Mitte Juni ein plötzliches Ende gemacht, als er von dem Präsidenten der Northern Pacific ersucht wurde, sich ungesäumt nach New York zu begeben, eine Aufforderung, welcher er alsbald entsprach. Wie er erwartet hatte, handelte es sich um die Zahlung des Juli-Coupons. Inzwischen war die Panik in Wallstreet und im gesamten Lande in ihrer ganzen Macht ausgebrochen. Eine außerordentliche Geldknappheit hatte sich bereits fühlbar gemacht, und ungeheure Provisionen — die Raten betrugen häufig hundert Prozent — wurden für Anleihen berechnet. Herr Villard protestierte gegen die Zahlung des Coupons, welche nicht ohne die Anleihe einer großen Summe Geldes zu hohen Kosten möglich gewesen wäre — eine Maßregel, die nur momentane Aushilfe versprach —, aber man nahm seinen Rat nicht an, und

die Couponzahlung begann mit nicht viel mehr als der Hälfte der erforderlichen Summe von $ 1500000. Wie vorauszusehen war, wurde das Fallissement nur auf wenige Wochen hinausgeschoben, und Mitte August wurden für das gesamte Bahnsystem Massenverwalter ernannt.

Die Deutsche Bank, welche den größten Teil der jungen Bonds im Besitze hielt, die am meisten durch die Suspendierung der Zinszahlungen affiziert waren, war moralisch verpflichtet, ihr Bestes zum Schutze der Bondsbesitzer zu tun. Da Herr Villard seinen Anteil an der Verantwortlichkeit hatte, so hielt er es für seine eigene Pflicht, für die Ernennung solcher Massenverwalter zu sorgen, deren Charakter und Erfahrung dafür bürgte, daß die Gesellschaft möglichst bald ihrer schwierigen Lage entrissen werde. Damit hatte er auch Erfolg. Er erkannte gleichfalls die Notwendigkeit einer sofortigen und energischen Organisierung einer Majorität der Bondsinhaber in Deutschland unter Führung der Bank. In diesem Sinne kabelte er an letztere, bemerkend, daß der Zusammenbruch der Northern Pacific unvermeidlich wäre, und daß es dringend nötig sei, ein starkes, freundlich gesinntes Komitee zu ernennen, welches alsbald eine mit unbegrenzter Vollmacht ausgerüstete Delegation nach New York sende, um eventuell mit einem amerikanischen Komitee, das in diesem Falle zu ernennen wäre, gemeinsame Sache zu machen. Mit dieser Empfehlung erklärte man sich einverstanden, und im Oktober traf die Delegation mit Herrn Georg Siemens, dem Hauptdirektor der Bank, an der Spitze, in New York ein. Vorerst hatte Herr Villard einem Zirkular höchst beleidigenden Inhalts zu begegnen, das von der Bank in der ersten Aufregung an deren Bondsinhaber ausgeschickt worden war. Herr Villard verlangte Widerrufung dieses Zirkulars und damit auch eine entschuldigende Richtigstellung der darin enthaltenen falschen und ungerechten Angaben hinsichtlich der Bahnverwaltung, aus welcher deutlich ersichtlich war, daß man ihn für alles dies zum Sündenbock machen wollte. Dieses Zirkular wurde denn auch widerrufen, und die Richtigstellung der Tatsachen fand eine weitere Verbreitung in Deutschland, als das Zirkular selbst. Nachdem Herr Villard der Delegation die Sachlage

auseinandergesetzt, ihr die nötigen Maßnahmen vorgezeichnet und die Organisierung eines amerikanischen Komitees eingeleitet hatte, erklärte er, er habe im Interesse der Bondsinhaber das Möglichste getan und werde sich gänzlich von den Geschäften der Northern Pacific zurückziehen, um mehrjährigen Aufenthalt im Auslande zu nehmen. Mit letzterer Ankündigung aber war die Delegation durchaus nicht einverstanden, vielmehr bestand sie darauf, daß Herr Villard im Lande verbleibe und aktiven Anteil an der Reorganisierung der Gesellschaft nähme. Hierauf entgegnete er, daß in Anbetracht seines Fehlschlages im Jahre 1883 und der gegenwärtigen Krise seine Brauchbarkeit als finanzieller Ratgeber und Leiter tatsächlich zu Ende sei und daß seiner festen Überzeugung nach infolge der heftigen, bereits begonnenen Angriffe auf ihn es dem Komitee zum Nachteile gereichen müsse, würde er an dessen Beratungen hervorragenden Anteil nehmen.

Nach einigen aufregenden Szenen wurde sein Vorhaben gutgeheißen, vorausgesetzt, es fände sich ein geeigneter Vertreter für den Posten eines Vorsitzers des amerikanischen Bondsinhaberkomitees. Dieser Vertreter müsse imstande sein, das verbindende Glied zwischen dem genannten und dem deutschen Komitee zu werden, und gleichzeitig auch als Vertrauensberater der Bank dienen. Herr Villard empfahl Herrn Edward D. Adams als solchen und nach einiger Verzögerung wurde Herr Villard von den Delegaten ermächtigt, die Stelle dem Manne seiner Wahl anzutragen. Herr Adams zögerte anfangs, ließ sich aber schließlich überreden, den Posten anzunehmen. Der Hauptanteil, welchen Herr Adams an dem glänzenden Erfolge der Reorganisierung der Gesellschaft hatte, stellte ihm das beste Zeugnis aus, und die Verwalter der Bank dankten später in Berlin Herrn Villard dafür, daß er ihnen Herrn Adams empfohlen hatte. Das Resultat der Reorganisierung war ein derartiges, daß niemand von denen, die im Besitze von Wertpapieren der Gesellschaft waren, schließlich etwas einbüßte. Dies war Lohn genug für Herrn Villard, der infolge des Zusammenbruchs der Northern Pacific vielfach persönlichen Unannehmlichkeiten ausgesetzt war, wie er dies vorausgesehen hatte. Die bitteren Feinde, die ihm, wie in solchen Fällen üblich, erwachsen waren,

ahmen nun die Gelegenheit wahr, sich zu rächen. Er und seine Issociés in der Kreierung der Chicago & Northern Pacific (Terminal) Lompany wurden von der Presse beschuldigt, für sich Millionen von Dollars aus der Sache herausgeschlagen zu haben, und ein leiner Aktionär wurde sogar dazu gewonnen, einen Prozeß bejufs Rückerstattung der angeblich unehrlich erworbenen Gelder anzustrengen. In seiner Antwort auf die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen stellte Herr Villard diese aufs entschiedenste in Abrede, und seine Abwehr war so vollständig, daß in der Angelegenheit keine weiteren Schritte getan wurden.

Im November 1893 reiste Herr Villard mit seiner Familie, ausschließlich des ältesten Sohnes, direkt nach Gibraltar. Zunächst bereisten sie Spanien und setzten dann nach dem nördlichen Afrika über. Dort besuchten sie Melilla, Oran, Blida, Algier, Philippeville, Constantine, Biskra, die berühmte Oase in der Sahara, und erreichten Tunis Mitte Januar 1894. Von dort aus ging die Reise nach Sizilien, und Ende desselben Monats nahmen sie in Neapel Schiffspassage nach Ägypten. Dort brachten sie zwei Monate zu und machten die übliche Niltour. Von Ägypten begaben sie sich nach Griechenland und dann nach Konstantinopel. Im April trafen sie zu längerem Aufenthalt in Wien ein. Den Sommer brachten sie in Tirol und am Bodensee zu, sowie in der mittleren Schweiz und am Genfer See. Im Oktober begab sich die Familie über den Mont Cenis nach Italien und besuchte die wichtigsten Städte von Turin bis Neapel. Während seines Aufenthalts in Florenz anfangs Dezember erhielt Herr Villard einen Brief von seinem Associé in der Verwaltung der Northern Pacific, Thomas F. Oakes, einem der drei Massenverwalter, in welchem dieser ihm mitteilte, er sei in Paris eingetroffen und wünsche eine Unterredung mit ihm. Herr Villard entschloß sich zur Reise dahin.

Seitdem er Amerika verlassen, hatten sich, soweit die Northern Pacific-Bahnangelegenheiten in Betracht kommen, Dinge zugetragen, welche Herrn Villard persönlich derartig berührten, daß er die Einzelheiten genauer kennen zu lernen wünschte als dies auf der Reise möglich war. Seit der Jahreswahl, welche der

Ernennung der Massenverwalter gefolgt war, wurde die Northern Pacific von Männern kontrolliert, welche der früheren Verwaltung sehr feindlich gesinnt waren. Dieselben hatten Anfangs des Jahres 1894 im Bundes-Kreisgericht, von dem die Ernennung der Massenverwalter ausgegangen war, gerichtliche Schritte gegen Herrn Oakes und Herrn Villard eingeleitet. In den betreffenden Akten beschuldigten sie die genannten Herren, aus dem Bau diverser Zweigbahnen bedeutenden persönlichen Nutzen gezogen zu haben, und verlangten, daß besagter Gerichtshof die Angelegenheit untersuche. Dieses Gesuch wurde seitens des Gerichtshofs bewilligt, ohne daß Herrn Villard Gelegenheit gegeben war, sich gegen die wider ihn erhobenen Anschuldigungen zu verteidigen. Eine Beweisaufnahme wurde gleichzeitig angeordnet.

Alles dies erfuhr Herr Villard erst, nachdem er in Wien eingetroffen. Unmittelbar hierauf hatte er per Kabel und auch brieflich darum nachgesucht, daß ihm eine gerichtliche Vorladung zugestellt werde, doch war dies nie geschehen. Herr Villard hatte erwartet zu hören, daß ein weiteres Verfahren eingestellt worden, aber zu seinem nicht geringen Erstaunen und zu seiner Entrüstung wurde ihm in der Schweiz mitgeteilt, daß Herrn Oakes Name auf gerichtliche Veranlassung von der Klageschrift zurückgezogen, dahingegen aber gegen ihn ein gerichtliches Verfahren eingeleitet worden war, um ihn zu zwingen, den angeblich unrechtlich erworbenen Profit in Verbindung mit dem Bau der Northern- & Pacific- und Manitoba-Zweigbahnen nach Winnipeg zurückzuerstatten. Unter der Annahme, daß die Gerichte die Prozessierung anordnen werden, wünschte er sich mit Herrn Oakes ins Einvernehmen zu setzen.

Nach seiner Rückkehr von der Schweiz traf er am 17. Dezember in München wieder mit seiner Familie zusammen. Dort wohnten seine Schwester und deren Gatte, ebenso mehrere andere Verwandte, sowie ein großer Kreis persönlicher alter Freunde. Herr Villard hatte die Massenverwalter benachrichtigen lassen, daß er jederzeit bereit sei, einer Vorladung, gleichviel welcher Art, Folge zu leisten. Daraufhin wurde ihm offiziell mitgeteilt, daß ein Prozeß gegen ihn angeordnet worden, doch habe man es für

angemessen gehalten, sich vorerst an ihn um gewisse Informationen zu wenden. Er beschloß, sich in Person einzufinden, und benachrichtigte die Massenverwalter Anfangs Mai im Jahre 1895, daß er zurückgekehrt sei und ihnen zur Verfügung stehe. Darauf folgte ein Briefwechsel zwischen ihm und denselben, doch geschah in der Sache nichts bis zum folgenden Winter, als die Gerichte von neuem einen Prozeß anordneten, welcher hierauf begann. Über das erste Stadium hinaus aber gingen die Verhandlungen nicht, nämlich die Einreichung der Klageschrift und die Gegenschrift des Beklagten. So blieb der Fall in der Schwebe bis nach der Reorganisierung der Northern Pacific und der Entlassung der Massenverwalter. Herrn Villard wurde alsdann die vollständige Genugtuung dadurch zuteil, daß die gegen ihn vorliegende Klage ohne sein Dazutun als unbegründet zurückgewiesen wurde. Gleichzeitig wurde ihm von denen, die die Reorganisierung zustande gebracht, den Herren E. D. Adams, Francis Lynde Stetson und C. H. Coster, schriftlich erklärt, daß nicht das geringste Beweismaterial gegen ihn vorgelegen, was die Anklage gerechtfertigt hätte. Hier sei gleichzeitig bemerkt, daß nach der außerordentlich gründlichen von den Gerichten angeordneten Untersuchung der Bücher der Northern Pacific-Bahngesellschaft der Nachweis erbracht wurde, daß auch nicht ein Dollar der Gesellschaft zu unlauteren Zwecken verwendet worden war.

Als Herr Villard vor seiner Abreise nach Europa im Jahre 1893 seinen festen Entschluß kund gab, sich gänzlich ins Privatleben zurückzuziehen, schien es seinen meisten Freunden unverständlich, wie ein Mann, der an solch große Geschäftstätigkeit gewöhnt war, von nun an nur der Ruhe leben könne. Diese Skeptiker erwarteten, er werde nach seiner Rückkehr im Jahre 1895 wieder seine Tätigkeit in Wallstreet aufnehmen. Aber sie kannten ihren Mann schlecht. Allerdings hatte er ein kleines Bureau im Finanzviertel und wahrte seine Interessen als Sekuritäteninhaber in der North American Co. und in anderen Korporationen, an denen er jahrelang beteiligt gewesen, aber aufs entschiedenste lehnte er es ab, wieder ein Direktor oder Beamter irgend einer dieser Gesellschaften zu werden. Stets aber

war er bereit, diesen mit Rat und Geld an die Hand zu gehen. Drei Gründe waren es, die ihn veranlaßten, sich von den Geschäften zurückzuziehen: zunächst seine zunehmende Taubheit, dann war er nicht länger gewillt — und er hatte in dieser Beziehung nur zu bittere Erfahrungen gemacht — Undank zu ernten, und er lehnte es daher ab, direkt oder indirekt für die Gelder anderer verantwortlich zu sein. Der dritte Grund waren die Opfer, welche er infolge seiner Gewohnheit gebracht, unerfahrenen Verwandten und Freunden beider Geschlechter bei der Anlage ihrer Gelder behilflich zu sein. Seine Güte und Generosität ließen ihn, wenn er jemandem einen diesbezüglichen Rat erteilte, es stets als eine moralische Verpflichtung empfinden, etwaige Verluste gut zu machen. Daraus erklärt sich auch die Tatsache, daß er Hunderttausende von Dollars solchen Leuten zukommen ließ, die auf diese Weise Schaden erlitten hatten, namentlich durch Northern Pacific-Bonds.

Gegen die Versuchung, Wallstreet wieder zu betreten, war er durch eine andere Tatsache gestählt worden. Trotz seiner intensiven materiellen Tätigkeit in so langer Zeit hatte er niemals seine Vorliebe für ein Leben verloren, das höhere und edlere Ziele verfolgte — ein Leben, wie er es führte, ehe er Geschäftsmann geworden war. Diese Vorliebe wuchs mehr und mehr, nachdem er seine Freiheit zurückerlangt. Keinen Augenblick bedauerte er die von ihm angestrebte Zurückgezogenheit, vielmehr war er täglich dankbarer für die ihm nunmehr gewordenen Mußestunden, in denen er sich vornehmlich Studien und literarischen Arbeiten widmen konnte. Er beschäftigte sich mit Reformarbeiten und mit philosophischen Betrachtungen über die Ereignisse, die in unserer Zeit so rasch aufeinander folgen.

Für seine literarische Tätigkeit hatte er zwei Gebiete gewählt. Das eine hatte er längst betreten, ehe er sich noch von den Geschäften zurückgezogen. Nahezu zwanzig Jahre zuvor begann er mit seinen Memoiren und arbeitete daran, wenn die Zeit es ihm gestattete. Sobald er gänzlich Herr derselben war, vom Sommer 1895 bis zum Winter 1899—1900, da er ernstlich leidend wurde, widmete er sich andauernd denselben. Um sein Gedächtnis

aufzufrischen und sich aller Details seiner Erinnerungen als Kriegskorrespondent klarer zu werden, begann er ein eingehendes Studium der offiziellen Berichte, soweit sich dieselben auf die Schlachten des Bürgerkrieges zu Wasser und zu Lande bezogen, welchen er als Augenzeuge beigewohnt hatte. Diese Arbeit hatte für ihn etwas ganz besonders Anziehendes, indem die amtlichen Aufzeichnungen der Regierung nicht nur über die Operationen der nördlichen, sondern auch über die der konföderierten Armee berichteten. Zum ersten Male gewann er einen Überblick über das Ganze, und nicht bloß über die eine Seite der blutigen Schlachten des denkwürdigen Krieges. Ganz besonders interessant war es für ihn, die Genauigkeit der Angaben der loyalen Befehlshaber zu prüfen, diese mit denen ihrer Gegner zu vergleichen und sodann beider Angaben zu einer vollständigen, übereinstimmenden und faßlichen Beschreibung zu vereinen. Was er aus diesen Doppelquellen schöpfte, veranlaßte ihn, den Spielraum für die Schilderung seiner eigenen Erlebnisse weiter auszudehnen und vollständige Berichte über die großen Kämpfe zu schreiben. Er war unermüdlich im Vergleichen, Sichten und Prüfen des ihm zur Verfügung stehenden Materials, wobei er sich aller erdenklichen Quellen bediente, stets die strengste Unparteilichkeit im Auge behaltend. Viele Monate verflossen, ehe er seinen Schilderungen der Schlachten die Gestalt geben konnte, die ihn befriedigte. Als er die Arbeit einstellen mußte, war er nicht weiter vorgeschritten, als bis zum zweiten Tage der Schlacht bei Chattanooga. Seine nächsten Kapitel würden die Schlachten Grants in der „Wildnis“ und die Belagerung von Petersburg gewesen sein. Es war ihm sehr darum zu tun gewesen, diese späteren Episoden zu schildern, und er hatte zu diesem Zwecke abermals beide Schlachtfelder im Jahre 1897 wieder besucht, die er mit Hilfe der amtlichen Quellen und der Werke von Kriegsgeschichtsschreibern gründlich studierte.

Ein weiterer literarischer Plan war der, eine Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870—1871 zu schreiben. Zu diesem Zwecke hatte er zwei junge deutsche Historiker, die unter Leitung des Professors von Sybel ihre Studien gemacht, beauftragt, Material für ihn zusammenzutragen. Er gab jedoch die

Idee auf, nachdem er sich überzeugt, daß das zur Verfügung stehende französische Material nicht genügte, um die Geschichte des Besiegten ebenso vollständig und genau zu schildern, wie die des Siegers, für dessen Taten die reichlichsten Quellen zu Gebote standen.

Obwohl er sich an den öffentlichen Angelegenheiten nicht mehr aktiv beteiligte, so lag es doch nicht in seiner Natur, ein gleichgültiger Beobachter von wichtigen Geschehnissen zu sein. Seine Sympathien für alles, was das öffentliche Wohl betraf, wurden ebenso schnell und tief erregt wie ehedem, und im selben Grade bekundete er seine Entrüstung da, wo es sich um das Unrecht einzelner oder der Gesamtheit handelte. Er empfand es tief, daß die Aussichten auf eine Tarifreform in den letzten Jahren immer trüber wurden. Der Gedanke, daß durch sein Dazutun es möglich geworden war, in der „Evening Post“ beständig gegen öffentliche Mißbräuche jeder Art aufzutreten und unausgesetzt politische Reformen anzustreben, erfüllte ihn mit gerechtem Stolze, aber er wunderte sich nicht darüber, daß dem Lobe für solche Befürwortungen die schärfste Verurteilung folgte, sobald die „Evening Post“ der öffentlichen Verblendung entgegentrat, wie beispielsweise gelegentlich des ungerechten Krieges gegen Spanien. Dieser nationale Wahnwitz erweckte in ihm den heftigsten Widerstand, denn er sah sehr wohl voraus, welchen moralischen Niedergang, welch tödliche Wirkung auf alle Reformbestrebungen diese unselige Verirrung im Gefolge haben müsse. Er und seine Gattin vermochten das Kriegsgeschrei nicht länger zu ertragen, welches im Frühjahr 1898 ausbrach, und so gingen beide nach Europa, wo sie bis zum Friedensschlusse verblieben.

Abgesehen von dieser Reise ins Ausland brachte Herr Villard den Winter mit den Seinen stets in der Wohnung in New York und den Sommer auf dem prächtigen Landsitz in Dobbs Ferry am Hudson zu. Dort verblieb er bis zum Sommer des Jahres 1899, als er abermals eine Tour über die Northern Pacific-Bahn zu machen beschloß, die letzte, wie er ahnte. Die Reise dehnte sich bis nach Alaska aus, das er niemals zuvor Gelegenheit gefunden, zu besuchen, obzwar die Oregon Steamship Co. unter seiner ursprünglichen

Verwaltung mit Alaska Handelsbeziehungen angeknüpft hatte. Da er seit acht Jahren nicht mehr auf dieser Bahn gefahren war, so war er darauf vorbereitet, daß man im weiten Westen sich seiner nur noch flüchtig erinnern werde. Es war daher für ihn eine höchst angenehme Überraschung, als er sah, daß man überall von den Binnenseen bis zum pacifischen Nordwesten sich seiner und seines Wirkens lebhaft erinnerte. Überall wurde ihm der herzlichste Empfang seitens aller Schichten der Bevölkerung zuteil und er erneuerte eine Menge alter Bekanntschaften. Am angenehmsten berührte ihn der Empfang in der Staats-Universität in Oregon, in Eugene City, deren Wohltäter er gewesen war. Selbstredend interessierte es ihn, einen Vergleich anzustellen zwischen dem gegenwärtigen Oregon und Washington und den Territorien, die er vor 25 Jahren sah, als er zum ersten Male die pacifische Küste betrat. Beide Territorien hatten im Jahre 1874 eine Gesamtbevölkerung von nur 100000; jetzt aber hatte jeder der beiden Staaten eine Bevölkerung von einer halben Million Seelen. Die Bevölkerung von Portland war von 15000 auf 90000 gestiegen, die von Tacoma von 5000 auf 45000, die von Seattle von 6000 auf 65000 und die von Spokane von einigen Hundert auf 40000. In der Tat eine wunderbare Wandlung in einer Spanne Zeit, die einem Drittel eines Menschenlebens gleichkommt.

Herr Villard war von solch kräftiger Erscheinung, daß man ihn allgemein für einen vollständig gesunden Menschen hielt. Er war es jedoch nicht. Mehr als dreißig Jahre litt er an Rheumatismus und an der Gicht und hatte außerdem mehrere andere gefährliche Krankheiten durchzumachen. Nach dem Jahre 1896 wurde er von einem Herzleiden heimgesucht, auch hatte er einen leichten Schlaganfall. Sein ernster körperlicher Zusammenbruch begann im Jahre 1899. Er entschlief in Thorwood, am 12. November 1900.

Kein Amerikaner ausländischer Abstammung wußte das Privilegium, Bürger der Union zu sein, höher zu schätzen als Herr Villard. Er war sich völlig der unvergleichlichen Vorteile bewußt, welche sich in diesem Lande aus der freien Entwicklung

aller menschlichen Fähigkeiten ergeben. Niemals vergaß er, daß er selbst einer von denen war, dem diese Vorteile im höchsten Maße zuteil geworden, und er war sich stets bewußt, wie viel er seinem Adoptivvaterlande schulde. Aber trotz des Dankes und der Liebe, die er ihm entgegenbrachte, blieb er auch dem Lande seiner Geburt treu. Obwohl er nahezu ein halbes Jahrhundert in den Vereinigten Staaten seßhaft gewesen und durch und durch Amerikaner geworden war, blieb er stets ein echter Deutscher und war stolz darauf, es zu sein. Er sorgte dafür, daß alle Mitglieder seiner Familie seine Muttersprache erlernten, und machte dieselben auch mit seinen Verwandten und Freunden im alten Vaterlande bekannt. Die Familie lebte insgesamt zwölf Jahre, zu verschiedenen Zeiten, in Deutschland, und Herr Villard besuchte seine engere Heimat durchschnittlich alle zwei Jahre. Er erachtete es als eine heilige Pflicht, nach Kräften zum Besten seiner Landsleute in Amerika zu wirken, sowie zur Förderung intimerer Beziehungen beider Länder zueinander beizutragen. Er erfreute sich der persönlichen Freundschaft und des Vertrauens aller diplomatischen Vertreter Deutschlands in den Vereinigten Staaten von der Zeit Lincolns an, und war immer bereit, ihnen seine langen und vielseitigen Erfahrungen und seinen weiten Bekanntenkreis in Amerika zur Verfügung zu stellen. Es war stets seine Ansicht, daß beide Länder sich gegenseitig mit ihren besonderen Eigentümlichkeiten besser vertraut machen sollten, und dies veranlaßte ihn denn auch, im Jahre 1893 auf seine Kosten dreiunddreißig junge deutsche Handwerker, Literaten und Künstler zur Weltausstellung nach Chicago zu entsenden. Dieselben Motive bewogen ihn, in Thorwood an den Offizieren des deutschen Geschwaders, das sich an der internationalen Flottenparade im Frühling desselben Jahres beteiligte, Gastfreundschaft zu üben.









